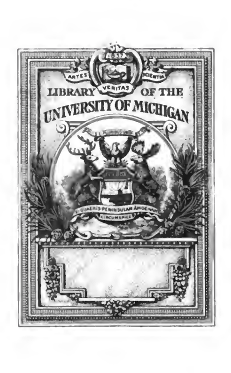



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Deutsch

(Janu

Be

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. –
Basel, Chr. Meyri. – Bern,
Karl O. Stolz. – Buenos-
(Venezuela), Alfred Rothe. –
Theodor Hoppe. E. J. Karow'
hagen, Andr. Fred. Hoest & So
– London. A. Siegle. Trübner
Mitau, Fr. Lucas. – Monte
Alexander Lang. Gutthoff'sche
New-York, Gustav E. Stechert.
Haar & Steinert. Sandoz &
Hofbuchhandlung. – Philadel
Brüggen & Co. – Riga, J.
Kelcher & Co. – Rotterdam,
Samson & Wallin. – Tannu
E. Niemeyer & Jughiromi. –
Preis.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band X.

(Januar — Februar — März 1877.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. C. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, C. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.



Inhalts-Verzeichniß

zum

zehnten Bande (Januar — März 1877).

Inhalts-Verzeichniß

zum

zehnten Bande (Januar — März 1877).

(Fortsetzung umstehend.)

An unsere Leser.

Die „National-Zeitung" brachte in ihrer Morgen-Ausgabe vom 1. Februar 1877 nachfolgenden Aufsatz aus der Feder des Reichstags-Abgeordneten Dr. Ludwig Bamberger:

Eine deutsche Revue des deux Mondes.

Fürst Bismarck soll vor einiger Zeit den Ausspruch gethan haben: die Deutschen seien weniger, als er gemeint hätte, vom Wunsche nach nationaler Einheit beseelt, und er fühle sich bestimmt, in seiner inneren Politik auch diese Thatsache zu berücksichtigen. Ob er sich genau so ausgedrückt, ob er überhaupt etwas Aehnliches gesagt hat? ich kann es nicht verbürgen, auch nicht vorhersehen, ob das Dictum in die Sammlung der ihm mit Recht oder Unrecht zugeschriebenen Sprüche Aufnahme finden wird. Nur so viel weiß ich: er hätte es sagen können und mit gutem Grunde. Bedenkt man, welche Wunder der Staats- und Kriegskunst geschehen mußten, um im Laufe weniger Jahre den starren Bann der deutschen Bundesverfassung zu brechen und das so lang erträumte und ersungene Reich herzustellen, so muß man bekennen: das Volksbewußtsein ist zurückgeblieben hinter der Gunst des Geschickes, oder zum mindesten es ist — nach einem ersten mehr lyrischen als politischen Aufschwung — wieder herabgesunken von der Höhe, auf welche die Ereignisse es erhoben hatten.

Die Triebe beschränkter Absonderung wuchern an tausend Stellen wieder auf, entweder unvermittelt aus ihren alten Wurzeln oder mit Erfolg gepflanzt und gehegt von jedem Gegner, dessen Zwecken es dient, daß der Schwamm den neuen Bau zerfresse. Wer über Deutschland gerade in diesem Augenblicke, nach eben vollzogenen Wahlen, das Auge schweifen läßt, könnte auf den gefährlichen Gedanken gerathen, daß unser Volk gegen sein eigenes Naturell zur Einheit gebracht worden sei, — und er könnte aus dieser Betrachtung den noch gefährlicheren Gedanken ableiten, daß die Natur immer wieder zurückkehrt, wenn sie auch mit Hilfe der größten politischen und militärischen Genies ausgetrieben worden. Wir stehen zur Zeit mitten in dem lebendigen Proceß, der allein die Antwort auf diese Fragen geben kann. Aber so viel ist gewiß, die Arbeit des Politikers muß heute wieder, zurückgreifend, da anknüpfen, wo wir nach 1867 und 1871 standen, als der selbst noch etwas optimistisch gestimmte Kanzler glaubte, das in den Sattel gehobene Volk werde fürder allein zu reiten verstehen.

Nicht einmal den leidigen Trost haben wir, daß nur die politische Talentlosigkeit des deutschen Naturells hier zur Geltung komme und durch die schulende Erfahrung allmälig ausgeglichen werden könne. Das Uebel sitzt tiefer und hält noch unsere gesammte Culturentwickelung zurück, in Handel und Industrie, in Kunst, Bildung, Sitte und Lebensgenuß. Allenthalben fehlt uns das Zusammenstimmen nach großen Maßstäben, durch welches allein die Kräfte der Einzelnen unter einander ausgewechselt und potenzirt werden; während derjenige die lebhafteste Anziehungskraft auszuüben hoffen darf, welcher irgend etwas bis dahin Gemeingültiges, beispielsweise im Kunstgeschmack, anzugreifen und ein Apartes an dessen Stelle zu setzen sich anheischig macht.

Man kann nicht einen Roman oder ein Stück machen, ohne Liebe einzuflechten, und keine allgemeine deutsche Angelegenheit besprechen, ohne mit dem Elend der Zersplitterung anzufangen. Es ist unser ewig Weh und Ach, und was auch die Gelehrten sagen mögen: das Meiste ist nur aus dem Punkte zu curiren!

Unermeßlich viel ist geschrieben worden und darunter Vortreffliches, um unsere Bildung — wie ich es kurz nennen will, obgleich das Wort schon zu viel anticipirt — mit derjenigen anderer Nationen zu vergleichen. Das Charakteristischste bleibt mir immer dieses: Bei uns stecken in den Winkeln Hunderte von Menschen, die mit ihren Wissens- und Gedankenschätzen in anderen Ländern und namentlich in Frankrei-

Leuchten der Schule, Herrscher der Gesellschaft wären. Aber nicht blos, daß Niemand sie kennt und sie Niemanden kennen, auch wenn man mit ihnen in Berührung kommt, gehört in zehn Fällen von zwölfen ein langanhaltendes Durchdringen dazu, um unter der bald harten, bald rauhen Schale den Inhalt zu erspähen und von demselben zu kosten. Das Alles hat bekanntlich auch seine gute, besonders seine rührende Seite, aber schließlich haben wir darin doch jenes Grundelement der Sprödigkeit zu erkennen, welches hindert, daß das in tausend Rinnsalen sickernde Leben der Nation zum breiten, schönen und mächtigen Strome werde.

Nicht ganz so starr und spröde wie unsere strenge Wissenschaft scheint sich unsere Kunst zu verhalten und jene eigene Mischung von Kunst und Wissenschaft, welche sich unter dem weiten Begriffe der Literatur zusammenfassen läßt. Hier ist das Schaffen schon von selbst mehr darauf angewiesen, nach Außen zu treten; aber legt man eben diese Aufgabe des sichtbaren Hinaustretens als Maßstab zu Grunde, so ergibt sich auch hier ein gleich großer Mißstand.

Die mechanischen Reibungen innerhalb einer von tausend Rissen zerklüfteten Gesammtheit zehren einen ungeheuren Theil der Kräfte und Leistungen der Einzelnen ungenossen auf.

Ein Anderes kommt hinzu. An den Franzosen, namentlich insofern sie als Typus demokratischen Gleichheitstriebes aufgefaßt werden, hat man als hervorstechenden Zug den **Neid** erkennen wollen. Vielleicht ist der Vorwurf nur aus der Beobachtung einzelner Schichten und Perioden gewonnen und könnte nach Zeit und Umständen von Land zu Land getragen werden. Dagegen wird die Beobachtung ergeben, daß dem Deutschen die Gabe des **Anerkennens** fehlt. Neidisch mag er nicht sein, aber Anerkennen geht ihm gegen die Natur. Auch hier hat die Enge des Lebens, wenn sie nicht Grundursache war, jedenfalls erst recht der natürlichen Anlage zur Entwickelung verholfen.

In Sachen der Industrie streitet man, ob die Geringfügigkeit gewisser Leistungen die Schuld der Producenten oder der Consumenten sei. Auf unserem — man verzeihe den Ausdruck — literarischen Markte setzt jedenfalls die Ungunst des Absatzgebietes der Production ungewöhnliche Hemmnisse entgegen. Während die Preßerzeugnisse Englands und Frankreichs, von der Zeitung bis zum Foliobande, in der ganzen Culturwelt gelesen werden, sind die Schriftwerke Deutschlands bis auf geringe Ausnahmen auf die Heimath angewiesen. Und nicht nur das: während sie im Auslande nicht mitconcurriren, concurrirt das Ausland im breitesten Maße mit ihnen auf ihrem eigenen Boden. Wir lesen englisch und französisch — in großen Kreisen so viel, stellenweise mehr, als deutsch. Und als ob damit noch nicht genug gethan wäre, übersetzen wir Alles, damit auch die Sprachunkundigen nicht zu kurz kommen. Dies gilt nicht blos von der schönen Literatur, sondern auch von der streng wissenschaftlichen. Mit Einem Wort: wir nehmen vom Ausland in allen Stücken Notiz; das Ausland thut uns gegenüber das Gegentheil.

Mit Retorsionszöllen läßt sich hierin glücklicher Weise kein Hilfsversuch machen. Aber abhelfen könnten wir doch um ein Erkleckliches, wenn wir nämlich mehr darauf bedacht wären, uns selbst einander zu nähern, indem wir auf gewissen literarischen Gebieten uns vor der Zersplitterung der Producenten und Consumenten heilen. Auch für unser Eindringen in das Ausland wäre dies von Werth, denn wie soll dieses sich über uns orientiren, so lange das Orientiren dem Inländer selbst schwer gemacht wird.

Die Popularisirung des Wissens ist mit geistvollen Einwendungen bekämpft worden. Aus dem Salongelehrten, der des Abends den Damen die Ergebnisse der neuesten mikroskopischen Forschungen erklärt, läßt sich ebenso leicht eine heitere Karrikatur machen, wie aus dem Publicum einer Provinzialstadt, welches sich auf sechs Abende eines Winters sechs Gelehrte verschreibt, um in sechs Stunden aus sechs Fächern das Wissenswürdige zu erfahren. Es hilft aber Alles nichts. Das Publicum und, will's Gott, auch das weibliche, wird fortfahren, seinen genießbaren Theil von Allem, was die Welt bewegt, zu beanspruchen. Und es werden sich auch immer Leute finden, hier zu befriedigen. Je bessere Leute aber sich dazu hergeben, desto besser! Keiner, der es gut zu machen versteht, ist zu gut dazu. Es gibt freilich

noch immer gelehrte Zünftler bei uns, welche es schon verdächtig finden, wenn Einer lesbares Deutsch schreibt.

Doch auch gerade gegen die Gefahren einer Ueberschwemmung der Gesellschaft mit wässerigem Dilettantismus, mit oberflächlicher Vielwisserei liegt der Sicherheitsdamm in der Concentrirung der Verbreitungsorgane. Ein Deutscher, der über die hervorragendsten Erscheinungen unterrichtet bleiben will, muß unzählige periodische Schriften verfolgen. Selbst wer gegen die encyklopädistische Richtung der Leute von Welt eingenommen ist, muß doch einräumen, daß eine solche Richtung jedenfalls nützlicher entwickelt wird durch Ein Centralorgan für Alle, als durch eine große Mehrheit solcher Sammelwerke.

Alles bisher Gesagte dient eigentlich nur zu schwacher Punktirung von Gedanken, die in's Breite ausgeführt werden müßten, um gewisse Seiten unseres gesammten Culturlebens in's volle Licht zu setzen. Doch für den Augenblick mögen diese leisen Andeutungen genügen, um den praktischen Satz vorzubereiten, den zur Anerkennung zu bringen es hier gilt. Deutschland braucht statt eines Dutzend von Revuen eine einzige. Nur dann erfüllt eine solche ihren Zweck, und nur dann ist dieser Zweck von hohem Werthe für das gesammte Leben der Nation, nicht blos für das literarische Leben, sondern für Wissenschaft, Kunst, Politik und gesellschaftlichen Verkehr. Die höchste und darum die wahre Bestimmung eines derartigen periodischen Sammelwerkes ist, daß alle Schriftsteller, die das beste, große Publicum zu haben verdienen, für das einzige Werk schreiben, und daß alle Leser, welche das beste für den großen Kreis Geleistete kennen wollen, nach demselben einzigen Werke greifen. Unter dieser Bedingung, aber auch nur unter dieser, kommen Leistung und Gegenleistung in das richtige Gleichgewicht. Daß nur unter solcher Voraussetzung ein gebührendes Honorar für ausgezeichnete Mitarbeiter auf die Länge bestritten werden kann, ist noch lange nicht das Wichtigste. Wie sehr ein Schriftsteller auf den Ertrag seiner Feder angewiesen sein mag, soweit er überhaupt frei über sich selbst verfügt, stellt er in seiner Empfindung das Bedürfniß voran: gelesen zu werden und zwar vom richtigen Publicum. Dies ist das Erste. Alles Andere knüpft sich von selbst daran. Wie viel Vortreffliches wird in Deutschland geschrieben, das nicht über einen Kreis von einigen hundert Menschen hinausdringt! Die „Revue des deux Mondes" hat selten mehr als mäßige Honorare gezahlt. Aber sie besaß doch immer die besten Kräfte, weil schon die Thatsache, daß man etwas für sie geschrieben, dem Schriftsteller und seinen Productionen eine neue Welt öffnete. Es war Grundsatz der Revue, daß der erste Beitrag, den sie von einem Schriftsteller aufnahm, ihr gratis gegeben werden mußte. Die Zulassung allein ward als genügendes Honorar angesehen.

Unzählige Mal ist in Deutschland versucht worden, ein ähnliches Unternehmen auf die Beine zu bringen. Noch nie ist es bis jetzt auf die Dauer gelungen.

Und gerade je schwerer es gelingen will, desto mehr ist der Beweis des Bedürfnisses geliefert. Jedem neuen Versuche muß sofort das aus so oft wiederholter Erfahrung entsprungene Mißtrauen begegnen, ob er nicht auch ein vergeblicher sein werde? Doch jeder neue Versuch verdient von Neuem die lebhafte Theilnahme der Schriftsteller und des Publicums, sofern er die Aussicht auf ein besseres Endresultat eröffnet. Die active Theilnahme der Schriftsteller ist vielleicht noch wichtiger, als die passive der Leser. Wenn Männer der Wissenschaft, wie Helmholtz, Zeller, H. v. Sybel, Max Müller (ich nenne nur aus dem Gedächtniß) sich bereit finden, für eine eben entstehende Revue zu schreiben, so leisten sie ihr einen unschätzbaren Dienst für den Versuch, auf die Höhe ihrer Aufgabe sich emporzuschwingen; und es ist anzunehmen, sie thun dies gerade im Bewußtsein dieses Verdienstes und mit der vorherrschenden Absicht auf diesen Erfolg.

Es hat aber auch sein Bedenkliches, einem solchen neuen Unternehmen das Wort zu reden, vornehmlich aus zwei Gründen. Zunächst hat Jeder nach einigem Umhertreiben in dieser Welt des Kampfes und der unzulänglichen Kämpfer die Erfahrung gemacht, daß es kaum etwas Unklugeres gibt, als für Andere einzustehen, seien es nun Personen oder Collectivwesen. Es ist schon gerade Aufgabe genug, für sich selbst einzustehen. Man hat das zukünftige Gebahren des Empfohlenen nicht in der

Hand und macht in neun Fällen von zehn zu spät die Entdeckung, daß man — allen Lehren und aller Skepsis zum Trotz — doch all' sein Lebtag naiv bleibt. Aber es gelingt auch nichts, was des Lebens werth wäre, ohne etwas Wagen. „Erst wägen, dann wagen", ist der feine Wahlspruch unseres großen Feldherrn. Schade, daß man das Wort nicht nachsprechen darf, weil die Genialität seines Eigners jede Annäherung verbietet. In Summa kommt es darauf an, zu wissen, daß und was man wagt, und hier ist mir sehr wohl bewußt, daß es unbesonnen wäre, auf den ersten Anlauf deutscher Verleger und Herausgeber eine feste Burg zu gründen. Dieser Weg zur Hölle ist mit Makulatur gepflastert. Indem ich der „Deutschen Rundschau" das Wort rede, möchte ich unter die Unterschrift die bekannten vier Buchstaben setzen, mit welchen nach französischem Gesetz alle sich auf ihr Erfindungspatent berufenden Fabrikanten ihre Waare zu stempeln haben: S. g. d. g., d. h. sans garantie du gouvernement.

Das zweite Bedenken entspringt aus der unvermeidlichen Angriffstendenz, welche gegen andere ehrenwerthe Zeitschriften mit der Begünstigung der Einen von selbst gegeben ist. Zumal wenn diese Bemühung eingestandener Maßen von centralistischer Ansicht ausgeht. Das ist doppelt schmerzlich, wenn man mit vielen dieser Zeitgenossen (wie es die Engländer nennen) auf dem besten, zum Theil auf freundschaftlichem Fuße lebt. Aber was hilft's? Ordnung muß sein! Es gibt unter den bestehenden manche, die eine lange und ehrenvolle Geschichte hinter sich haben und die in ihrer Besonderheit weiter bestehen würden, auch wenn die „Rundschau" es zur Hegemonie brächte. Der Absatz der meisten ist so bescheiden, daß es kaum lohnte, sie der Erbschaft wegen umzubringen. Jede von ihnen allen mag die schönsten Tugenden besitzen: Ihr Verbrechen besteht darin, daß keine die einzig vorherrschende geworden ist.

Und was nun jene oben definirte oberste Bestimmung einer Revue betrifft, so hat vor zwei Jahren die „Deutsche Rundschau" in ihrem Programm dieselbe in klaren Worten sich vorgesetzt, sogar in der Fleischfarbe ihres Umschlags versinnlicht. Sie hat sich nicht gescheut zu bekennen, daß ihr die großen Revuen Frankreichs und Englands zum Vorbild dienen sollen. Sie hat ganz recht daran gethan. Wir haben in der Organisation unseres Lebens noch viel von den Nachbarn zu lernen. Sie hat auch die Sache mit solchen Mitteln angegriffen, welche ihr die unentbehrliche finanzielle Grundlage geben. Sie hat keine Anstrengungen gescheut, um ihre Versprechungen zu erfüllen. Noch bleibt viel zu thun, und ihr dies coram publico vorzuhalten, ist die Absicht dieser Zeilen. Denn sie hat ihre Sache bereits soweit gebracht, daß es weniger vom Publicum als von ihr abhängt, ob sie das Ziel erreicht, und vor Allem, ob sie sich am erreichten Ziele festsetzen wird oder nicht.

Denn — das ist das Charakteristische bei uns: an munter und geschickt begonnenen Unternehmungen hat es nie gefehlt. Sie finken nur bald wieder herab, theils weil den Unternehmern selbst mit dem ersten Erfolg zu rasch der Appetit nach Gewinn kommt, theils weil der fremde Brotneid hinter jedem Erfolge mit wohlfeileren Konkurrenzen herläuft. Beide Uebel sind charakteristisch für das ganze deutsche Gewerbsleben. Es fehlt noch an Ehrgeiz, das dauernd Gute mit Liebe zur Sache zu produciren. So wie die Kundschaft angelockt ist, denkt der Producent: sie werden nicht merken, wenn man ihnen auch etwas schlechteres gibt. Ich will sofort einen Beleg aus dem besonderen Fache geben, um das es sich hier handelt. Gar viele — ich will aus Vorsicht nicht sagen die meisten — unserer Wochen- und Monatsschriften bemühen sich unverkennbar, die ersten Lieferungen des Quartals mit besonders gewählten Leckerbissen auszustatten. Ist das Abonnement einmal erneuert, so mag der Rest mit durchgehen. Das ist so ein kleiner Zusammenhang mit der dunklen Seite unserer gewerblichen Praxis. Eine Publication, die nach Anstand, Würde, Großartigkeit strebt, halte sich fern davon! Avis au — redacteur!

Der geschäftverderbende Brotneid ist auch ein solcher Erbfehler. Man sollte es nicht glauben: er lieferte sogar eines der stillen Hindernisse bei der Durchführung unserer Münz- und Bankreform. Wenn Hans in seinem Kramladen das schlechte Geld nicht in Zahlung nehmen wollte, so sagte Nachbar Kunz: „Ihr Leute kommt zu mir, ich nehme all' die fremden Münzen und unterwerthigen Papiere weiter für

voll an." Dafür wog er ein bischen schlechter aus oder mischte etwas Holz unter den Zimmt. Was that's! Unser Publicum war's nicht besser gewöhnt und wollte mit dem alten Plunder wirthschaften. Noch heute ist das Elend nicht ganz überwunden, trotz Allem, was geschehen ist, um Ordnung zu schaffen.

Seitdem die „Deutsche Rundschau" Glück zu machen scheint, erwarte ich stündlich die Ankündigung des Programms einer „deutschen Umschau" oder eines „deutschen Rundblicks", welche um $2^1/_2$ Mark billiger abgegeben werden und noch ein Modebild dazu liefern. Haben doch „Gartenlaube" und „Daheim" den Geist der Verleger nicht ruhen lassen, bis als ein Drittes ein „Heimgarten" in die Welt gesetzt war!

Eine wesentliche Bedingung, um über die Verbreitungsgrenzen der früheren Zeitschriften hinauszukommen, suchte von vornherein die „Rundschau" dadurch zu erfüllen, daß sie die schöne Literatur mit der wissenschaftlichen grundsätzlich combinirte. Jedes Heft soll eine Novelle oder den Theil eines Romanes enthalten. Auch hierin hat sie sich die „Revue des deux Mondes" zum Vorbild genommen, auch hierin mit Recht. Wer hier Vieles bringt, wird nicht blos Jedem etwas bringen, sondern den höheren Nutzen stiften, Jedem Vieles näher zu bringen. Die „Rundschau" hat darin, wie in zahlreichen Stücken, einen schwereren Stand, als ihre französische Collegin. Wir haben eine Reihe hervorragender Novellisten. Aber das große Feld der ganzen Gattung gehört bei uns der Species des Romans. Auch die französische Revue bringt im Ganzen mehr Romane als Novellen, aber sie hat den für diesen Fall wichtigen Vortheil, daß sie alle vierzehn Tage erscheint. Ueber solchen kurzen Zwischenraum kann man mit Fortsetzungen hinaus kommen; über Monatsfrist läßt sich's zwingen, aber mit Schmerzen. Die „Rundschau" kann und soll vorerst nicht daran denken, öfter als jeden Monat zu erscheinen. Die Zersplitterung des deutschen Lebens gibt uns in allen Stücken mehr zu thun, als andern Menschenkindern, zwingt uns zu unsinnigem Zeit- und Kräfteverlust. Man denke nur an die Ueberbürdung mit etlichen fünfzig Kammern neben dem Reichstag — ohne vom andern zu reden! Wir vermögen nicht mehr als eine Revue im Monat zu lesen. Es kann auch der ganzen Gattung dieser Erzeugnisse nur förderlich sein, wenn die kurzgeschürzte Novelle gegenüber dem mit philosophischen Gesprächen ausgestopften Dreibänder noch mehr Aufmunterung erfährt.

Mit dieser Zusammensetzung der Hefte aus unterhaltendem und belehrendem Stoffe ist dem vorschwebenden Ideal einer Revue das Wesentliche nachgebildet. Dagegen wurde bis vor Kurzem in einem anderen nicht minder wichtigen Punkte von der Linie des Originals abgewichen. Die angesehenen Revuen des Auslandes bringen alle im einzelnen Heft nur längere Aufsätze. Zwei Bogen ist der richtige Umfang für einen solchen Beitrag, eher mehr als weniger. Die „Rundschau" hat in den ersten zwei Jahren mit Hilfe zahlreicher kleiner Beiträge erschreckend lange Register, Waschzettel möchte ich sagen, auf den Titel jedes Heftes gebracht. Aber das ist gar nicht ihr Beruf: dieselben Feuilleton-Artikel, die wir täglich in den Journalen und sonntäglich in den Wochenschriften lesen, noch einmal monatlich in einem dicken Band aufzustapeln. Von solcher Nahrung erhalten wir genug. Was wir brauchen, ist solidere Kost. Erfreulicher Weise hat die „Rundschau" in den neuesten Heften den besseren Weg eingeschlagen. Die Klage, daß die periodischen Schriften das Lesen und Wissen zersplittern und dem ernsten Buchstudium schaden, ist gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Aber sie kann von einer Revue, wie sie sein soll, zu einem guten Theil parirt werden. Gegen historische Darstellungen, die sich durch mehrere Lieferungen fortsetzen, ist nichts einzuwenden, ja sie bringen eher durch als dicke Bände. In der „Revue des deux Mondes" sind zahlreiche Geschichtswerke, welche in keiner Bibliothek fehlen, auf solche Weise nach einander veröffentlicht worden. Guizot, Michelet, Geffroy, Lanfrey, Gaston Boissier, Thierry und viele andere haben dieses Verfahren bei Werken, die zu ihren größten Erfolgen zählen, eingeschlagen. Die literarische und musikalische Kritik darf nicht fehlen, aber sie muß sich bescheiden, eine bloße Beigabe zu sein. Schon um deswillen, weil sie bei uns sonst gar leicht überwuchert. Die Revue, dem Buche möglichst nahe kommend, soll Stoff, nicht Urtheile liefern. Die Besprechungen theatralischer Aufführungen vollends (nicht die theatralischer Werke)

mögen am sparsamsten zugemessen werden. Bei der geringen Bedeutung, welche die Berliner Bühnen für das deutsche Kunstleben haben und zu haben beanspruchen können, würde in einem auch diesen Bereich umfassenden Programme eine Verkennung der Aufgabe liegen. Alles örtlich und täglich sich Abwickelnde trete in den Hintergrund. Es kann nicht genug darauf Nachdruck gelegt werden: die Arbeit einer Revue beginnt erst da, wo die der Zeitungen und Wochenblätter aufhört. Man kann fragen, wie sie sich zur Politik zu stellen habe? Im Anfang gab die „Rundschau" nach Analogie des französischen Organs ihren politischen Ueberblick am Schluß jedes Heftes. Die Sache hat sich nicht bewährt und wurde mit Recht verlassen. Auch die politischen Resumé's der „Revue des deux Mondes" genießen wenig Beachtung, seitdem der talentvolle Eugène Forcade, welcher sie zu großer Bedeutung erhoben hatte, todt ist. Ein selbständiger hervorragender Geist kann eben Alles werthvoll machen. Bei uns wäre sogar die Anstrengung eines solchen an solcher Stelle verloren, da das unentwickelte Staatsleben doch für die feinere Art der Einwirkung weder im Publicum noch viel weniger in der Regierung mit entsprechendem Gefühl begabt ist.

Im Ganzen ist es die Aufgabe der Leitung einer solchen Monatsschrift, das Gleichgewicht zwischen den Haupt-Elementen, aus welchen sie sich zusammensetzt, mit größter Sorgfalt fortwährend zu pflegen, und wenn etwas mit besonderer Aufmerksamkeit: die novellistischen Beiträge. Denn diese sichern den lebhaftesten Antheil des lebhaftesten und darum wichtigsten Publicums. Eine mit ernster Hingabe und feiner Kennerschaft geleitete Monatsschrift könnte in Deutschland in der Pflege der erzählenden wie der belehrenden Darstellungsgabe Dienste leisten von größter Bedeutung für unsere gesammte, im Punkte der Formschönheit so sehr mangelhafte Bildung.

Die „Rundschau" hat mit überraschend durchgreifendem Erfolg von vornherein ihren Weg gemacht. Auch den besten ausländischen Unternehmungen dieser Art ist es nicht so schnell geglückt. Alles kommt darauf an, daß sie, nicht zu früh siegestrunken, nach innerer Verbesserung zu ringen fortfahre. Bewahrt sie sich vor dieser Gefahr, dann bleibt noch dem Publicum die Aufgabe, vom nächsten Concurrenznachläufer, der unausbleiblich bevorsteht, sich nicht „ausspannen" zu lassen.

Die Uebersicht des Absatzes, welche die Verleger mit genauem Nachweis der Einzelheiten veröffentlicht haben, zeigt einen Verbrauch von 9000 Exemplaren für 1875, und dieser ist 1876 nach neuer Angabe auf 10,000 gestiegen. Aber diese glänzende Bilanz hat doch eine schwache Stelle. Unter den 9000 nach Ortskundschaft aufgeführten Exemplaren sind über 3000, die in's Ausland gehen, die stärksten Posten nach Rußland und nach Amerika. Der russische Consum mag zum größten Theil auf Rechnung unserer östlichen Nachbarn selbst kommen, die trotz ihres vorherrschend französischen Geschmackes in ihrer cosmopolitischen Bildung auch noch Platz genug für deutsche Studien übrig haben. Dagegen was Amerika und das übrige Ausland aufnimmt, dient ohne Zweifel wesentlich zur Befriedigung der daselbst wohnenden Deutschen. Diese Theilnahme an dem heimischen Geistesleben verdanken wir dem nationalen Selbstgefühl, welches die Ereignisse des letzten Jahrzehnts in unseren jenseits der Grenzen lebenden Landsleuten erweckt haben. Fern vom engherzigen und geistesbeschränkten Getriebe unseres Parteihaders, schöpfen sie mit ihrem Sinn für den deutschen Staat aus dem Ganzen und Vollen.

Immerhin bedeuten 5000 bis 6000 inländische Abnehmer eine Kundschaft, welche über die der bloßen Leseanstalten hinausgeht. Die Privathäuser, welche mehr als die Auslagen für eine „Gartenlaube" auf sich allein verwenden und sich eine Monatsschrift auf ihren eigenen Leib gönnen, sind jedoch noch immer nicht sehr zahlreich. Sechs ganze Mark im Vierteljahr, soviel kostet ja eine gute Flasche Wein oder ein Theaterbesuch. Man denke doch! Auch ist das, was unsere Nachbarn la vie de château nennen, dünn gesäet. Die Schloßbibliotheken sind bei uns mit der Literatur des vorigen Jahrhunderts oft gut ausgestattet. Die Fortsetzung aus diesem Jahrhundert fehlt. Der Geist der Aristokratie hat sich anderen Dingen zugewendet. Die Mäcene und Schriftsteller, die sie liefert, sind Ausnahmen. Unser behäbiges Bürgerthum geht auf Reisen. Selbst wenn man eine Villa am Rhein oder am Meere besitzt, hält es die Ungeduld und Badelust der Zeit nicht aus, länger als sechs Wochen

an einem Fleck zu bleiben. Man muß in den Briefwechseln der hohen französischen Gesellschaft der vierziger und fünfziger Jahre lesen, welche Rolle die „Revue des deux Mondes" spielte.*) Sie schlang ein geistiges Band um Alle. Sie war ein Rendez-vous für die Bewegung der Ideen, wo sich die Strebsamen von Nord und Süd begegneten. Man wird einwerfen, daß daraus auch Einförmigkeit der Anschauung, typisches Denken, sogar Modetichtung entsprang. Mag sein! Aber wenn die Franzosen von dieser Geistesgemeinschaft zu viel haben, so haben wir jedenfalls zu wenig davon. Man glaube übrigens nicht, daß es der „Revue des deux Mondes" leicht geworden, den Platz zu erobern, den sie jetzt einnimmt. Im Jahre 1829 gegründet, wie ihr Name besagt, für blos ethnographische Studien, ging sie 1831 in die Hände ihres neulich verstorbenen Herausgebers Buloz, eines Savoyers, über. Als er sie 1845 aus seinem persönlichen Eigenthum einer Commanditgesellschaft übertrug, wurde der gesammte Capitalwerth eingeschätzt auf 425,000 Franken. Bis gegen Ende der vierziger Jahre ging es nicht brillant. Und, setzen die Verehrer hinzu, so lange es ihr schlecht ging, war sie am besten. Das war die Zeit, da Mérimée, Ste. Beuve, George Sand, Villemain, Nodier den Stamm der Mitarbeiter bildeten. Neuerer Zeit ist sie ein wenig auf ihren Lorbern eingeschlafen — man könnte denken auf ihrem Geldsack. Denn welche Geschäfte hat die kleine Gründung seitdem gemacht! Ein Proceß, den jüngst die Pariser Gerichtszeitung brachte, bot mir zufällig Gelegenheit, einen Blick in diese Verhältnisse zu thun. Ein Actionär klagte gegen Herrn Buloz, den Geranten, daß er zuviel Geld in die Reserve lege und auch den Activbesitz des Unternehmens zu niedrig in dem Inventar veranschlage. Der alte Schlaukopf besaß nämlich das Recht des Rückkaufs zum Inventaransatz. Und es ergab sich in der That Folgendes: Den Actionären ist ihr Stammcapital schon in den sechziger Jahren vollständig zurückgezahlt worden. Sie bezogen seitdem ihre Dividenden, ohne einen Pfennig ausstehen zu haben. Und zwar 9 Procent im letzten Jahr. Doch neben Vertheilung solcher Dividenden hatte der Gerant eine kleine Sparbüchse angelegt, in der sich etwas wie 1,200,000 Franken befinden, etwa dreimal das Capital. Das kann auch nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß im Jahre 1875 das Betriebsergebniß war:

Einnahmen	1,027,189	Franken
Ausgaben	586,193	„
Ueberschuß	440,996	Franken.

Ich hoffe mit diesen Ziffern vor den Augen gehen die Gebrüder Paetel jeden Abend zu Bette, und das hindert sie, auf dem Profit von einigen tausend Thalern, die sie wahrscheinlich schon errungen haben, ruhig zu schlafen.

Wie es gemacht wurde? Mit vielem Nutzen werden Verleger und Herausgeber die Biographien des alten Buloz studiren, die aus Anlaß seines eben erfolgten Ablebens in den Blättern erscheinen. Die Nutzanwendung ergibt sich dann von selbst. Es war das Glück und das Verdienst des Herausgebers, daß kein Concurrenzunternehmen Fuß fassen konnte. Die „Revue" par excellence blieb eben die seine. Wenn einer anderen von einem Mitarbeiter Erwähnung gethan ward in der seinigen, so strich er sorgfältig das Wort „Revue" aus und nannte sie: „Recueil".

Buloz war kein Schriftsteller von Fach, er war literarischer Industrieller. Das war das Geheimniß; freilich nur, weil er zugleich mit einem unendlich scharfen literarischen Instinct begabt war. Ein Schriftsteller, der ein solches Unternehmen leiten will, muß seinem Handwerk, und besitze er es noch so gut, entsagen. Die Capellmeister, welche eigene Compositionen aufführen lassen, soll der Kukuk holen. Dagegen machte Buloz alle Correcturen selbst, und ein verkehrtes N konnte ihm eine schlaflose Nacht bereiten. Und von 1831 bis 1877 ist nie eines der alle zwei Wochen erscheinenden Hefte um eine Stunde zu spät fertig geworden. Doch ich will den

*) Dieser Aufsatz war bereits zum Druck fertig, als K. Hillebrand's Feuilleton über Buloz mir zur Hand kam. Trotzdem ich meinem competenteren Freunde in seiner Kritik der schwachen Seiten der „Revue" dem Wesentlichen nach beipflichten kann und seiner Autorität beipflichten muß, hat die Sache doch auch die starke Seite, welche ich hier herauskehre. L. B.

Biographen nicht weiter vorgreifen. Nur noch eines muß ich dem literarischen Herausgeber der „Rundschau", Herrn Julius Rodenberg, verrathen. Buloz war hart, unerbittlich in seinen Anforderungen. Er rühmte sich, den größten Autoren Striche gemacht zu haben. Nie hat Kameradschaft einen Artikel oder einen Satz durchgehen lassen. Keine Gefälligkeitskritik, noch weniger eine Freundschaftsnovelle. Nur die Sache und immer die Sache. Sic itur at astra. Und da Herr Buloz seinen Namen nicht auf den Titel, sondern nur in unscheinbarer Currentschrift unter die letzte Zeile der letzten Seite jedes Heftes setzte, so wird unser Herausgeber, der seine Verantwortlichkeit mit großen Lettern auf die Vorderseite des fleischfarbenen Umschlages schreibt, sich um so mehr derselben bewußt bleiben. Anspruchsvoll und hart soll er sein gegen sich, gegen seine Mitarbeiter und besonders gegen — seine Verleger!

Ludwig Bamberger.

Sowol die vielseitige Belehrung und freundliche Ermunterung, wie nicht minder die strengen Mahnworte, welche in vorstehendem Aufsatze uns zu Theil geworden, nehmen wir mit aufrichtigem Dank an und glauben von unserer richtigen Würdigung des Ganzen nicht besseren Beweis geben zu können, als indem wir es durch diesen Abdruck zur Kenntniß unserer Leser bringen. Bereicherung des Inhalts und Vermehrung des Umfangs der „Deutschen Rundschau" werden schon vom nächsten Hefte an den Lesern derselben zeigen, daß wir im Erfolge lediglich die Aufforderung zu neuen Anstrengungen erblicken. Beiträge haben zugesagt: Prof. Ernst Haeckel, Prof. H. Helmholtz, Prof. H. Hettner, Prof. Max Müller, Prof. W. Scherer, Prof. H. von Sybel, General von Hartmann, Dr. Ludwig Bamberger, Prof. L. Ehlert, Dr. Karl Frenzel, Berthold Auerbach, Franz Dingelstedt, Paul Heyse, Theodor Storm, Friedrich Spielhagen.

Zur Publication in den nächsten Heften liegen Beiträge vor von: Prof. Ferdinand Cohn, Prof. Ad. Ebert, Prof. W. Foerster, Prof. L. Friedländer, Prof. F. H. Geffcken, Prof. Ed. Hanslick, Prof. W. Henke, Dr. Fr. Kapp, Dr. W. Lang, Dr. Eduard Lasker, Dr. G. Nachtigal, Prof. L. Urlichs, Prof. Rud. Virchow, Prof. W. Wundt, Prof. E. Zeller.

Von den Novellen, welche wir außer der letzten der „Züricher Novellen" von Gottfried Keller bringen werden, nennen wir:

Und sie kommt doch! Erzählung von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch.

Im Hause der Väter. Novelle von Otto Roquette.

Eine neue Novelle. Von Rudolph Lindau.

Scheidung. Novellette von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen von Ernst Dohm.

Die Mitwirkung solch' ausgezeichneter Schriftsteller, von welchen viele noch bei neuester Veranlassung uns mit der ausdrücklichen Zusicherung ihrer werkthätigen Sympathie erfreut haben, legt uns — wir wissen es — die ernstesten Pflichten auf. Nicht minder sind wir durchdrungen von dem, was wir der Theilnahme unseres stets wachsenden Leserkreises schuldig sind. Die entscheidenden ersten Schwierigkeiten, an denen frühere Versuche, einen geistigen Sammelpunkt in einer deutschen Zeitschrift zu schaffen, gescheitert sind, glauben wir, mit gutem Grunde, glücklich überwunden zu haben. Wir vertrauen, daß es unseren festen Vorsätzen und standhaften Anstrengungen gelingen wird, allen noch bestehenden oder neuen Hindernissen zum Trotz das Errungene festzuhalten und unausgesetzt zu vervollkommnen.

Berlin, 15. Febr. 1877.

Der Herausgeber und die Verleger der „Deutschen Rundschau."

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Dritter Jahrgang. **Heft 4.** Januar 1877.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Jughirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung (W. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. Niemeyer & Jughirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

Literarische Rundschau:



Die Frau Marchesa.

Novelle
von
Paul Heyse.

An der schönen östlichen Küste des ligurischen Meeres, ziemlich genau in der Mitte zwischen Genua und La Spezzia, tritt ein steiles Vorgebirge, von herrlichen Pinien überschattet, in die blaue Seeflut hinaus, das Niemand, der vor Zeiten diese Straße zog, unbesucht ließ. Denn in dem Städtchen, das auf der Landzunge zwischen den breiten Buchten und weiter in das Thal hinein sich ausgebreitet hat, von Schiffern und kleinen Leuten bewohnt, hielten regelmäßig die Vetturine an, die von Süden oder Norden kamen, sei es nur um ihren Passagieren und Pferden eine Mittagsruhe zu gönnen, oder um hier für die Nacht Station zu machen. Dann stieg der Reisende die gepflasterten Gäßchen zu der Villa des Marchese Piuma hinan und wandelte durch die langen Gartenwege nach der Pinienhöhe, um dort unter wildem Gesträuch, Aloe- und Tamariskengestrüpp des unsäglich schönen Ausblickes auf das Meer zu genießen und dann an dem ehemaligen Castell und dem Friedhof mit den schwarz und weiß gestreiften Mauern vorbei den Niedersteig nach der anderen Seite zu suchen, wo vom Bergabhang drüben das alte Kapuzinerkloster zwischen Cypressen und Oelbäumen traulich herabsieht, unten die wunderliche verödete Kirche am Strande steht und die roth bemalte Wand des Hospitals und die weißgetünchten Häuser von Sestri sich in den ruhigen Wellen spiegeln.

Seitdem ein Schienenweg längs dieser berühmten Riviera di Levante hinführt, mit zahllosen Tunneln, zwischen denen man nur auf kurze Strecken einen fast traumhaften Blick auf die vielzerklüfteten Ufer mit weißen Städtchen und grauen Schlössern zu werfen vermag, ist das Vorgebirge von Sestri verödet und verschollen. Die hastigen neuen Menschen, die „Italien in fünfzig Tagen" kennen zu lernen wünschen, haben kaum für Das Zeit, was sie die Hauptpunkte nennen. Nur Solche, die noch aus den guten alten Tagen der Vetturine ein stilles Pinienheimweh nach dieser Küste gerettet haben, überschlagen hier etwa einen Zug, um die unvergeßlichen Bilder auf einem Rundgang über die sonnigen Höhen wieder

aufzufrischen. Es sind aber nicht so Viele, daß der Wirth des Albergo d'Europa dicht an der flachen, kieselschimmernden Meerküste seine Rechnung dabei fände. Ueber Haus und Hof und Garten breitet das Gespenst des unausbleiblichen Ruins seine grauen Schleier, dem nur die beiden großen Orangenbäume im Hof neben dem Eingangsthor in ihrer lachenden Ueberfülle an Blüten und Früchten zu trotzen wagen.

Mich hatte, außer meinen Jugenderinnerungen, gerade die tiefe Einsamkeit dieser Stätten gelockt, da ich vor Jahr und Tag als ein ruhebedürftiger Mensch mich in den Süden flüchtete. Und doch hatte ich Mühe, ein beklommenes Gefühl zu überwinden, als ich den Hof der alten Herberge betrat, der jetzt nicht mehr vom Stampfen und Wiehern schellenbehangener Kärrnerpferde und dem Gewimmel von Vetturinen und Kellnern erscholl. Die Frau Wirthin saß, Artischocken putzend, in Hemd und geflicktem Unterrock auf den Steinstufen der Thür, der Wirth im schwarzen Tuchrock, einen Cylinderhut auf dem Kopf, die Hände in den Hosentaschen, ging finster schwatzend und gesticulirend mit einem hageren Geistlichen im Schatten der Mauer auf und ab, ein hemdärmeliger Bursche, in welchem ich den Herrn Oberkellner, Hausknecht und Küser nicht sogleich erkannte, lag auf dem Bauch mitten in der Sonne und ließ die beiden halbnackten Kinder der Frau Wirthin über seinen Rücken hinweg Purzelbäume schlagen, und hinter dem Eisengitter einer rauchgeschwärzten Höhle des Erdgeschosses, welche die Küche vorstellte, lehnte eine dicke Figur in vormals weißer Jacke und Kochmütze und schlief trotz der zahllosen Fliegen, die das breite, weinrothe Gesicht umschwärmten.

Als ich meine Absicht kund that, hier ein paar Tage zu bleiben, wurde ich von den sämmtlichen Mitgliedern dieser Mittagsidylle mit großen Augen angeglotzt, als eine Art Meerwunder, das eben hier an die Küste gespült worden war. Der Wirth erwies mir in eigner Person die Ehre, mich durch die unteren und oberen Räume seines Hauses zu führen, überall die dichtverschlossenen Läden zu öffnen, von Motten und Staub umwölkt, und mir unter bitteren Verwünschungen der neuen Zeit, die über Sestri hinweg zur Tagesordnung fortgedampft sei, die Wahl zwischen den dreißig leeren Gastzimmern beider Stockwerke zu lassen.

Ich wählte ein luftiges Eckzimmer, das auf das Meer hinausging und durch eine Glasthüre, die freilich unverschließbar war, sich nach der Galerie und dem Hof mit den Orangenbäumen öffnete. Hier verbrachte ich in tiefstem Frieden acht volle Tage. Die Hausleute waren so gutartige Wesen, wie man sie durch ganz Italien findet, wenn man ein harmloses Interesse an den Freuden und Leiden der Einwohner nimmt. Mit dem Wirth besprach ich mehrfach ausführlich sein großes Project, das Albergo d'Europa zu einer großen Pension für badende, fischende und aquarellirende Engländer auszubauen. Agostino, der Oberkellner, eröffnete mir seine Pläne, in Genua oder Mailand einen seinen Talenten angemessneren Wirkungskreis zu suchen, wozu er sich durch das Studium einer französischen Grammatik vom Jahre 1796 im Stillen vorbereitete. Auch der Koch war mein Freund geworden, seit ich sein fritto misto als eine unübertreffliche Leistung gelobt hatte. War dann die heißeste Zeit des Tages vorbei, so

ging ich den Strand entlang an den rüstig arbeitenden Seilern und netzestrickenden Weibern vorbei in die Hauptstraße, dort in dem einzigen, unbeschreiblich armseligen Café die Opinione zu lesen, und stieg dann nach dem Kapuzinerkloster hinauf, wo ich mich trotz des mönchischen Geruchs von Schnupftabak und Zwiebeln stundenlang mit einigen der langbärtigen alten Gesellen unterhielt, die dort, von der Regierung des einigen Italiens auf den Aussterbe-Etat gesetzt, kümmerlich genug ihr bescheidenes Dasein fristen, während die Haupträume ihres Klosters zu einer Schule verwandt worden sind und Nichts geschieht, um die zerbröckelnden Zellenmauern wohnlicher zu machen. Kam ich dann Abends wieder an die Küste hinab, so saß ich, während der rothgoldne Mond fast drohend-feierlich über dem Horizont heraufbrannte, auf einer Bank am Felsen und sah, wie die Schuljugend ihre linnenen Höschen und Hemdchen über die Klippen hinwarf und wie eine Schaar blanker Frösche in die schwarzblaue Flut hinabschoß, die Größern die Kleinen im Schwimmen und Tauchen unterrichtend. Die Fledermäuse schwirrten ihnen dabei über die Köpfe, fern im Meer schwamm ein stilles Segel vorüber, ein scharfer Duft von Seetang, Theer und Fischen zog sich an der Küste hin und wurde, wie der kühlere Nachtwind sich aufmachte, verweht, daß nur noch eine erquickende Frische über alle Sinne hereindrang.

Schön war's an diesen Abenden, schön und still. Ob es so bleiben wird, wenn der letzte der biederen Kapuziner in dem Kreuzgang neben den Cypressen schläft, die Betten im Albergo d'Europa nicht mehr aus Schilfgras mühsam aufgeschüttelte Matratzen bergen und der neue Agostino, statt in Hemdärmeln, in einem schwarzen Frack das fritto misto auf den Tisch stellt?

Am letzten jener acht unvergeßlichen Abende hatte mich ein träumerisches Ungefähr, statt nach der Meerbucht unter dem Kloster, durch die ganze Stadt bis in die Ebene hinausgeführt, durch die eine staubige, schnurgerade Chaussee nach den nahen Bergen hinläuft. In diese Gegend, wo der Sonnenbrand nicht mehr vom Hauch des Meeres gelindert wurde, hatte ich mich bisher nur ein einziges Mal verirrt, um nach kurzer Wanderung an den schattenlosen Gartenmauern entlang eilig wieder umzukehren. Heute war die Junisonne schon hinter dem Wellenhorizont versunken, der Himmel aber noch von so leuchtender Helle, wie weißgeglühter Stahl, daß man in den kleinen Landhäusern auf halbe Stunden weit die Menschen erkennen konnte, die auf die Altane und flachen Dächer traten, um endlich in der Abendfrische aufzuathmen.

Rechts und links neben der Straße steht hie und da unter den ärmeren Gebäuden eine Villa, deren buntbemalte, oder mit Säulchen und zierlicheren Balconen geschmückte Façade auf größeren Wohlstand der Besitzer schließen läßt. Gerade um diese Häuschen aber war es an jenem Abend fast überall todtenstill, keine Jalousie dem kühlen Zwielicht geöffnet, die Gartenthore fest verwahrt. Denn sie gehören zum großen Theil genuesischen Familien, welche sie jetzt, da das Reisen leichter geworden, nur selten mehr während der heißen Zeit besuchen und nur etwa im Herbst, der Meerbäder wegen, einen Monat hier zubringen, das übrige Jahr ihr Landgut der Sorge eines Pächters überlassend, der an Wein und

Pfirsichen und Orangen seinen Gewinn herausschlägt, Haus und Blumengarten aber verwahrlosen läßt.

Auch wäre wol alle Sorge und Pflege verschwendet, da von der vielbefahrenen Landstraße aus die schweren Staubwolken unaufhaltsam über die Mauern steigen, um unter einer fingerdicken heißen, gelben Decke Alles, was sprießt und grünt, zu ersticken. Das Auge, das sich von der eintönigen Dürre erholen will, muß zu den fernen Hügeln flüchten, wo aus den Oelwäldern weiße Häuschen hervorschimmern, hie und da ein zarter, silbergrauer Rauch in die Höhe zieht und einzelne schwarze Cypressen aus dem bleichen Laub der Olivenwälder aufragen.

Was dennoch, trotz der unerquicklichen Umgebung, mich weiter und weiter von der Küste weg ins Land hinein zog, wüßte ich wahrlich nicht zu sagen. Auf einmal aber, vor einem eisernen Gitterthor, dessen einer Flügel offen stand, machte ich unwillkürlich Halt, mit einem Ausruf freudigen Erstaunens, wie etwa ein Wanderer im Wüstensand eine Quelle unter einem Palmenwäldchen begrüßt.

Die Villa, die ich, etwa dreißig Schritte vom Eingang entfernt, mitten im Garten liegen sah, unterschied sich freilich nicht sonderlich von manchen anderen der herrschaftlichen Landhäuser, an denen ich vorbeigekommen war. Die Außenwände des einstöckigen Baues waren dunkelroth getüncht und auf dem Grund allerlei Muschel- und Fruchtgehänge gemalt, dazwischen über jedem der gebrochenen Fenstergiebel ein kleiner Amor mit verblichenen rosenfarbenen Flügelchen. Aber alle oberen Fenster und auch die Thür, die auf den mittleren Balcon ging, standen offen, und innen brannte hie und da ein Licht, so daß ich in wohnlich eingerichtete Zimmer mit weißgewaschenen Vorhängen, die sich im Abendwind bewegten, blicken konnte. Was aber mehr als dies freundlich gelüftete Haus mich überrascht und zum Stillstehen bewogen hatte, war die üppige Frische des Gärtchens, dessen Pflanzen wie durch eine unsichtbare Mauer gegen allen Andrang von Staub und Glut geschützt schienen. Auf den Myrten- und Lorbeerhecken, zwischen denen herrliche gelbe und purpurne Rosen und brennendrothe Granaten blühten, schimmerte ein feuchter Glanz, wie nach starkem Thau, und selbst die beiden jungen Cypressen, die als Wächter dicht neben dem Haus den Eingang hüteten, trugen ihr feines Laub ohne jeden grauen Anflug, als ob sie eben aus einem Treibhause dorthin gepflanzt wären.

Ich hatte kaum Zeit, dem Räthsel nachzusinnen, als mir schon die Lösung entgegenkam in Gestalt eines langen, seltsamen Gesellen, der über der Schulter an einer schwanken Trage zwei gewaltige Gießkannen herbeischleppte und, ohne mich eines Blickes unter den gesenkten, buschigen Brauen zu würdigen, sein Geschäft des Wassersprühens fortsetzte. Er gebrauchte dabei nur den linken Arm. Der rechte, der ihm dicht überm Ellenbogen abgenommen war, hing als ein derber Stumpf lose an der Seite herunter, und er bediente sich desselben nur, um mit einer raschen Bewegung, die sich grotesk genug ausnahm, dann und wann den Schweiß von der Stirne zu wischen, wobei sein riesenhafter Hut aus grobem Maisstroh sich wunderlich bald in den Nacken verschob, bald wieder fast bis über die Augen hereinfiel.

Ich wollte eben, trotz seiner unwirschen Miene, die Frage an ihn richten, wem dieses Haus und das kleine Gartenparadies gehöre, als eine Stimme, die von der dunklen Schwelle unter dem Balcon zu mir herdrang, mir das Wort vor dem Munde wegnahm.

„Treten Sie nur in Gottes Namen näher, mein Herr, wenn es Ihnen Vergnügen macht! Sie können sich dreist den Garten besehen; einen solchen finden Sie weit und breit nicht wieder, freilich auch keinen Gärtner, wie unser Giannicco, der die Pflanzen tränkt, wie eine Mutter ihr Neugebornes. Und heute kommt die Herrschaft, auf die wir warten, doch wol nicht mehr; der letzte Zug ist schon vorüber, es könnte freilich sein, daß meine Frau Tochter, die Frau Marchesa, lieber im Wagen hätte fahren wollen; aber es ist doch schon spät, und sie hätte mich's wissen lassen, wenn sie bei Nacht ankommen wollte. Und selbst wenn sie käme, lieber Herr, eine große Dame ist nie verlegen, Fremde zu empfangen, und würde nicht böse werden, Sie hier zu treffen, da Sie ein Galantuomo zu sein scheinen und wissen, was schön ist, und unserem Garten die Ehre anthun, die ihm gebührt."

Diese ziemlich lange Rede hatte ein kleines, altes Weibchen mir entgegengesprudelt, das dabei unbeweglich auf der Treppenstufe der Villa saß und beide Hände auf einem runden Klumpen ruhen ließ, den sie im Schooße hielt. Ich war auf die zutrauliche Einladung ohne Zögern eingetreten und an dem einarmigen Gärtner vorbei auf das Haus zugeschritten. Nun erst konnte ich die alte Haushüterin genauer betrachten. Sie mochte über sechzig Jahre alt sein, und ihr sehr zusammengeschwundenes, ehemals gewiß anmuthiges Gesichtchen trug den Typus der Frauen geringen Standes, wie ich sie vor den Häusern der Schiffer von Sestri hatte sitzen sehen. Ihre Tracht aber war um Einiges sorgfältiger und dazu völlig schwarz, bis auf die saubere weiße Schürze, in welcher der runde Klumpen lag, den ihre alten dürren Hände beständig streichelten. Ich sah jetzt, daß es nicht etwa ein Schoßhündchen oder eine Katze war, sondern eine dunkelbraune Schildkröte, die bei meinem Herankommen nur den Kopf ein wenig aus der Halsberge vorschob, um nach mir zu blinzeln, im Uebrigen aber sich im Schooß der Alten vollkommen sicher wußte.

„Sie wundern sich über meine Kameradin da," fing die Frau wieder an. „Aber die wahren Freunde erkennt man in der Noth. Ich habe immer heiße Hände, lieber Herr, so alt ich bin; der Doctor sagt, es käme von meiner Unruhe, weil ich beständig schaffen möchte und weiß nicht, für Wen, und das mache mir ein Fieber. Lieber Gott, eine Wittwe! und nun schon seit vierzig Jahren! Aber gegen die heißen Hände bei alten Leuten hilft nichts besser, als sie auf ein Lebendiges legen, das kaltes Blut hat, und sehen Sie, lieber Herr, da ist keins so geduldig, wie diese meine Freundin, die hab' ich nun schon drei Jahr. Nachts kriecht sie im Garten in ein feuchtes Loch neben dem Brunnen, und zu füttern braucht sie Niemand. Aber nun will ich nicht mehr vor Ihnen sitzen bleiben, wie ein Bauernweib, das nicht weiß, was sich schickt einem Herrn gegenüber. Geh, Miranda, geh, mein braves Thierchen, und such dir dein Abendessen, und felice notte, meine Alte! Morgen sehen wir uns wieder."

Sie hatte mit diesen Worten das Thier aus ihrer Schürze gehoben und behutsam auf den sauber geharkten Kiesweg gesetzt, worauf die vier kurzen Füße sich zu regen begannen und das runde Panzerklümpchen träge nach der Myrtenhecke kroch. Dann stand die kleine alte Frau behende auf, strich sich das Haar zurecht, das in grauen Strähnen um ihren Kopf geschlungen war, und sagte:

„Wollen Sie sich nun den Garten ansehen, lieber Herr? Ich will mit Ihnen gehn und Ihnen ein Sträußchen abschneiden. Die schönsten Blumen hab' ich freilich für das Haus gebraucht, daß überall was blüht, wenn die Herrin wieder den Fuß hinein setzt. Lieber Gott, eine junge Wittwe, wenn sie sich auch nicht die Augen aus dem Kopf geweint hat, — die Bahre und die Fackeln und in der Kirche die schwarzen Paramente, darauf thut was Grünes gut, und ich wollte nur, wir hätten sie erst hier draußen, das arme Herzchen, hier, wo sie immer so gerne war, lieber als in ihrem großen, finsteren Haus in Genua, wo einem zu Muth war, wie in einem Sarge, und das Meer, das man hier vom Dach ganz gut sehen kann, ist dort nur ein schmutziges Wasser mit tausend Schiffen, und sie war so sehr daran gewöhnt, von Klein auf, wo sie noch mit bloßen Füßen wie eine Möve über die Klippen sprang, wenn sie hinauf ging zur Beichte ins Kloster, zu dem guten Padre Francesco! Misericordia! Was muß ein Menschenkind Alles entbehren lernen!"

„Von wem redet Ihr denn, gute Frau?" fragt' ich, während ich neben der Alten, die ganz zusammengebückt mit unhörbaren Tritten hintrippelte, an den Lorbeerbüschen vorbeiging.

Sie blieb plötzlich stehen und sah mich groß an.

„Von wem ich rede? Nun, das ist curios. Wißt Ihr denn nicht, daß dieser Garten meiner Frau Tochter, der Frau Marchesa, gehört? Das weiß ja jedes Kind in Sestri. Aber freilich, Ihr seid ein Fremder, lieber Herr, und ich sehe Euch das erste Mal in meinem Leben, so alt ich auch schon bin und so ein gutes Gedächtniß ich habe. Und daß ich einmal jung gewesen bin, sieht man mir freilich nicht mehr an, aber jeder schöne Schuh wird einmal eine garstige Schlappe, und die Männer sind so alt, wie sie sich fühlen, die Frauen aber so alt, wie sie aussehen. Aber wenn Ihr lieber ein schönes Gesicht seht, als eine alte Hexe, wie mich, so wartet, bis meine Frau Tochter kommt. Die ist nun auch schon vierunddreißig, aber kein Mensch sieht es ihr an. Ihre Jugend ist ihr stehn geblieben, wie eine Uhr, die man nicht mehr aufgezogen hat. Nun geht sie auf einmal weiter, und die Zeit dazwischen ist wie ausgestrichen. Armes Ding! Es ist ihr wol zu gönnen, denn wir leben alle nur Einmal hier auf Erden, und die himmlischen Freuden sind wol eine schöne Sache, aber da droben wird nicht gefreit und nicht gelacht, und dann ist auch noch erst das Fegefeuer, lieber Herr! Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns!"

Ihre Worte verloren sich in ein unverständliches Murmeln, während sie wieder weiterhuschte, hier und dort ein blühendes Zweiglein abbrechend zu dem Strauß, den sie mir versprochen hatte.

Ich sagte ihr nun, daß ich aus reinem Zufall bis an diesen Garten gekommen sei und mit keiner Seele in der Stadt über die Herrin des Hauses gesprochen habe. Wenn es nicht indiscret sei — denn ich fing an, die Alte, die

eine Frau Marchesa zur Tochter hatte, mit einiger Förmlichkeit wie eine Art Dame zu behandeln — so möchte sie mir etwas deutlicher Bescheid geben. Wie es denn komme, daß ihre Frau Tochter keine Jugend gehabt habe, da sie doch so lustig hier über die Felsen gesprungen und dann an einen vornehmen Herrn in Genua verheirathet worden sei? Und wie lange sie nun schon Wittwe sei und ob sie etwa keine glückliche Ehe geführt habe?

Sie sah sich, ehe sie antwortete, mit einem schüchternen Blick nach dem einarmigen Gärtner um, der immer noch seine Gießkanne an dem Ziehbrunnen füllte und, wenn er sie an uns vorbeitrug, mit dem Armstumpf den Hut tiefer in die Stirne rückte, als ob ihm mein Anblick widerwärtig sei.

Erst da sie sich versichert hatte, daß der mürrische Gesell sie nicht hören konnte, sagte sie:

„Warum soll ich Ihnen das nicht erzählen, was man auf der ganzen Riviera, in Sestri, Chiávari, Nervi, bis Genua weiß? Aber vor dem Giannicco mag ich Nichts davon hören lassen. Der arme Tropf! Von dem heißt es auch: „Neue Liebe kommt und geht, alte Liebe fest besteht", und jetzt, da der Herr Marchese gestorben ist, bildet er sich wahrhaftig im Stillen ein, der arme Esel, nun käme doch noch die Reihe an ihn, und Jeder, der nur den Namen meiner Frau Tochter in den Mund nehme, der stehle ihm was, das ihm zugehöre. Kommen Sie aber hier an den Magnolien vorbei, da will ich Sie ins Haus führen; unterdessen können Sie mich fragen, was Sie wollen. Sie scheinen ein braver Herr zu sein; ich sah es gleich, wie Sie so mitleidig den Giannicco betrachteten, von wegen seines Arms. Sehn Sie, er war auch einmal ein ganz frischer, gesunder Bursch, nur ein bischen wild und zu allen Teufeleien aufgelegt, und hatte ein Auge auf die Lisa geworfen, meine Tochter, die damals eben erst herangewachsen war. Wie sie dann den Herrn Marchese nahm, was ihr Niemand verdachte, da er ein so guter Herr war, obwol schon über die Fünfzig — nun, Sie wissen, was das Sprichwort von den Fünfzigern sagt —, da ist er in der Hochzeitnacht auf und davon mit einer Piratenbande, die gerade im Hafen draußen ihr Schiff ausgeflickt hatte, und wir haben wol an zehn Jahre Nichts mehr von ihm gesehen und gehört. Bis er eines schönen Tages wiederkam als ein trauriger Krüppel und ohne einen blanken Heller, und da er überdies an einem schweren Fieber litt, erbarmte mich der arme Hund, der die Ohren so jämmerlich hängen ließ, und ich nahm ihn hier ins Haus und pflegte und fütterte ihn zurecht. Hernach fragte ich bei meiner Frau Tochter an, ob ich ihn als Knecht behalten dürfte, und da er doch eigentlich um sie das Alles ausgestanden und seine arme Seele dem Bösen verschrieben hatte, schickte sie mir ihre Erlaubniß, und der Giannicco, der niemals lacht, wurde feuerroth, wie ich ihm den Brief vorlas. Seitdem hat er sich hier so nützlich gemacht und einen so frommen Wandel geführt, daß er sich einen Ablaß für all seine Piratensünden damit verdient hat. Wenn dann meine Frau Tochter im October auf ein paar Wochen kam und ihm nur zunickte: Ihr haltet den Garten schön in Ordnung, Giannicco, das muß man sagen! — wie eine Kohle wurde das verwetterte Gesicht des armen Teufels, und keine Silbe brachte er heraus vor Satisfaction, und man konnte deutlich sehen, daß es noch immer beim Alten mit ihm war, wie man zu sagen

pflegt: wenn ein Licht ausgeht, wird eine Fackel angesteckt. Die Stürme und Unwetter auf der See mögen ihm die alte Verliebtheit ausgeblasen haben; aber kaum wieder auf dem festen Lande, brennt die Fackel lichterloh. Nun, er wird sich darein ergeben müssen, daß man eines Tages ihm drei Schaufeln Erde drüberschüttet und gute Nacht! Nicht Jeder bekommt, was er möchte, und dem geschorenen Schaf schickt der liebe Gott einen gelinderen Wind. Amen! Gott sei allen armen Sündern gnädig."

Indessen hatten wir uns dem Hause wieder genähert, und meine Führerin ging mir voran durch den kühlen, mit Fliesen belegten Flur eine schmale Steintreppe hinauf, um mir die oberen Räume zu zeigen. Es waren sechs oder sieben mäßig große Zimmer, an deren stuckverzierten Plafonds ich erkennen konnte, daß das Haus vor etwa hundert Jahren erbaut sein mußte. Die Möbel stammten aus der Napoleonischen Zeit, waren aber sämmtlich vor Kurzem erst frisch auflackirt und die Vergoldung an den steilen Rücklehnen der Stühle und den Tischfüßen und Spiegelrahmen erneuert. Dazu standen hie und da in Alabastervasen prachtvolle Blumensträuße auf den Kaminsimsen und Schränken und in jedem zweiten Zimmer ein brennender Armleuchter auf dem Pfeilertischchen vorm Spiegel, so daß es sich feierlich und festlich ausnahm, als werde auf die Nacht eine große Gesellschaft erwartet, welche die Sommernacht zu durchtanzen beschlossen habe.

Das Schlafzimmer war gleichfalls gelüftet, das große viereckige Ehebett aber mit einer alten, seidenen Decke zugedeckt. „Wenn meine Frau Tochter kommt," sagte die Alte, indem sie mit ihrer welken Hand über die Decke hinstrich, „soll sie bei mir unten schlafen. Am Ende sähe sie hier in dieser Stube ein Gespenst. Denn wenn sie um den Herrn Marchese auch mehr wie um einen Vater trauert, als wie um einen Gatten, so heißt's doch auch nicht von ihr:

Vier Thränchen, vier Kerzchen,
Ein Streckchen
Ums Eckchen,
Kein Schmerz mehr im Herzchen.

Denn er war ein braver Herr, mein Herr Schwiegersohn, ein rechter Galantuomo — seine Seele sei im Paradiese! — und nicht einen bösen Tag hat er seiner lieben Frau gemacht, mit seinem Willen, versteht sich, denn freilich die funfzig Jahre, und dann endlich gar die Achtundsechzig, und die Gicht dazu und die langen, schlaflosen Nächte: — wer, als er nun endlich die Augen zugemacht hatte, wer könnt' es der Wittwe verdenken, wenn sie ihr bischen übrig gebliebene Jugend nicht mit zu vielem Weinen verderben möchte, sondern noch retten, was zu retten ist? Und meine Lisa! — die als Kind immer so gern lachte, daß ich oft sagte: Lache nur, Tochter, sagt' ich, ein frohes Herz macht ein glattes Gesicht, und wer lustig ist, dem hilft Gott! Nun, er hat denn auch geholfen, ihr und uns Allen. Denn wie ich zum ersten Male den Herrn Marchese in mein armes Haus treten sah, war er mir recht wie ein Engel vom Himmel in meiner größten Noth!

„Sie müssen nämlich wissen, lieber Herr, ich bin eine Schiffersfrau, hier im Ort geboren, hatte einen guten und fleißigen Mann, der große Seefahrten

machte, erst als Steuermann und dann mit seinem eigenen Schiff, bis nach Amerika und Indien. Und so lang' er lebte, wenn er auch oft ein oder zwei Jahre ausblieb, wünscht' ich mir nichts Besseres, und wir hatten zu leben, ich mit meinen drei Töchtern, Marietta, Cesira und Lisa. Ich selbst heiße wie meine zweite Tochter, und meine Enkelin, die junge Marchesina, heißt wiederum Cesira, wie ich und ihre Tante. Anders hätt' es meine Lisa nicht gethan. Und wie dies mein jüngstes und bestes Kind eben acht Jahr alt war, ist mein Mann wieder fort, und nach sechs Monaten schreibt er aus Lima einen ganz vergnügten Brief, und daß er über sechs andere Monate wiederkommen und jeder von unsern Mädchen etwas Schönes mitbringen würde. Die Marietta war damals siebzehn, die Cesira funfzehn, und sie galten für die schönsten Creaturen in ganz Sestri, und ich erzog sie, so gut ich konnte, daß sie tugendhafte und rechtschaffene Weiber werden sollten.

„Aber wenn wir glauben, wir sitzen zu Pferde, liegen wir auf der Erde. Die sechs Monate vergingen, und dann wieder sechs und noch einmal sechs, und von meinem armen Mann — Gott hab' ihn selig! — kein Sterbenswort. Und wie das dritte Jahr herankam, seit er nach Lima gefahren war — und sein Schiff trug obenein noch den schönen Namen La Speranza — da sagte meine Marietta: Mutter, sagte sie, der Vater ist todt und wir Andern sind schlimmer dran, als wenn wir todt und begraben wären, sagte sie. Ich habe mit einer Signora gesprochen, die in Genua ein Haus hat, zu der soll ich in Dienst gehen, und wenn ich erst dort bin und einen guten Platz für die Cesira finde, muß sie nachkommen. Dann kannst du dich mit der Lisa allein besser durchschlagen, sagte sie. Tochter, sagt' ich, gehe mit Gott; denn wenn auch das Brod in fremdem Hause sieben Krusten hat, es ist doch nicht so hart wie der Hunger, und was sollst du hier sitzen und dein bischen Jugend und Schönheit ist wie vermauert, da hier alle Nachbarn wissen, daß du eine Waise bist und einem Mann Nichts mitbringst als das Hemd auf dem Leib? Wer eine Hand in die andere legt, dem springt der Teufel in die Schürze, — sagt' ich arme Närrin, die ich war, und wußte nicht, daß es eben der Teufel war, der mein Kind nach Genua haben wollte, wo kein Auge einer Mutter sich nach ihr umsah." — —

Wir standen, während die Alte mir das Alles erzählte, am offnen Fenster in einem kleinen Salon, in welchem offenbar die Herrin des Hauses sich am liebsten aufhielt; denn hier befanden sich die zierlichsten Möbel, auch einige ganz moderne zwischen den steiflehnigen, und Bilder und Photographieen hingen an der Wand, über einem Schreibtischchen aber eine kleine Handzeichnung in prächtigem Rahmen, ein schöner, ganz jugendlicher Mädchenkopf, das sanfteste Oval, und eine feine kleine Nase zwischen ganz unwahrscheinlich großen, dichtumschatteten Augen, und ein strenges oder vielmehr schüchternes Mündchen, dazu die prachtvollsten Haare in einen dicken Knoten am Nacken zusammengebunden. Es war eine ziemlich geschickte Hand, die diese wenigen Bleistiftlinien aufs Papier geworfen; ein leichter Farbenton war auf die Wangen, Lippen und das dunkle Haar gelegt, aber eine kleine Verzeichnung am Ansatz des schlanken Hälschens ließ doch den Dilettanten erkennen.

„Ist das Eure Marietta, gute Frau?" fragte ich.

Sie that einen tiefen Seufzer und tastete an dem Eisenstab der Jalousie herum, augenscheinlich um ihre Hände zu kühlen, denn die Erzählung schien ihr inneres Fieber vermehrt zu haben.

„Das Bild da an der Wand? Mein lieber Herr, das ist ja meine Frau Tochter, die Frau Marchesa, und das hat ihr Herr Gemahl selbst gezeichnet — der nun im Paradiese sein mag! Aber häßlicher war auch die Marietta nicht, und Sie wissen, wie es heißt: Chi nasce bella, nasce maritata. Aber nicht allemal trifft es ein. Zwar hörten wir allerlei Schönes von dem Mädchen, und nach einem halben Jahr ließ sie an die Cesira schreiben, sie möchte nur auch kommen, sie habe einen herrlichen Platz für sie ausgekundschaftet, bei einem Grafen, und versprach ihr Meere und Berge, wenn sie sich gleich aufmachte. Nun, sagt' ich, so gehe, Kind, geh nach dem stolzen Genua, und grüße unsre Marietta, und bleibe brav und denk ein wenig an deine alte Mutter, und daß du dem babbo, wenn er noch leben sollte, keine Schande machst.

„Und so ging auch Die, und ich war nun mit meiner Kleinen, meiner Einzigen, allein. Wir hörten die erste Zeit manchmal von unsern Großen; sie ließen uns die allerschönsten Briefe schreiben, und daß es ihnen herrlich ginge, schickten auch etwas Geld und Bänder und Schuhe für die Lisa, die sie aber nicht tragen konnte, weil sie zu fein waren für ihre übrige Armseligkeit. Auch ließen sie mich wissen, daß sie sich wahrscheinlich verheirathen würden, und ich konnte mich nicht lassen vor Glück und Zufriedenheit und dachte: jetzt nur noch der Mann von der Reise zurück, so tausch' ich mit keiner Prinzessin! dacht' ich.

„Und dann, eines Abends, da kam der Pater Francesco, zu dem meine Mädchen immer beichten gegangen waren, der hatte in Genua ein Geschäft gehabt für sein Kloster, und ich hatte ihn gebeten, sich einmal nach den Kindern umzusehen, und das hatte er gethan und kam nun, mir Bescheid zu bringen. Jesumaria! ich weiß noch wie heut, wie ich nichts thun konnte, als die Hände überm Kopf zusammenschlagen und auf mein Bette hinfallen, als hätte man mir mit einem Hammer das Herz zerschmettert! Sie verstehn wol, was ich meine, lieber Herr. Es kommt einer Mutter zu hart an, von der Schande ihrer Kinder zu sprechen, auch wenn zwanzig Jahr und mehr seitdem vergangen sind. Die Lisa war bei mir, als ich das Unglück erfuhr. Mutter, sagte sie hernach, da der gute Pater wieder fort war, was hat er denn gemeint? Was ist es denn mit den Schwestern? Hat er nicht gesagt, daß er die Cesira in einem seidnen Kleid getroffen hätte, mit goldnen Ohrringen und einer Broche, und die Marietta habe er nicht sehen können, weil sie bei einem andern Herrn Grafen auf seiner Villa sei? Warum weinst du nun doch, Mamma mia, wenn meine Schwestern ein solches Glück gemacht haben? — Und ich: O Kind, sagt' ich, weißt du nicht, daß es heißt: wer mit großen Herren geht, stirbt auf dem Stroh? sagt' ich, und mehr durft' ich ihr ja nicht erklären, der armen, unschuldigen Creatur, die eben erst ihre dreizehn Jahre hatte, und in unserm Sestri, Gott sei dafür gelobt, lebt man nicht wie die Heiden, und meine Mädchen hatten weder im Hause noch auf der Straße je etwas Sündhaftes gesehn. Ich aber hörte nicht auf zu weinen, und bald dacht' ich, ich wollte nach Genua, meine Kinder dem Wolf aus dem Rachen zu reißen, bald sagt' ich mir, es hilft doch

nichts, und wenn du die Lisa mitnimmst, wird auch Die von der Pest angesteckt; lässest du sie aber allein zu Hause, so drückt dir die Angst das Herz ab.

„Und so, lieber Herr, resolvirt' ich mich, und meine Mädchen waren mir wie todt, und da ich nun auch die Nachricht bekam, mein armer Mann liege wirklich schon seit zwei Jahren im Meere, sein Schiff sei in einem Sturm kopfüber in den Abgrund geschossen, so sagt' ich mir: ich habe Nichts mehr auf der Welt als meine Lisa und meine Armuth und mein bischen Rechtschaffenheit, da soll mir Niemand mehr dran rühren. Denn wer lebt, ißt sein Brot, wer stirbt, der ist todt, und jedes Pferd wehrt sich die Mücken weg mit seinem eignen Schwanz.

„Also hielt ich mein Kind streng zu Hause, und wenn sie gern herumgesprungen wäre mit andern Kindern, oder, wie sie älter wurde, geschwatzt hätte mit den jungen Burschen — und der Giannicco hatte schon damals ein Auge auf sie geworfen —, sagt' ich ihr nur immer den guten alten Spruch:

Ein Mädchen, zu viel auf der Gasse,
Kommt ab von der rechten Straße.

Und ein gutes Kind, wie sie war, ließ sie es sich auch gesagt sein, saß den lieben langen Tag und spann oder strickte Netze, und nur am Sonntag ging sie zum Kloster hinauf, die Messe zu hören oder bei dem guten Pater Francesco zu beichten, ihre paar unschuldigen Kindersünden, und der Pater lobte sie sehr und sagte, daß sie durch ihre Tugend mir Alles wieder vergüten würde, was ich an Unglück und Unehre in meinem kümmerlichen Leben erfahren hätte.

„Sehen Sie sich das Bild nur recht an, lieber Herr. Es sind jetzt über zwanzig Jahr, daß der Herr Marchese es gezeichnet hat, und sie ist jetzt freilich kein Kind mehr, sondern eine schöne und stattliche Frau, aber alle Leute sagen, es gleiche ihr noch heut, nicht bloß der Giannicco, den ich manchmal hier oben ertappe, daß er vor dem Gesicht wie vor einem Gnadenbilde steht und so darein vertieft ist, daß er mich nicht einmal kommen hört. Der Herr Marchese war eine Art Künstler, müssen Sie wissen; er hatte schon damals dies Haus neben seinem Palast in Genua, und manchen Sommer kam er hier heraus, bloß um stundenlang an den schönsten Orten in der Umgegend zu sitzen und die Berge und das Meer mit prachtvollen Farben hinzumalen in seine Mappe. Ich aber kam nie mehr aus dem Haus, seit dem Unglück mit meinen Kindern; ich meinte, jede Gevatterin müsse mich deßhalb über die Achsel ansehen. Und so wußte ich nicht einmal, daß ein solcher Herr Marchese auf der Welt sei, und war des Todes erschrocken, als eines Sonntags Vormittags sich meine Thür aufthut, wo ich eben in der Küche steh', unser bischen Polenta zu kochen, und herein fliegt mein Kind, die Lisa, ganz roth im Gesicht, und ein Herr hinter ihr, nicht mehr der Jüngste — er war schon damals hoch in den Vierzigern — und: Mamma mia, sagt das Kind, der Herr hat mich angeredet, wie ich eben aus der Messe kam, und weil es so heiß war, hatt' ich Schuh und Strümpfe ausgezogen und lief über die nassen Klippen am Strand, und da sah ich ihn plötzlich auf mich zukommen, und er fragte mich, wie ich heiße, und wo ich wohne, und ob er mit mir gehn könnte, er möchte ein Bild von mir machen.

„Was soll ich Ihnen lang und breit erzählen, lieber Herr, wie nun Alles

kam, wie ich mich erst unsrer Armuth schämte, und er mich in fünf Minuten so zutraulich gemacht hatte, daß ich ihm meine ganze Lebensgeschichte beichten mußte, so ein vornehmer Herr er auch war; aber die Vornehmsten wissen oft am besten, wo einen ehrlichen armen Tropf der Schuh drückt. Und während er das Kind abconterfeite und kein Wörtchen sprach, redete ich immer fort wie ein Wasserfall, und auch das verheimlichte ich nicht, was mit den beiden Großen sich zugetragen hatte.

„Als ich dann endlich fertig war, hatte auch er das Bildchen so ziemlich zu Stande gebracht, und sagte, für heute sei es nun genug, ich hätte da ein braves und liebes Kind, und er interessire sich dafür, und wenn es mir recht sei, wolle er sorgen, daß ich an dieser Tochter mehr Freude erlebte, als an den andern. Wie alt sie denn sei? Nun, dreizehn sei noch jung genug, was Rechtes zu lernen. Er wolle sie mit einer sicheren Begleitung nach Genf schicken, in ein sehr gutes Erziehungsinstitut, da solle sie etwa drei oder vier Jahr bleiben, und er wolle alle Kosten tragen.

„Sie können sich vorstellen, lieber Herr, daß ich erst nicht wußte, ob ich dazu lachen oder weinen sollte. Mein letztes Kind hergeben — es schien mir, als schnitte man mir das Herz aus dem Leibe und ich sollte noch tausend Dank dafür sagen. Aber wie ich den Pater Francesco um Rath fragte, und der mir zuredete und sagte, hier treffe es ein: wenn Gott einem eine Thür zumache, mache er ihm gleich daneben ein Thor auf, schluckte ich meine Mutterthränen hinunter und ließ Alles geschehen, was meinem Kinde zum Glück dienen sollte.

„So hab ich's denn auch nicht zu bereuen gehabt. Wie sie mir nach drei Jahren wiedergebracht wurde — ich dachte freilich, es seien tausend gewesen, aber mit Geduld kommt auch der Lahme über den Berg — o lieber Herr, was war sie schön geworden und klug und hatte Manieren wie eine Herzogin, aber zu ihrer einfältigen alten Mutter war sie noch ganz wie sonst. Die Leute von Sestri aber machten große Augen, wie sie das Fräulein zum ersten Mal neben mir in die Kirche gehn sahen — natürlich zum Kloster hinauf, um sie auch dem guten Pater zu zeigen. Der lobte sie sehr, sagte aber, sie solle nur sein demüthig und tugendhaft bleiben und sich nichts in den Kopf setzen, und so noch eine Menge erbaulicher Reden, wobei sie immer die Augen still zu Boden geschlagen hielt, das süße Geschöpf, und hernach küßte sie dem guten alten Pater die Hand, wie sie als kleines, barfüßiges Ding gethan, und war Abends in ihrem schlechten Bettchen so rasch und vergnügt eingeschlafen, als ob sie es nicht inzwischen besser gehabt und die schweren Künste und Wissenschaften gelernt hätte, daß sie nun gescheidter war wie der Sindaco von Sestri selbst.

„Wir wollen hier vom Fenster weggehn, lieber Herr," sagte die Alte plötzlich und zog mich tiefer in das Zimmer hinein, wo sie mich nöthigte, auf einem kleinen, mit verblichener blauer Seide überzogenen Canapé Platz zu nehmen. Sie selbst blieb an dem Tischchen stehen und zupfte ein paar welke Blätter aus dem großen Strauß, der mit bunten Farben im Schein des Armleuchters glühte.

„Was hat Euch denn angewandelt, gute Frau?" fragt' ich. „Warum wollt Ihr die schöne kühle Nachtluft nicht länger athmen?"

„Es ist nur wegen des Giannicco," sagte sie nachdenklich. „Er geht immer noch unten an dem Fenster vorbei und hat so seine Ohren, besonders, wenn er seinen Namen hört. Und ich wollt' Ihnen eben sagen, wie er dazumal, als er das Kind nur Einmal wiedergesehen, in eine ganz gefährliche Verliebtheit gerathen ist, und obwol sie ihm gar nicht süße Augen machte, wie überhaupt keinem der jungen Bursche, meinte er doch, sie denke heimlich an ihn, der arme Narr, der er war, und hielt eines Tages richtig um sie an. Aber wenn sie ihn auch gemocht hätte, — sie waren beide arm, und wenn der Hunger zur Thür hereinkommt, geht die Liebe zum Fenster hinaus. Und dann, lieber Herr, was hätte sie mit ihren Künsten und Wissenschaften, die sie von Genf mitgebracht, als Frau eines armen Tischlergesellen, wie der Giannicco war, anfangen sollen?

„Aber die Hauptsache war, sie machte sich gar nichts aus ihm. Sie machte sich freilich auch aus Anderen und Reicheren Nichts, die damals um sie warben, ja nicht einmal aus unserm Wohlthäter, dem Herrn Marchese. Wie ich ihr sagte: Kind, willst du dein Glück machen? Du sollst Frau Marchesa werden. Der gute Herr, der deiner Mutter aus ihrem Elend geholfen und dich so schöne Dinge hat lernen lassen — und denken Sie nur, lieber Herr, auch für meine Cesira hatte er noch gesorgt, ihr eine Aussteuer gegeben und sie an einen seiner Pächter auf einem Gut bei Turin verheirathet — nun will er dich zur Frau, sagt' ich, und du kannst in Genua in einem schönen Palast wohnen; überlege es dir wohl, Kind: Schönheit macht nicht satt, und wer sich selbst nicht hilft, der ertrinkt, sagt' ich — da fiel sie mir um den Hals und sagte unter tausend Thränen: Mamma mia, ich will nicht fort von dir, ich will keinen alten Mann; lieber sterb' ich, so wie ich geh' und stehe! sagte sie.

„Arme Creatur! Ich hatte wahrlich großes Erbarmen mit ihr, denn ich liebte sie mehr als meine Augen. Aber da war auch die Dankbarkeit, und daß wir ein paar verwais'te unselige Frauenzimmer waren, und was Armuth aus einem Mädchen machen kann, hatte ich ja an meinen Großen erlebt. Und dann war noch der Pater Francesco, der sprach dem Kind, als sie ihm beichten ging, so kräftig zu, daß sie wie verwandelt vom Kloster herunterkam und zu mir sagte: Mutter, ich will es thun. Die Madonna und alle Heiligen, sagte sie, werden mir beistehen, daß ich eine tugendhafte Frau werde, und du hast es dann gut auf deine alten Tage, und, sagte sie, er ist ein so guter Herr, er wird nicht verlangen, daß ich ihn mehr lieben soll, als ich kann, aber treu will ich ihm sein und ihm all' seine Gutthaten vergelten.

„Nun, lieber Herr, da hatt' ich denn einen Herrn Marchese zum Schwiegersohn, und hätte nun auch die große Dame spielen können und durch die Straßen von Genua in einer Carosse fahren. Aber ich dachte, wenn das schwarze Huhn auch ein weißes Ei gelegt hat, es taugt doch nur auf seinen Misthaufen, und so blieb ich ganz still zu Hause, nur daß ich hierher in die Villa zog, die damals noch nicht so hübsch und reinlich aussah, ohne mich zu rühmen. Und hier hielt auch meine Frau Tochter ihre Wochen ab, als sie übers Jahr ein Kindlein zur Welt brachte, schön wie mit dem Pinsel gemalt und Zug um Zug das Abbild ihrer Mutter. Und daß der Herr Vater fast närrisch wurde vor Freude, können Sie sich leicht denken. Auch meine Lisa war sehr vergnügt.

Nun wird es mir nicht mehr schwer werden, sagte sie, dem lieben Gott zu danken für das Glück, das er mir beschert hat, da er mir jetzt den kleinen Engel geschickt, und der Pater Francesco braucht mir nicht erst Tugend zu predigen. Ich muß meiner Tochter ein gutes Beispiel geben.

„So sagte sie, armes, junges Weib! Und ich wußte wol, was sie meinte; denn sie hatte mir erzählt, daß alle jungen Herren vom Adel, die schönsten und reichsten, ihr nachstellten, und Manche geberdeten sich wie toll, um der schönen Frau Marchesa ihre Liebe zu zeigen, und Sie wissen, lieber Herr, das Stroh kann nichts dafür, daß es brennt, wenn es dem Feuer zu nahe kommt. Aber nun hatte sie ihr Kind und sah weder rechts noch links, sondern immer in die beiden kleinen unschuldigen Augen, und was die verliebten Gecken auch anstellen mochten, war nur so viel, wie wenn Einer ein Loch ins Wasser machen will.

„Aber so leicht wurde es ihr doch nicht, wie sie sich's geträumt hatte. Denn schon ein Jahr nachdem die kleine Cesira auf die Welt gekommen war, befiel den Herrn Marchese eine Lähmung, daß er immer im Rollstuhl sitzen mußte, und nur ein Glück war, daß es die linke Seite getroffen hatte, nicht die rechte, da konnte er sich doch noch die Zeit vertreiben mit Zeichnen und Malen; und weil er ein edles und christliches Gemüth hatte, wurde er auch gar nicht wild und menschenfeindlich über sein Unglück, sondern nur um so gütiger gegen seine arme junge Frau, der er that und schenkte, was er ihr nur an den Augen absehen konnte. Und auch sie ließ sich nicht auf melancholischen Mienen ertappen. Man kann freilich nicht singen, wenn man ein Kreuz trägt, aber wenn eine Mutter ihr Kind wiegt, findet sie doch immer noch einen Ton in ihrer Kehle. Und so war es für Alt und Jung eine Erbauung, wie meine Frau Tochter sich in ihrem Ehestand hielt, und Pater Francesco, mit dem ich oft darüber sprach, sagte: Sie ist eine Heilige, sagte er, und ihre Tugend reicht aus, um auch ihre Schwestern aus dem Fegefeuer loszukaufen. Ihr seid eine benedeite Mutter, Frau Cesira.

„Ja, ja, lieber Herr, wenn man schon am Morgen immer wüßte, ob am Mittag ein Gewitter kommen wird! Aber wer am Freitag lacht, weint am Sonntag. Die kleine Cesira war kaum sieben Jahr und ihre Frau Mutter also fünfundzwanzig, und sechs Jahr war es schon her, seit der Herr Marchese im Rollstuhl lag, da sitz' ich eines Tages hier ganz fröhlich im Haus, bei meinem Spinnrocken und meinen paar Gedanken — und der Giannicco war auch noch nicht von seiner Piratenfahrt hier wieder gelandet — auf einmal fährt ein Wagen vor, denn eine Eisenbahn gab es damals noch nicht, und wer steigt aus? — mein eignes liebes Kind, die Frau Marchesa, aber so blaß und wunderlich, daß ich zu Tode erschrak, und brachte auch das Kind nicht mit, wie sonst, und auf meine Fragen, was denn vorgefallen sei, konnte ich lange Zeit nicht eine Silbe zur Antwort bekommen. Aber Mutter und Tochter — es ist wider die Natur, lieber Herr, daß die Zwei ein Geheimniß vor einander haben sollten. Was es aber war, — jetzt kann ich es ja auch Ihnen sagen, zumal Sie morgen wieder wegreisen, und dann, so traurig es war, meinem Kinde hat es ja nur um so größere Ehre gemacht. Denn man erkennt das Gold erst im Feuer und den Heiligen auf dem Scheiterhaufen. Sehen Sie, da war ein Maler

in das Haus meines Herrn Schwiegersohns gekommen, der ja ein gewaltiger Freund der Kunst war, so ein junger Mann, zwei Monate noch jünger als meine Frau Tochter, Lorenzino Sciarpa hieß er; Sie haben seinen Namen wol schon gehört, da er seitdem sehr berühmt geworden sein soll. Der hatte einen Speisesaal beim Herrn Marchese mit Göttern und Göttinnen auszumalen, und so kam er täglich ins Haus und sah täglich das schöne junge Weib, mein armes Kind, und sehen und brennen war Eins. Am Tage, nachdem er ihr seine erste Erklärung gemacht, da war's, wo sie plötzlich hier draußen an der Villa vorfuhr. Und erst war Nichts aus ihr herauszubringen; sie schloß sich wol drei Stunden lang droben in ihrem Schlafzimmer ein, sie müsse sich was überlegen, sagte sie, und müsse allein sein, und könne keinem Menschen in's Gesicht sehen. Ich hörte sie hin und her gehen, aber weder weinen noch beten. Zuletzt hielt sie selber es nicht mehr aus, sondern sagte mir Alles, daß sie diesen Lorenzino liebte, wie sie bisher gar nicht gewußt habe, daß man einen Menschen lieben könne, und, sagte sie, wenn du ihn kenntest, Mutter, würdest du deine unglückliche Tochter nicht verdammen, sondern bejammern, da die Liebe zu diesem Menschen, wo sie einmal in einem Herzen gekeimt hat, nur mit dem Spaten, der das Grab gräbt, herausgerissen werden kann. Und nun erzählte sie mir von ihm mit Ausdrücken, lieber Herr, daß ich selbst, ein so dürrer alter Zaunstecken, wie ich war, wahrhaftig fast selbst Feuer fing und um diesen Lorenzino mein ewiges Seelenheil geopfert hätte, indem ich meinem Kinde sagte: Man spricht von der Sünde, aber nicht vom Sünder, und man spricht vom Rausch, aber nicht vom Durst. Kind, sagte ich, was fragst du mich? Ich habe meine Schuldigkeit gethan, indem ich dich fromm und tugendhaft auferzogen habe. Aber jeder Mensch, sagt' ich, lebt sein eigenes Leben, und am jüngsten Tag werden wir alle nackt und bloß vor unsern Richter treten.

„Werden Sie's glauben, lieber Herr, daß dies stolze Kind that, als ob sie mich gar nicht verstünde? Und jetzt noch schäme ich mich, daß ich mich von meiner eignen Creatur beschämen lassen mußte, und daß diesmal das Ei wirklich klüger war als die Henne.

„Mutter, sagte sie, ich bin gar nicht gekommen, um mir rathen zu lassen. Was ich zu thun habe, was ich meinem Gatten und der Kleinen schuldig bin, das weiß ich schon allein. Aber in der Einsamkeit muß ich mir erst die Kraft holen, das auch zu **können**, was ich thun will, und darum wollt' ich eine Nacht hier mit mir allein sein. Richte mir ein wenig zu essen her und dann schicke Jemand, um den Pater Francesco zu bitten, daß er mich besucht. Denn es ist spät, und ich kann nicht mehr wie sonst, wo ich barfuß über die Klippen sprang, beim Mondschein ins Kloster hinauf, ohne daß ein Gerede entsteht.

„Eine Heilige hätte sich nicht besser benehmen können, das werden Sie mir zugeben, lieber Herr.

„Und richtig, wie sie am anderen Morgen wieder fortfuhr, hatte sie ein ganz klares, stilles Gesicht, und das behielt sie auch all' die Jahre, seitdem sie ihren letzten Kampf gekämpft hatte, obwol auf die Länge selbst ein Strohhalm drückt, geschweige eine so große Last, wie eine heimliche Passion zu einem schönen und braven Menschen. Denn das war er, leider, ich selbst mußte es sagen,

obwol ich ihn haßte, weil er mein armes Kind so viel leiden machte. Er wußte aber selbst nichts davon, denn sie hatte ihm scheinbar ganz kaltblütig jede Hoffnung benommen und nur um seinetwillen darauf bestanden, daß er seinen Verkehr im Hause abbrechen, ja am liebsten die Stadt Genua überhaupt meiden sollte. Die ersten Jahre konnt' er's nicht lassen, wenigstens Einmal im Jahr sich wieder einzufinden, als ob er fragen wollte: ist es denn möglich, daß Ihr mich sterben lassen wollt? Als er aber immer die gleiche Miene und die nämliche Antwort erhielt, sogar hier draußen, wo er meine Frau Tochter einmal allein überraschte, nur mit dem Kinde, das sich von den Folgen der Masern erholen sollte, sogar hier erreichte er nicht das Mindeste, so daß sein Leidensgefährte, der Giannicco, der damals schon hier gärtnerte, ihn mit der hellsten Schadenfreude abziehen sah.

„Mich dauerte er mehr, als ich sagen konnte und durfte. So ein schöner, braver junger Mann, sanft wie ein Lamm und feurig wie ein Löwe! Und ein Maler dazu, gegen den der Herr Marchese nur ein Schulknabe war.

„Kind, sagte ich zu meiner Frau Tochter, hast du ihm denn wenigstens ein bischen Trost gegeben, daß es nicht an deinem guten Willen liegt, wenn du ihn nicht glücklich machen kannst, sondern an der Tugend und Bravheit und Dankbarkeit gegen deinen Herrn Gemahl, und hast ihm gesagt, daß es dir hart genug ankommt, ihn wegzuschicken, und daß du dich heimlich so nach ihm verzehrst, wie er nach dir?

„O Mutter, sagte sie darauf, wenn ich ihm solche Dinge sagte, brächte ich ihn nimmermehr von meiner Seite, und wer weiß, ob die Heiligen mir dann beistehen möchten; denn wenn ich täglich seine traurigen Augen sehen müßte, sagte sie, schmölze meine Bravheit und Standhaftigkeit hin, wie die Kerze am Feuer; und wie sollte ich meinem guten Mann ins Gesicht sehen, der mich so liebt und ehrt und mir vertraut wie einer übermenschlichen Creatur, wenn ich einem andern Mann gesagt hätte: geduldige dich, bis der arme Kranke nicht mehr in seinem Rollstuhl sitzt, sondern von all seinen Leiden ausruht —? Nein, Mutter, sagte sie, rede mir nicht zu, denn Gott allein weiß, wie mein Herz schreit, daß ich mir beide Ohren zuhalten muß, um nicht den Kopf zu verlieren und zu thun, was mich reuen würde in alle Ewigkeit.

„Armes Weib! Und doch hätten Sie sehen müssen, lieber Herr, wie sie immer noch lächeln konnte und Allen, die sie zu besuchen kamen, ein heiteres Gesicht zeigen, und zumal, wenn sie das Kind, die Cesira, ansah, die schön wie ein Engel war und von der Mutter, der sie recht eigentlich aus dem Gesicht geschnitten war, alle Gaben und Tugenden hatte, die Sanftmuth und das gute Herz, und daß sie freundlich war mit dem Geringsten. Aber Viele sagten doch, daß ihre Mamma, obwol sie nun schon in die Dreißig ging, immer noch die Schönere sei von Beiden, und man hielte sie viel eher für Schwestern, als für Mutter und Tochter. Das war nun ihr ganzes Glück und einziger Trost, und auch den mußte sie zuletzt entbehren. Denn wie die Cesira vierzehn Jahr alt geworden war, beschloß der Herr Marchese, sie in dieselbe Pension nach Genf zu schicken, wo meine Lisa so viel schöne Dinge gelernt hatte, und meine Frau Tochter, die den Willen ihres Herrn Gemahls immer ehrte und gerecht fand,

brachte das Kind selbst nach der Schule und nahm mit tausend Thränen Abschied von ihr.

„Sie hat mir dann erzählt, was ihr auf der Rückreise begegnet ist, daß der arme Lorenzino in einem Ort, wo sie übernachten mußte. — Gott weiß, wie er Alles ausgekundschaftet hatte, — ihr plötzlich in den Weg getreten sei, und er habe sich vor ihre Füße hingeworfen und sehr wenig gesprochen, aber eine ganze lange Geschichte von Desperation und durchwachten Nächten habe auf seinem schönen Gesicht gestanden. Er hatte seitdem die meiste Zeit in Paris gelebt und hätte die schönsten und reichsten Mädchen freien können, aber in seinem Herzen war immer nur die Eine Liebe, wie es in dem Vers heißt:

Wo einmal ward ein Feuer angezündet,
Bleibt stets ein Funke noch zurück im Finstern,

und er wollte lieber als ein Junggesell leben und sterben, als seiner alten Flamme untreu werden.

„Damals hat es der armen Frau mehr gekostet, als ein Mensch sich vorstellen kann, ihn hoffnungslos fortzuschicken, und sie zeigte mir hernach eine Strähne von ihrem langen schwarzen Haar, die hatte sie Nachts, da sie im Bette wach lag, zwischen die Zähne genommen und fest darauf gebissen, um nicht laut aufzuschreien. Und am andern Morgen war diese Strähne grau, und es sieht wunderlich aus, noch heute sie damit herumgehen zu sehen, denn sie hat sie nicht abschneiden wollen, um sich immer daran zu erinnern, was sie schon durchgemacht und wie tapfer sie sich dabei gehalten hat."

Giannicco trat herein. Er stand plötzlich auf der Schwelle, ohne daß ich ihn die Treppe hatte herauf kommen hören, warf einen schiefen, feindseligen Blick auf mich und sagte ein paar Worte im genuesischen Dialekt, die ich nicht verstand.

„Es ist gut, Giannicco," erwiderte die Alte, die sich nicht einen Augenblick in ihrer Ruhe stören ließ. „Ihr könnt schlafen gehn. Ich werde den Herrn selbst hinausbegleiten und das Gitter zuschließen. Gute Nacht, Giannicco!"

Der Einarmige brummte Etwas vor sich hin und zog sich geräuschlos zurück, wie er gekommen war. Wir schwiegen aber, bis wir ihn unten auf dem Kiesweg hatten hinschleichen hören, mit den schweren, gleichmäßigen Schritten eines Menschen, der große Lasten zu tragen gewöhnt ist.

„Mit Dem werden wir noch unsere liebe Noth haben," sagte die Alte. „Wenn meine Frau Tochter wiederkommt, jetzt, da sie Wittwe ist — ich glaube wahrhaftig, der verrückte Mensch bildet sich ein, nun sei das Feld für ihn frei, der armselige Krüppel, und wenn er nun erleben muß, daß der Herr Lorenzino hier als Herr befiehlt, — nun, dafür wird meine Frau Tochter schon sorgen, so oder so. Aber es ist curios, wie viel Narren frei herumlaufen, und das Sprichwort hat wol Recht: wenn Narrheit weh thäte, würde man in jedem Hause stöhnen hören. Aber obwol man sich seines Nebenmenschen erbarmen soll, ich kann doch nichts Anderes thun, als den ganzen Tag Gott loben und preisen, daß er meinem Kinde endlich die Erlösung geschickt hat und den Lohn für ihre Tugend schon hier auf Erden, und alle anderen Menschen kümmern mich nicht

mehr als eine Mücke einen Elephanten. Mein Herr Schwiegersohn — Gott hab' ihn selig — hat einen schönen, leichten Tod gehabt, er ist von seiner Siesta nicht mehr aufgewacht, ohne auch nur einen Schrei zu thun, und dann das schöne, ehrenvolle Begräbniß, wo der ganze Adel von Genua ihm die letzte Ehre erwiesen hat, und Alle haben seiner Wittwe condolirt mit großem Respect, und es sei die ganze Stadt des Lobes voll, wie schön sie sich benommen, obwol sie nur die Tochter einer so einfachen Frau ist und nicht in einem Palast geboren und auferzogen. Nun hat sie erlebt, wie das alte Wort sagt: wer ausharrt, der siegt, und wenn sie jetzt nach ihrer Trauerzeit ihren Lorenzino heirathet — lieber Gott, man ist ja noch nicht zu alt mit fünfunddreißig Jahren, um noch glücklich zu sein, besonders wenn man ein Gesicht hat, wie meine Lisa, und ein unschuldiges Herz, wie sie, das sich im ganzen Leben Nichts vorzuwerfen brauchte. Denn Reue und Schande, lieber Herr, die graben viel tiefere Runzeln als die Jahre, und ein gutes Gewissen ist das beste Schönheitsmittel. Ja, ja, nun soll es hier bald anders aussehen, und die alte Mutter kriecht dann ganz vergnügt in ihren Winkel zu ihrer alten Freundin Miranda, und wir beide stecken den Kopf nur aus unserer Schale, um uns zu freuen, wie die Jugend sich gute Tage macht und ihr Leben genießt. Herr, dein Wille geschehe! Amen."

Ich war aufgestanden und noch einmal vor das Bild getreten, das die Heldin dieser schlichten und doch seltsam ergreifenden Geschichte in ihrer ahnungslosen Kinderschönheit darstellte. Es schien mir jetzt, als deuteten diese zarten Linien schon alle Kraft und Sicherheit an, die das reife Weib bewahren sollte, nur ein rührender Hauch von Scheu vor dem unbekannten Leben schien um die frischen Lippen zu spielen.

„Ihr seid wahrlich glücklich zu preisen um solche Tochter, gute Frau," sagt' ich, da ich endlich mich zum Gehen anschickte. „Und nun wächs't Euch noch eine neue Lebensfreude heran in Eurer Enkelin, die ja der Mutter Ebenbild sein soll. Wie gern wartete ich, bis ich die Bekanntschaft der Frau Marchesa und des jungen Fräuleins machen könnte. Aber ich habe einem Freunde versprochen, morgen in La Spezzia mit ihm zusammenzutreffen, und weiß kaum, ob ich bei meiner Rückkehr über drei oder vier Tage abermals in Sestri anhalten kann."

„Dann würden Sie auch die Cesira vielleicht noch nicht hier vorfinden, lieber Herr," sagte die Alte; „sie hat nicht einmal zum Begräbniß ihres Herrn Vaters nach Genua kommen können, sie war mit der ganzen Pension abwesend auf einem Ausflug in die hohen Berge, — die Schweiz heißt man sie —, und in Genf wußte man nicht einmal genau, wohin die Depesche nachgeschickt werden sollte. Nun, sie erfährt Alles noch früh genug. Meine Frau Tochter aber wird, denk' ich, froh sein, aus dem traurigen Haus, wo sie so viel Kummer erlebt und jetzt dem todten alten Mann hat die Augen zudrücken müssen, sich zu ihrer treuen Mamma zu flüchten und hier ein wenig zu sich selbst zu kommen. Wenn Sie daher wieder vorbeikommen sollten, lieber Herr, — mein Kind hat noch allen Fremden den Eintritt in den Garten erlaubt, und wenn es höfliche und gebildete Herrschaften waren, blieb ihnen auch das Haus nicht verschlossen. Da, nehmen Sie einstweilen zum Andenken diesen Strauß mit nach La Spezzia. Es ist doch zu spät geworden, um den anderen im Garten noch fertig zu machen."

Sie drang mir den schönen vollen Rosen- und Granatblütenstrauß so treuherzig auf, daß ich ihn wol annehmen mußte. „Ich habe Sie lange aufgehalten," sagte sie, da ich ihr am Gitter noch einmal die Hand drückte; „aber wenn ich von meinem Kinde zu reden anfange, finde ich kein Ende. Gute Nacht, lieber Herr, und ich danke Ihnen, daß sie so viel Geduld gehabt haben mit einem schwatzhaften alten Weibe. Sehen Sie nur einmal mit Augen Die, von der wir gesprochen haben, so werden Sie begreifen, daß einem jedes Wort noch viel zu gering scheint, sie zu loben, und daß man nicht eine eitle Mutter zu sein braucht, um sie für die vollkommenste Creatur unter Gottes Sonne zu halten."

Diese Nacht stand ich noch lange am Fenster meines Eckzimmers im Albergo d'Europa und sah nach dem Pinienvorgebirge hinüber und auf das Meer, das wie ein ungeheurer silberner Schild mit breitem dunklem Stahlrande den Mondhimmel spiegelte. Ich fragte mich, warum die einfache Geschichte mich so feierlich gestimmt hatte. Ein reines und starkes Herz, das allen Lockungen der Leidenschaft widersteht, um seiner Pflicht treu zu bleiben, und nun endlich — spät, aber nicht zu spät — den Lohn seiner Treue erntet, war das ein so seltenes Menschenschicksal, daß man ihm wie einem Märchen nachsinnen mußte? Freilich, je mehr ein Garten dem Paradiese gleicht, desto menschlicher scheint ein Sündenfall. Die Orangen im Hof drunten dufteten so schwül herauf, ich mußte daran denken, wie der Mond so manchmal draußen im Gärtchen der Frau Marchesa die Herrin des Hauses mit ihrem Freunde durch die Myrten- und Lorbeerhecken hatte wandeln sehen, und dennoch hatte sie ihn verabschiedet mit einem gelassenen Gute Nacht! und ihn gebeten, morgen nicht wieder zu kommen. Und das im Lande des Cicisbeats und der nachsichtigen Mütter und der nachsichtigsten von allen, der Mutter Kirche. Und doch war es nicht das, was meine Gedanken immer wieder zu der Geschichte dieser „vollkommensten Creatur unter der Sonne" zurücklenkte. Ich sah beständig die sanften, lieblichen Umrisse des jungen Gesichts vor mir, und es war, als nähmen sie einen immer gespannteren, schmerzlicheren Ausdruck an, als ob sie sagen wollten: Alles ist eingetroffen, was uns damals ahnte von Schwerem und Traurigem, und wir haben das Lachen so lange nicht geübt, werden wir's überhaupt noch lernen können? Und dann fragte ich mich, ob ein Mensch, der seine Jugend nicht genossen hat, überhaupt noch entschädigt werden kann durch ein verspätetes Glück, — eine thörichte Frage, da es Menschen gibt, die erst spät jung werden, wie solche, die es niemals sind, und andere, die es zu sein nie aufhören.

Zuletzt thaten mir die Augen weh von dem blendenden Glanz des Silberschildes, und ich vergrub alles Grübeln in das heiße Kissen meines Bettes.

Am andern Morgen fuhr ich, wie ich beabsichtigt hatte, nach La Spezzia. Aber meinen Koffer hatte ich der Obhut Agostino's anvertraut, da ich entschlossen war, auf dem Rückwege nach Genua jedenfalls hier wieder eine Nacht zu rasten. Die Einladung der Alten, die Villa noch einmal zu besuchen, wenn erst ihre ‚Frau Tochter' darin eingetroffen sei, hatte, ohne daß ich es mir eingestand,

den Hauptantheil an diesem Vorsatze, den ich freilich damit vor mir selbst bemäntelte, daß ich noch Briefe nach Sestri bestellt hatte, die bisher nicht eingetroffen waren.

Was ich in den Tagen, die ich an der schönen Bucht von La Spezzia und Portovenere mit meinem Freunde verbrachte, an denkwürdigen Dingen etwa erlebt habe, gehört nicht hierher. Auch sollte das Alles bald genug in den Hintergrund der Erinnerung gedrängt werden, als ich am Abend des dritten Tages mit dem Bahnzuge wieder vor dem niedrigen Stationsgebäude von Sestri ankam und beim Aussteigen mit dem ersten Blicke die stolzen Linien des Vorgebirgs und des Meerhorizontes begrüßte.

Ich wandte mich aber nicht sogleich nach dem einsamen Gasthof am Strande, sondern schlug den Weg durch die Hauptstraße des Städtchens ein, da der kleine Apothekerladen, der zugleich als Postbureau diente, schon vor Nacht geschlossen zu werden pflegte. Wie ich so an den wohlbekannten Häusern vorüberging, fiel mir auf, daß heut fast nirgends, wie sonst üblich war, die Leute vor den Thüren saßen. Auch die Handwerker schienen vorzeitig Feierabend gemacht zu haben, und doch standen die Tische und Geräthe, die sie zu ihrem Gewerbe brauchten, noch auf der Gasse, und halbfertige Arbeit lag überall herum.

„Ist denn ein Feiertag?“ fragte ich ein junges Mädchen, das eines Gebrechens wegen immer auf demselben Bänkchen vor der Hausthüre saß und auch heute mit den großen grauen Augen in dem blassen Gesicht mir zunickte.

„Nein, Herr. Es ist nur wegen der Beisetzung der Frau Marchesa, da sind sie alle in die Kirche nachgegangen; sie müssen aber gleich wiederkommen, es ist schon eine Stunde her.“

„Der Marchesa? Welcher Marchesa? War der Marchese Piuma verheirathet und hat seine Frau verloren?“

Seltsam, daß ich nur an den Besitzer der Pinienvilla dachte. Aber so ahnungslos überraschte mich die Nachricht, daß ich plötzlich wie von einem Blitze getroffen mich an die Hauswand lehnen mußte, als die Kranke mit ihrer umschleierten, tiefen Stimme erwiderte:

„Nein, Herr; die Marchesa Piuma ist es nicht. Es ist ein Stadtkind aus Sestri, das nach Genua an einen Signore verheirathet war, und ihre Villa steht draußen an der Landstraße.“

Und nun nannte sie zum Ueberfluß den Namen, der mir in den letzten Tagen nur zu oft wieder in den Sinn gekommen war.

„Todt!“ stammelte ich endlich, indem ich mich zu fassen suchte. „Aber das ist ja unmöglich! Sie war ja in voller Gesundheit noch am letzten Samstag. Ihr werdet das verwechseln, liebes Kind. Ihr Mann ist gestorben, der Herr Marchese. Der wird angeordnet haben, daß für ihn eine Todtenfeier hier in Sestri gehalten werden solle. Ich hörte ja, daß er auch dort in der Kirche sich hat trauen lassen.“

Das Mädchen schüttelte ruhig den Kopf und bewegte den Zeigefinger der rechten Hand hin und her, um ihrem Nein Nachdruck zu geben.

„Es ist doch die Frau Marchesa, Herr. Und Alle sind so davon bestürzt worden, wie Sie, denn freilich kam sie vorgestern noch ganz wohlauf hier an,

und wir freuten uns, daß wir sie wiedersehen sollten, denn es ist nicht zu sagen, Herr, wie alle Leute in der Stadt sie verehrt und beinah angebetet haben, und die Armen nicht am wenigsten. Auch ich armes Ding — jedesmal, wenn sie hier vorbeikam, blieb sie bei mir stehen und fragte, ob es noch nicht besser werden wolle mit dem Husten bei Nacht und den Schmerzen bei Tage, und wenn sie da war, schickte sie mir oft aus ihrer Küche etwas Ausgesuchtes, oder auch ein Körbchen mit candirten Früchten und ein andermal ein Band ins Haar oder ein paar warme Schuhe für den Winter. Nun freute ich mich darauf, sie bald wiederzusehen. Und es war mir schon seltsam, daß sie gestern, als sie wirklich am Morgen hier vorüberging, mich gar nicht ansah, als ob sie auf einmal stolz geworden wäre, was ihr doch gar nicht ähnlich sah, und meine Mutter meinte, es sei nur die Trauer um ihren Gemahl. Und freilich trug sie einen dichten, schwarzen Schleier und sah weder rechts noch links, sondern immer auf den Weg, und wenn Jemand sie grüßte, dankte sie so mit der Hand, die sie ein wenig bewegte, aber ohne aufzuschauen, und immer geradeaus, ganz schnell, als ob sie etwas Eiliges abzumachen hätte. Sie stieg aber nur ins Kloster hinauf — so heiß es war am Vormittage, und sie war doch schon ein wenig stark, obwol es ihrer Schönheit nichts schadete — und mit demselben raschen Schritt und immer unterm Schleier kam sie hier wieder vorbei und ging dann in ihre Villa hinaus, und kein Mensch bekam sie mehr zu sehen. Nun denken Sie, Herr, wie wir plötzlich heute früh erschraken, als die Nachricht durch die ganze Stadt lief: die Frau Marchesa sei todt in ihrem Bette gefunden worden, eine Kugel aus der alten Pistole des Gärtners Giannicco sei ihr gerade durchs Herz gegangen, kaum ein Blutstropfen habe das Leintuch gefärbt, und ganz ruhig wie eine Statue sei sie in ihrem Bette gelegen, das Gesicht wie schlafend. Der Mörder aber, der Einarmige, muß gleich in der Nacht auf einer Barke entflohen sein und sich auf irgend einem Schiff, das gerade vorbeikam, in Sicherheit gebracht haben. Denn weit und breit fand man keine Spur von ihm. Daß er es aber gethan und kein Anderer, konnte man außer der Pistole auch daran sehen, daß ein kleines Bild von der Marchesa, für die er ja immer einen trasporto gehabt hat, mit verschwunden ist. Und Einige sagen, er habe den Verstand verloren, weil er der Frau Marchesa Liebesanträge gemacht oder sie habe heirathen wollen, jetzt, da sie Wittwe geworden, und wie sie ihn abgewiesen, sei er in die Wuth gerathen. Andere meinen, er habe es auf ihren Schmuck abgesehen gehabt, und damit sie ihn nicht beim Rauben attrappiren sollte, habe er sie erst getödtet. Das aber glauben die Wenigsten, obwol er ein Seeräuber war, und es wird sich ja auch zeigen, sagt meine Mutter, wenn das Gericht den Nachlaß versiegelt. Und vielleicht kommt die Wahrheit nie an den Tag. Denn Niemand ist dabei gewesen, und so still, wie sie in ihrem Bette lag, scheint sie auch, ganz ohne sich zu rühren, ja, ohne Etwas zu merken, aus der Welt gegangen zu sein, und den Knall der Pistole hat Niemand gehört in der Nachbarschaft, nicht einmal die alte Mutter."

„Herrgott! die Mutter!" unterbrach ich sie. „Das wird ihr Tod gewesen sein. Hoffentlich hat sie den Morgen, wo sie ihre Frau Tochter so finden sollte, nicht überlebt!"

Das blasse Mädchen schüttelte wieder den Zeigefinger.

„Sie hat nur einen einzigen Schrei gethan, dann aber kein Wort mehr gesprochen. Die Leute glauben, daß es in ihrem alten Kopfe nicht mehr ganz richtig sei. Denn sie hat Alles geschehen lassen, als wäre sie gar nicht mehr auf der Welt, daß man der Frau Marchesa ein Todtenkleid angezogen und sie in den Sarg gelegt und vor einer Stunde in der Kirche beigesetzt hat, und auf alle Fragen, die man an sie gerichtet, ob es ihr so oder anders recht sei, hat sie nur immer mit dem Kopf genickt. O, es ist ein so schauderhaftes Unglück, wie kein Mensch in Sestri je erlebt hat, und wer daran Schuld ist, der wird am jüngsten Tage durch keinen Ablaß, den er sich vielleicht mit dem geraubten Gut erkauft, aus den ewigen Flammen loskommen, denn Sestri hat nie eine bessere und liebere Frau gesehen, und man wird von ihr reden, so lange die Pinien oben auf den Felsen stehen und ein Fischer sein Netz am Strande auswirft."

Das Mädchen hatte sich so durch seine eigenen Worte aufgeregt, daß es jetzt in einen Strom von Thränen ausbrach, bis ein erstickender Hustenanfall ihrem Weinen ein Ende machte. Ich stand noch wie betäubt auf derselben Stelle, als ich auf der Straße von der Kirche her einen großen Menschenschwarm sich nähern sah, lauter heftig sprechende, bekümmerte, verstörte Gesichter, darunter meinen Wirth von der Europa mit seinem hohen, schwarzen Cylinder, wieder neben einem geistlichen Herrn, und Agostino mit einem breiten Strohhut, übrigens in Hemdärmeln und der Küferschürze, wie ihn die Kunde von dem Leichenconduct wahrscheinlich im Keller überrascht hatte.

Ich weiß nicht, warum es mir unmöglich vorkam, mit diesen guten Bekannten, die doch vielleicht Näheres wußten, ein Wort über das entsetzliche Ereigniß zu wechseln. Unwillkürlich bog ich in eine Seitengasse ein und suchte mir einen Weg im Rücken der Stadt, erst nach der Bucht, in die das Kloster hinabsieht, dann durch allerlei Winkelgäßchen nach der Kirche zurück, die eben die Bevölkerung der ganzen Stadt in sich aufgenommen und jetzt nur noch die entseelte Hülle der edlen Frau zu bewahren hatte.

Diese Stadtkirche von Sestri ist ein ziemlich schmuckloser Bau mit zwei niederen Thürmchen neben dem Porticus und einem gewölbten Dach, Alles blendend weiß angestrichen, und doch, am Fuße des Vorgebirges errichtet, nicht eben zur Unzierde für den übrigen, so unscheinbaren Häuserhaufen, den die Landzunge trägt. Als ich die wenigen Stufen hinaufgeschritten war und mich der Thüre zur Rechten näherte, wo nur ein paar Bettler noch an ihren Krücken kauerten, war der Sacristan eben im Begriffe, die Thüre zu schließen. Zum Glück hatte ich ihn bei einem früheren Besuch in der Kirche durch ein freigebiges Trinkgeld mir zum Freunde gemacht. Er warf zwar, als er meinen Wunsch begriffen hatte, einen bedenklichen Blick auf den Platz hinaus, wo noch einzelne Gruppen Andächtiger zurückgeblieben waren. Als ich ihm aber wieder ein großes Silberstück in die Hand schob, nickte er mir einverständlich zu und ließ mich eintreten, nicht ohne die Thüre hinter uns mit einem sicheren Riegel zu verwahren.

So waren wir ganz allein in dem kühlen, dämmerigen Raum, wo das

Auge zuerst, vom Licht draußen noch verblendet, nur undeutliche Massen unterschied. In der Mitte aber, um den schwarzen, schmucklosen Katafalk, brannten auf hohen Messingleuchtern zwölf dicke Kerzen.

Ich hatte dem Sacristan einen Wink gegeben, daß er sich ein wenig beiseit halten möchte. Er mochte glauben, ich sei ein Verwandter der Todten, der in der Stille für sie beten wolle. Also setzte er sich im Winkel auf einen Strohsessel, und ich konnte die schaurig feierliche Stimmung, in der ich der Todten gegenübertrat, ungestört in mir walten lassen.

Sie lag im Sarge nicht so starr auf dem Rücken, wie man Todte sonst zu betten pflegt, sondern ein wenig auf die linke Seite geneigt, in einem schwarzen Seidenkleide, ich weiß nicht, ob ganz nach der Landessitte, oder weil man sie in ihrer frischen Wittwentrauer beigesetzt hatte. Die bleichen, kleinen Hände waren um ein Crucifix mit einem silbernen Christus gefaltet, das Haupt und Gesicht mit einem schwarzen Schleier zugedeckt.

Ich widerstand der Versuchung nicht, den Schleier zurückzustreifen. Da sah ich das schönste Todtenantlitz, das ich je erblickt habe, und mußte an das Wort der alten Mutter denken: ihre Jugend sei stehen geblieben. Zug für Zug glich dies wie aus reinem Wachs gebildete Gesicht der Zeichnung, die mir noch so deutlich in der Erinnerung stand, nur die Wangen waren etwas voller geworden, und zwischen dem tiefschwarzen Haare, das nur leicht um die ganz faltenlose, schmale Stirn geordnet war, erkannte ich jenen grauen Streif, von dem ich wußte, wie er entstanden. Und ganz wie auf dem Mädchenbilde ging ein Zug von Scheu und Entsagung um die Lippen, die ein wenig geöffnet waren, daß die oberen Zähne vorschimmerten, und eine traurige Spannung war von den starken, schwarzen Brauen auch im Tode nicht gewichen. Nun sah ich auch, daß dieser jugendliche Kopf auf einem stattlichen, schon etwas zur Fülle geneigten Leibe geruht hatte. Keine Spur von einem letzten Ringen mit dem Tode, der die Seele in tiefster Bewußtlosigkeit des Schlafes überfallen zu haben schien.

Ich hatte mich auf die oberste Stufe der Todtenbühne gesetzt, auf welcher der niedrige Sarg, noch ohne Blumenschmuck, so wie er aus der Villa hergetragen war, unter den zwölf Kerzen stand. Alles Grauen war verschwunden. Ich hätte ein Bildwerk, das diese Gestalt in schwarzem und weißem Marmor verewigt hätte, nicht mit ruhigerem Staunen betrachten können.

Endlich hörte ich ein Klirren in meiner Nähe und schreckte auf wie aus einem langen, wundersamen Traum. Der Sacristan war herangetreten, und ich sah an seinem Gesicht, daß er mich gern zum Aufbruche gemahnt hätte, aber in der Meinung, ich hätte ein besonderes Recht darauf, hier zu verweilen, wagte er es nicht.

Ich stand auf.

„Es ist wol schon spät, guter Freund?"

„Eccellenza ist schon eine Stunde hier."

Ich sah nun, daß die übrige Kirche in tiefstem Dunkel lag. Noch einmal wandte ich mich nach der Todten um, zog den Schleier sacht wieder über die regungslosen Züge und stieg langsam über die Stufen des Katafalkes hinab.

Der Sacristan begleitete mich bis an die Thüre, und da ich ihm abermals ein Geldstück in die Hand drückte, entließ er mich mit den ehrerbietigsten Verbeugungen.

„Uebermorgen ist die Bestattung," sagte er; „man erwartet noch die junge Marchesina. Wenn Eccellenza morgen wiederkommen wollen, Sie haben jederzeit zu befehlen."

Ich nickte stumm mit dem Kopf und trat in die laue Nacht hinaus.

Ich war noch so bewegt von Allem, was in dieser stillen Stunde mir durch den Sinn gegangen war, daß ich mich unfähig fühlte, zu Menschen zu gehen, die von dem erschütternden Ereigniß wie von jedem anderen Unglücksfalle zu schwatzen geneigt wären. Langsam ging ich die Straße zurück, an den wohlbekannten Häusern vorbei, vor denen jetzt, wie jeden Abend, die Weiber mit ihren Kindern saßen, während die Männer theils vor dem Café, theils auf den Steinen der kleinen Werft, die weit in den Platz an der Kirche hineinragt, beisammenhockten, rauchend und mit einander discurrirend. Es kam mir vor, als gehe Alles stiller und zahmer zu, als sonst, gleichsam als hielte die Stadt noch unter dem Eindrucke des furchtbaren Erlebnisses den Athem an.

So kam ich, ohne angehalten zu werden, am anderen Ende der Straße wieder hinaus und fand mich auf der Landstraße, die zu der Villa der Todten führt. Der Himmel war mit leichtem Dunst übersponnen, durch den nur schwache Sternfunken hie und da aufblitzten, und man hörte fern das bewegte Meer branden, in großen, schweren Wellenschlägen, wie vor einem Ungewitter. Aber die feuchtere Luft, die mir um die Stirn strich, that unsäglich wohl, und ich hätte, wenn ich landkundiger gewesen wäre, am liebsten meine Wanderung die halbe Nacht hindurch fortgesetzt, nur um mir die Rückkehr zu bekannten Menschen, in das dumpfe Hotel am Strande zu ersparen.

Nicht von fern dachte ich daran, den Garten oder gar das Haus wieder zu betreten, das in der vorigen Nacht der Schauplatz jener geheimnißvollen Tragödie gewesen war. Als ich aber unvermuthet, auf der anderen Seite der Straße hinwandernd, das Gitterthor drüben erblickte und dahinter das Haus und die beiden Cypressen, die heute wie zwei Grabhüter neben dem Eingange standen, blieb ich unwillkürlich stehen und konnte die Blicke nicht davon abwenden.

Das Thor stand weit offen, ja, wie mir schien, war auch die Hausthüre unverschlossen und oben alle Fenster und Jalousieen wie gestern geöffnet, nur daß heute nirgends ein Kerzenschimmer darauf deutete, daß man noch die Rückkehr der Herrin erwarte. Auch der Ziehbrunnen, dessen langer Arm damals kreischend auf und ab gegangen war, streckte ihn jetzt regungslos in den grauen Nachthimmel hinein. Aber an dem Fenster oben, wo ich gesessen, als mir die Mutter die lange Geschichte erzählt hatte, klapperte und rasselte eine Jalousie, die nicht mehr gehörig befestigt war, in der Zugluft, und durch die Bäume ging stoßweise ein Rauschen, als ob der Ausbruch des Sturmes nahe bevorstände.

Ich konnte nicht widerstehen, ich kreuzte die Straße und trat in den Garten. Richtig, das Haus war offen, ich hätte ungehindert hineingehen und alle Räume durchwandern können. Nirgends die Spur einer lebendigen Seele, nur der

schwüle Athem der Rosen und Orangenblüten, der durch die öden Gartenwege schwebte. Ich gestehe, daß mich ein gespenstiges Grauen anwandelte.

Eben wollte ich den Rückzug antreten, als ich hinter einem Lorbeerbusche dicht neben dem einen Thorpfeiler eine dunkle Gestalt sitzen sah, wie es schien, auf der platten Erde, die Hände in den Schoß gelegt, das Haupt mit einem schwarzen Tuch umwickelt. Ob sie mich bemerkt hatte, ob sie schlief oder wachte, konnte ich nicht unterscheiden. Ich wußte aber im ersten Augenblicke, wer da saß, und brachte es nicht übers Herz, stumm, wie ich gekommen war, an der Aermsten wieder vorbeizugehen.

„Gute Frau," sagte ich, „Ihr habt Euch da kein gutes Quartier für die Nacht ausgesucht. Ein Gewitter wird kommen, und dann werdet Ihr im Schlafe vom Platzregen überfallen. Wollt Ihr nicht lieber —"

„Ins Haus gehen" — wollte ich sagen, aber zur rechten Zeit fiel mir noch ein, daß man der Mutter nicht zumuthen konnte, in jenem unheimlichen Hause zu schlafen, wo solch ein Greuel geschehen war.

Ich verstummte daher und stand eine Weile verlegen vor ihr, die bei meiner Anrede ihre Haltung nicht verändert hatte, so daß ich noch immer nicht wußte, ob sie mich sah und hörte, oder mit offenen Augen nichts mehr um sich her vernahm.

Schon überlegte ich, ob ich nicht in einem der Nachbarhäuser die Leute wecken und sie bitten sollte, sich der verlassenen alten Frau anzunehmen, als plötzlich aus der dunkeln Ecke hinter dem Strauche die wohlbekannte Stimme, nur etwas heiserer und eintöniger, mich anredete:

„Ich weiß sehr gut, wer Sie sind und was Sie hier suchen, lieber Herr. Aber ich bedauere, daß Sie sich vergebens hier herausbemüht haben. Um mich machen Sie sich nur keine Sorge. Denn sehen Sie, die Jungen können sterben und die Alten müssen sterben, und der Herrgott wird wissen, warum. Es ist mir nur um meine Miranda. Wenn ich die Augen geschlossen habe, wer weiß, in welche Hände sie kommt. Nu, sie ist ein kluges Thierchen, sie wird sich wol gut verstecken. Ja, ja, lieber Herr, so lange Einer noch Zähne im Munde hat, weiß er nicht, was für Nüsse er zu knacken kriegt. Ich habe gedacht, mit mir sei's nun vorbei, da ich, Gottlob, den letzten Zahn mir vorigen Herbst ausgebissen habe an einer Pfirsich. Aber wie Gott will, wie Gott will!"

Ich wunderte mich, die Alte so viel und leidlich vernünftig sprechen zu hören, nach Allem, was mir heute von ihrem Zustande gesagt worden war. Um den Faden fortzuspinnen, fragte ich, ob sie irgend Etwas wünsche oder bedürfe, was ich ihr besorgen könne? Es freue mich, daß sie mich wiedererkannt habe, und sie könne zuversichtlich glauben, ich nähme wie ein alter Freund an Allem Antheil, was sie inzwischen erlebt.

Darauf antwortete sie nicht sogleich. Dann hörte ich sie nach einer Weile tief aufseufzen und mit den Nägeln auf der Schale ihrer Schildkröte klappern, wie wenn ein Fieberfrost ihre Finger convulsivisch schüttelte.

„Ich danke gar schön, lieber Herr," sagte sie endlich. „Ich bedarf Nichts, als vier Bretter, die decken Alles zu, und mein Trost ist: wenn man nicht mehr kann, schickt Gott den Tod. Ja, ja, ja, Miranda, mein braves Thierchen,

es hat nicht Jeder einen so schönen festen Panzer, wie du. Aber einmal werden wir Alle gleich, und dann thut uns kein Finger mehr weh, und dem Lamm ist es gleich, ob es der Wolf frißt, oder es muß zur Schlachtbank. Ninni nanna, mein Liebling, schlafe du nur, es ist spät, und worauf sollen wir jetzt noch warten? Niemand kommt mehr, Nichts, was uns Freude macht, nichts Schönes, Liebes und —"

Sie stockte. Ich hörte, wie ihr auf einmal die Stimme brach; aber es kam nicht, wie ich gehofft hatte, zum Weinen. Es war, als wäre die alte Brust so ausgedörrt, daß sie eher noch Blut als Thränen hergegeben hätte.

Und auf einmal fuhr sie mit ihrer früheren Stimme fort:

„Haben Sie auch gehört, lieber Herr, daß die alte Cesira den Verstand verloren hat? Das haben die dummen Menschen gesagt, dicht neben mir, und ich habe mich wohl gehütet, darüber zu lachen. Denn erstens, was nicht ist, kann ja noch werden mit Gottes Hülfe, und dann, wie hätte ich ihnen zeigen können, daß ich meine paar Gedanken noch besser beisammen habe, als sie alle, ohne mein Kind zu verrathen? Nein, nein, es ist besser so. Niemand braucht es zu wissen, als der liebe Gott und die alte Cesira, nicht einmal der Pater Francesco; der am wenigsten. Ist er nicht mit Schuld daran, weil er keinen besseren Rath gewußt hat? Und wenn meine letzte Stunde kommt, Niemand brauch' ich's zu beichten, Niemand. Denn wenn es eine Sünde war, meine war's nicht; wie hätte mir so was einfallen können! Aber eine Mutter zieht sich Alles zu Gemüth, was ihr Kind thut, ganz wie eine eigene Sache. O, wenn Sie wüßten, lieber Herr! Aber ich und Miranda, wir sind stumm wie ein paar alte Schildkröten."

Ich sah deutlich, daß ihr Geheimniß ihr das Herz abdrückte, und da ich selbst auf die Lösung des Räthsels im höchsten Grade gespannt war, wagte ich unbedenklich den Versuch, ihr das Herz auf die Zunge zu locken.

„Arme Mutter," sagte ich, „Ihr wißt nicht, was ich darum gäbe, wenn ich Euch Euer bitteres Schicksal erleichtern könnte. Ihr habt mich hier vor drei Tagen wie einen alten Freund aufgenommen, und morgen gehe ich von hier fort, weit, weit weg, und kann nicht mehr herauskommen, in Eurer Einsamkeit Euch ein gutes Wort zu sagen und ein menschliches Herz zu zeigen. Aber die Erinnerung an Eure Tochter wird mir immer nachgehen, zumal seit ich sie in der Kirche gesehen habe, wie sie daliegt in all' ihrer Schönheit, und stolz wie eine schlummernde Königin. Darum kann ich es auch nicht glauben, daß sie mit einer Sünde aus der Welt gegangen sei, und wenn ich auch nicht weiß, wie das Alles gekommen ist, ich werde nie aufhören, sie für das vollkommenste Wesen unter der Sonne zu halten."

Die Alte machte plötzlich eine Bewegung, daß das Thierchen in ihrem Schoß ängstlich wurde und mit allen Gliedmaßen zu zappeln anfing. Aber gleich sank sie wieder in ihre kauernde Unbeweglichkeit zurück.

„Ihr reis't morgen fort, lieber Herr? Nun, wenn Ihr einmal wieder kommt, dann findet Ihr uns Beide nicht mehr hier im Garten, und nur fremde Gesichter; denn die Tochter wird doch nicht glücklich sein können, wo ihre Mutter ihren letzten Hauch gethan hat, wenn sie auch nicht weiß, daß sie selber Schuld

daran ist. Und das soll sie auch nie erfahren, und darum ist die alte Cesira stumm gegen Alle, die es verrathen könnten. O lieber Herr, reis't Ihr denn in ganz fremde Länder, wo man andere Sprachen spricht? Nun, dann schadete es ja Nichts, wenn Ihr es wüßtet. Einer Menschenseele möcht' ich es doch aufzuheben geben. Es ist mir sonst, als wüßt' ich irgendwo einen Schatz vergraben, und müßte noch einmal aus meinem Grab aufstehen, um die Stelle wieder zu suchen. Wenn sie es aber hier in der Stadt zu wissen bekämen, am Ende dächten sie, es sei eine große Sünde gewesen, und statt meine Frau Tochter ehrenvoll zu Grabe zu bringen, verweigerten ihr die Priester den Segen und das Weihwasser über ihre Gruft. Oder sie wüßten auch wol nicht, ob sie es überhaupt glauben sollten, und meinten, die alte, verrückte Mutter habe sich's nur so zusammengeträumt.

„Und doch ist Alles wahr, wie das Wort Gottes. Wo hab' ich denn den Brief, in welchem er selbst es ihr geschrieben hat, der Lorenzino? Richtig, den haben wir ja nicht aufgehoben, den hat sie selbst noch verbrannt, nachdem sie ihn mir gezeigt hatte, wobei sie sagte: Mutter, nun ist Alles aus, und das ist der Lohn für meine lange Lieb' und Treue, und daß ich lieber eine brave Frau habe sein wollen, als eine glückliche. Und das Alles sagte sie, ohne eine Thräne zu weinen, mit demselben stillen Gesicht, wie sie vorgestern Abend plötzlich bei mir eintrat und Guten Abend! sagte. Ich merkte aber auf den ersten Blick, daß was Schauderhaftes geschehen war, und wie ich ihre Hand faßte, war sie so kalt, wie meine Miranda. Kind, sagt' ich, setze dich hier zu deiner alten Mammina und laß dir etwas zu essen bringen. Du bist so elend und schwach, wie damals, als du kamst und zuerst erfahren hattest, daß der Lorenzino dich liebt, sagt' ich. Laß nur, Mutter, sagte sie. Heut ist's schlimmer als damals. heut, sagte sie, werd' ich's wol nicht wieder überstehen. Und da mußte ich Thür und Fenster zusperren, daß der Giannicco nicht etwa horchen könnte, und nun holte sie den Brief heraus, den hatte sie an demselbigen Morgen erst erhalten, ein paar Tage nach dem Begräbniß ihres Gemahls, und der Lorenzino hatte ihr geschrieben in irgend einer Hütte oben zwischen den Eisbergen, wo er mit der Cesira zusammengetroffen war. Es war ein schöner Brief, lieber Herr, so ehrerbietig und wohlgesetzt, daß man ihn gleich hätte können drucken lassen, aber jedes Wort ein Dolchstich in das arme Herz meines armen Kindes. Er wußte ja noch nichts vom Tode des Herrn Marchese, die Anzeige war ihm nach Paris zugeschickt worden, als er schon weg war, um eine Reise durch das Gebirge zu machen, da oben in der Schweiz. Und da hatte er die Kleine getroffen, die er seit ein paar Jahren, seit sie in Genf war, nicht wiedergesehen hatte, und nun schrieb er, da sie — nämlich meine Lisa — ihm jede Hoffnung benommen habe, er aber ihr Bild immer noch im Herzen trage, und nun ihrem Abbild begegnet sei, habe sich sein Herz ihrer Tochter zugewendet, die ihr so gliche, daß er manchmal glaubte, er sähe sie selbst; und da er das Mädchen befragt, ob sie ihm wol gut sein könne, habe sie ihm unter Lachen und Weinen gestanden, daß sie ihn schon seit ihrer Kinderzeit im Herzen getragen habe. Er hoffe nun, daß auch sie und ihr Gemahl, obwol er kein vornehmer Herr, sondern nur ein Künstler sei, ihm ihren Segen nicht versagen würden, und wolle die

Antwort in Genf abholen, wohin er seiner jungen Geliebten, die mit ihren Kameradinnen dorthin zurückkehre, auf dem Fuße folgen werde.

„Ob ich starr war, lieber Herr, wie ich mir diesen Unheilsbrief hatte vorlesen lassen, ob ich etwas Anderes zu thun wußte, als meinen alten Kopf zwischen beide Hände nehmen und alle Heiligen anrufen, das fragen Sie mich wol nicht. Diese ganze Nacht saßen wir beiden armen Seelen beisammen, unten in meinem Stübchen, und oben in den schönen Zimmern brannten die Kerzen und blühten die Blumen, ohne daß ein Mensch daran Freude hatte. Sie sprach nicht Viel, aber ich sah, daß es in ihr zuckte und brannte, wie ein Kohlenhaufen unter der Asche. Und einmal sagte sie: Kann das der Himmel verlangen, daß man sein Liebstes, um was man sich zehn Jahre gehärmt hat, hergibt, sobald ein Andrer die Hand danach ausstreckt? Und wenn das die eigene Tochter thut, ist's darum anders? Hat sie nicht noch ein langes Leben vor sich und kann noch viel Glück finden? Muß sie ihrer Mutter gerade das Einzige nehmen, was der noch übrig geblieben ist? — Und dann stellte sie sich vor den kleinen Spiegel und nahm einen Leuchter in jede Hand und beschaute sich eine ganze Weile. Meinst du nicht auch, Mutter, sagte sie, daß ich's mit so einem jungen Lärvchen noch aufnehmen könnte, wenn ich nur wollte? Was hat sie ihm zu bieten, als ein ganz unerfahrenes Herz? O und ich, sagte sie, alle die aufgesparten Schätze — ich wollte ihn damit überschütten, ihn reich machen, wie kein König auf der weiten Welt! Meinst du nicht auch, Mutter? Wenn ich nur *wollte* — Kind, sagt' ich, du hast das Vorrecht, du bist die Mutter, du mußt ihn wählen lassen, und wenn er Augen im Kopfe hat, sagt' ich —

„Aber sie ließ mich nicht ausreden. Das verstehst du nicht, Mutter, sagte sie, immer noch vor dem Spiegel. Eben weil ich die Mutter bin von so einem großen Kinde — und da ist auch die graue Strähne, sagte sie, an der ist Er freilich Schuld, aber was kümmert das die Männer, ob wir um sie alt und häßlich werden? O und mit meinem eigenen Fleisch und Blut mich zanken — um einen Mann — pfui! ich könnte mir selbst nie wieder in die Augen sehen!

„Zuletzt rieth ich ihr: Frage den guten Pater Francesco! nur um sie zu beruhigen. Denn mir ahnte wol, daß es zu Nichts helfen würde. Und sie nickte dazu, und so brachte ich sie endlich dahin, da schon die Hähne krähten, daß sie sich auf mein Bett streckte, und ich blieb im Lehnstuhl am Fenster sitzen, aber weder ich noch mein Kind fand nur eine Viertelstunde Schlaf.

„Am Morgen ging sie dann wirklich zum Kloster hinauf, aber wie sie wieder zurückkam, sah ich schon von Weitem an ihrer Geberde, daß es zu Nichts geholfen hatte. Geduld hatte er ihr angerathen und Ergebung, und sie möchte der Welt entsagen und den Schleier nehmen. O lieber Herr, diese Frati! Weil sie's selbst nicht besser haben, gönnen sie's jedem Menschenkinde, auch einmal zu fühlen, wie's ihnen in ihrer Haut zu Muth ist. Und das Kraut Geduld wächst nicht in jedem Garten, und wie sie davon sprach, daß sie es erleben sollte, die Cesira mit ihrem Lorenzino an das Sprachgitter ihres Klosters kommen zu sehen — Mutter, sagte sie, ich wäre im Stande, wie eine gefangene Pantherin das Gitter zu zerbrechen und auf die beiden Glücklichen zu stürzen:

Gebt mir heraus, was ihr mir gestohlen habt, mein Herz, mein Leben, meine irdische Seligkeit!

„Damals sah ich sie zum ersten Male weinen, ob vor rabbia oder vor Gram, weiß ich nicht, aber die Thränen erleichterten sie, und von da an war sie völlig ruhig, sprach aber von der ganzen Sache nicht mehr, wie von dem Donnerwetter vom vorigen Jahr. Sie aß ein wenig, und wir scherzten sogar zusammen, daß sie mehr Wein trank als gewöhnlich. Darin muß ich mich nun üben, sagte sie; die Klosterfrauen haben auch kein anderes Vergnügen, als ein Glas guten Wein. Und Nachmittags schrieb sie einen kurzen, aber sehr freundlichen Brief an Herrn Lorenzino nach Genf, worin sie ihm ihren Segen schickte und tausend Grüße an seine junge Braut auftrug, der sie selbst schreiben würde, wenn sie nicht dächte, die Nachricht vom Tode des Vaters sei jetzt schon in ihren Händen und sie selbst unterwegs nach Genua.

„Und diesen Brief las sie mir noch vor und fragte mich, ob sie sich auch mit keinem Wort darin verrathen hätte. Und dann küßte sie mich und ließ mich geloben, daß auch ich dem Lorenzino und meinem Enkelkind nie eine Silbe von alledem sagen wollte. Wie ich ihr das fest versprochen, schickte sie mich hinunter, ich sollte ein paar Stunden Siesta halten, sie selbst wolle schlafen.

„Ich ging aber erst in den Garten nach dem Ziehbrunnen, meine Miranda zu holen, denn die Hände brannten mir nicht wenig. Und nun weiß ich nicht, wie es kam, daß ich da hinter der großen Myrtenhecke mich hinsetzte und vor Kummer und Mattigkeit fest einschlief. Aber auf einmal weckt mich eine Stimme, das war die Stimme meiner Lisa, die ging mit ihrem schwarzen Sonnenschirm durch den Myrtenweg und sprach mit dem Giannicco, und Keines hatte eine Ahnung, daß ich hinter der Hecke saß. Was sie schon Alles geredet haben mochten, wußt' ich nicht, ich hörte nur noch, wie meine Frau Tochter sagte: Ich weiß, Giannicco, wie lange und treu du mich geliebt hast, und daß ich keinen Menschen auf der Welt habe, der Mehr für mich zu thun Willens wäre. Wenn du mir nun diesen Liebesdienst versagst, den ich von keinem Anderen gefordert haben würde, werde ich glauben müssen, nun sei die letzte Liebe und Treue aus der Welt verschwunden, und selbst die himmlische Barmherzigkeit Gottes eine armselige Lüge. — Und dann entfernten sie sich wieder, und erst nach einer Weile, wie sie wieder den Gang herauf zu mir zurückkamen, mein Kind immer noch bemüht, ihn zu überreden zu Etwas, das ich damals nicht begriff, da hörte ich den Burschen, den Giannicco, plötzlich sagen: Nun denn, und wenn es mich die ewige Seligkeit kosten sollte, ich will es thun, Frau Lisa, aber Ihr müßt mir meinen Lohn vorauszahlen. Erlaubt mir, daß ich nur ein einziges Mal den einen Arm, den ich noch habe, um Euch schlingen und Euch ein einziges Mal auf den Mund küssen darf. Dann soll es mir gleich sein, was man auf Erden und im Himmel von mir denkt oder spricht.

„Darauf sprach meine Tochter nichts, aber nach einer kleinen Weile hörte ich den Giannicco sagen: Ich danke Euch, Madonna. Nun ist Giannicco Nichts als ein Stück von Euch und Ihr mögt mit ihm thun, wie Euch beliebt.

„Ich grübelte, wie sie nun wieder gegangen waren, meine Frau Tochter ins Haus und der Krüppel an seine Arbeit, noch eine Zeitlang über dieser wun-

derlichen Geschichte, kam aber dem Wahren nicht auf die Spur, und ich weiß nicht, warum ich mich schämte, mein Kind geradewegs zu befragen, was das zu bedeuten habe. Werden Sie's glauben, lieber Herr, daß ich nicht eine Ahnung hatte, was sie sich mit diesem einzigen Kuß erkaufen wollte? Erst am Morgen, wie ich sie in ihrem Bette fand, blaß wie eine Lilie, und der Giannicco war verschwunden — und nun lief das Volk zusammen und die dummen Menschen schrieen: Er hat sie aus Wuth wegen verschmähter Liebe umgebracht! und Andere, die noch einfältiger waren: Er hat sie beraubt! — Der! Giannicco! O und ich, die ich mir auf die Lippen beißen mußte, daß sie zuletzt sich in die Ohren raunten: sie hat den Verstand verloren!

„Und ich hab' ihn auch verloren, lieber Herr! Ich kann unsern Herrgott nicht verstehen, und warum er das Alles zugelassen hat, und vielleicht finde ich meinen Verstand wieder, da oben, wo ich nun bald hinkommen werde. Glauben Sie, daß auch unvernünftige Geschöpfe in den Himmel kommen? Ich möchte die arme Miranda gern droben wiedersehen."

Ich mußte ihr die Antwort schuldig bleiben. Die ersten großen Tropfen des Ungewitters schossen in den Staub herab. Wenn ich nicht hier im Hause die Nacht zubringen wollte, mußte ich auf eilige Flucht bedacht sein. Nur die Hand konnte ich der Alten hastig drücken und ihr einschärfen, ein Obdach zu suchen. Dann stürmte mich der näher und näher heranbrausende Orkan die Straße hinab, wenig geschützt durch die Mauern der kleinen Gehöfte, so daß ich das Albergo d'Europa mitten im furchtbarsten Ungewitter erreichte.

Am andern Morgen, als ich bei ganz reinem Himmel auf der Bahn nach Genua fuhr, hielt in Chiavari der Zug, um einen entgegenkommenden vorbeizulassen. Ein paar Augenblicke standen die beiden Wagenreihen nebeneinander still. Ich musterte drüben die Gesichter hinter den kleinen Fenstern, an denen der Sonne wegen meist die Vorhänge herabgelassen waren. In einem Coupé der ersten Classe schob eine kleine Hand die seidene Gardine beiseit, und ein schönes Mädchengesicht wurde einen Augenblick sichtbar, in Trauer, aber, wie es mir schien, ohne tieferen Schmerz in den Zügen. Ich erkannte sofort die Tochter, die zu ihrer Mutter eilte, nicht ahnend, wo sie sie finden sollte. Es war in der That ein Abbild, das dem Urbild gefährlich werden konnte. Und doch — für mich wenigstens, der ich eingeweiht war, stand es fest: die Mutter würde gesiegt haben, sobald sie nur gewollt hätte!

Die Herzogin von Berry

und

die Anfänge der legitimistischen Partei in Frankreich.

(1832—1833.)

Nach meist ungedruckten Quellen dargestellt

von

Karl Hillebrand.

Mehr als vierzig Jahre sind seit den Ereignissen vergangen, die hier erzählt werden. Das leidenschaftliche Interesse, das die Person der Herzogin von Berry, ihr Unternehmen und ihre Schicksale unsern Vätern einflößten, hat einer Art Verschollenheit Platz gemacht. Vielleicht ist der Augenblick günstig, jene Episode, gereinigt von aller Zuthat bewußt und unbewußt schaffender Phantasie, herausgehoben aus der Parteiatmosphäre, in der frühere Erzähler meist befangen waren, einem neuen Geschlechte in ihrem wahren Verlaufe darzustellen. Dieser wahre Verlauf aber ist kaum aus den gleichzeitigen Zeitungen, geschweige denn aus den Schilderungen der Pamphletisten jener Zeit zu erkennen, selbst wenn die Pamphlete in gewichtiger, bändereicher Form erschienen sind. Das erst jetzt zugänglich gewordene Material der Staatsarchive bietet allein ohne „Haß und Liebe" niedergelegte Zeugnisse von Zeitgenossen, welche vermöge ihrer gesellschaftlichen und politischen Stellung in das ganze geheime Getriebe eingeweiht waren. Manches, was dunkel blieb, mehr gemuthmaßt als bewiesen werden konnte, wird dadurch klar; viele Fabeln werden in ihr Fabelreich zurückgewiesen; Umstände, die von den betheiligten Regierungen aus Rücksicht auf die Ruhe Europa's sorgfältig verheimlicht worden, kommen an's Tageslicht. Auf solchen Zeugnissen beruht im Wesentlichen die nachfolgende Erzählung, der noch persönliche Bekanntschaften, sowie die Ereignisse von 1872 und 1873 zu Gute gekommen sind. Andererseits ist die

Anmerkung. Die Abkürzung A. B. bedeutet Archiv von Berlin, A. T. Archiv von Turin. Ueber den Zusammenhang der Episode mit den gleichzeitigen Ereignissen der europäischen und französischen Politik wird der Verfasser im ersten Band seiner „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Sturze Napoleon's III.", welche in der Heeren-Ukert-Giesebrecht'schen Staatengeschichte (Gotha, F. A. Perthes) erscheint, Näheres bringen.

Heldin des Romans selber, vor wenig Jahren erst, aus der Reihe der Lebenden geschieden; auch lebt wol keiner ihrer Schicksalsgenossen mehr; die Partei und das Princip, die sie vertrat, scheinen für immer besiegt; aber wir waren alle Zeugen ihrer letzten Kraftentfaltung, die nach fast schon errungenem Siege in jene unwiederbringliche Niederlage von 1873 ausartete. Wir sehen vor Allem die französischen Parteien zugleich mit mehr Verständniß und weniger Erregung an, als unsere Väter es konnten: die nationale wie die Vertragsmonarchie und die Lebensbedingungen beider, die hier feindlich aneinanderprallten, erscheinen uns in anderem Lichte; das tua res agitur aber, das uns bei jeder Erschütterung des französischen Staatslebens zugerufen werden konnte und mußte, hat keine Anwendung mehr auf uns: wir stehen den Parteien Frankreichs, seit wir Nichts mehr von ihnen zu fürchten und zu hoffen haben, mehr als Zuschauer gegenüber. So erst können sie Object der Wissenschaft wie der Kunst werden: denn in einem Sinne kann man ja von beiden sagen, daß die Gleichgültigkeit die erste und nothwendigste Voraussetzung derselben ist.

I.

Schon während der Krankheit Perier's hatte man die Lücke, die nicht auszufüllen war, durch eine zweite Besetzung zu verdecken gesucht. Graf Montalivet hatte den Muth gehabt, das Portefeuille des Innern aus den Händen des Sterbenden wieder an sich zu nehmen, während er sein eigenes Departement, den Unterricht, einer bequemen Mittelmäßigkeit, dem Kammerpräsidenten Girod, (del'Ain) überließ. Man wartete das Ende ab (16. Mai 1832), um das verwaiste Cabinet durch einen Namen, der etwas helleren Klang hätte als die der zurückgebliebenen Minister, zu stärken, ohne den König, der am liebsten wieder, wie in den ersten sieben Monaten seiner Regierung, selber Minister-Präsident gewesen wäre, in den Schatten zu stellen. Man hätte gewünscht, eine parlamentarische Autorität, wie den Oberstaatsanwalt Dupin den Aelteren, oder eine europäische wie Talleyrand, hereinzuziehen. Allein bei dem vorsichtigen Geschäftsmanne des Hauses Orléans, dem die zweite Stelle keineswegs genügte, war jetzt wie immer die kluge Sorge für die eigene Person mächtiger, als die Ergebenheit: und der greise Diplomat kannte sich selber und Frankreich genug, um zu wissen, daß es ihm ein Leichteres war, von London aus Europa, als in Paris sein Vaterland zu regieren. Während aber der schlaue Jurist seine Weigerung, nicht ohne die ihm zur andern Natur gewordene Schaustellung derber Offenheit, in constitutionelle Bedenken gewickelt hatte, wich der Botschafter in London höflichst aus, indem er, statt der verlangten That, seinen nicht erbetenen Rath in demnächstige Aussicht stellte, wenn er auf seiner Sommer-Badereise auch Paris berühren würde.*)

Jetzt erst fühlte man den ganzen Werth des Dahingegangenen, die Bedeutungslosigkeit der Zurückgebliebenen. Kaum war der König seines lästigen Vor-

*) S. Dupin, Mémoires II. 425 u. ff. Guizot, Mémoires II. 339 u. ff., und Dep. de Sales' vom 27. Juni. A. T.

mundes ledig, ohne daß ein Gefälligerer seine Stelle hätte einnehmen wollen, so suchten auch schon die feindlichen Parteien durch das nunmehr unvertheidigte Thor einzudringen. Denn wie ein gegebenes Losungswort wirkte der Tod des gewaltigen Hüters auf die verbündeten Gegner des Juli-Königthums, denen wie immer die kurzsichtigste aller Parteien, die parlamentarische Linke, ihre Waffen lieh, indem sie sich einredete, so, nicht zum Umsturz, sondern zur Befestigung des neuen Thrones beizutragen, dessen Inhaber falsche Wege eingeschlagen, gefährlichen Freunden sein Ohr geliehen habe. Von allen Seiten zugleich begann der Angriff oder erneuerte er sich mit verdoppelter Wucht. Allüberall tauchten, wie durch ein Zauberwort, die geheimen Gesellschaften auf der Oberfläche auf, tobte bald wilder Aufruhr in den Straßen von Paris, drohte im Westen der kleine Krieg in offene Feldschlacht auszuarten. Keiner dieser Kämpfer aber dachte daran, im Falle des Sieges bei einer „Aenderung des Regierungssystems" stehen zu bleiben.

Langsam und mühsam hatten sich die anti-orleanistischen Interessen und Leidenschaften zu Gruppen gesammelt; aber noch waren diese Gruppen nicht als organische Mächte an's Licht getreten. Wol hatten sie sich fühlbar genug geregt, aber ohne bewußtes Ziel und feste Ordnung, planlos und unsicher tastend. Erst nach dem Tode Periers traten die Parteien, die legitimistische, die republikanische und die kaiserliche, als constituirte Mächte in die Geschichte ein. Für's Kaiserthum freilich hatte die Stunde noch nicht geschlagen, sein Glück zu versuchen. Um so gefährlicher für die Schöpfung der Julitage waren die beiden andern Feinde, und, trotz des Anscheines vom Gegentheil, war es die legitimistische Partei noch mehr als die republikanische. Diese hatte nur die Meinung hinter sich — die Meinung der Jugend, der Besitzlosen und der Studirten — die wol auf Augenblicke wie ein mächtiger Wind die Segel unaufhaltsam schwellen, aber auch jede Minute wieder umschlagen konnte; jene hatte an Kirche und altem Grundbesitz stetige Stützen. Und wie ihr äußerer Anhaltspunkt ein gediegener, so ihr innerer. Auch sie hatte die politische Abstraction nicht fern von sich zu halten gewußt; denn auch sie gehörte der Nation und der Zeit an; aber die legitimistische Theorie war erwärmt, ernährt, gehalten von dem sehr concreten Gefühle ritterlicher Anhänglichkeit an lebendige Menschen, deren Familie mit Frankreichs ganzer Geschichte verwachsen war; sie beruhte auf einer in sich übereinstimmenden Gesammtanschauung, in welcher Nation, Monarchie und Religion ein Ganzes bildeten. Neben den unzähligen persönlichen Interessen, die eine fünfzehnjährige Herrschaft nothwendig hatte schaffen, die Julirevolution nothwendig hatte schädigen müssen, lebte in den feinsten Geistern und den edelsten Gemüthern die unerschütterliche Ueberzeugung, daß auch die Freiheit nur dann in Frankreich blühen und den Stürmen trotzen könnte, wenn sie aus dem kräftigen Stamm der geschichtlichen Ueberlieferung herauswachse, deren tiefe Wurzeln sich in der Erinnerung der Menschen verloren. Zum Unglück für die Partei war aber auch in ihrem Schoße die Zahl Derer, welche, in ihrem Gesichtskreise befangen, nicht sahen, was jenseits desselben lag und lebte, größer als Derer, die sich bewußt waren, daß die ewig arbeitende Geschichte seit einem halben Jahrhundert neue und andere Interessen erzeugt, als

die des Großgrundbesitzes, des alten Adels, der Kirche, ja als die der Männer, welche seit 1815 im Dienste des Staates oder durch die Begünstigung der Umstände heraufgekommen. Würden sie es verstehen, jene sich stets neu gebärenden, in allgemeinem und dauerndem, nicht in begrenztem oder vorübergehendem Sinne conservativen Interessen der Nation für sich zu gewinnen, welche ja heftige Umkehr fast ebenso sehr beunruhigt als heftiges Vorwärtsdrängen?

Die Anhänger des vor zwei Jahren gestürzten Königshauses waren keineswegs einig über die Mittel und Wege, um zu dem erwähnten Ziele zu gelangen. Wenige glaubten an die Befestigung und Dauer des Julikönigthums; aber die Männer, welche in der Hauptstadt des Landes lebendige Fühlung mit der Nation bewahrten, unter ihnen der größte Schriftsteller und der größte Redner der Zeit, Chateaubriand und Berryer, erwarteten Alles von der Zukunft; und die Häupter der großen geschichtlichen Geschlechter, der Noailles, Dreux-Brézé, Fitzjames, welche ausgedehnter Grundbesitz und weitverbreitete Verbindungen daran gewöhnt hatten, die Folgen ihrer Handlungen zu bedenken und sich nicht als Einzelne zu betrachten, die nur ihre Person einsetzen, stimmten ihnen bei. Ebenso die Staatsmänner der Restauration, die Villèle, Martignac, selbst Marschall Victor, welche als Minister die wirklichen Machtverhältnisse des Landes kennen gelernt. Ihnen schien es, die nothwendige Entwicklung der Dinge müsse und würde Heinrich V., ihren König, wieder an die Spitze bringen, wenn das alte Königthum es nur über sich brächte, aufrichtig und ohne Hinterhalt die gesetzgeberischen Ergebnisse der Revolution und des Kaiserreiches, die Erfordernisse modernen Staatslebens anzuerkennen. Und während der in vollster Manneskraft stehende Bürgersohn Berryer thatsächlich im Parlamente zeigte, wie sich Beides, die Treue an das angestammte Königshaus und die Annahme der gegebenen Lebensbedingungen, vereinen ließ, und durch die Macht der Ueberredung herbeizuführen trachtete, was eine gewaltsame Auflehnung gegen das Bestehende nimmer erreichen würde, erklärte sich der bejahrte Dichter der „Märtyrer" als echter Edelmann, der fest gewillt, „Niemanden zu täuschen, seinem Vaterlande ebensowenig als seinem Eide untreu zu werden," gerne bereit, „sein Leben für das Kind des Unglücks zu opfern," wenn es durch Franzosen heimgeführt würde; aber auch ebenso entschlossen, „seine Landsleute gegen den Fremden aufzurufen, der Heinrich V. in seinen Armen zurückbrächte".*)

Nicht alle Getreuen waren so geduldig und so klarsichtig, als die Männer, die im Schoße eines reichen und gesicherten Daseins sich des Rückblickes auf eine ehrenvolle Vergangenheit ruhig erfreuten und von einer gewaltsamen Umwälzung wenig zu gewinnen hatten; oder als die beiden großen Künstler, denen Königthum wie Religion doch immer mehr Gegenstand poetischer Anschauung und poetischen Wohlgefallens als gläubigen Herzensbedürfnisses war, und die, bewundert von den ausgewählten Geistern der Nation, der Menge nicht mißfällig, keine Eile hatten, die beneidenswerthe, ebenso unabhängige als unverantwortliche Existenz ausgesuchtesten Lebensgenusses und beständiger Anregung im Mittelpunkte einer geschmackvollen Civilisation gegen den Besitz der Macht

*) Chateaubriand, De la Monarchie élective. Paris, 1831.

Zaudern ganz der Sache der Legitimität ergeben und fühlte sich weit besser in solch geheimem Intriguenspiel als im offenen politischen Kampfe zu Hause. Der gewandte und geistreiche Mann, der den Abfall der Armee versprach, welche er zum Siege geführt, genoß das größte Ansehen bei der zukünftigen Regentin. Graf Kergorlay, ein rascher Enthusiast und hitziger Parteimann, aber unerfahren in Geschäften, ohne Menschenkenntniß, ganz von seiner Frau beherrscht, stand in London ein für die Vendée, in Paris für den König. Gräfin Kergorlay's Haus aber bildete in der Hauptstadt Frankreichs den Vereinigungspunkt aller Exaltirten der Partei, deren kecke Reden die Regierung Louis Philipp's besser von Allem unterrichteten, als die gewandtesten Kundschafter in London es vermocht hätten. Drei andere Frauen wetteiferten im leidenschaftlichen Vorwärtstreiben und Pläneschmieden. Eine zweite Diana Vernon feuerte die muthige Amazone, Gräfin Augusta de la Rochejacquelin, die Cavaliere, Priester und Bauern der Bretagne zum bevorstehenden Kampfe an, während die Vertraute der Herzogin, Mme. de Podenas, ungeduldigen Charakters, jetzt doppelt ungeduldig, ihre alte Stellung bei Hofe wiederzuerobern, und die heftige und gebieterische Vicomtesse de Saint-Priest in Bath das Feuer unablässig schürten.*)

Auch der Herzog von Escars kam nach England, um für den Süden gut zu sagen, während Dom Miguel von Lissabon aus zum raschen Handeln trieb und der Vicomte St. Priest, ein ruhiger Kopf, aber kein sehr fester Charakter, den seine herrische Gemahlin leicht zu unüberlegten Schritten fortzureißen wußte, die Stimmung des spanischen Hofes, an dem er beglaubigt gewesen, als eine äußerst günstige schilderte. Und wie hätte die Herzogin nicht auf ihre jüngere Schwester zählen können? Wich Marie Christine je zurück vor einer kecken That, welche der Familie zu Gute kommen könnte, und beherrschte sie nicht unumschränkt ihren alternden königlichen Gatten, konnte sie ihn nicht durch die Aussicht auf eine Verbindung des französischen Thronerben mit seiner Lieblingstochter ganz für die Sache Heinrich's V. gewinnen? Der Bruder freilich, der vorsichtiger geworden, seit er auf dem Throne saß, Ferdinand II. von Neapel, rieth von unbesonnenen Streichen ab. Dagegen zeigte sich der neue König von Sardinien, der seine frühen Carbonarikünste nun für die Sache der Legitimität zu verwerthen große Lust zu empfinden schien, nicht abgeneigt, die kühnen Pläne der Regentin zu unterstützen, und der Erfolg würde dann wol auch den furchtsamen Bruder fortreißen. Um die Niederlande könnte jeden Augenblick der europäische Krieg entbrennen, und König Wilhelm von Holland war reich, besaß eine schöne Armee, er war auf's äußerste gebracht, und er hatte bei dem Sturz des Usurpators an der Seine Alles zu gewinnen. Czar Nikolaus' Gesinnungen waren für Niemanden ein Geheimniß, und man wußte, daß, sobald er nur frei sein werde, er der legitimen Sache seine Hilfe nicht verweigern würde. Metternich allerdings, der immer befürchtete, „alle die Leute, die Nichts könnten als intriguiren" möchten nach Oesterreich kommen,**) verhielt sich recht kühl, oder zeigte

*) Siehe über alle diese Personen und Intriguen die ausführliche Depesche Graf de Sales' vom 3. April 1832 (A. T.), der auf's genaueste unterrichtet war.

**) S. Dep. Pralormo's vom 22. Mai 1831. A. T.

oft sonderbare Anwandlungen von Herzlichkeit für den Enkel seines Kaisers, den Napoleoniden in Wien;*) doch konnte er, der Doctrinär der Legitimität, offen Partei gegen die Sache Heinrich's V. nehmen? Preußens aber glaubte man entrathen zu können. Seine „feige Friedensliebe“, die an die Zeiten des Basler Friedens erinnerte,**) und die Sorgfalt, mit der es jede Einmischung in die innern Angelegenheiten Frankreichs vermied, waren Bürgschaft, daß man von ihm Nichts zu befürchten habe. England gar hatte aus dem Nichtinterventionsprincipe noch eben erst den obersten seiner politischen Glaubenssätze gemacht. Und was brauchte es mehr? Wenn nur die beiden Gegner allein mit einander gelassen wurden in den Schranken, so war man des Sieges gewiß. Noch war der märchenhafte Zug Napoleon's von Fréjus nach Paris in aller Menschen Erinnerung, und warum sollte nicht dem Muthe der schönen Vorkämpferin des Hauses Bourbon gelingen, was der Tollkühnheit des Soldatenkaisers geglückt war? Ja, vielleicht schlössen sich in gemeinsamem Haß, wenn nicht in gemeinsamer Liebe, die Freunde des Hauses Bonaparte dem Sturmlaufe gegen das Julikönigthum an, wie die Republikaner es thatsächlich schon thaten. Meinten doch kältere Köpfe, wie Metternich, im Frühling und Sommer 1831, die Stunden des Julikönigthums seien gezählt, und die Wahlen würden das Signal zum Sturze Louis Philipp's geben, wenn der europäische Krieg durch ein Wunder vermieden werden sollte.***) Jetzt oder nie war der Augenblick, das Aeußerste zu versuchen.

Der Süden aber, wo Napoleon vor sechzehn Jahren gelandet, schien ein vor Allem günstiger Boden. In jedem Schlosse der Provence und des Languedoc lebten noch die legitimistischen Ueberlieferungen, und die Rache, welche die Besiegten und Verfolgten von 1816 gerade jetzt in jenen Provinzen übten oder zu üben versuchten, hatte den Geist des Widerstandes bei den Adeligen und ihren Anhängern mehr als je erregt. Denn gerade, wo 1816 die Fahne der Bourbons den „weißen Schrecken“ am nachdrücklichsten verbreitet, pflanzte man jetzt am herausforderndsten die phrygische Mütze auf. Eine Mittelpartei wie im Centrum, im Norden und Osten des Königreiches bestand hier nicht: Revolution und Royalismus standen sich schroff gegenüber mit der Wuth von 1793. Und wie damals gesellte sich die religiöse Leidenschaft hinzu. Die Kreuze wurden ausgerissen, die Freiheitsbäume aufgerichtet. Hinter den Königlichen stand die gesammte Geistlichkeit, welche sich dort, in täglicher feindlicher Berührung mit den zahlreichen Protestanten, ihren Glaubenseifer noch bewahrt hatte. Selbst die Gottesleugner und Republikaner hielten hier zum Hause Orléans, und hier bediente sich die Regierung gern auch dieser äußersten Bundesgenossen gegen die Feinde der Dynastie. Ueberall und täglich kam's zu Reibereien, bei Processionen, Jahresfeiern revolutionärer oder monarchischer Daten. In Tarascon und Montpellier, in Nimes und Marseille, in Montauban und wiederum in Montpellier brach während des Frühlings und Sommers der helle Aufruhr aus.

Aehnlich, wenn auch weniger leidenschaftlich, war die Stimmung in den

*) Dep. Pralormo's vom 30. Juni 1831. A. T.

**) Dep. Pralormo's vom 13. April 1832. A. T.

***) Pralormo's Dep. aus Wien vom 26. und 30. Juni 1831. A. T.

südwestlichen Provinzen, der Guyenne und dem Poitou. In Bordeaux selber, wo einst die Herzogin von Angoulème, allein von der Familie, dem wiederkehrenden Usurpator getrotzt und die Stadt hinter sich gehabt in ihrem Widerstand, war noch eine starke Partei, selbst in dem Bürgerthume, das sonst überall der neuen Ordnung zugethan war, den Bourbonen treu geblieben. Ueber Angoulème aber und Poitiers reichte Bordeaux der Saintonges, der Vendée, der Bretagne die Hand, wo der Kampf gegen das Bestehende schon seit Jahresfrist nicht aufgehört hatte, gleich einem niederen Haidebrand am Boden hinzulodern. Noch waren hier die Erinnerungen an den Heldenkampf von 1793 nicht erloschen; noch lebten die Söhne der Charette und Cathelineau, und jedes Schloß barg in einem der abgedankten Officiere des vorigen Jahres den natürlichen Chef für die Abtheilung des Aufstandheeres, die er jeden Augenblick einberufen konnte.

Auch hier war die neue Regierung ungeschickt gewesen; und beleidigte sie nicht das religiöse Gefühl wie im Süden, so forderte sie doch unnöthig den Widerstand gegen die Gesetze heraus. Noch war der Herzog von Orléans nicht König der Franzosen, als auch schon der damalige Dictator von Paris und Frankreich, Lafayette, zwei Parteimänner in die Vendée schickte, um einem Aufstande „zuvorzukommen". Ein junger Dramatiker und Romanschriftsteller, Al. Dumas, und einer der einflußreichsten Journalisten der Hauptstadt, Armand Carrel, waren mit der Pacification beauftragt, die einer Kriegserklärung so ähnlich sah. Wol herrschte in den westlichen Provinzen ein Zustand, dem ein Ende gemacht werden mußte; aber man beging den Fehler, der Sache eine politische Farbe zu geben. Die Bretagne war für Frankreich, was die baskischen Provinzen für Spanien. Wenn auch keine Fueros eine Ausnahmestellung anerkannten, so sträubte sich wenigstens der Unabhängigkeitssinn des Bretagners gegen den Militärdienst. Die Refractäre waren hier selbst unter der Restauration zahlreicher gewesen, wie in irgend einer anderen Provinz; und mehr noch als der zerklüftete Boden mit seinen Wäldern, Hecken und Hohlwegen begünstigte die Sympathie der Bevölkerung die kühnen Outlaws, welche sich in Banden gesammelt hatten und das Land durchstreiften. Armand Carrel, der in ihnen die Söhne der „Chouans", freiwillige Kämpfer für das Haus Bourbon sah, suchte sofort den Widerstand der „Blauen" zu organisiren und führte statt der Polizei und Gensdarmerie die Patrioten und Nationalgarden gegen die Widersetzlichen, welche sofort den Charakter royalistischer Banden annahmen. Zugleich begann ein eifrigst betriebenes System lästiger Haussuchungen, welche vornehmlich die Schlösser der Adligen, die Pfarrhäuser und Pachthöfe trafen und, von der Bürgerwehr der Städte ausgeführt, bald in einen Klassenkrieg ausarteten. Die Dinge waren bei Perier's Uebernahme des Ministeriums im März 1831 schon so weit gediehen, daß die Obrigkeiten mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nicht fertig werden zu können glaubten. Sie wandten sich wiederholt um Hilfe nach Paris. Perier verweigerte ihnen den Belagerungszustand, aber er schickte doch einen General als außerordentlichen Commissär hin, dem alle Civilbehörden Beistand zu leisten hätten und der auch die Gewaltmittel nicht scheuen sollte, um der Gegend den Frieden wieder zu geben, wenn er mit Versöhnungsmitteln den Zweck nicht erreichte. „Es besteht kein Kriegszustand im Westen," sagte der Minister in seiner Instruction an

General Bonnet (16. Mai 1831), „folglich auch kein Vorwand zum Belagerungszustand. Das Gesetz wird verletzt; Gerichte und Polizei müssen hinreichen, ihm Achtung zu verschaffen.“ Aber schon hatte sich allenthalben der Kampf zu sehr erhitzt. Viele unreine Elemente hatten sich zu den Widerspenstigen gesellt: Räubereien und Ausschreitungen aller Art forderten Repressalien heraus, und mehr als ein Chouan ward ein Opfer der Erbitterung der Städter oder der Liberalen unter den Landbewohnern. Mord und Brandstiftung waren die Antwort, und bald war kein Weg mehr sicher in dem aufgeregten Lande.

Nicht alle Schuld an diesem innern Zwiespalte, an dem mehr oder minder ganz Frankreich litt, war dem demokratischen Neide und der Herrschsucht der Bourgeoisie zuzuschreiben, welche, damals durchgängig anti-royalistisch und anti-religiös, die Hauptstütze des neuen Königthums war gegen den Adel und die niedere Bevölkerung der Städte, und von der sich nur allzubald die studirten Kreise und die Jugend, die Verbündeten der ersten Tage, trennten, um sich der republikanischen Strömung anzuschließen. Die Hauptschuld traf den Stand, der von 1815 bis 1830 mehr oder weniger den Staat gelenkt. Der emigrirte Adel hatte sich von Anfang an zu sehr als Adel, nicht genug als Aristokratie gefühlt und betragen. Es brauchte lange Jahre der Prüfung, um die treugebliebenen, alten Familien zur Einsicht zu bringen, daß sich im Laufe eines halben Jahrhunderts in Frankreich eine neue Aristokratie gebildet hatte, zusammengesetzt, wie alle Aristokratien der Geschichte, aus sämmtlichen großen und ererbten Existenzen, welches auch ihr Ursprung sein mochte, hoher Staatsdienst oder Waffendienst, ausgedehntes Grundeigenthum oder Anhäufung beweglicher Reichthümer. In dem Theile des alten Adels, der unter den Fahnen des ersten Kaisers gefochten, besaß man den Kitt, der diese neue Aristokratie zusammengehalten hätte. Indem die rückkehrenden Emigranten diese als Abtrünnige bekämpften, den napoleonischen Adel sich ferne hielten, die reichen Bürgerfamilien, welche in ihrer Abwesenheit heraufgekommen waren, den Emporkömmling fühlen ließen, gruben sie eine Kluft zwischen sich und der Nation, in der das angestammte Königthum selber und mit ihm die Hoffnung eines auf geschichtlicher Grundlage aufgerichteten, dauerhaften Staatsgebäudes auf lange, vielleicht auf immer, verschwinden sollte. Aber noch waren die Augen nicht geöffnet, noch meinte man, ohne, ja gegen die Nation den alten Zustand der Dinge wieder herstellen zu können. Denn mit nichts Geringerem trug man sich an den verbannten Höfen von Holyrood und Bath, wo man schon eine vollständige Verfassung — die von 1788 — mit Generalständen, Intendanturen und Parlamenten bereit hielt, und den Connetable von Frankreich schon im Voraus bezeichnet hatte.

II.

Mitte Juni 1831 verließ die Herzogin von Berry, unter dem Namen einer Gräfin Sagana, und in Begleitung ihrer Vertrauten, darunter Mme. de Podenas und zwei ritterlich ergebene Hofleute, die Grafen Mesnard und Brissac, die englische Hauptstadt, um sich nach dem Festlande einzuschiffen. Ueber den Plan war man noch ganz unsicher; nur so viel wußte man, daß Etwas geschehen

müsse. Bald wollte man den alten König nach Spanien berufen, dort die Abdankungsacte von Rambouillet erneuern und sich feierlich zur Regentin einsetzen lassen, dann über die Pyrenäen dringen und die Generalstände in Toulouse einberufen, während die französische Armee von den mit Holland verbündeten Mächten am Rhein und in den Niederlanden festgehalten würde; bald dachte man mit Hilfe Karl Albert's Streitkräfte in dessen Stammherzogthume Savoyen zu sammeln, von da in Frankreich einzufallen und das Dauphiné zu den Waffen zu rufen, während sich die Stimme der Nation, welche sich binnen Monatsfrist in den allgemeinen Wahlen vernehmen lassen sollte, wol einmüthig und unzweideutig für die Rückkehr des angestammten Fürstenhauses aussprechen würde. Karl X. hatte seine Einwilligung zum Unternehmen gesandt, doch nicht ohne der heißblütigen Schwiegertochter den bedächtigen alten Freund Blacas beizugeben, der sie überwachen und mäßigen sollte, dazu geheime Vollmachten in der Tasche trug, welche die Regentschaft Marie Carolinens zu einem leeren Titel gemacht hätten. Der Zwiespalt zwischen dem lästigen Vormunde und seiner ungeduldigen Schutzempfohlenen, der die trotzigen Ehrenritter und die heftige Freundin stets zur Seite standen, sollte nicht auf sich warten lassen.

Die kleine Reisegesellschaft hielt sich nur gerade lange genug in Rotterdam auf, um den alten Freund, König Wilhelm, der jetzt eben den Bruch des ihm von den Mächten aufgezwungenen Waffenstillstandes plante, von der Inangriffnahme des kühnen Werkes in Kenntniß zu setzen. Dann schiffte man stillschweigend, aber von Tag zu Tag auf's genaueste überwacht von den Kundschaftern Perier's, den Rhein hinauf nach Mainz und Mannheim, wo man fast nahe genug war, um die Reden des Königs der Franzosen zu hören, der gerade jetzt damit beschäftigt war, in den Städten Elsaß-Lothringens in eigener Person für die bevorstehenden Wahlen zu agitiren. In Mannheim trennte man sich in drei Gruppen, um in Genua wieder zusammen zu treffen.*)

Die Herzogin selbst reiste vorerst über die Schweiz nach Turin. Dort empfing der unklare Schwärmer, welcher damals auf dem Throne der trocknen Savoyer saß, die unternehmende Altersgenossin auf's zuvorkommendste. Die entschiedene Einrede des französischen Botschafters und seines Chefs, General Sebastiani, der sofort, nach seiner Gewohnheit den Kleinen gegenüber, mit Krieg drohte,**) genügte freilich, um dem Zusammensein ein schnelles Ende zu machen. Doch auch in Sestri bei Genua, wohin sich die Mutter Heinrich's V. auf den Wunsch ihres königlichen Wirthes begab, sah dieser sie mehrmals, wenn schon nur heimlich; und als die Vorstellungen Barante's endlich die Entfernung der Herzogin vom letzten Punkte sardinischen Bodens zur Folge hatten, entließ er die Freundin mit einer bedeutenden Geldunterstützung — einer Million —, die er selbst von einem seiner Getreuen entlehnen mußte. Aehnliche Unterstützungen aus dem Haag und Lissabon, sowie der Verkauf aller ihrer Juwelen setzten die Herzogin in Stand, die Pläne ihrer Phantasie auch thatsächlich vorzubereiten:

*) S. Dep. de Sales' aus Paris vom 18. Juli 1831. A. T.

**) S. ebenda und die Dep. desselben vom 19. Juli. A. T.

denn schon sah sie ein, daß die Dinge noch nicht so reif waren, wie ihre hoffnungsvollen Anhänger sie dargestellt hatten.

In der That gingen die Wahlen vorüber (Juli), ohne die geringste legitimistische Kundgebung von Belang; König Wilhelm brach los (August), warf die belgischen „Heere" und seinen Brüsseler Gegenkönig, ward selber von den französischen Truppen wieder in seine Grenzen zurückgedrängt, und Niemand rührte sich im Innern Frankreichs, um hinterm Rücken der nationalen Armee Heinrich den V. zum Könige auszurufen; Perier aber folgte mit scharfen Augen allen Vorgängen in Italien, wo er, nachdem es ihm gelungen war, die Oesterreicher zum Abzug zu bewegen (Juli), diese, den Papst, den Herzog von Modena und den König von Sardinien argwöhnisch überwachte und trefflichste Grenzpolizei unterhielt. Unterdessen hörte der letztere, der aus seinen Sympathien für die Herzogin kein Hehl machte, nicht auf, schriftlich mit ihr zu verkehren; seine Vertrauten kamen und gingen, wohnten auch wol in Nizza, wo die Verschworenen aus der nahen Provence sich, trotz aller Einreden der französischen Regierung, ungestraft versammelten, diesen Besprechungen bei und berichteten darüber nach Turin.*)

Karl Albert, der vor zehn Jahren die Fahne des nationalen und liberalen Aufstandes erhoben, die er achtzehn Jahre später wieder entfalten sollte, war nicht so sehr im Widerspruch mit sich selbst, als es wol scheinen möchte, wenn er die legitime Sache in Frankreich auf diese Weise begünstigte. Sein Wille war ein halber, wie sein Geist ein unsicherer. Es fehlte ihm nicht an persönlichem Muthe, wol aber an moralischer Energie, weil er, ohne rechtes Selbstvertrauen, nie ganz sicher war, das Rechte erwählt zu haben. Er gefiel sich in abenteuerlichen Geheimplänen und in romantischen Träumen, zog sich aber vor der rauhen Wirklichkeit leicht zurück, und seine scheue Schwäche ward ihm dann wol allzustrenge als Feigheit, sein Spielen mit den Versuchungen seiner Phantasie als Falschheit ausgelegt. Den Grund aller seiner Anschauungen und Gefühle bildete eine Mischung savoyischer Hauspolitik mit italienischen Nationalitätsbestrebungen und dem Hasse Oesterreichs, des zudringlichen Berathers. Ihm schwebte als unbestimmtes Ideal ein Bund der lateinischen Nationen unter den legitimen Herrschern der Häuser Bourbon und Savoyen vor. Der bürgerliche Voltairianer im Palais Royal und seine bürgerliche Regierung waren ihm in der Seele zuwider; die guten Rathschläge Louis Philipp's aber und seines getreuen Dolmetschers Sebastiani, die immer und auch jetzt wieder laut wurden, sich der Schweizer Neutralität anzuschließen, d. h. auf eigene Politik zu verzichten, verletzten sein empfindliches Königsgefühl um so tiefer, als er sich dem mächtigen Nachbar gegenüber entwaffnet fühlte und seinem Groll nur in bitteren Worten Luft machen konnte.**)

Mittlerweile hatte sich die Herzogin von Berry mit ihrem kleinen Hofe auf das einzige Gebiet Europa's begeben, dessen Herrscher die Regierung des Usurpators nicht anerkannt und dem er folglich keine Vorstellungen machen konnte,

*) S. Dep. de Sales' vom 12. März 1831. A. T.

**) S. Dep. de Sales' vom 4. August. A. T.

nach Massa, das dem Herzog von Modena gehörte. Umsonst tobte Sebastiani: mit ein paar Bataillonen und einigen Fregatten werde er schon den kecken kleinen Fürsten „zur Raison bringen", der nur erst von den Oesterreichern wieder in seine aufständische Residenz heimgeführt worden*); umsonst ließ er eine Corvette vor Viareggio kreuzen. Die Herzogin begnügte sich, in die benachbarten Bäder von Lucca zu ziehen. Hier reiften ihre Pläne. Bald erschienen Bourmont und Kergorlay, d'Escars, ja selbst der bedächtige Präsident des Oberhauses unter Karl X., der einflußreichste Mann der Partei, Marquis de Pastoret, der sich bis dahin mehr zurückgehalten hatte, im versteckten kleinen Thale, dieser vielleicht mehr um zu warnen, als um zu treiben, wie denn das Pariser Comité später auch den Marquis von Podenas zu diesem Zwecke nach Massa schickte**). Doch fand der Rath seiner heftig vordrängenden Gattin und ihrer thatendurstigen Bundesgenossen natürlich besseres Gehör. Sie stießen freilich auf entschiedenen Widerspruch von Seiten des Herzogs von Blacas, der, von Metternich auf's wärmste unterstützt, zur Vorsicht mahnte, ja gegen jeden übereilten Schritt sein Veto einlegte. Als er seine geheimen Vollmachten zeigte, wollten die eifrigen Freunde der Regentin ohne ihn vorgehen. Man war betroffen, sammelte sich indeß zu einer Berathung, in der man beschloß, dem Könige eine ehrerbietige Vorstellung zu übersenden, um die Rechte der Regentin zu wahren. Er habe durch seine Abdankung von Rambouillet auf jede Macht verzichtet; die Mutter des neuen unmündigen Königs trete, nach altem Rechte des Hauses, und ohne daß ihre förmliche Einsetzung durch den abdankenden König nöthig sei, als Regentin ein und habe allein zu entscheiden.***) Zugleich sandte die Herzogin den Günstling ihres Schwiegervaters selber nach Holyrood mit einem besonderen Auftrage, den er übernahm, ohne sich von dem Vorwande täuschen zu lassen. Ein Schreiben des Königs, worin er der Mutter seines Enkels seine Unzufriedenheit aussprach, sie an der Seite ihrer Kinder, „ihrem natürlichen Platze", zu sehen wünschte, mit der Abberufung von Blacas drohte, kreuzte sich mit diesem. (Dez. 1831.)

Die Herzogin aber fühlte sich endlich frei, wenigstens nach dieser Seite hin. Denn viel Raum zur Bewegung war ihr nicht gelassen. Metternich drängte den Herzog von Modena, sie zu entfernen;†) der Großherzog von Toscana gestattete ihr nicht, das nahe gelegene Pisa zu besuchen. Der Bruder in Neapel war äußerst ärgerlich, während man in Paris wünschte, die Herzogin, da sie nun doch einmal auf dem Festlande sei, begebe sich nach dem ferneren Neapel, wo ein französischer Gesandte den Neffen des Königs der Franzosen allezeit zur Ordnung rufen könnte.††) Marie Caroline war dem Gedanken nicht abhold, die Stille der Berge gegen ihre lärmende Vaterstadt zu vertauschen, wo sie durch ihre Gegenwart von dem zögernden Bruder den Beistand zu erlangen hoffte, den er der Entfernten versagte. Sie täuschte sich. Sie fand wol in

*) S. Dep. de Sales' vom 5. August. A. T.

**) S. Dep. Solar's della Margarita aus Madrid vom 20. December 1831. A. T.

***) Schreiben Kergorlay's an Karl X. aus Bagni di Lucca vom 29. September 1831.

† S. Dep. Pralormo's vom 27. Januar 1832. A. T.

††) S. Capefigue, L'Europe depuis l'avènement du Roi Louis Philippe. VIII. 179 Note.

Neapel ein höflicheres Entgegenkommen, als ihr die Gesandten der nordischen Höfe auf ihrer Durchreise in Rom erwiesen, aber keine thätige Hilfe, und nach kurzem Aufenthalte kehrte sie in Begleitung Vicomte's de St. Priest nach Massa zurück, und nun sollte nicht länger gezögert werden.*)

Man war im Beginne des Jahres 1832. Schon am 2. Februar wurde, wahrscheinlich verfrüht, von Paris aus das Zeichen zum Aufstand gegeben. Die trefflich organisirte Verschwörung der Rue des Prouvaires**) ward im Entstehen erdrückt. Doch von den Tausenden der Angeworbenen und Kampfbereiten, meist entlassene Diener und Garden des gestürzten Hauses, wurden nur ein Hundert mit den Waffen in der Hand ergriffen. Die Untersuchung ergab Nichts, und die bescheidnen Angeklagten deckten muthig und unerschüttert ihre vornehmen Mitschuldigen. Gegen ihre Gewohnheit erkannten die Pariser Geschwornen, welche alle republikanischen Verschwornen oder Rebellen unbedingt freizusprechen pflegten, auf schuldig. Wohl waren Bourmont's und Montholon's, ja selbst Marschall Victor's Namen im Processe ausgesprochen worden, allein über unbestimmte Anklagen ging es nicht hinaus. Man hatte eine provisorische Regierung bereit gehalten, aber Chateaubriand, dem man den Vorsitz angeboten, hatte ausgeschlagen. Das Decret der Regentin aus Massa vom 5. Februar, welches den Marquis de Pastoret, den Herzog von Belluno (Marschall Victor), den Vicomte de Chateaubriand und den Grafen von Kergorlay in den Regentschaftsrath berief, kam zu spät. Ehe man den mißlungenen Versuch erneuerte, wollte man sich neuer Verbündeter versichern, und die Unterhandlungen mit der bonapartistischen Partei wurden wieder aufgenommen. Metternich selber hatte der Herzogin geflissentlich kein Hehl aus der Existenz der Partei, ihrer Umtriebe in Wien, ja seiner eigenen Sympathien für den Enkel seines Kaisers, den jugendlichen Herzog von Reichstadt, gemacht; die Sache scheiterte an der heiklen Fahnenfrage, die mehr als einmal der legitimistischen Sache verhängnißvoll werden sollte und in der das Haupt des Hauses doch nicht nachgeben konnte, nachdem Ludwig XVIII. die unwiederbringliche Thorheit begangen, die Tricolore zurückzuweisen, als er es im Jahre 1814 unternahm, den Faden der geschichtlichen Ueberlieferung Frankreichs wiederanzuknüpfen.

Nicht viel glücklicher waren die Unterhandlungen mit dem Auslande: Czar Nikolaus beklagte sich gegen Graf Choulot, den Abgesandten der Regentin, über die Lauheit Preußens und Oesterreichs, versprach aber keine Hilfe. In Berlin stieß man in der That auf taube Ohren, und Metternich, der es für klug hielt, „die royalistische Partei Frankreichs wach zu halten, ohne sich von ihr fortreißen zu lassen," ***) entmuthigte die Verschwornen durch seine Kälte. Ferdinand VII. verweigerte seiner Schwägerin den Eintritt in Spanien; er hatte die Unternehmung Mina's und Valdes', die im Herbst 1830 unter der Begünstigung Louis Philipp's,

*) Auch hier sind die meisten Geschichtsschreiber in Widerspruch mit einander: die Einen lassen die Herzogin direct von Genua nach Rom und Neapel gehen, die Andern lassen sie erst lange in Massa weilen. Das Itinerarium war: Turin, Genua, Sestri, wo längerer Aufenthalt, Massa (acht Tage), Bagni di Lucca (vier Wochen), Rom (drei Wochen), Neapel (ein Monat), Rom (eine Woche) und Rückkehr nach Massa.

**) S. oben Capitel V.

***) S. Dep. Pralormo's vom 4. November 1831. A. T.

der seine Anerkennung erzwingen wollte, organisirt worden war, sowie die Drohungen Sebastiani's noch in zu frischem Gedächtnisse.*) Doch drückte er ein Auge zu, als verdächtige Franzosen sich in Valladolid sammelten und militärisch einrichteten. Dom Miguel, der die Züchtigung vom vorigen Sommer nicht vergessen hatte, stellte Geld und Truppen in Aussicht. Der Prinz von Oranien beschied zwar Anfangs den jungen Bourmont, den man von Massa aus an ihn geschickt, er wolle sich nicht binden, er werde auf eigene Faust losbrechen; jetzt aber versprach sein Vater, dem die mißglückte Schilderhebung vom vorigen Sommer nicht wenig Groll gegen Louis Philipp und seinen durchgreifenden Minister gelassen, loszuschlagen, wenn die Herzogin nur halben Erfolg habe.**) Am weitesten ging der König von Sardinien. Auch er theilte alle die Täuschungen, in welche die hoffnungsvollen Berichte der legitimistischen Agenten die Herzogin gewiegt. Das Erscheinen der Mutter Heinrich's V. auf französischem Boden werde genügen, einen Theil der Nation fortzureißen; viele Generale seien gewonnen.***) Und Metternich bestärkte, trotz seines besseren Wissens, den jungen Monarchen in solchen Täuschungen, ohne sich jedoch selber zu irgend etwas verpflichten zu wollen. Umsonst warnten Jenen seine Vertreter in Paris und Wien wieder und wieder vor unbedächtigen Schritten; in seinem Eifer verhieß er „selbst, wenn Oesterreich sich nicht rühren sollte," der guten Sache seine bewaffnete Hilfe.†) Ja, er half schon jetzt eifrig genug mit: denn seine Behörden ließen wol nicht ohne Ermächtigung die geheimen Zusammenkünfte auf sardinischem Gebiet gewähren, und wenn die Herzogin die sardinische Flagge auf dem nach dem Könige selber benannten Schiffe aufzog, das sie an das französische Ufer tragen sollte, so war's wahrlich nicht ohne seine Zustimmung.††)

*) Schon Anfangs 1831, als die Rede von einer Reise der Herzogin nach Spanien war, hatte Sebastiani dem spanischen Gesandten, Ofalia, erklärt, falls das Gerücht sich bestätige, wäre der Krieg mit Spanien unvermeidlich. Dep. Werther's vom 22. Februar 1831. A. B.

**) S. Dep. de Sales' vom 16. Mai 1832. A. T.

***) S. Nicomede Bianchi, La diplomazia europea in Italia, IV. 47 u. ff. S. auch de St. Marsan's Dep. aus Wien vom 5. Mai 1832. A. T.

†) Unter andern zahlreichen Depeschen in diesem Sinne s. diejenige Pralormo's vom 4. November 1831, der seiner Regierung räth, jedenfalls sich nur auf mündliche Abmachungen mit den französischen Royalisten einzulassen, wenn der König durchaus nicht von der unglückseligen Idee lassen wolle; und de Sales' ausführliche Depesche vom 3. April 1832, ein Muster von Freimuth, Unabhängigkeitssinn und Patriotismus, gepaart mit klügster Einsicht, worin er den König, seinen Herrn, beschwört, Nichts zu thun, „was seinem Ansehen und den Interessen seines Landes schaden könne". Schon aus allen diesen Depeschen würde die Connivenz Karl Albert's klar hervorgehen, selbst wenn die betreffenden Documente nicht von der Regierung Louis Philipp's entdeckt worden wären. Dieselben fielen theils im „Carlo Alberto", theils in der Vendée, vornehmlich aber bei der Verhaftung der Herzogin in die Hände Louis Philipp's. S. Dep. de Sales' vom 18. und 21. Mai und 26. November 1832 (letztere in Ziffern und im Auftrage des kranken Botschafters von dem ersten Botschafts-Secretär de Blonay geschrieben). Vor Allem aber die vom 4. und 12. März 1833, welche wörtliche Auszüge aus den Berichten der Agenten der Herzogin am Hofe Karl Albert's geben. Der Hauptunterhändler war Mse. Pallavicini. Doch sind jene im Text citirten Worte von Karl Albert selber gesprochen worden. Freilich ging die sardinische Regierung viel vorsichtiger zu Wege, als der König. Damit vgl. Nicomede Bianchi a. a. O. IV. 50, 51.

††) Die schon angeführte Depesche de Sales' vom 18. Mai, welche den Antheil der sar-

Denn die Stunde der Ausführung war gekommen: Alles schien hinlänglich vorbereitet, um das Signal zum Aufstande zu geben. Schon im Herbste des vergangenen Jahres (1831) hatte sich Baron Charette in die Vendée begeben und mit seinen Freunden den Plan einer allgemeinen Bauernerhebung in allen Einzelnheiten festgestellt, das ganze Land in militärische Bezirke getheilt, an deren Spitze sich die Edelleute selber stellten. Sechsundzwanzig solcher Bezirkscompagnien, deren Durchschnittszahl 50 Mann betrug, waren am Anfang des Jahres vollständig bewaffnet und mit Munition versehen. Doch war, gegen Charette's und der Gräfin Larochejacquelin Wunsch, der Aufstand im Westen dem vorherigen Losbruch des Südens untergeordnet worden. Auch hatte sich schon während des Winters in Marseille ein Actionscomité gebildet, das mit dem von Nizza in Verbindung stand. Jetzt bereisten die Freunde des Hauses Bourbon den Süden in allen Richtungen, um unbestimmt auf ein großes Ereigniß vorzubereiten oder gar ausdrücklich die baldige Ankunft der „Heldenmutter des Wunderkindes" anzukündigen. Die Bildnisse der blonden Herzogin und der „Hoffnung Frankreichs", sowie Geldstücke mit Heinrich's V. Effigie wurden zu Hunderten und Tausenden in den Dörfern und Flecken verbreitet, während in den Hütten der Armen Unterstützungen im Namen der Rückkehrenden ausgetheilt wurden. In Paris waren die Bürgermeister ängstlich genug — man sah, Perier war an sein Krankenlager gefesselt —, um das „Schärflein der Wittwe" für die Cholerakranken — je 1000 Franken auf den Bezirk, 12,000 Franken für ganz Paris! — von Chateaubriand's Händen auszuschlagen.*) Zugleich ergingen Aufrufe an die Armee, welche in den Julitagen so tief gedemüthigt worden, um sie an die Triumphe des Trocadero und Algier's zu erinnern, die sie unter der weißen Fahne erfochten. Verschiedene Decrete waren schon bereit und unterschrieben, in denen die Regentin den arbeitenden Classen Erleichterungen versprach, die Soldaten der drei letzten Jahresaushebungen des Dienstes entließ, wol ebenso sehr, um nur den unter legitimistischen Führern herangebildeten älteren Leuten die Waffen zu lassen, als um sich bei den jüngeren populär zu machen. Aehnliches bezweckten die der algierischen Armee versprochenen Auszeichnungen. Auch ward die Getränkesteuer abgeschafft, die Salzsteuer auf ein Minimum gebracht, ohne daß man sich viel Sorgen darum gemacht hätte, die dadurch ausfallenden 150 Millionen auf anderem Wege zu beschaffen. Die Finanzbeamten wurden angewiesen, keinerlei Steuern im Namen und für Rechnung der bestehenden Regierung aufzunehmen.

So angekündigt, verließ die Herzogin am Abend des 25. April das Schloß von Massa, auf dem Wege nach Genua, wußte an der nächsten Station, unbemerkt vom Postillon, auszusteigen und einer Kammerjungfer ihren Platz im Wagen neben Mme. de Podenas einzuräumen, während sie selber, begleitet von einer Dame und ihren Edelleuten, in der entgegengesetzten Richtung nach dem nahegelegenen Viareggio eilte; dort wartete ihrer der „Carlo Alberto," ein kleiner

---

binischen Höflinge und Freunde des Königs, Venanson, Maistre und Pallavicini, beim Kauf des Dampfers als unbestritten darstellt.

*) Der einzige der zwölf Bürgermeister, der annahm, wurde abgesetzt.

Dampfer, den man für sie in Livorno gekauft und auf dem sie und ihre Getreuen, darunter St. Priest, Bourmont und Kergorlay, um 3 Uhr Morgens der französischen Küste zusteuerten. Achtundvierzig Stunden später legte man bei Nizza an, wo die sardinischen Behörden, trotz der vornehmen Besucher aus der Stadt, nichts Auffallendes an dem Fahrzeug fanden und am 28. April Abends war man in Sicht des Bestimmungsortes. Kaum sah man in Carry die Signale des „Carlo Alberto," als auch ein Nachen vom Ufer stieß und im heftigsten Sturme und finsterster Nacht seine kostbare Ladung aufnahm und zurückbrachte. Die unerschrockene Fürstin und vier ihrer als Fischer verkleideten Edelleute eilten sofort, ungesehen von den Küstenwächtern, auf rauhen Pfaden in eine naheliegende Hütte, wo man die Ereignisse in Marseille abzuwarten gedachte. In der That kam es am übernächsten Tage (30. April) zu einer Schilderhebung in der provençalischen Hauptstadt, und die weiße Fahne flatterte einige Stunden lang auf dem Thurme der Matrosenkirche von Saint Laurent; aber der Versuch, sich des Justizpalastes zu bemächtigen, scheiterte an der Festigkeit der Truppen und an den trefflichen Vorsichtsmaßregeln der schon in Kenntniß gesetzten Militär- und Polizeibehörden: denn die Fischer von Carry hatten von der geheimnißvollen Landung geplaudert. Die Führer, Leute von Ansehen und die hohe Stellungen in der Armee oder der Diplomatie Karl's X. bekleidet hatten, wurden gefangen genommen. Die paar Hundert Seeleute, die ihnen zögernd gefolgt, waren bald zerstreut und schon am Nachmittag erhielt die Herzogin in ihrem Verstecke die lakonische Nachricht: „Der Streich ist mißlungen. Verlassen Sie Frankreich."

Aber die Mutter Heinrich's V. gab sich noch keineswegs für besiegt. Schon von Massa aus hatte sie den Getreuen in der Vendée Befehle gegeben, sich für Anfang Mai bereit zu halten. Jetzt galt's, ihr Wort einzulösen. So brach die kleine Gesellschaft auf — Einer, Graf Kergorlay, hatte sich bis nach Marseille gewagt, wo er ergriffen worden war — und trat, Anfangs zu Fuß, die lange und beschwerliche Reise durch ganz Frankreich an. Zwei Tage lang irrte man auf Ungefähr umher, stets der Entdeckung ausgesetzt, von Hütte zu Hütte. Kein Wort der Klage oder der Entmuthigung entschlüpfte der Fürstin, deren zarter Körper fast der Ermüdung erlag. Endlich erreichte man ein befreundetes Schloß, wo man Pferde und Wagen erhielt, und vierzehn Tage später, am 17. Mai, erreichte die Herzogin auf Umwegen, unter Verkleidung, nach allen möglichen Abenteuern das Schloß la Preuille bei Montaigu, wo sie ihren Wagen verließ, der, wie früher in Massa, mit einer andern Inhaberin seinen Weg fortsetzte, während die Herzogin hinter einem alten Edelmanne aufsitzend und gefolgt von ihrem treuen Stallmeister, Graf Mesnard, nach der Meierei Mesliers ritt, wo sie in wenig Tagen eintraf und sich im gefälligen Costüme eines Bretagner Bauernjungen nur wenige Tage von ihren Strapatzen und Gemüthsbewegungen ausruhte.

Mittlerweile jagten die Verfolger eigensinnig auf einer ganz anderen Fährte und erleichterten so die wunderbare Unentdecktheit. Der „Carlo Alberto" war, nachdem er kurz an der spanischen Küste angelegt, wieder in die Gegend östlich von Marseille zurückgekehrt, wo er die Herzogin am 28. April abgesetzt, sei's

um sich zu verproviantiren und Nachrichten einzuziehen, sei's um die Fürstin wieder aufzunehmen und zurückzuführen. Hier in der Bucht von la Ciotat, einige Meilen westlich von Toulon, ward der verdächtige kleine Dampfer am 3. Mai signalisirt, von der königl. Corvette „Sphynx" angehalten und in's Schlepptau genommen. An Bord traf man noch St. Priest, die Söhne Bourmont's und Kergorlay's, sowie eine verschleierte junge Dame, die einer Erkennung auszuweichen zu wollen schien und der die Edelleute die größte Ehrfurcht erwiesen. Der Capitän der „Sphynx" glaubte seiner kostbaren Beute sicher zu sein und wandte sich nach Corsica, wohin er Befehl hatte, die Herzogin im Betretungsfalle zu bringen. Doch zwang ihn das Wetter, anderen Tages schon in Toulon anzulegen. Dort wurde der „Carlo Alberto" von Neuem besucht und der commandirende Viceadmiral, sowie der Präfect von Toulon beeilten sich, den glücklichen Fang nach Paris zu telegraphiren. Um indeß die Neugierigen, wie die Patrioten der Stadt zu hindern, den „Carlo Alberto" zu umlagern, wurde derselbe sofort sammt seinen Passagieren nach Ajaccio geführt. Erst einige Tage später erkannte ein Officier in der geheimnißvollen Unbekannten im Augenblicke, wo sie nach Holyrood abgeführt werden sollte, eine Dame der Herzogin. Diese aber war weit, ihre Spur durchaus verloren. Noch am 28. Mai glaubten Hof und Regierung sie in Spanien.*) Schon den andern Tag sollte man von ihr hören.

Ein Aufruf an die Häupter der getreuen Vendéer war der Ankunft der Fürstin vorausgegangen: „Haltet Euch bereit. Im Süden war's nur ein Irrthum und ein Mißverständniß; ich bin mit der dort herrschenden Stimmung noch immer sehr zufrieden, und man wird dort sein Wort halten. Meine treuen Provinzen des Westens werden dem ihren nicht untreu werden ... Die näheren Befehle werdet Ihr vor dem 24. erhalten." In der That zeichnete sie schon am 15. Mai und noch ehe sie die Vendée erreicht hatte, den Befehl, am 24. loszubrechen, den sie noch am 18. in einer Antwort auf Marquis de Coislin's und seiner Freunde dringende Bitte, den Ausbruch eines europäischen Krieges abzuwarten, bestätigte.**) Kaum angekommen, sah sie sich indeß genöthigt, diesen Befehl zu widerrufen. In einer Versammlung aller Häupter der Verschwörung, welche am Tage ihrer Ankunft auf dem einsamen Meierhofe von Mesliers stattfand (21. Mai), erklärte sich die Mehrzahl der Stimmen gegen eine Schilderhebung. Es sei äußerst unwahrscheinlich, daß die Bauern, welche 12 Bataillone unter Charette's Oberbefehl bildeten, aufstehen würden, nun, da keines der erwarteten Ereignisse — ein Losbrechen des Südens, ein Aufstand in Paris oder der Krieg am Rhein — eingetroffen sei. Die Häupter der Partei in der Hauptstadt waren noch weniger für das Losschlagen als die der Vendée. Schon hatte man die Heißsporne davon abzuhalten gewußt, am 9. April den am 2. Febr. mißglückten Anschlag zu erneuern. Jetzt schickte die geheime Regierung, an deren Spitze Chateaubriand stand, sobald sie die Ankunft der Herzogin in der Vendée

*) S. Dep. de Sales' vom 28. Mai. A. T. Dasselbe berichtet Werther nach Berlin unterm 2. Juni. A. B.

**) S. bei Gisquet, Mémoires III. 171—180 die beiden Schriftstücke.

erfahren, den beredtesten ihrer Anhänger, Berryer, zu der Mutter ihres Königs, um derselben das gewagte Unternehmen auszureden. Dieser traf in Nantes mit dem Tags vorher dort angelangten Bourmont zusammen, dem künftigen Groß-connetable Frankreichs, dem die Oberleitung aller militärischen Operationen anvertraut war. Es gelang ihm, von dem Marschall einen Gegenbefehl zu erlangen, und mit diesem versehen, eilte er nach dem etwa acht Stunden von Nantes entfernten einsamen Pachthofe, wo ihn die Herzogin — sie war schon lange zu Bette gegangen, und auf dem Stuhle lag das Wamms und die Perücke Petit-Pierre's, unter dessen Namen sie ging — in dem ärmlichen Bauerstübchen empfing. Sie hörte die Botschaft mit verhaltenem Unmuthe an; endlich brach sie heftig los in ihrer südlichen Weise gegen den Kleinmuth ihrer Freunde; doch ergab sie sich endlich in ihr Schicksal, unterzeichnete die Gegenbefehle Bourmont's und versprach, Frankreich zu verlassen. Dies war in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai. Schon am nächsten Tage hatte sie ihren Entschluß geändert, sei's, daß ihr Freund Guibourg und der zum Kampfe treibende eifrige Charette, der im Kriegsrathe am 21. überstimmt worden, sie wieder überredet, sei's, daß sie Nachrichten aus dem Süden erhalten, welche ihr den verspäteten Aufstand der Provence verkündeten. Nur vertagte sie den Ausbruch vom 24. Mai auf den 3. Juni. Alle diese Befehle und Gegenbefehle machten ein gemeinsames Handeln unmöglich. Viele, die schon versammelt waren, zerstreuten sich wieder, Andere begannen auf eigene Faust den kleinen Krieg. Die Regierung ward aufmerksam, verdoppelte ihre Vorsichtsmaßregeln, schickte Verstärkungen, spürte eifriger als je und wußte schon am 29. Mai bei einer Haussuchung im Schlosse Chaslières Papiere zu entdecken, die den ganzen Plan enthüllten. Am 1. und 3. Juni wurden die vier Departements, welche nach des eifrigen Montalivet's Bericht „das Gehege bildeten, wo die Herzogin eine Zuflucht gesucht zu haben schien und wo man sie einschließen und abfassen müsse", in Belagerungszustand gesetzt. Diese aber hatte schon Tags zuvor les Mesliers verlassen, um unter Verkleidungen, meist zu Fuß, manchmal auf den Schultern getreuer Landleute, öfter zu Pferd, stets in Mannskleidern, die sie zwei, drei Mal des Tages wechselte, durch Sümpfe und Gestrüpp, von Gehöft zu Gehöft zu irren, die überall aufgestellten, stets miteinander in Fühlung stehenden kleinen Abtheilungen der Armee täuschend oder meidend.

Am bezeichneten Tage in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni warfen sich die zusammengeschaarten Bauern von fünf Ortschaften, kaum 1000 Mann hoch, auf das Städtchen Aigrefeuille, wurden aber von den dort stehenden regulären Truppen geworfen. Aehnlich ging es Charette selber, der an der Spitze von 500 Mann die Regierungssoldaten beim Chêne angriff und nach heftigem Kampfe und großen Verlusten zum Rückzuge gezwungen wurde. Hier wie an den beiden folgenden Tagen schonten die jungen Edelleute ihr Blut nicht, und der Heldenkampf des Schlosses la Penissière ist im Gedächtniß der Vendée geblieben, wie einst die Großthaten Cathelineau's und Cadoudal's, deren Söhne auch jetzt in den ersten Reihen mitfochten. Auch in den mörderischen Kämpfen von Chanay und Riaillé blieb mehr als ein Sprößling altberühmter Familien, und der treue Bauer wetteiferte mit dem Schloßherrn in Muth und Aufopferung für eine im

Voraus verlorene Sache. Gleich groß, ja größer noch war die Erbitterung der Truppen, denen sich die patriotische Bürgerwehr der Städte angeschlossen, und die, durch den nun schon bald in's dritte Jahr dauernden Kampf gereizt und fast verwildert, alles Maß in der Rache verloren. Gefangene wurden niedergemetzelt, selbst Frauen, wie Mlle. de la Roberie, erschossen, und obschon die Häupter des Aufstandes ihre Leute sofort heimschickten, fielen doch auch nach dem Siege der Truppen noch viele Opfer. Marie Caroline selber, welche während des Treffens beim Chêne in einem nahen Bauernhause die Verwundeten gepflegt hatte, verließ am 9. ihr letztes Versteck, la Chevrolière, und wanderte zu Fuß, als Bäuerin verkleidet, in Gesellschaft einer Vertrauten, Fräulein Stylita von Kersabiec, welche alle Gefahren mit ihr getheilt, nach der Hauptstadt des Westens. Noch am selben Abend war sie in dem unscheinbaren Hause getreuer Anhängerinnen aus dem Bürgerstande verborgen und für's Erste auch geborgen.

Gleichzeitig mit ihr traf Berryer in Nantes ein, aber als Gefangener, man hatte ihn in Angoulème ergriffen; denn die Untergebenen Montalivet's zeigten fast ebensoviel Eifer gegen ihren jungen Vorgesetzten, als dieser gegen seinen königlichen Herrn und Gönner. Auch Chateaubriand, der Herzog von Fitzjames und Hyde de Neuville, der seit Kergorlay's Festnahme in Marseille in die geheime Regierung eingetreten, wurden verhaftet, ohne daß man Beweise gegen sie gehabt hätte. Der Anklagesenat mußte sie bald wieder auf freien Fuß setzen, Berryer ward nach mehrmonatlicher Gefangenschaft von den Geschwornen in Blois freigesprochen, nachdem der Staatsanwalt selber die Klage hatte fallen lassen, und der Vertheidiger Ney's feierte wieder einmal einen jener zahlreichen Triumphe, die er sich sein Leben über so trefflich zu veranstalten wußte. Zweiundzwanzig Vendéer begegneten ebenfalls großer Milde vor dem Assisenhofe; alle auf dem „Carlo Alberto" und in Marseille auf frischer That Ergriffenen wurden sogar vollständig freigesprochen (Assisen von Montbrison, März 1833), während sich die unliebsamen diplomatischen Erörterungen mit dem Turiner Hofe noch auf Monate lang hinauszogen. Auch dem schon so lange dauernden halben Kriegsstande des Westens war mit diesem niedergeworfenen letzten Ausbruche ein Ende gemacht, und das Julikönigthum mochte sich Glück wünschen, fast an einem und demselben Tage die Anhänger der Vergangenheit, wie die nicht minder hartnäckigen Apostel der Zukunft aus dem Felde geschlagen zu haben. Denn an jenem Tage, an dem Charette und seine Nobelgarde beim Chêne ruhmvoll, aber unglücklich fochten, kämpfte ein Häuflein unerschrockener Republikaner nicht weniger heldenmüthig und nicht weniger unglücklich um die Herrschaft in der Hauptstadt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

III.

Vier Monate lang war es der Herzogin von Berry gelungen, allen Nachforschungen der Polizei zu entgehen, ohne ihren Aufenthaltsort zu wechseln, ja ohne auf die Erneuerung ihres fehlgeschlagenen Unternehmens zu verzichten. Umsonst flehten sie ihre Verwandten an, zu ihnen zu kommen; der bloße Gedanke

an die Prosa Holyrood's genügte, sie in Frankreich zurückzuhalten.*) Ihre verborgene Thätigkeit war eine rastlose: unablässig schrieb und empfing sie Briefe in geheimnißvoller Zifferschrift; unablässig waren die nächtlichen Zusammenkünfte. Sie gefiel sich darin, tausend Fäden mit unsichtbarer Hand zu lenken, selbst als diese Fäden Nichts mehr in Bewegung setzten, und glaubte zu handeln, weil sie sich bewegte. Treue Freundschaft und die zärtliche Sorge eines lebhafteren Gefühles erwärmten die Atmosphäre ihrer kleinen Traumwelt und verscheuchten die Gedanken an das unausbleibliche Morgen. Umsonst bestürmten sie ihre vorsichtigen Pariser Freunde, den französischen Boden zu verlassen, umsonst hielten selbst die streitbaren Chefs des niedergeschlagenen Vendéeaufstandes ein Schiff bereit, das sie fortführen sollte; umsonst gab der König den Vertrauten der Fürstin das feierlichste Versprechen, ein Auge zuzudrücken, und machte aus ihrer Entfernung von Frankreich eine Bedingung seiner Einwilligung zur Uebersiedlung Karls X. nach Oesterreich.**) Marie Caroline hoffte noch immer, und der Fall Warschau's, der Czar Nikolaus frei machte, der Eigensinn König Wilhelm's von Holland, der es wiederum auf ein bewaffnetes Einschreiten der Westmächte ankommen ließ, steigerte diese Hoffnung zu einer Art Zuversicht. Um so unabweisbarer ward in diesem Augenblicke, wo der Krieg an der Grenze drohte, die Nothwendigkeit für die Regierung Louis Philipp's, den letzten noch glimmenden Funken des royalistischen Bürgerkrieges zu ersticken, indem sie sich der Person der Fürstin bemächtigte. Doch ließ sich die Sache nicht so leicht an, als man hätte glauben sollen.

Der unerfahrene und ungeschickte junge Günstling des Königs, der seit Perier's Tode das Ministerium des Innern leitete, zeigte wol Eifer genug, aber seine Bemühungen waren fruchtlos. Er las die Briefe, welche die Herzogin an ihre Vertrauten schrieb; er las sogar diejenigen, welche sie an die Königin, ihre Tante, richtete, um ihr das Schicksal derer anzuempfehlen, die für die Sache des legitimen Königs gefochten; aber es gelang ihm nicht, den Ort zu entdecken, von dem diese Briefe abgesandt worden. Der commandirende Obergeneral des Westens war nicht glücklicher als der Minister, und der Präfect der Niederloire schien gar nicht zu ahnen, daß der Gegenstand der Sorgen und Befürchtungen des Königs und seiner Minister nur durch wenige Straßen von ihm getrennt war. Thiers hatte nicht sobald das Portefeuille des Innern übernommen (11. October), als er auch unter strenger Wahrung des Geheimnisses

*) Auch der preußische Gesandte, Freiherr von Werther, „attribue l'obstination de la Duchesse à rester en France ... à sa répugnance de retourner à Holyrood quoique le Roi Charles X. et Mme. la Dsse. d'Angoulême l'ont (sic) instamment priée de venir les rejoindre.“ Dep. Werther's vom 28. Juli. A. B.

**) S. Dep. St. Marsan's aus Wien vom 16. und 25. September 1832. Kaiser Franz hätte danach sehr trocken geantwortet, er brauche jene Einwilligung nicht und lasse in seine Staaten ein, wen es ihm gefiele einzulassen. A. T. Ebenso Werther (Dep. vom 30. August und 9. October). A. B. Freilich hatte dem preußischen Gesandten zufolge Metternich auch bei Louis Philipp anfragen lassen, ob er seine Zustimmung zur Uebersiedlung gebe; als aber dieser dieselbe von der Entfernung der Herzogin von Berry abhängig machte, schrieb Metternich einen ostensiblen Brief an Appony, jene Anfrage sei nur eine Höflichkeitsformel gewesen und der Kaiser empfange, wen er wolle. Sofort gab Louis Philipp nach.

selbst gegen seine Collegen Maßregeln ergriff, um der leidigen Angelegenheit ein Ende zu machen. Schon am folgenden Tage (12. October) ward der energischste Präfect des Königreiches, Maurice Duval, ein Mann aus des Kaisers Schule, der noch vor wenig Monaten bei dem Aufstand in Grenoble bewiesen hatte, daß er auch nicht vor Gewaltmitteln und Unpopularität zurückscheute, wenn's die Lage erheischte, zum Präfecten von Nantes ernannt, während General d'Erlon das Obercommando übernahm. Alle Polizeicommissäre des Westens wurden nach Paris berufen, um neue Verhaltungsbefehle zu empfangen, welche an Entschiedenheit Nichts zu wünschen übrig ließen, aber die äußerste Schonung in der Ausführung anempfohlen. „Wir wollen den Herzog von Enghien fangen," schrieb der neue Minister an seinen Hauptagenten, „aber wir wollen ihn nicht erschießen; dazu haben wir nicht Ruhm genug, und hätten wir ihn, so würden wir ihn nicht beflecken wollen."

Noch war es nicht gelungen, mehr als unbestimmte Anzeichen über den Aufenthaltsort der Fürstin zu erlangen, als freiwilliger Verrath den Faden in die Hände des wachsamen Ministers drückte, der sich hütete, ihn wie sein Vorgänger im Amte unbeachtet fallen zu lassen. In der That hatte schon Montalivet durch den französischen Botschafter in Madrid Briefe erhalten, in denen ihm der Verräther seine Dienste anbot. Ja derselbe war Anfangs October in Person bei dem Minister gewesen, der es nicht einmal für nöthig erachtete, seinen Nachfolger im Amte von diesem Umstande in Kenntniß zu setzen. Jetzt erhielt dieser einen anonymen Brief, worin man ihm wichtige Enthüllungen versprach, wenn er nach Einbruch der Nacht an einen einsamen Punkt der Champs Elysées kommen wolle. Thiers zögerte nicht, auf die Gefahr hin, das Spielzeug eines Witzmachers oder eines Wahnsinnigen zu werden, auf dies abenteuerliche Anerbieten einzugehen. Polizeidiener folgten in gemessener Entfernung. Ein Unbekannter wartete am angegebenen Orte, gab sich zu erkennen — es war derselbe, der sich an Montalivet gewandt — versprach seine Hilfe bei Aufsuchung der Fürstin. Der Minister beschied ihn in sein Cabinet, wohin er von den herbeieilenden Polizeidienern durch einen geheimen Gang geführt wurde. Der Mann hieß Deutz. Er war von Geburt ein Jude aus Köln, hatte sich aber vor wenig Jahren in Rom nicht ohne Geräusch zum Katholicismus bekehrt. Der Papst hatte ihn der Herzogin von Berry empfohlen, welche an dem geistreichen und gewandten Manne Gefallen fand. Sie beauftragte ihn mit nicht unwichtigen Sendungen, an ihre Schwester in Madrid, an Dom Miguel in Lissabon, mit Aufnahme von Anleihen; machte ihn zum Baron. Schon in Spanien, wo er sich von der Aussichtslosigkeit des legitimistischen Unternehmens überzeugt hatte, war sein Entschluß gefaßt. Doch hatte er gehofft, ihn auszuführen, den Preis für seinen Verrath erlangen zu können, ohne daß die Verrathene oder Dritte seine Hand erkännten. Thiers benahm ihm sofort diese Täuschung, bot einen guten Lohn — eine halbe Million — nöthigte aber den Denuncianten, selbst die Expedition zu leiten, widrigenfalls er ihn als Verschwornen verhaften würde. Deutz fügte sich. Ein gewandter Polizeiofficier ward ihm beigegeben mit der Weisung, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Ein Dutzend ausgesuchter Agenten folgten den beiden Emissären, welche allein um

den Zweck der Reise wußten. Am 20. October kamen sie in Nantes an, wo Deutz der Herzogin sofort seine Ankunft meldete. Erst am 27. erhielt er eine Karte seiner Gönnerin, die ihn auf den Abend des nächsten Tages zu sich beschied. Der Bruder der Damen, in deren Hause die Fürstin seit fünf Monaten verborgen lebte, kam um die angezeigte Stunde in's Gasthaus und verlangte Herrn Gonzales zu sprechen — Deutz hatte sich unter dem Namen eingeschrieben —. Nachdem sich die beiden Eingeweihten durch Anpassung einer zerschnittenen Karte Einer des Andern versichert hatten, schlugen sie den Weg nach dem Verstecke der Herzogin ein. Die Polizeiagenten folgten in einiger Entfernung, verloren aber bald im Straßenknäuel der alten Stadt die Spur der beiden Vorauseilenden. Deutz selber behauptete, als er zurückkam, er würde den Weg nicht wiederfinden können. Auch habe er keinen Vorwand mehr, um eine zweite Audienz zu bitten, fragte, ob es nicht genüge, wenn er Marschall Bourmont ausliefere, dessen Versteck er kenne. Die telegraphische Antwort Thiers' war: „Ich kaufe keinen Gefangenen, den ich erschießen lassen müßte;" und in der That ließ man den Marschall ungehindert aus der Stadt entkommen. So versprach Deutz endlich, das Begonnene zu Ende zu führen. Die so mißtrauische Umgebung der Herzogin, welche seiner ersten Zusammenkunft so viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt, war noch nicht ganz über ihn beruhigt. Er wußte sie zu umgehen, indem er sich an eine mit der Herzogin vertraute Nonne wandte, die ihm dann auch eine zweite Einladung für den 6. November verschaffte, diesmal mit voller Angabe der Adresse, welche er sich beeilte seinem Wächter einzuhändigen. Jetzt war man seiner Sache sicher. Der Präfect wurde von dem Vorhaben benachrichtigt, die Polizeidiener aufgestellt, ja sogar die Truppen bereitgehalten. Kaum hatte Deutz, nach beendigter Audienz, das Haus verlassen, als es umringt wurde, und da man sich weigerte, es zu öffnen, die Hausthüre unter der Axt der Polizeidiener fiel: aber schon war die Herzogin verschwunden und nur die Hausbesitzerinnen und ihre Freundinnen zeigten sich. Umsonst wurde das Haus unter der persönlichen Leitung des Präfecten Maurice Duval durchsucht, alle Ausgänge besetzt. Man fand zahlreiche und wichtige Documente;*) aber die Nacht verging, ohne daß man auf die Spur der Flüchtigen gekommen wäre. Schon glaubte man, trotz beweisender Anzeichen der Nähe der Herzogin, ein Spiel des Verräthers gewesen zu sein, als zwei in einem oberen Zimmerchen wachende Gensdarmen, sich gegen die Morgenkälte zu schützen, Feuer im Kamine anzündeten. Verworrene Stimmen geboten Halt: das brennende Holz ward zurückgezogen, und die Herzogin kam zum Vorschein, mit ihr die Treuesten der Treuen, ihr alter Ehrenritter Mesnard, der sie seit London nicht verlassen, Fräulein von Kersabiec, die während des Aufstandes an ihrer Seite gestanden, ihre Flucht ermöglicht hatte, Guibourg, ein Advocat aus Nantes, der im Mai die Befehle der Herzogin an die Häupter der Verschwörung gebracht, nach dem unglücklichen Ausgange der Erhebung verhaftet worden und aus dem Gefängnisse

*) Unter andern sehr compromittirende Briefe aus Turin von Karl Albert's Vertrauten Mr. Fabio Pallavicini und den Agenten der Herzogin. S. Dep. de Salez' vom 12. März 1833. A. T. Vgl. auch Dep. Werther's vom 17. November 1832, der die Einzelheiten von Thiers hatte. Danach waren auch viele Schreiben des Königs von Holland darunter. A. B.

zu entkommen gewußt hatte, der fürstlichen Wittwe vertrautester Freund, wol mehr als Freund.*) Sechzehn Stunden waren sie in dem vermauerten Wandschrank, der sich nur gegen das Kamin hin öffnete, und wo sie weder sitzen noch stehen konnten, zusammengedrängt gewesen. Die Herzogin hatte sich bald vom Schrecken erholt; ja sie fand sogar, trotz der unzarten Behandlung des Präfecten, der nicht nur die Fürstin, sondern sogar die Dame vergaß, bald ihren gewohnten Humor wieder. Am folgenden Tage verließ sie, nur von ihrem getreuen Eckard, Graf Mesnard, und Fräulein von Kersabiec begleitet, die Hauptstadt des Westens, um sich nach Blaye einzuschiffen. Am 17. November früh langte die Brick „La Capricieuse" in der Mündung der Gironde an, und am Abende desselben Tages saß die Mutter Heinrichs V. hinter den Wällen der Citadelle von Blaye.

Deutz aber starb bald darauf, nachdem er den Lohn seines Verrathes in ausschweifendstem Genusse verschleudert, wol um sein Gewissen zu beruhigen; denn Augenzeugen berichten, daß sein Zustand nach der Verhaftung seiner Wohlthäterin ein bemitleidenswerther war und daß er die qualvollste Reue an den Tag legte, wenn nicht empfand.**)

„Glauben Sie mir, General, man wird verlegener sein als ich," hatte die Herzogin beim Abschiede von Nantes zum dienstthuenden Officier gesagt, und die Verlegenheiten begannen, schon ehe sie in Blaye gelandet war. Das Appellationsgericht von Poitiers hatte die Herzogin früher schon in Anklagestand versetzt, das von Rennes wollte sich jetzt der Sache bemächtigen, die ergriffenen Papiere in Beschlag nehmen; und Thiers mußte sich fast mit Gewalt in den Besitz dieser wichtigen Documente setzen, fast mit Gewalt den Proceß den Händen der Justiz entwinden. Eine Anzeige im Amtsblatte (9. November), welche ankündigte, daß den Kammern ein Gesetzentwurf, betreffend das gegen die Herzogin einzuhaltende Verfahren, vorgelegt werden würde, erregte einen wahren Sturm. Ganz Frank-

---

*) S. Dep. de Sales' vom 27. Februar 1833. A. T. Diese erste Vermuthung ist noch immer die wahrscheinlichste geblieben.

**) Wir schreiben hier Geschichte, nicht Roman. Die Erklärung der Ereignisse, ihres Werdens und ihres Zusammenhanges, nicht die malerische Darstellung oder die dramatische Wirkung sind die Aufgabe, die wir uns stellen. Wir sind zu überzeugt von der Wahrheit des Goethe'schen Wortes, daß „Historiker und Dichter so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer mit einander concurriren", um uns auf den ungleichen Kampf einzulassen; auch beherzigen wir zu sehr des alten Dichters Rath an die Geschichtsschreiber, „das Publicum nicht in's Geheimniß hineinsehen zu lassen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden," um ihnen mehr als dies Wenige zu bieten. Dies gilt auch von den früheren und späteren romanhaften Scenen dieser abenteuerreichen Episode. Wer die zeugenlosen Gespräche zwischen Deutz und Thiers in den Gebüschen der Champs-Elysées, zwischen Deutz und der Herzogin im Wohnzimmer der Fräulein Duguigny kennen will, wer über das Mienenspiel der Personen und über ihr Costüm Auskunft zu haben wünscht, der findet das Alles auf's genaueste, trotz Walter Scott und Spindler, bei Louis Blanc, Capefigue, Victor de Nouvion, Crétineau-Joly u. A., welche natürlich alle an „den besten Quellen" geschöpft haben, deren Erzählung stets „von der strengsten Genauigkeit" ist, obschon sie in Allem von der der Andern abweicht, welche aber diese Quellen nicht nennen oder als mündliche Mittheilungen bezeichnen. Die amtlichen Berichte wie die Schriften der Betheiligten, als General Dermoncourt's, Guibourg's und Deutz', sind allein zu benutzen, obwol mit großer Vorsicht, namentlich die der beiden letzteren.

reich, ohne Ansehen der Partei, erhob Einsprache. Ganz Frankreich war im Unrecht. Der gesetzgebende Körper selber hatte die Herzogin dem gemeinen Rechte entzogen, indem Er, nicht die Justiz, aus politischen Rücksichten, nicht wegen Gesetzesverletzung, sie mit der Strafe der Verbannung heimgesucht hatte, ohne doch für den Betretungsfall eine Strafe oder auch nur eine Procedur festzustellen.*) War sie wegen eines politischen Vergehens, an dem sie keinerlei Antheil hatte, von einer politischen Behörde verurtheilt worden, so mußte sie auch für ein politisches Verbrechen, das sie wirklich begangen, vor einem Ausnahmsgericht Rede stehen. Das Gleichheitsgefühl des Franzosen, welches so oft seit 1789 sein Rechtsgefühl verwirrt hat, verlangte einstimmig die Anwendung des gemeinen Rechts. Die Abwesenheit politischen Sinnes kam hinzu. War es dem Minister unmöglich gewesen, sich der Herzogin stillschweigend zu bemächtigen, sie stillschweigend vom Boden Frankreichs zu entfernen, so blieb ihm nichts übrig, als sie den gewöhnlichen Gerichten zu entziehen; denn jede gerichtliche Entscheidung nach dem gemeinen Rechte konnte nur die vor zwei Jahren gegründete Ordnung erschüttern: eine Freisprechung seitens der Geschwornen bedeutete Straflosigkeit des offenkundigsten Staatsverbrechens; die Verdammung zog die Todesstrafe nach sich, die der gekrönte Oheim der Schuldigen weder vollziehen, noch Kraft seines Begnadigungsrechtes hindern konnte. Zudem enthielten die in Nantes ergriffenen Papiere wichtige Stücke, deren Veröffentlichung durch einen gerichtlichen Proceß internationale Verwicklungen gefährlichster Art nach sich hätte ziehen müssen; denn Frankreich konnte die fremden Souveräne, welche Marie Carolinen in ihrem Unternehmen beigestanden, weder strafen, ohne einen europäischen Krieg heraufzubeschwören, noch straflos ausgehen lassen, ohne seiner Würde zu vergeben.**) Wol hätte der König selber, wenn er sich nur schon sicher genug gefühlt hätte, die Nichte seiner Gemahlin, der er selbst einst manche Gnade verdankt, auf eigene Verantwortlichkeit in die Fremde führen lassen können, wie er's vier Jahre später mit L. Napoleon that; es wäre die einzig würdige und zugleich staatskluge Lösung gewesen, auch, im ersten Augenblicke wenigstens, eine nicht allzuschwierige, aber, wie gewöhnlich, wagte Louis Philipp nicht der öffentlichen Meinung entgegenzutreten und stellte nicht einmal das Verlangen an seine Minister,***) ihn gewähren zu lassen.

Als zwei Monate nach der Verhaftung der Herzogin (am 5. Januar 1833) ihre Angelegenheit vor das Haus der Abgeordneten kam, das mit Bittschriften aller Art bestürmt, von der Presse laut gedrängt war, machte der Minister des Aeußeren, Herzog von Broglie, mit Offenheit und überzeugender Klarheit jenen Rechtsstandpunkt geltend, nicht ohne zuzugeben, daß nicht nur die Verbannung der Herzogin, daß auch die Thronumwälzung selber eine Ungesetzlichkeit gewesen,

*) Gesetz vom 20. April 1832, das der König lange gezögert hatte zu sanctioniren.

**) Doch war ernstlich die Rede davon, Barante aus Turin abzuberufen. S. Werther's Dep. vom 17. November. Und schon hatte der russische Botschafter Befehl erhalten, seine Pässe zu verlangen, wenn die Herzogin den Gerichten ausgeliefert würde. S. Dep. Werther's vom 17. December. A. B. Ueber Oesterreichs Stellung zu der Angelegenheit und Appony's schüchterne Vorstellungen in Paris, s. Pralormo's Dep. vom 22. Januar 1833. A. T.

***) Guizot a. a. O. III, 49.

daß hier zwei Feinde, nicht Regierung und Unterthan, einander gegenüber ständen, daß folglich nur das Kriegsrecht, nicht das bürgerliche Recht Anwendung finde: und forderte für die Regierung die Vollmacht, nach eigenem Gutdünken, aber unter voller Verantwortlichkeit zu handeln, wie es vom parlamentarischen Ausschuß vorgeschlagen worden. Der Redner der royalistischen Partei, Berryer, benutzte diese „Sitzung der Geständnisse" (la séance aux aveux), um dem Vorschlag der Mehrheit, dem Verlangen der Regierung das Wort zu reden, und der Meister der Leidenschaft und der Rührung zeigte sich diesmal als Meister des Spottes. Nie hatte er so sehr mit dem Minister übereingestimmt; wol war der Sturz des legitimen Königs, wol war die Wahl des neuen, war die Verbannung Ungesetzlichkeit; aber würde ein Urtheil des Gerichts etwas Anderes sein? Die Herzogin von Berry war nicht die Unterthanin Louis Philipp's; zwei gegnerische Principien, hier das der Revolution und das des Rechtes, konnten einander bekämpfen, nicht einander richten. Die Kammer möchte es dem Sieger überlassen, mit dem Besiegten zu handeln, wie er's für gut fände. Der Eindruck der Rede in einem französischen Hause war ein vernichtender, und Thiers, der jetzt eben das politische Ministerium des Innern niedergelegt hatte, um das unpolitische der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen, mußte seinem Collegen beispringen, um den Vorschlag des Ausschusses „sowol gegen die, welche ihn bekämpft, als gegen den, welcher ihn so geschickt gefährdet, indem er ihn vertheidigte", zu schützen. Er berührte nur mit wenig Worten die Rechtsfrage: wol gäbe es eine Ausnahme vom gemeinen Recht; herrschende Familien seien ihm nicht unterworfen. Man richte die Fürsten nicht; man morde sie in gerichtlichen Formen, wie Karl I., Ludwig XVI., der Herzog von Enghien gemordet worden, oder man mache sie unschädlich, ohne sie zu Gegenständen des Mitleids zu machen. Vor Allem suchte er die Gefahr eines politischen Processes, der die Erörterung und Infragestellung des Regierungsprincipes mit sich bringe, in's grellste Licht zu stellen, und vor den Augen der ruhebedürftigen Abgeordneten das traurige Bild des Bürgerkrieges, dem man kaum in der Hauptstadt wie in der Provinz entronnen war, heraufzubeschwören. Seine Rede wirkte; umsonst suchte die Opposition sich zum Dolmetscher der öffentlichen Meinung zu machen und den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz anzurufen; die Schwäche einer Regierung darzuthun, welche vor einem regelmäßigen Processe zurückbebe; die noch eben schwankende Mehrheit war gewonnen und die Regierung erhielt die gewünschte Vollmacht, trotz der schwungvollen Proteste Odilon Barrot's und Eugène Salverte's, freilich mit geringer Mehrheit. Das draußen stehende Publicum, das ein Schauspiel und eine Aufregung einbüßte, war so unzufrieden als die dynastische Opposition, welche ihre geliebte Abstraction der Gleichheit auf dem Altar der Opportunität geopfert sah, und als die republicanische Partei, welche eine Gelegenheit verlor, die bestehende Regierung öffentlich in Frage gestellt, vielleicht vielversprechende Unruhen entstehen zu sehen. Nur die legitimistische Partei konnte sich zu dem Ergebnisse Glück wünschen. Für die Regierung selber blieb die Verlegenheit einer unentschiedenen, schwer zu entscheidenden Frage, deren Lösung sie auch nicht der Zeit überlassen konnte. Der böse Stern des Hauses Bourbon wollte, daß die Rollen bald gewechselt wurden.

Die legitimistische Partei hatte Anfangs über die Verlegenheit der Regierung frohlockt, den Anlaß zu ritterlicher Declamation freudig benutzt. Von allen Seiten boten sich Geiseln für die heldenmüthige Fürstin. Chateaubriand zog die Strafe der Gerichte auf sich, indem er der Gefangenen theatralisch zurief: „Madame, Ihr Sohn ist mein König." Allein, während noch die Anhänger des gestürzten Königshauses in der Presse, durch Petitionen, wie im Parlamente gegen die Härte protestirten, mit der die „Besiegte der Vendée" in ihrem Kerker behandelt werde, ja nicht undeutlich zu verstehen gaben, man suche das Ende der kränkelnden Märtyrerin zu beschleunigen, deren Tod die vortheilhafteste Lösung des verwickelten Knotens sein würde, drang ein Gerücht anderer Natur in die politischen Kreise und brachte in denselben eine nicht geringe Aufregung hervor. Schon vor der Verhaftung der Herzogin hatte der Präfect von Nantes von unbekannter Hand die Mittheilung erhalten, die Wittwe des Herzogs von Berry habe Grund zu glauben, daß sie auf dem Punkte sei, ein drittes Mal Mutter zu werden, und Louis Philipp hatte auf die Anfrage Duval's geantwortet (am 2. November, als Deutz schon seinen ersten Besuch abgestattet): „er sei constitutioneller König; der Präfect habe nur den Befehlen der Minister zu gehorchen, die Sache sei unmöglich".*) Die ersten Anspielungen auf die Schwangerschaft der Herzogin, welche gegen Mitte Januar in Paris laut wurden, hatten nur ungläubige Hörer gefunden: man behandelte sie als müßigen Klatsch, wo nicht als böswillige Verleumdung, welche die Regierung in Umlauf bringe, um die Gefangene in der Achtung der Welt zu verderben. Dem König, wie seinen Ministern kam freilich der Umstand erwünscht genug; und die kleinen Schwierigkeiten, welche der Ausnutzung dieses Umstandes entgegentraten, waren reichlich aufgewogen durch die Erwägung, daß die Mutter Heinrich's V. moralisch vernichtet war, wenn sich die Thatsache erwahrte; ja daß sogar ein schiefes Licht auf die Legitimität Heinrich's V. zurückfiel, gegen die der Herzog von Orléans schon vor zwölf Jahren bei der späten Geburt des Prinzen protestirt hatte.

Jenen Schwierigkeiten zu begegnen, wurde sofort ein Mann gewählt, auf den man zählen konnte. Der Oberst Bugeaud, der während der fünfzehn Jahre der Restauration schmollend seitwärts gestanden, hatte nach der Julirevolution wieder Dienste genommen und war von der neuen Dynastie sofort zum General befördert worden. Seine Vergangenheit, wie seine Gesinnungen bürgten für den Mann. Als Adjutant begleitete ihn ein Officier, der ebenfalls der Julirevolution seine Wiederaufnahme in die Armee verdankte und sich in der Vendée hervorgethan, intelligenter als achtungswerth, und der durch Rücksichtslosigkeit gegen die Gefangene Verzeihung für frühe Sünden zu erkaufen suchte, der zukünftige Marschall Saint Arnaud. Die Herzogin hatte bis jetzt unter der Aufsicht des Festungscommandanten und in Gesellschaft Madame de Hautfort's und Graf Brissac's, welche die vor die Gerichte gerufenen Mitgefangenen von Nantes ersetzt hatten, ihre einförmige aber keineswegs harte Gefangenschaft recht munter er-

*) S. den sonst nicht eben glaubwürdigen Crétineau-Joly, Hist. de L. Philippe, II. 180 2 ff., der behauptet, die Sache aus Maurice Duval's eigenem Munde zu haben: und der sardinische Botschafter Graf de Sales meldet Aehnliches. Dep. vom 27. Februar 1833.

tragen, und die unvermeidliche Katastrophe, die ihrer wartete, zu vergessen gesucht, zu vergessen gewußt. Vielleicht auch hoffte sie, noch vor dem verhängnißvollen Termin die Festung verlassen zu können, ohne daß die Wächter ihren Zustand entdeckt. General Bugeaud war bald trotz, vielleicht auch wegen seiner rauhen Soldatenmanieren ein gern gesehener Besucher in den Gemächern der Herzogin und ihr Begleiter auf ihren Spaziergängen, welche sich fortan nicht mehr auf den Festungsgarten beschränkten. Doch entschlüpfte der Gefangenen, selbst in den Augenblicken größter Vertraulichkeit, keine Anspielung auf das, was ihr bevorstand. Sogar gegen ihre beiden alten Freunde behauptete sie dieselbe Zurückhaltung. Draußen stieg unterdessen die Neugierde, und mit ihr die Aufregung. Die Presse bemächtigte sich der heiklen Angelegenheit. Alles Andre schien vergessen. Ganz Frankreich hatte nur Augen und Ohren für den Roman, der sich in Blaye lösen sollte. Ritterliche Jünglinge nahmen den Handschuh auf für die Sache der Herzogin. Duelle folgten auf Duelle, meist zwischen Journalisten. Selbst Armand Carrel verschmähte nicht, die Vertheidiger der Frauenehre zu verspotten, herauszufordern und den Degen in der Hand zu bekämpfen, während ihrerseits die legitimistischen Schriftsteller, keck gemacht durch die Freisprechung Berryer's und der Vendéekämpfer, immer lauter zu ihrer Fahne schwuren. Schon organisirte man Gottesgerichte im mittelalterlichen Styl, wo zwölf Republikaner gegen ebensoviele Legitimisten, ja sogar ganze Compagnien beider Parteien gegeneinander fechten sollten. Die Geheimbünde mischten sich in die Sache, verglichen „ihre Dame, die Revolution" mit der Dame der jungen Adligen, verboten ihnen, von ihr „im Guten oder Schlimmen" zu reden; drohten, ihre Gegner, wenn sie schamlos genug wären, das freie Versammlungsrecht anzurufen, mit Gewalt auseinander zu treiben. Umsonst schritt die Polizei gegen die Zweikämpfe ein, umsonst mahnten die gemäßigten Häupter beider Parteien zur Schicklichkeit, wenn nicht zur Ruhe. Die gehässige und rohe Polemik ward immer heftiger, bis die Ereignisse eine der beiden Parteien zum Schweigen brachten.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar hatte die Herzogin heftiges Erbrechen gehabt. Der Verdacht einer Vergiftung lag nahe für die von Parteileidenschaft Verblendeten: ein Ausbruch der Entrüstung und der furchtbarsten Anklagen machte sich in der legitimistischen Presse Luft. Bis zum Wahnwitz stieg die Verleumdung des Argwohns, als die telegraphische Nachricht nach Paris kam. Unverhohlen versprach man schon jetzt Vergeltung, Auge um Auge, Zahn um Zahn, als ob kein Zweifel an der Blutschuld der Regierung sei. Diese hatte indeß den ehemaligen Leibarzt der Herzogin und den berühmten Toxicologen Orfila nach Blaye geschickt, wo sie in Gemeinschaft mit den beiden Bordeauxer Aerzten, welche die Gefangene seit Monaten zu besuchen pflegten, den Zustand der Kranken prüften. Ihre Consultation (vom 25. Januar) constatirte gewisse Symptome, stellte indeß jede Lebensgefahr in Abrede, und sprach sich über den Grund der Krankheit nicht aus, da sich die Patientin einer nähern Untersuchung widersetzt hatte. Ein zweites Gutachten (vom 1. Februar) der beiden Pariser Aerzte schilderte den Aufenthaltsort der Herzogin als durchaus gesund. In einem mündlichen Bericht, den Beide dem Ministerium bei ihrer Rückkehr ab-

statteten, versicherten sie, daß sie die moralische Ueberzeugung von der Schwangerschaft der Herzogin hätten. In Blaye aber dauerte die peinliche Situation noch eine Weile. Erst am 22. Februar und, nachdem General Bugeaud selber den zarten Gegenstand der Gefangenen gegenüber zur Sprache gebracht, ihr das Geheimniß versprochen, ohne ein Geständniß von ihr erlangen zu können, erhielt der „Gefangenwärter", wie ihn die royalistische Presse nannte, ein Billet der Herzogin des Inhalts: „Durch die Umstände und die von der Regierung angeordneten Maßregeln gedrängt, glaube ich es mir selber und meinen Kindern schuldig zu sein, obschon ich die gewichtigsten Beweggründe hatte, meine Ehe geheim zu halten, zu erklären, daß ich mich während meines Aufenthaltes in Italien heimlich verheirathet habe." Vier Tage darauf (am 26. Februar) erschien diese Erklärung in der Amtszeitung. Die Wirkung war vorauszusehen. Allen galt die Heirath als eine Erdichtung, bestimmt, einen schwachen Augenblick der Fürstin und seine Folgen ungeschickt genug zu beschönigen. Die Anhänger der gestürzten Familie aber waren lauter als je in ihren Anklagen gegen eine Regierung, welche das „Unglück zu beflecken" nicht erröthe; die Republikaner verbargen ihre Genugthuung nicht, eine Königsmutter und Königstochter in den Schmutz ziehen, den herrschenden König aber einer Unzartheit gegen die Nichte seiner Gemahlin zeihen zu können. Die Männer aller drei Parteien, deren Geist und Gemüth nicht gleicher Weise durch die Leidenschaft verwildert oder verwirrt waren, schwiegen, wie sich's gegenüber so schwerer Buße des verzeihlichsten aller Fehler gebührt. Der König selber war nur halbzufrieden mit dem Erfolg jener Veröffentlichung. Als man ihm ehrfurchtsvolle Bemerkungen darüber machte, verschanzte er sich hinter seine Minister, sprach von den Verleumdungen der Presse, denen er hätte begegnen müssen; klagte über den Mangel an Vertrauen, den die Herzogin „ihrer guten Tante" gegenüber an den Tag gelegt; was ihn verhindert habe, Alles zu vertuschen, wie er wol gewünscht; bedauerte, daß seine Regierung ihm nicht erlaube, die Gefangene zu entlassen, und schwieg, als man ihn fragte, ob das Geheimniß versprochen worden.*)

Die Herzogin hatte gehofft, um den Preis jenes Geständnisses die Freiheit zu erlangen, um so mehr, als die aus Bordeaux herbeigerufenen Aerzte schon am 1. März erklärten, ein Wechsel des Aufenthalts sei zu wünschen und das italienische Klima anempfahlen. Die Regierung, welche Grund hatte zu befürchten, die Herzogin werde, wenn sie einmal in Freiheit wäre, ihre Niederkunft geheim zu halten wissen und die Schwangerschaft als eine Verleumdung, die Erklärung ihrer Ehe als ein ihr abgezwungenes Document hinstellen, wie es ihre unbesonnenen Freunde schon jetzt thaten — die Regierung versprach der Gefangenen die sofortige Freilassung nur unter der Bedingung, daß vier Frauenärzte, von denen sie selber zwei bezeichnen sollte, ihre Schwangerschaft amtlich feststellten. Man schickte die beiden Pariser Aerzte von Neuem zu ihr, ohne daß sie etwas erreicht

*) S. de Sales' ausführlichen Bericht vom 4. März über seine Unterredung mit dem Könige. A. T. Ebenso bei Werther (Dep. vom 27. Februar, A. B.). Ob der König die Wahrheit sprach, oder ob die Herzogin wirklich früher an ihre Tante, die Königin, geschrieben, um ihr ihren Zustand mitzutheilen, wie Werther glaubt, ist nicht ausgemacht.

hätten. Selbst der alte Geburtshelfer, der ihr früher bei ähnlichen Gelegenheiten beigestanden und ihr jetzt in der Haft Gesellschaft hielt, konnte Nichts von ihr erlangen. Sie weigerte sich, die nothwendige Untersuchung über sich ergehen zu lassen, die ihrem Schamgefühl so empfindlich sein mußte; auch verbarg sie ihre Befürchtung nicht, daß man nach Erlangung des vernichtenden Documentes das Versprochne nicht halten werde. Alle Bemühungen, sie durch Einschüchterung oder Versprechen, ja selbst durch die Vorstellungen ihrer eigenen Freunde umzustimmen, scheiterten an ihrer Hartnäckigkeit. So blieb Nichts übrig, als die Niederkunft in der Festung abzuwarten. Ein Versuch Graf Choulot's — desselben, der vor einem Jahre die Hilfe Czar Nikolaus' in St. Petersburg angerufen —, den König persönlich zur Begünstigung einer Flucht seiner Nichte zu bewegen, schlug fehl. Louis Philipp stellte sein Interesse über die Ehre der Familie, mit der er für immer gebrochen: und wer die haarsträubenden Anklagen kannte, welche ungestraft gegen ihn laut wurden, konnte es ihm kaum verdenken. Etwas mehr Vorsicht und Maß seitens der Anhänger der unglücklichen Fürstin hätten ihr vielleicht die äußerste Schande ersparen können. Unterdessen wurde zwischen der Wöchnerin und dem Regierungsvertreter nicht ohne Mühe das Ceremoniell festgestellt, mit welcher die Niederkunft stattfinden sollte; endlich kam man überein, soweit es die Verhältnisse erlaubten, dieselben Förmlichkeiten zu beobachten, die bei der Geburt der beiden ersten Kinder (Prinzessin Louise und Graf Chambord) beobachtet worden; über die Wahl der Personen, welche diesmal beiwohnen sollten, war man erst einig geworden, nachdem der argwöhnischen Kranken ein von den Ministern unterzeichnetes beglaubigtes Versprechen, sie nach der Genesung in Freiheit zu setzen, eingehändigt worden. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai trat das erwartete Ereigniß ein; der Arzt und Freund der Herzogin erklärte vor den Zeugen, welche sofort aus dem Nebenzimmer eingeführt wurden, er habe soeben „die hier anwesende Herzogin von Berry, die gesetzliche Gemahlin des Grafen Hector Lucchesi-Palli aus der fürstlichen Familie Campo Franco, Kammerjunkers des Königs beider Sicilien, wohnhaft in Palermo," von einer Tochter entbunden. Das Document, welches die Geburt constatirte, erschien wenige Tage darauf in der Amtszeitung. Die letzten, unüberlegten Versuche der Freunde, die Thatsache zu leugnen, die Minister des Verbrechens der Unterschlagung anzuklagen, ja solche Klagen gerichtlich gegen die Unterzeichner jenes Documentes anhängig zu machen, mußten verstummen, als Chateaubriand im Auftrage der Wöchnerin, welche ihn zwei Tage vor der Niederkunft von Allem unterrichtet, nach Prag reiste, um dem König Karl X. das Geständniß zu überbringen, und seiner Schwiegertochter die Erlaubniß zu erwirken, ihren Titel beizubehalten.*)

---

*) S. Mémoires d'Outretombe (vol. V. 373. Brüsseler Ausgabe). Der Brief ist vom 7. Mai. Chateaubriand reiste den 14. Mai ab. S. die Erzählung seiner Reise ebenda S. 379 bis 463. Ein früherer Wunsch, Brissac nach Prag zu schicken (Ende Februar), war von der Regierung verweigert worden. Graf Choulot, der die Herzogin einen Monat vor ihrer Niederkunft in Blaye gesehen, leugnete ihre Schwangerschaft (s. Dep. de Sales' vom 23. April, vgl. die vom 4. März). Leroy de St. Arnaud muthete der Herzogin zu, aufzustehen und vor dem Grafen auf- und abzugehen, damit er enttäuscht werde, was sie sich zu thun weigerte.

Kaum hergestellt, verließ die Herzogin (am 8. Juni), von ihren eifrigsten Anhängern verlassen, nur von General Bugeaud, dem treuen Mesnard, ihrem Arzte und der Fürstin von Beauffremont begleitet, Blaye, um sich nach Palermo einzuschiffen, wo sie von dem Manne, dessen Namen sie angenommen, verlegen genug empfangen wurde.*) Es brauchte Monate, ehe es ihren Freunden gelang, nach Einsendung des Heirathscheines ihren Schwiegervater einigermaßen zu besänftigen;**) noch länger, ihr die Erlaubniß auszuwirken, ihre Kinder, deren Vormundschaft ihr genommen wurde, wenn auch nur auf wenige Tage wiederzusehen. Ein erster Versuch Chateaubriand's, der sich im September von Neuem nach Prag begab, wo eine Art legitimistischen Congresses die Großjährigkeit Heinrich's V. feierte, war erfolglos.***) Erst im October fand ein kurzes Zusammentreffen in Leoben statt, wo einst Napoleon die Präliminarien des Friedens von Campo Formio unterzeichnet. Die Rolle der Mutter Heinrich's V. war ausgespielt, und auch die Partei erholte sich nicht von dem Schlage, der sie getroffen. Zwei Tage, nachdem die Herzogin Blaye verlassen, ward der Belagerungszustand im Westen aufgehoben; und an demselben Tage (10. Juni) ertheilte das Haus der Abgeordneten dem Ministerium, das seinem eigenen Geständnisse nach „die Herzogin ungesetzlich ohne die Ermächtigung der Gerichtsbehörden verhaftet, ungesetzlich in Gefangenschaft gehalten, ohne sie den Richtern auszuliefern, ungesetzlich freigelassen, ohne Urtheilsspruch" (Worte Thiers' in der Sitzung am 10. Juni), eine Indemnitätsbill. — Die Republikaner des Hauses verstummten vor diesem Geständniß der Nation durch ihre Vertreter, daß auch das Grunddogma der großen Revolution, die Gleichheit vor dem Gesetze, an der Nothwendigkeit eine Grenze findet.

---

*) S. den Brief General Bugeaud's, gefunden 1848 in den Tuilerien, veröffentlicht in der „Revue retrospective", S. 106 und 107.

**) Saint Priest war es, der diesen Trauungsact (datirt Massa, 26. April 1832, am Vorabend der Abfahrt auf dem Carlo Alberto) zu Karl X. brachte. Ludwig's XVIII. letzte Freundin, Mme. du Cayla, hatte die ganze Angelegenheit in's Reine gebracht.

***) Chateaubriand hat auch über diese seine zweite Sendung, mit der ihn die Herzogin in Ferrara betraute, in seinen Mémoires d'Outretombe (II. 160 und 166, und besonders 175—186) ausführlich berichtet. Er scheiterte hauptsächlich an dem Widerstande, den Blacas und Damas, die Häupter der absolutistischen Fraction, ihm als dem Chef der entgegengesetzten liberalen Gruppe und dem Freunde la Ferronnays' entgegensetzten. Metternich. welcher die unruhigen Köpfe in Prag fürchtete, überredete den alten König, Böhmen zu verlassen und nach Laybach zu reisen; unterwegs erkrankte er in Leoben, was den willkommenen Vorwand zum Herbeieilen der Herzogin gab. S. Brockhausen's Dep. aus Wien vom 1. und 9. Oct. 1833. A. B.

Alexander und Peregrinus: ein Betrüger und ein Schwärmer.

Von

E. Zeller.

Der Unglaube, sagt man, und der Aberglaube seien zwei Brüder, die fortwährend im Streit liegen und doch nie von einander lassen können; wo der eine von beiden sich eines Theils der menschlichen Gesellschaft bemächtigt habe, da habe man sicher auch nach dem andern nicht weit zu suchen. Und wenn wir nach Belegen für diesen Satz fragen, nennt man vor Allem zwei Perioden, welchen in der Geschichte der menschlichen Geistesentwicklung eine hervorragende Bedeutung zukommt: die Zeiten der römischen Kaiserherrschaft und das achtzehnte Jahrhundert. Dies ist nun auch in gewissem Sinn richtig. Aber es kommt Alles darauf an, was man unter Aberglauben und Unglauben versteht. Will man alles das Aberglauben nennen, was reineren Begriffen widerstreitet, so wird man dessen in jeder positiven Religion mehr als genug finden; und nach dem Maßstab unseres Wissens und Denkens würde man in dem religiösen Leben und Glauben ganzer Zeiten und Völker — wie dies ja früher nur allzu gewöhnlich war — nichts als Aberglauben sehen können. Dann ließe sich aber nicht behaupten, der Aberglaube sei immer mit dem Unglauben verschwistert; da gerade in solchen Zeiten und bei solchen Völkern ein Zweifel an der Wahrheit des überlieferten Glaubens nur selten gewagt wird. Soll andererseits jeder ein Ungläubiger heißen, der einem thatsächlich bestehenden und anerkannten Glauben widerspricht, so müßte man alle Reformatoren, Alle, die sich um Aufklärung der religiösen Begriffe, um Läuterung des frommen Gefühls, um Veredlung der Gottesverehrung ein Verdienst erworben haben, den Ungläubigen zuzählen. Der großen Mehrzahl ihrer Zeitgenossen haben sie ja auch alle dafür gegolten. Leibniz war als der „Glaubenichts“ verschrien, Sokrates ist als Götterfeind verurtheilt worden; und in den Jahrhunderten vor Constantin waren es die Christen, an die man zuerst dachte, wo von Atheisten die Rede war. Daß aber *diese* Art von „Unglauben“ den Aberglauben nicht allein zum Gegner,

sondern auch zum Begleiter habe, kann man nicht sagen. Nicht einmal von den wirklich Ungläubigen, von Denen, die überhaupt keine Religion haben und haben wollen, wird man ohne Weiteres annehmen können, sie seien deshalb für den Aberglauben empfänglicher, als Andere; und andererseits findet man große Theile der menschlichen Gesellschaft, deren Religion zu einem äußerlichen Cärimonienwesen, einem geistlosen Aberglauben, entartet ist, ohne daß von irgend Jemand die Kraft jener Cärimonien oder die Wirklichkeit der Wesen bestritten würde, auf die sie sich beziehen. Nur dann ist der obige Satz richtig, wenn man unter dem Aberglauben nicht jeden religiösen Irrthum versteht, sondern blos denjenigen, welcher für den Glaubenden selbst seine Wahrheit verloren, der ihm für sein religiöses Leben etwas zu leisten und zu bedeuten aufgehört hat, der aber trotzdem festgehalten wird; und unter dem Unglauben nicht jede Bestreitung des überlieferten Glaubens, sondern nur eine solche, die von keinem Ernst der Gesinnung, keiner eigenen Ueberzeugung getragen ist, die das, was Anderen heilig ist, deshalb haßt, weil ihr selbst Nichts heilig ist, mit Einem Worte, die frivol ist. Bei dieser Art von Aberglauben und dieser Art von Unglauben ist es allerdings sehr erklärlich, daß beide einander theils voraussetzen, theils hervorrufen. Der Aberglaube in diesem Sinn ist ein wurmstichiger Glaube; ein Glaube, der den Unglauben in sich trägt, dem dieser seinen innersten Kern zerstört und nur die leere Hülse übrig gelassen hat, der daher nur über sich selbst aufgeklärt, nur zum Bewußtsein seiner wahren Beschaffenheit gebracht zu werden braucht, um in Unglauben umzuschlagen. Der Unglaube seinerseits ist eine Verneinung, die an keiner Bejahung ihren Halt hat, ein Aufgeben der Religion ohne anderweitigen Ersatz. In dieser Leere werden es die Wenigsten auf die Dauer aushalten, sie werden statt des Glaubens, den sie verloren haben, einen anderen suchen; da es ihnen aber an einer positiven Ueberzeugung fehlt, fehlt es ihnen auch an einem sicheren Urtheil über Wahr und Falsch. Frivol, wie sie sind, bezweifeln sie in ihrem Innersten jede Wahrheit, lassen sich aber ebendeshalb am Ende, wenn einmal etwas geglaubt werden soll, Alles gleich sehr gefallen. Was ihnen früher einen äußeren Halt bot, gewährt ihn nicht mehr; frei auf eigenen Füßen zu stehen, haben sie nicht gelernt, so halten sie sich an das nächste Beste, ohne doch ernstlich daran zu glauben: der Unglaube treibt sie dem Aberglauben, die Oberflächlichkeit ihres Zweifels einem oberflächlichen Fürwahrhalten in die Arme.

Eine solche Mischung von Glaubensbedürfniß und Zweifel, und weiterhin von Aberglauben und Unglauben, wird sich nun im Großen immer nur da finden, wo ein namhafter Theil der Gesellschaft im Uebergang von einer veralteten Bildungsform zu einer neuen begriffen ist, die, mit jener verglichen, sich als eine freiere und aufgeklärtere darstellt. Eben dies war denn auch wirklich in den Perioden der Fall, die uns oben als Beispiele für jene Erscheinung gedient haben. Wenn uns in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neben einer Freigeisterei, die ihren Atheismus selbstgefällig zur Schau trug, eine seltsame Vorliebe für alles Geheimnißvolle und Magische auffällt, wenn das Zeitalter Diderot's und Holbach's auch das Mesmer's und Cagliostro's war, und wenn nicht selten die gleichen Gesellschaftsclassen und die gleichen Personen für Beides zugleich schwärmten, heute mit den Aufklärern gegen den Aberglauben

loszogen und morgen zu einem Wahrsager oder Geisterbeschwörer ihre Zuflucht nahmen, so sind dies die charakteristischen Züge einer Zeit, in der das Alte keinen Halt mehr gewährt und das Neue, das man sucht, noch nicht da ist. Eines äußerlich gewordenen Kirchenthums, eines unverständlichen Lehrsystems ist man überdrüssig; aber die Wenigsten sind dessen, was an seine Stelle treten will, so sicher, in ihrer Aufklärung so befriedigt, daß sie nicht immer wieder der eben verlassenen Stützen bedürften. Allein zu dem Glauben und den Gebräuchen, die dem Spott der starken Geister erlegen sind, kann man kein Herz mehr fassen. Man greift daher nach den alten Zaubermitteln in anderer Umhüllung: die priesterliche Magie wird verschmäht, die neu auftretenden Geheimnißkrämer und Gaukler finden ihre Rechnung.

Nicht anders haben wir auch die verwandten Erscheinungen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu beurtheilen. Der alte Götterglaube der Griechen und Römer war damals schon längst durch Zweifel erschüttert, die sich aus den Schulen der Philosophen seit Jahrhunderten in immer weitere Kreise verbreitet hatten. Wer einer wissenschaftlichen Bildung bedurfte, der suchte sie bei den Philosophen, und er konnte sie nur hier suchen. Unter allen diesen Philosophen war aber nicht Einer, welcher die Vorstellungen des Volkes und der Dichter über die Götter noch ernstlich getheilt hätte. Ob Peripatetiker oder Akademiker, ob stoische Pantheisten oder epikureische Deisten: darüber waren sie alle einverstanden, daß jene Vorstellungen nichts Anderes seien, als Mythen; nur daß ihnen die Einen einen tieferen Sinn unterlegten, während sie von den Anderen mit der wissenschaftlichen Vornehmheit eines Aristoteles und Plato zur Seite geschoben oder mit dem aufklärerischen Fanatismus Epikur's verunglimpft wurden. Für die Gebildeten war nicht allein in der griechischen, sondern auch in der römischen Welt die Philosophie an die Stelle der Volksreligion getreten; und auch wer kein Schulphilosoph war, hatte sich doch in der Regel die allgemeinsten Resultate der einen oder der anderen Schule angeeignet, oder sich auch aus den Lehren verschiedener Schulen einen Glauben, wie er ihm zusagte, zurechtgemacht. Aus den oberen Classen der Gesellschaft senkte sich diese Denkweise mit der Zeit immer mehr in die tieferen Schichten herab, und so fehlte es freilich vom Standpunkt der alten Religion aus nicht an Veranlassung, über die zunehmende Ausbreitung des Unglaubens, das Verschwinden der Gottesfurcht und Frömmigkeit zu klagen. Aber wenn schon von den Philosophen nicht wenige, im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wol die Mehrzahl, sich bemühten, den offenen Bruch mit der Volksreligion zu umgehen, in die mythischen Göttergestalten und ihre Geschichte, je abenteuerlicher sie sich ausnahm, um so gewisser, mit der vollen Willkür der ausschweifendsten Allegorie philosophische Lehrsätze hineinzudeuten, so begnügten sich die Ungelehrten in der Regel noch viel weniger mit den Brosamen, die ihnen von den Tischen der Gelehrten zugefallen waren; je weniger sie vielmehr auf dem Boden ihres altväterlichen Glaubens noch feststanden, in den herkömmlichen Religionsübungen und Cultusgebräuchen sich befriedigt fanden, um so lebhafter und allgemeiner entwickelte sich die Neigung, durch den Beistand auswärtiger Gottheiten und durch ungewohnte Formen der Gottesverehrung die innere Beruhigung und die äußeren Lebensgüter zu erlangen,

welche man von der Verehrung und der Gunst der einheimischen Götter zu gewinnen nicht mehr recht vertraute. Von Rom aus wandte man sich hiefür in der älteren Zeit vorzugsweise an die Griechen, aus Griechenland, seit Alexander und seine Nachfolger den Orient den Hellenen erschlossen hatten, an die asiatischen Völker, die aus dem unerschöpflichen Vorrath ihrer vielgestaltigen Religionen immer neue Götter und Gottesdienste spendeten. Seit vollends die römischen Waffen über den Nil und den Euphrat vordrangen, seit zahllose Bewohner der östlichen Länder als Kriegsgefangene, als Sklaven, als Soldaten, als Handelsleute, als Handwerker, als Astrologen, Magier, Gaukler und Priester in das Abendland einwanderten, seit Syrien und Kleinasien, Nordafrika und Aegypten von römischen Beamten regiert, mit römischen Heeren besetzt waren, ergoß sich ein immer breiterer Strom orientalischen Glaubens und Aberglaubens in den Westen, und vor Allem in die Hauptstadt des großen Weltreichs, nach der alle guten und schlechten Elemente der Zeit hindrängten, um sich an dem Orte zur Geltung zu bringen, wo sie sich im Fall des Gelingens auf den größten Gewinn und den durchgreifendsten Erfolg Rechnung machen konnten. Ihren Höhepunkt erreichte diese Religionsmengerei seit dem Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts, als längere Zeit Orientalen und Halborientalen den römischen Kaiserthron einnahmen, und bald auch die Philosophie im Neuplatonismus sich einem immer maßloseren Synkretismus in die Arme warf. Zu welcher Macht aber der Aberglaube auch schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in der römisch-griechischen Welt herangewachsen war, welche Bewunderung selbst die unsinnigsten Excesse der Schwärmerei fanden, was sich andererseits alle Theile der damaligen Gesellschaft von gewandten Betrügern bieten ließen, davon hat uns, neben Anderen, der bekannte Satyriker Lucian aus eigener Anschauung zwei denkwürdige Beispiele in der Geschichte seiner Zeitgenossen, des paphlagonischen Propheten Alexander von Abonuteichos und des Cynikers Peregrinus, aufbewahrt.

Die Geburt Alexander's fällt unter die Regierung Trajan's, sein Tod in das letzte Jahrzehend Mark Aurel's; jene etwa 102—105, dieser 172—175 unserer Zeitrechnung. Lucian, der mit ihm, wie wir sehen werden, in seinen späteren Jahren in eine gefährliche Berührung kam, beschreibt ihn als einen hochgewachsenen, stattlichen Mann von würdigem Aussehen, ehrfurchtgebietendem Blick und gewinnendem Wohlklang der Stimme; nur die Haare, welche sein Haupt in reicher Fülle umgaben, waren damals größtentheils fremde. In seiner Jugend war er nach Lucian ein ungewöhnlich schöner Mensch gewesen. Ebenso hervorstechend war seine geistige Ausstattung, wie man dies nach der Rolle, die ihm zu spielen gelang, gerne glauben wird. Schlau und verwegen, gewissenlos und frech, wußte er doch Jeden durch seine entgegenkommende Freundlichkeit, seine anscheinende Biederkeit und Einfachheit für sich einzunehmen; kühn und erfinderisch, war er um die Mittel zur Ausführung seiner Pläne nie verlegen. Als junger Mensch hatte er seine Schönheit zu dem schmählichsten Gewerbe gemißbraucht. Auf diesem Wege war er mit einem früheren Schüler des berühmten neupythagoreischen Wundermanns Apollonius von Tyana bekannt geworden, einem Arzte, der aber auch mit magischen Künsten gute Geschäfte machte. Von diesem wurde er zum Gehülfen angenommen und nicht blos in sein ärztliches

Wissen, sondern auch in seine übrigen Geheimnisse eingeweiht; mit der neupythagoreischen Schule, einer von den Brutstätten abergläubischer Speculation, sehen wir ihn auch später im Zusammenhang, indem er den Weisen aus Samos anpreist, sein Dogma von der Seelenwanderung für sich verwendet, und sich selbst als wiedererschienenen Pythagoras aufspielt. Nach dem Tode seines Meisters verband er sich mit einem Spießgesellen ähnlichen Schlages, Namens Kokkonas, zu gemeinschaftlichem Gewerbebetrieb; und nachdem sie Bithynien und Macedonien als Zauberer und Wahrsager durchzogen hatten, faßten sie den Plan, ein neues Orakel zu begründen. Als der geeignete Ort dafür wurde Alexander's Heimath, die kleine paphlagonische Stadt Abonuteichos, gewählt, welche an der Südküste des schwarzen Meeres, westlich von Sinope, lag; denn seine paphlagonischen Landsleute, versicherte Alexander, seien so abergläubisch und dem Orakelwesen so blind ergeben, daß sie nirgends günstigere Aussichten haben könnten. Um aber den Plan schon von Weitem vorzubereiten, wurden zunächst im Apollotempel zu Chalcedon (an der kleinasiatischen Küste, gegenüber von Byzanz) ein paar Erztafeln vergraben und dann wieder aufgefunden, die verkündeten, daß Asklepios und sein Vater Apollo sofort nach Abonuteichos übersiedeln werden. Was die beiden Gauner damit bezweckten, traf ein: die Kunde von dem merkwürdigen Funde verbreitete sich schnell über die benachbarten Länder; die guten Bürger von Abonuteichos fühlten sich durch die Absicht des Heilgottes, ihr Landstädtchen zu seiner Residenz zu machen, außerordentlich geschmeichelt, und beschlossen, ihm einen Tempel zu errichten, an dessen Bau sie auch sofort durch Ausgrabung der Fundamente Hand anlegten. Um die Sache dort weiter in Scene zu setzen, begab sich Alexander in seine Heimath; Kokkonas, der ihm später nachfolgen sollte, starb noch in Chalcedon. Orakelsprüche, die der neue Prophet in Umlauf gesetzt hatte, darunter auch einer der alten Sibylle, kündigten ihn seinen Mitbürgern als einen Nachkommen des Perseus und einen leiblichen Sohn des Podaleirios an, der selbst bekanntlich der Sohn des Asklepios war. Dieser hohen Abkunft entsprach denn auch sein Auftreten. Im Purpurgewand, mit einem Säbel umgürtet, wie ihn sein Urahne Perseus getragen haben sollte, hielt er seinen Einzug; wenn der Gott über ihn kam, gerieth er in Ekstase und zeigte, wie ein Schamane, einen künstlich gemachten Schaum vor dem Munde; er that mit Einem Wort Alles, um seine leichtgläubigen Landsleute zu überzeugen, daß sie wirklich einen Liebling der Götter und einen Propheten höheren Ranges unter sich hätten.

Nach diesen Vorbereitungen ward nun der Ausführung des schwindelhaften Unternehmens näher getreten. Eine Hauptrolle war dabei einer großen, gezähmten Schlange zugedacht, die der Gaukler schon früher angekauft und an sich gewöhnt hatte. In der Gestalt dieses seines heiligen Thieres sollte nämlich Asklepios in seine neue Residenz einziehen. Zu dem Ende nahm Alexander zunächst eine kleine Schlange, steckte sie in die leere Schale eines Gänseeies und legte dieses nächtlicher Weile in das Wasser eines Grabens, der für die Fundamente des neuen Tempels ausgehoben war. Am anderen Morgen lief er dann nackt, mit einem Gurt um die Lenden und seinem Säbel an der Seite, auf den Markt und verkündete in enthusiastischen, halb verständlichen Worten die An-

kunst des Gottes. Von da rannte er auf die Baustätte des Tempels, die halbe Stadt hinter ihm her, und nach mancherlei Gebeten und Hymnen wurde dann wirklich der neugeborene Gott vor Aller Augen in seinem Ei aufgefunden. Statt seiner zeigte der Prophet nach einigen Tagen der Menge, die von allen Seiten herbeiströmte, die ausgewachsene Schlange, die er hiefür schon längst in Bereitschaft gehalten hatte; was natürlich bei derselben kein Bedenken, sondern nur ein gläubiges Staunen über das schnelle Wachsthum des Gottes hervorrief. Ebensowenig kam man darauf, daß das wunderbare Aussehen der göttlichen Schlange das Werk eines gemeinen Taschenspielerstücks war. Statt ihres eigenen Kopfes ließ nämlich Alexander, wenn er sich mit der Schlange um den Hals in seinem halb dunkeln Gemach zeigte, einen aus Leinwand verfertigten, bemalten Schlangenkopf aus seinem Gewand hervorstehen, der eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Menschengesicht zeigte und so eingerichtet war, daß er durch einen Zug mit Pferdehaaren geöffnet und geschlossen werden konnte. In der Folge wurde sogar eine Röhre in diesen Kopf geführt, mittelst deren ein Helfershelfer den Gott sprechen lassen konnte; doch waren solche „selbstgesprochene" Orakel eine große Vergünstigung, die besonders gut bezahlt werden mußte.

Nachdem für den Gott gesorgt war, wurde das Orakel eröffnet. Die eben geschilderten Vorgänge hatten ein hinreichendes Aufsehen erregt, um demselben von vorne herein den nöthigen Zulauf zu sichern. Durch Paphlagonien und Galatien, Bithynien und Thracien verbreitete sich das Gerücht von dem neu erschienenen Gott Glykon, wie er sich nannte. Bilder desselben aus Erz und aus Silber, Zeichnungen und Gemälde wurden verfertigt und fleißig gekauft; und als sein Prophet ankündigte, daß der Gott an einem bestimmten Tage seine Sprüche ertheilen werde, fehlte es nicht an Gläubigen, welche die Zukunft durch ihn zu erfahren begehrten. Die Orakel erfolgten in der Regel in der Art, daß Die, welche sie nachsuchten, ihre Anfragen in einer versiegelten Schrift übergaben; diese wurde ihnen dann im Asklepiostempel feierlich zurückgegeben, und bei ihrer Eröffnung fanden sie die Antwort des Gottes darunter geschrieben. Alexander hatte natürlich die Siegel unbemerkt geöffnet und wieder verschlossen; denn diese Kunst stand schon im Alterthum nicht weniger in Blüthe, als in den schwarzen Cabinetten der Neuzeit, und Lucian beschreibt uns die Kunstgriffe des Näheren, deren man sich hiefür bediente. Nur wenn der Prophet die Eröffnung einer besonders sorgfältig verschlossenen Schrift zu schwierig fand, ertheilte er die Antwort auch wol mündlich; dann aber meist in so zweideutigen Worten, daß man alles Beliebige darin finden konnte. In der Abfassung der Orakel, die herkömmlicher Weise in Versen zu erfolgen pflegte, scheint Alexander mit vielem Geschick verfahren zu sein. Die zahlreichen Bitten um Heilmittel gegen Krankheiten half ihm seine ärztliche Kunst beantworten; und wenn auch die Mittel nicht immer halfen, so hätte es doch wunderbar zugehen müssen, wenn es ihm nicht leicht gemacht worden wäre, den Glauben an dieselben ebenso gut aufrechtzuerhalten, wie dies heute noch Hunderten von Quacksalbern, Wunderdoctoren und Verkäufern von Geheimmitteln gelingt. In anderen Fällen wußte er sich durch die Dunkelheit und Zweideutigkeit seiner Sprüche zu decken, oder er ließ den Gott seine Versprechungen verclausulirt geben: „Eure Wünsche sollen

erfüllt werden, wenn es mein Wille ist und mein Prophet für Euch bittet." Hatte endlich der Erfolg eine seiner Weissagungen zu augenscheinlich widerlegt, so fehlte es ihm nicht an der Unverschämtheit, dieselbe abzuleugnen und sie in den Orakelsammlungen, die er von Zeit zu Zeit erscheinen ließ, durch eine andere, die das Gegentheil aussagte, zu ersetzen. Bisweilen setzte er auch Weissagungen in Umlauf, die er erdichteten Personen gegeben haben wollte, um durch die unbegreifliche Genauigkeit ihrer Vorhersagen Staunen zu erregen. Dabei wußte er die Reclame trotz den neuesten Erfindern von Gnaden- und Wallfahrtsorten, Wunderwassern und Universalmitteln zu handhaben. Gab es damals auch noch keine Zeitungen, die man dazu benutzen konnte, so war dafür die Sage um so geschäftiger, und der fromme Gaukler unterließ Nichts, um diese zu seinen Gunsten in Bewegung zu setzen. Er verschickte seine Sendlinge in ferne Provinzen, um von den Wundern zu erzählen, die sein Gott durch ihn verrichtet haben sollte: wie er Diebe und Räuber ermittelt, entlaufene Sklaven aufgefunden, verborgene Schätze nachgewiesen, selbst den einen oder anderen Todten erweckt habe. Er wußte sich ferner sehr geschickt über die Verhältnisse und die Wünsche der Personen zu unterrichten, die seinen Rath einholten. Die Boten, die man ihm schickte, wurden ausgefragt und bestochen, in Rom und anderen großen Städten wurden Agenten unterhalten, die ihm Gläubige zuführten und zugleich deren Anliegen auskundschafteten. Sehr wohl berechnet war es auch, daß er Die, die ihn befragten, bisweilen an andere berühmte Orakel verwies: die Priester dieser Orakel wußten ein so collegialisches Verhalten zu schätzen, und schließlich gewannen beide Theile, wenn eine Hand die andere wusch. Die Mittel, deren er sich bediente, sind so, wie man sieht, im Wesentlichen die gleichen, welche das geistliche, und vielfach auch die gleichen, welche das weltliche Gründerthum bis in unsere Tage herab mit immer neuem Erfolg in Anwendung gebracht hat.

Derjenige, den Alexander erreichte, war allerdings ein so glänzender, wie er nur selten einem so ganz und gar nur auf den Betrug gestellten, jeder höheren Bedeutung und jeder eigenen Ueberzeugung seines Urhebers ermangelnden Unternehmen in den Schoß gefallen ist. Wie groß der Zudrang zu seinem Orakel war, sieht man aus der für jene Zeit außerordentlich hohen Summe, die es ihm einbrachte. Für jede Frage, die man ihm vorlegte, ließ er sich eine Drachme und zwei Obolen, etwa eine Mark unseres Geldes, bezahlen, und er soll auf diesem Wege siebzig- bis achtzigtausend Drachmen (56,000—64,000 Mark) im Jahre verdient haben, da ihm seine zahlreichen Besucher nicht selten zehn oder fünfzehn Fragen auf einmal überreichten. Durch diese gute Einnahme wurde er in den Stand gesetzt, eine ganze Schaar von Gehülfen der verschiedensten Art zu besolden und mittelst derselben sein Geschäft immer schwunghafter zu betreiben. Nach Lucian's Versicherung waren schließlich zwei eigene Exegeten mit der Erklärung seiner räthselhaften Sprüche beschäftigt, die sich dabei so gut standen, daß jeder von ihnen von seinem Einkommen ein attisches Talent (4800 Mark) an Alexander abgeben konnte.

Am meisten kamen aber diesem die Verbindungen zu statten, die ihm in Rom anzuknüpfen gelang; und hier war es namentlich ein gewisser Rutilianus,

den er mit Leib und Seele in sein Netz zu ziehen wußte. Dieser sonst ehrenwerthe Mann hatte bedeutende Staatsämter bekleidet und stand nicht allein in der vornehmen Gesellschaft, sondern auch am kaiserlichen Hof in hohem Ansehen; dabei war er aber so abergläubisch, daß er, wie Lucian sagt, an keinem bekränzten oder mit Oel gesalbten Stein (wir würden sagen: an keinem Heiligenbild) vorbeigehen konnte, ohne niederzufallen und sein Gebet zu verrichten. Als er von dem neuen Licht hörte, das in Paphlagonien aufgegangen sein sollte, bestürmte er sofort den Propheten mit Botschaft über Botschaft. Alexander seinerseits wußte die Diener des vornehmen Mannes geschickt zu behandeln, und diese selbst wußten so gut, was ihr Herr von ihnen hören wollte, daß ihre Nachrichten den letzteren in Feuer und Flamme versetzten; Rutilianus wurde der begeistertste Apostel des paphlagonischen Propheten, er warb für ihn bei allen seinen Bekannten und brachte es wirklich so weit, daß das Orakel von Abonuteichos bei den Spitzen der römischen Gesellschaft förmlich Mode wurde. Die Abgesandten der reichen und vornehmen Römer drängten sich um den Wahrsager, und selten kam einer nach Hause, der nicht von seiner liebenswürdigen Aufnahme entzückt, durch seine Geschenke gewonnen gewesen wäre, der nicht alle die Wunder, welche von ihm erzählt wurden, bereitwillig weitererzählt und nöthigenfalls mit neuen Erfindungen bereichert hätte. Die Herren selbst freilich hatten es mitunter zu bereuen, daß sie sich an Alexander gewandt hatten; denn ihre Anfragen waren nicht immer so ganz harmlos; sie betrafen nicht blos Krankheiten, Erbschaften und ähnliche Dinge, sondern bisweilen auch Staatsangelegenheiten: wie lange der Kaiser noch leben, wen er zum Nachfolger haben werde und dergleichen. In Rom waren aber Fragen dieses Inhalts bei Wahrsagern eine gefährliche Sache; sie waren gesetzlich verpönt und konnten ihrem Urheber einen Hochverrathsproceß zuziehen. Es war daher zwar ein schmählicher Vertrauensmißbrauch, im Uebrigen aber ganz schlau von Alexander, wenn er die Schreiben, welche derlei verfängliche Dinge enthielten, zurückbehielt: er hatte die Verfasser derselben damit in der Hand und war sicher, daß sie seine Verschwiegenheit mit reichen Geschenken erkaufen würden.

Rutilianus selbst wurde von dem Propheten in der unglaublichsten Weise übertölpelt; aber er forderte freilich, wie auch Lucian bemerkt, den Betrug durch seine kindische Leichtgläubigkeit in einer Weise heraus, daß man in diesem Falle dem Betrogenen fast noch mehr Schuld beimessen muß, als dem Betrüger. Als er Alexander befragte, wen er seinem Sohne zum Lehrer geben solle, antwortete dieser: Pythagoras und Homer. Der Junge starb nun zwar wenige Tage darauf. Allein der Vater selbst gab nun dem Orakel die Deutung: eben dies habe der Gott zu verstehen geben wollen, daß sein Sohn demnächst mit dem Dichter und dem Philosophen im Hades zusammen sein werde. Ein andermal fragte der Römer, zu dessen Glaubensartikeln die pythagoreische Lehre von der Seelenwanderung gehörte, wessen Seele in ihm selbst sei, und war ohne Zweifel sehr befriedigt von der Antwort: er sei erst Achill, dann Menander gewesen, und werde dereinst ein Sonnenstrahl werden, nachdem er sein Leben auf 180 Jahre gebracht habe. Fühlte sich doch einer seiner Glaubensgenossen, ein gewisser Sacerdos aus Tios, von der Auskunft, daß er nach seinem Tode zuerst zwar

ein Kamel und alsdann ein Pferd, schließlich aber ein Prophet, wie Alexander, werden solle, so beglückt, daß er die Unterredung mit dem Gotte Glykon, worin ihm dieser Aufschluß ertheilt worden war, in einer Inschrift verewigte, die Lucian selbst gesehen zu haben versichert. Das Aergste aber, was sich Rutilian aufbinden ließ, betraf seine Heirath. Nach dem Tode seiner Frau befragte er seinen geistlichen Berather über seine Wiederverheirathung, und dieser gab ihm ohne vieles Bedenken den Bescheid: „Freie die Tochter du nur Alexander's und der Selene.“ Von der letzteren nämlich, der Mondsgöttin, die sich in ihn verliebt habe, wollte er seine Tochter haben. Und sein Verehrer war Thor genug, auch diesem Orakel zu gehorchen und als sechzigjähriger Mann, ein Römer vom höchsten Range, die Tochter des paphlagonischen Schwindlers zu heirathen; wobei er es, sagt Lucian, nicht unterließ, sich der Gunst seiner Schwiegermutter, der Selene, durch ganze Hekatomben zu versichern.

Mit dieser Verwandtschaft im Rücken kannte nun die Frechheit des Betrügers vollends kein Maß. Nachdem er in Rom festen Fuß gefaßt hatte, benahm er sich wie ein öffentlich anerkannter Vertreter der Gottheit. Er bot den Städten im römischen Reiche durch eigene Abgesandte seinen Beistand gegen Seuchen, Feuersbrünste und Erdbeben an; und wie man in der christlichen Kirche seiner Zeit zur Abwendung der Türkengefahr und anderer Uebel eigene Gebetsformeln empfohlen hat und deren heute noch empfiehlt, so verbreitete er während der Pest, die unter Mark Aurel im römischen Reiche wüthete, einen Vers auf Apollo, den man allenthalben an die Thüren schrieb, um die Krankheit dadurch zu bannen. Um die gleiche Zeit (169 n. Chr.), als der eben genannte Kaiser an der Donau gegen die Markomannen zu Felde lag, schickte er einen Orakelspruch in das römische Lager, welcher zwei Löwen unter feierlichen Opfern in die Donau zu treiben befahl, worauf alsbald ein großer Sieg erfolgen und der Krieg zu Ende kommen werde; und durch den Einfluß seines Schwiegersohnes hatte er bereits ein solches Ansehen bei Hof erlangt, daß diese alberne Komödie wirklich aufgeführt wurde. Der Erfolg war freilich ein schlechter: es wurden nicht allein die Löwen von den deutschen Barbaren todtgeschlagen, sondern auch das römische Heer erlitt eine so schwere Niederlage, daß sich der Prophet nur mit der verbrauchten Ausrede zu helfen wußte: er habe zwar einen Sieg geweissagt, ob aber die Römer oder die Deutschen siegen werden, habe er nicht gesagt. Den Städten in Pontus und Paphlagonien entbot Alexander, sie sollten ihm eine Auswahl schöner junger Leute zum Tempeldienst schicken, die dann von ihm in die Schule des Lasters genommen wurden; wie er denn überhaupt das sittenlose Leben seiner Jugend auch im Alter fortsetzte, aber bei seinen Anhängern damit so wenig Anstoß erregte, daß nach Lucian's Versicherung manche Frauen sich geradezu mit den Kindern brüsteten, die sie von ihm hatten, und die Pinsel von Männern auf die Ehre noch stolz waren, die der Halbgott ihrer Familie damit erwiesen hatte. Zu seiner und seines Gottes Verherrlichung veranstaltete der Gaukler, nach dem Vorgange der Mysterien, mit denen in jener Zeit so viel Unfug getrieben wurde, eine dreitägige mystische Feier, bei der in theatralischen Aufführungen die Geburt des Apollo und seines Sohnes Asklepios, die Erscheinung des Glykon in Abonuteichos, die Verbindung des Poda-

leirios mit der Mutter Alexander's, und der Selene mit ihm selbst dargestellt wurde, und er unterließ es nicht, bei dieser Gelegenheit die goldene Hüfte zu zeigen, die er sich nach dem Vorbild der Pythagoras-Sage beigelegt hatte, so daß unter seinen Verehrern alles Ernstes darüber verhandelt wurde, ob die Seele des samischen Philosophen selbst oder nur eine ihr verwandte in ihm sei. Ja, er trieb die Anmaßung so weit, daß er an den Kaiser die Bitte richtete, es möge der Name seiner Vaterstadt aus Abonuteichos (Burg des Abonas) in Jonopolis (Stadt der Jonier) verwandelt und ihr zugleich für ihre Münzen ein neues Gepräge verliehen werden, welches auf der einen Seite den Gott Glykon, auf der andern ihn selbst im Priesterschmuck darstellen sollte. Daß auch diesem Ansinnen mehr als zur Hälfte entsprochen wurde, sehen wir aus einigen noch erhaltenen Münzen von Abonuteichos, welche auf der Vorderseite zwar die Brustbilder der Kaiser Antoninus Pius und Mark Aurel und des von dem letztern zum Mitregenten angenommenen Annius Verus tragen, auf der Rückseite dagegen das Bild einer Schlange mit einem Menschenkopfe, einige mit der Unterschrift: „Glykon". Auf einer von ihnen (der mit dem Brustbild des Verus) wird auch der Prägeort, welcher bei den andern noch Abonuteichos heißt, Alexander's Wunsch entsprechend „Jonopolis" genannt, und dieser Name scheint wirklich in der Folge den älteren verdrängt zu haben.

Es ist bezeichnend für die damaligen Zustände, daß in einer Zeit, in welcher der öffentliche Geist und das wissenschaftliche Leben allerdings unverkennbar im Rückgang begriffen waren, die sich aber doch noch einen reichen Schatz überlieferter Bildung bewahrt hatte, unter der Regierung eines so verständigen Fürsten, wie Antoninus Pius, und eines Philosophen, wie Mark Aurel, eine so offenbare Betrügerei ein Menschenalter hindurch nicht etwa nur beim Pöbel, sondern in den obersten Schichten der Gesellschaft und in der nächsten Umgebung der beiden Kaiser, einen so außerordentlichen Erfolg haben konnte. Ohne allen Widerspruch sollte es dem Schwindler freilich nicht hingehen. Aber von Denen, welche die nächste Veranlassung gehabt hätten, ihn zu erheben, den Philosophen, waren die meisten entweder in den Vorurtheilen ihrer Zeit selbst zu tief befangen, oder sie bekümmerten sich zu wenig um die Sache; nur die Epikureer sind es, welche als die unerbittlichen Feinde alles Aberglaubens, die sie waren, sich auch hier das Verdienst erwarben, die Sache des gesunden Menschenverstandes gegen den Betrug und den Aberwitz zu vertreten. Und wenn es sich nur um Vernunftgründe gehandelt hätte, mußte es ihnen ein Leichtes sein, den Betrüger zu entlarven. Aber Alexander kannte sein Publicum gut genug, um zu wissen, wie er sich in diesem Fall zu verhalten hatte. Er machte es, wie es Seinesgleichen noch immer gemacht haben: wo ihm die Gründe ausgingen, appellirte er an den Fanatismus; wer seine Schliche aufzudecken drohte, dem hetzte er den Pöbel auf den Hals. Sobald er bemerkte, daß man ihm zu Leibe ging, verbreitete er das Gerede: die ganze Provinz sei voll von Atheisten und Christen; diese Götterfeinde müsse man mit Steinwürfen vertreiben, wenn man die Gnade des Gottes nicht verscherzen wolle. Ueber Epikur brachte er Göttersprüche unter die Leute, die von den Strafen erzählten, welche er wegen seiner Gottlosigkeit zu erdulden habe; und den Einwohnern der Stadt Amastris, in der sich die epiku-

reische Philosophie besonderen Beifalls erfreute, versagte er den Zutritt zu seinem Orakel. Epikur's gelesenste Schrift, die „Grundlehren", verbrannte er feierlich auf dem Markte und warf ihre Asche in's Meer. Seine eigene mystische Feier wurde mit dem Heroldsruf eröffnet: „Falls ein Gottesleugner oder ein Christ oder ein Epikureer gekommen ist, die Weihen zu belauschen, mög' er entweichen!" wobei seinen Zuhörern ohne Zweifel die uns so befremdende Zusammenstellung der Christen mit den Epikureern nicht im mindesten auffiel; denn diese wie jene galten der öffentlichen Meinung (wie schon im Eingang bemerkt wurde) einfach als Atheisten: die einen, weil sie die Volksgötter leugneten und ihre Verehrung für ein Teufelswerk hielten, die andern, weil sie nicht zugaben, daß die Götter in den Weltlauf eingreifen. Es läßt sich übrigens nicht annehmen, daß jemals ein Christ den Versuch gemacht habe, mit Alexander und seinen Weihen in Berührung zu kommen, da er in dem Treiben des Goëten nur etwas Dämonisches sehen konnte, dessen Nähe ihn befleckt hätte: die Nennung der Christen sollte nur dazu dienen, die Epikureer durch die Zusammenstellung mit den verhaßtesten Götterfeinden in den Augen des Volks noch schwärzer zu machen, als sie ihm ohnedem schon erschienen. Man sieht: der Mann verstand sein Handwerk; man sieht aber auch, daß die Mittel der priesterlichen Agitation immer die gleichen waren: in allem dem, was soeben aus Lucian mitgetheilt wurde, ist kein Zug, für den sich nicht noch aus der Gegenwart Parallelen in Menge finden ließen. Was insbesondere die Zusammenstellung der Epikureer mit den Christen betrifft, so ist sie ein Kunstgriff, gerade so gewissenlos und so wohlberechnet, wie wenn man staatstreue Katholiken als Protestanten verdächtigt, oder wenn seiner Zeit Lessing nachgesagt wurde, daß ihn die Juden bestochen haben, die Wolfenbüttler Fragmente herauszugeben, in denen freilich dem Judenthum noch übler mitgespielt wird, als dem Christenthum. Daß aber diese Hetzereien nicht auf die Erde fielen, bekam mehr als Einer von Alexander's Gegnern zu empfinden. Wen er als Epikureer brandmarkte, der war geächtet: „kein Obdach nahm ihn auf, weder Feuer noch Wasser ward ihm gereicht;" und als einmal ein Mitglied dieser Schule die Kühnheit hatte, es dem Propheten öffentlich vorzuhalten, daß auf sein Anstiften ein paar Sklaven, deren völlige Unschuld sich später herausstellte, wegen eines vermeintlichen Mordes den wilden Thieren vorgeworfen worden waren, konnte ihn nur das sofortige Einschreiten eines muthigen Mannes vor der Steinigung retten, mit der die Anhänger des Propheten auf seine Aufforderung hin schon den Anfang gemacht hatten.

Auch Lucian gerieth durch den Haß, den er sich von ihm zuzog, in keine geringe Gefahr. Alexander hatte in Erfahrung gebracht, daß er ihn mit sorgsam versiegelten Anfragen, deren Inhalt der Ueberbringer falsch angab, auf's Eis geführt und zu Antworten, die ihn lächerlich blosstellten, verleitet hatte. Es war ihm ferner bekannt, daß jener den Rutilianus vor ihm und vor der Verbindung mit seiner Tochter gewarnt hatte. Allein gewandt, wie er war, wußte er den Lucian, als dieser nach Abonuteichos kam, so für sich einzunehmen und so sicher zu machen, daß dieser wirklich glaubte, er habe sich mit ihm versöhnt, und das Schiff annahm, welches ihm Alexander zur Weiterreise anbot. Auf offener See erfuhr er zu seinem Entsetzen, daß der Prophet der

Mannschaft befohlen habe, ihn in's Meer zu werfen. Wäre der Steuermann nicht dazwischengetreten, der sein Gewissen nicht mit der Blutschuld beladen wollte, so war er verloren. Aber als er die Sache, um sie weiter zu verfolgen, dem Statthalter von Bithynien vortrug, beschwor ihn dieser auf's dringendste, jeden Gedanken an eine Klage aufzugeben, da es ihm die Rücksicht auf Rutilianus unmöglich machen würde, den Schwiegervater desselben zu bestrafen, die Beweise möchten so schlagend sein, wie sie wollten.

So gelang es dem Betrüger, sein Blendwerk bis zum Ende seines Lebens in ungeschmälerter Geltung zu erhalten. Nicht einmal sein Tod machte der Vergötterung, die der Lebende sich zu erschwindeln gewußt hatte, ein Ende, wiewol er eine seiner Prophezeihungen Lügen strafte. Alexander hatte nämlich geweissagt, er werde 150 Jahre lang leben und dann vom Blitz getödtet werden, starb aber an einer schmerzhaften Krankheit, ehe er das 70. Jahr erreicht hatte. Wie wenig sich jedoch seine Anhänger dadurch in ihrer blinden Verehrung irre machen ließen, dafür findet sich ein merkwürdiger Beleg bei einem Zeitgenossen Lucian's, dem christlichen Apologeten Athenagoras. In seiner Schutzschrift für die Christen, die in den letzten Jahren Mark Aurel's, also in der nächsten Zeit nach Alexander's Tod und noch vor Lucian's Bericht, abgefaßt wurde, erzählt dieser Schriftsteller (c. 23): In der Stadt Parium in Mysien (am südöstlichen Ende des jetzigen Marmarameeres) befinden sich Bildsäulen des Alexander und jenes Proteus, der sich selbst (wie wir sogleich des Näheren hören werden) in Olympia verbrannt habe. Die des Alexander stehe auf dem Markte der Stadt, neben ihr sein Grab, mit dem aber ohne Zweifel ein Kenotaph gemeint ist, da es Lucian doch wol gesagt hätte, wenn er so entfernt von seiner Heimath gestorben wäre. Diese Bildsäule werde als ein Gott verehrt, der Gebete erhöre; es werden ihr auf öffentliche Kosten Opfer dargebracht und Feste gefeiert. Aus den weiteren Aeußerungen des Athenagoras geht hervor, daß mit diesem Cultus ein Orakel verbunden war, wie nach Lucian auch das in Abonuteichos den Tod seines Stifters überdauerte; durch die Anrufung des verstorbenen Propheten sollten in Parium wunderbare Heilungen bewirkt worden sein, deren Thatsächlichkeit auch Athenagoras nicht bezweifelt, nur daß er sie, nach der gewöhnlichen Annahme der damaligen Christen, auf die Dämonen zurückführt, welche, nach Blut und Opferdampf lüstern, durch solche Wunder und Weissagungen die Menschen verleiten, ihnen zu opfern. Ein weiteres merkwürdiges Zeugniß für die große Verbreitung dieses Cultus besitzen wir in drei Inschriften, die allen Anzeichen nach noch vor Alexander's Tod gesetzt wurden. Zwei davon sind zu Karlsburg in Siebenbürgen, die dritte ist in Uskub, dem alten Scupi in Mösien (in der nordwestlichen Ecke der türkischen Provinz Macedonien) gefunden worden. Jene sind „auf Befehl des Gottes" dem Glykon (dem Asklepios Alexander's) geweiht, diese „dem Jupiter und der Juno, und dem Drachen und der Drachenfrau (Draconi et Dracenae) und Alexander," welcher demnach, wenigstens nach dem Glauben seiner dortigen Verehrer, außer dem von Lucian beschriebenen Drachen auch noch ein weibliches Exemplar der gleichen Gattung gehabt haben müßte, dessen dieser nicht erwähnt. Erinnert man sich nun auch, daß die Alten mit dem Begriff eines Gottes nicht alle die Merkmale verbanden, die wir da-

mit verbinden, daß ihre Götter durch weite Abstände der Macht und der Würde von einander getrennt waren, und daß ein vergötterter Mensch, wie Alexander, in dem Cultus jener Völker im Wesentlichen keine andere Rolle spielte, als die Heiligen in dem der katholischen Kirche, so erhalten doch immer Lucian's Aussagen über die abgöttische Verehrung, welche dem betrügerischen Propheten gezollt wurde, durch das Zeugniß des Athenagoras und der Inschriften eine Bestätigung, die um so schwerer in's Gewicht fällt, da diese Zeugnisse durchaus unabhängig von einander sind. Athenagoras bekräftigt übrigens Lucian's Schilderung seines Alexander auch noch nach einer anderen Seite, wenn er auf ihn die scheltenden Worte anwendet, die Hektor bei Homer seinem Bruder Alexander (oder, wie er gewöhnlich heißt: Paris) zuruft: „Weibertoll, an Gestalt nur ein Held, ein Schwindler, ein Unheil."

Es trifft sich günstig genug, daß uns Lucian auch mit dem zweiten von jenen Männern, die in Parium neben einander verehrt wurden, dem Peregrinus, in einer eigenen kleinen Schrift bekannt gemacht hat. Unter den satyrischen Sittenschilderungen aus seiner Zeit, die wir ihm verdanken, sollte neben dem Bilde des Betrügers auch das des Schwärmers nicht fehlen. Denn als solcher erscheint Peregrinus; und wenn auch Lucian mit der Bemerkung ohne Zweifel im Recht ist, daß die Eitelkeit und die Sucht, Aufsehen zu machen, an seinem wunderlichen Treiben einen Hauptantheil gehabt habe, so hat er ihn doch schwerlich richtig aufgefaßt, wenn er ihn, wie Alexander, einfach als einen Betrüger behandelt; sondern es zeigt sich in diesem Urtheil nur, wie unfähig die Aufklärung gewöhnlichen Schlages jederzeit war, die Selbsttäuschungen und die Phantastik eines in diesem Fall allerdings unlauteren und verworrenen Enthusiasmus zu begreifen. Auch Peregrinus gehörte nun von Geburt Kleinasien an, aber dem westlichen, schon seit unvordenklichen Zeiten vollständig gräcisirten Theil dieser Halbinsel; seine Vaterstadt war eben jenes Parium, in dem Athenagoras später seine Bildsäule gesehen hat. Der Sohn eines wohlhabenden Mannes, hatte er sein ganzes Vermögen seinen Mitbürgern geschenkt. Mißgünstige wollten jedoch wissen, es sei dies ziemlich unfreiwillig geschehen. Nachdem er nämlich als junger Mann schon einige andere schlechte Streiche gemacht hatte, habe er sich beim Tode seines Vaters der Anklage auf Vatermord nur durch die Flucht zu entziehen gewußt. Das Wanderleben, das er nun trieb, habe ihn unter Anderem auch nach Palästina geführt. Hier habe er die „seltsame Weisheit" der Christen kennen gelernt, habe sich ihrer Partei angeschlossen und sei als einer ihrer Sprecher und Propheten bei ihnen zu hohem Ansehen gelangt; vollends seit er um seines Glaubens willen in's Gefängniß geworfen, aber von dem Statthalter von Syrien als ein Narr, dem das Martyrium gerade erwünscht gewesen wäre, ohne Strafe wieder entlassen worden sei. Denn die Christen, fügt Lucian bei, haben sich von dem Stifter ihrer Secte weißmachen lassen, wenn sie die griechischen Götter verleugnen, und ihn selbst, den in Palästina Gekreuzigten, anbeten und seinen Gesetzen nachleben, so seien sie alle Brüder. Da sie überdies meinen, sie werden unsterblich sein und ewig leben, so machen sie sich nichts aus dem Tode und stellen sich meist freiwillig der Verfolgung. Und wenn einer von ihnen in's Gefängniß geworfen werde, sei ihnen für einen solchen kein Opfer zu groß. Ein geschickter Gaukler

könne daher bei diesem einfältigen Volk leicht sein Glück machen, und dies sei denn auch Peregrinus gelungen. Vom frühen Morgen an sei sein Gefängniß von Wittwen und Waisen belagert worden; die Vorsteher der Christengemeinde haben die Wachen bestochen, um die Nacht bei ihm zubringen zu können; man habe ihm die besten Bissen in den Kerker geschickt, ihn wie einen zweiten Sokrates gepriesen; selbst aus kleinasiatischen Städten seien von den dortigen Christen auf Gemeindekosten Abgeordnete zu ihm geschickt worden, um ihn durch ihren Zuspruch zu ermuthigen und ihm vor Gericht Beistand zu leisten; und von den Geschenken, mit denen er aus Anlaß seiner Gefangenschaft überhäuft wurde, habe er ein recht hübsches Einkommen gehabt. Indessen sei Peregrinus wieder in seine Heimath zurückgekehrt. Da er aber gefunden habe, daß sich die Entrüstung über seinen Vatermord hier noch nicht gelegt hatte, und daß die Anklage immer noch drohe, so sei er, um sich die Gunst seiner Mitbürger zu erwerben, im Aufzug des Cynikers in der Volksversammlung aufgetreten und habe erklärt, daß er die ganze Hinterlassenschaft seines Vaters der Stadt schenke. Jetzt habe er mit Einem Mal bei dem Volke für einen Patrioten, einen Philosophen, einen ebenbürtigen Nachfolger des Diogenes und Krates gegolten, und wer des Mordes noch erwähnt hätte, wäre gesteinigt worden. Peregrinus habe nun sein herumziehendes Leben auf's Neue begonnen; für seinen Unterhalt brauchte er dabei nicht zu sorgen, da es ihm die Christen an Nichts fehlen ließen. Als er aber aus irgend einem Grund auch mit ihnen zerfiel, habe er die Abtretung seines Vermögens wieder bereut und durch eine Eingabe an den Kaiser rückgängig zu machen gesucht. Erst nachdem er auf die Einsprache der Stadt damit abgewiesen worden war, sei er in seiner späteren Rolle aufgetreten.

Es ist nun freilich schwer zu sagen, was und wieviel dieser Erzählung Thatsächliches zu Grunde liegt. Lucian selbst scheint die Verantwortlichkeit für dieselbe nicht unbedingt übernehmen zu wollen und sie gerade deshalb einem Dritten, einem ausgesprochenen Gegner des Peregrinus, in den Mund gelegt zu haben; und in ihrem Inhalt ist das Eine und Andere geeignet, Bedenken zu erregen. So kann namentlich der angebliche Vatermord des späteren Cynikers unmöglich eine so ausgemachte Sache gewesen sein, wie Lucian es darstellt; denn in diesem Fall hätte er es nicht wol wagen können, auch da noch in seine Vaterstadt zurückzukehren, als er derselben sein ihr geschenktes Vermögen wieder zu entziehen versuchte, da die Gefahr doch zu nahe lag, daß er durch diesen gehässigen Schritt die Anklage sofort wieder hervorrufe. Noch größeren Anstoß hat man an dem genommen, was hier über Peregrinus' Verbindung mit den Christen erzählt wird. In der christlichen Kirche sah man darin eine so abscheuliche Lästerung, daß unser Schriftsteller zur wohlverdienten Strafe dafür von Hunden zerrissen worden sein sollte. Aber auch unbefangene neuere Forscher waren geneigt, diesen Zug für eine Erfindung Lucian's zu halten, welcher dadurch das Christenthum als eine von den aberwitzigen Verirrungen der Zeit, als einen thörichten und verderblichen Aberglauben, mit der Schwärmerei eines Peregrinus auf Eine Linie stellen, und namentlich den Märtyrerheroismus der Christen als ein Erzeugniß verblendeter Eitelkeit brandmarken wollte. Und daß Lucian von dem Christenthum und den christlichen Märtyrern diese Meinung hatte,

läßt sich allerdings um so weniger bezweifeln, da in jener Zeit selbst ungleich ernstere Geister, ein Tacitus, Plinius, Mark Aurel, nicht anders darüber urtheilten. Ebenso klar ist, daß es ihm aufrichtiges Vergnügen macht, mit seinem Haupthelden zugleich auch die Christen zu geißeln, ihn als den Betrüger, sie als die Betrogenen, beide aber als Thoren, die in dem gleichen Spital krank liegen, zu behandeln. Allein daraus folgt nicht, daß die Spitze seiner ganzen Erzählung gegen die Christen gerichtet und alles Andere, und so namentlich das zeitweilige Christenthum des Peregrinus, eine bloße Erdichtung sei. Läge der Schwerpunkt unserer Geschichte in dem Angriff auf das Christenthum und die christlichen Märtyrer, so würde Lucian dies ohne Zweifel ebenso deutlich und unumwunden zu erkennen gegeben haben, wie er überhaupt die Gegenstände seiner satyrischen Angriffe zu bezeichnen gewohnt ist. Es gab ja doch Nichts, was ihm besondere Rücksichten gegen das Christenthum auferlegen und ihn veranlassen konnte, bei seiner Polemik gegen die Christen einen solchen Umweg zu nehmen, sie in einem Angriff auf einen cynischen Philosophen zu verstecken. Und er hat ja auch keine Rücksichten genommen, sondern sich über die Christen, wo er von ihnen redet, in den stärksten und wegwerfendsten Ausdrücken geäußert. Hätte er aber einmal, weshalb immer, unter der Gestalt des Peregrinus das Christenthum angreifen wollen, so hätte er anders verfahren müssen, als er verfahren ist. Er hätte die Rolle, die Peregrinus ihm zufolge gespielt hat, und namentlich den Gipfel seiner Schwärmerei, seine Selbstverbrennung in Olympia, ihm als Christen zuschreiben müssen. Statt dessen läßt er ihn der Christensecte nur vorübergehend angehören und vor seinem öffentlichen Auftreten in Griechenland und Italien aus ihr wieder ausscheiden; und im Zusammenhang damit kommt er von da an nicht wieder auf die Christen zu sprechen, und enthält sich namentlich bei Gelegenheit der Schlußkatastrophe in Olympia der ihm so nahe liegenden Hinweisung auf die Christen und die Holzstöße christlicher Märtyrer vollständig. Dies spricht entschieden gegen die Annahme, es sei ihm bei seiner Erzählung über Peregrinus in erster Reihe um einen Angriff auf das Christenthum zu thun gewesen. Er will nicht die Christen mit dem Cyniker schlagen, sondern diesen mit jenen; er will uns nicht das zu verstehen geben, daß die Christen eben solche Schwärmer seien, wie Peregrinus, sondern umgekehrt, daß dieser, um keinem schwärmerischen Aberwitz fremd zu bleiben, auch durch's Christenthum hindurchgegangen sei. Auch bei dieser Auffassung wäre es nun freilich immer noch denkbar, daß der Satyriker diesen Zug erfunden hätte, wie er sich ja offenbar starke Uebertreibungen erlaubt hat, wenn er uns erzählt, Peregrinus sei von den Christen, noch vor seiner Verhaftung, wie ein Gott verehrt worden, sie haben ihn zu ihrem Gesetzgeber und Vorsteher (also zum Bischof) gemacht. Aber an sich selbst steht der Annahme, daß Peregrinus wirklich eine Zeit lang der christlichen Kirche angehört habe, keine innere Unwahrscheinlichkeit entgegen. Gerade eine Natur, wie die seinige, konnte in dem unruhigen Suchen nach Wahrheit und innerer Befriedigung dem Christenthum ebenso leicht zugeführt, als in der Folge, wenn Unterordnung unter den kirchlichen Glauben und die kirchliche Sitte von ihm verlangt wurde, wieder von ihm weggeführt werden.

Wie es sich aber hiemit verhalten mag: in seiner späteren Zeit finden wir

Peregrinus als einen entschiedenen Anhänger der cynischen Philosophie; jener strengen Schule, die uns bei ihren berühmten Lehrern im vierten vorchristlichen Jahrhundert, bei einem Antisthenes, Diogenes und Krates, durch den männlichen Ernst ihrer Moral, durch die Willensstärke und die Bedürfnißlosigkeit, zu der sie ihre Jünger erzog, trotz aller ihrer Uebertreibungen, Härten und Sonderbarkeiten immer wieder Achtung abnöthigt; die aber damals längst entartet und bei Vielen nur ein Vorwand für die Rohheit und Schamlosigkeit eines müßigen Vagabunden- und Schmarotzerlebens geworden war. Lucian zufolge wurde Peregrinus, nach seinem Zerwürfniß mit den Christen und dem mißlungenen Versuch zur Wiedererlangung seiner Güter, in Aegypten durch einen Cyniker Namens Agathobulus in die ganze Ascese dieser Schule, bis auf ihre abstoßendsten Verirrungen hinaus, eingeführt. Von da kam er nach Italien, wo er alsbald durch öffentliche Schmähreden gegen alle Welt, und vor Allem gegen den Kaiser, Aufsehen erregte; was für ihn unter dem milden und hochherzigen Antoninus Pius zwar keine Bestrafung, aber doch eine Ausweisung zur Folge hatte. So verdient diese aber auch sein mochte, so verschaffte sie ihm doch den Ruhm eines philosophischen Märtyrers. Auch in Griechenland, wohin er sich nun begab, legte er seiner Zunge keinen Zaum an, polterte in seiner heftigen Weise bald gegen ganze Bevölkerungen, bald gegen einzelne hervorragende Männer, kehrte überhaupt die rauhe Seite des Cynismus, die herbe Menschenverachtung desselben, so stark hervor, daß selbst ein Mitglied dieser Schule, der milde Demonax, den er wegen seiner Heiterkeit gar nicht für einen Cyniker gelten lassen wollte, ihm erwiderte: „Und Du bist kein Mensch". Lucian berichtet sogar von dem unsinnigen Einfall, die Griechen zur Abschüttelung der römischen Herrschaft aufzufordern. Dabei soll er nicht immer den Muth gehabt haben, zu seinen Worten zu stehen, und in einem von Lucian besprochenen Fall durch unwürdige Retractationen sich verächtlich gemacht haben. Doch haben wir über ihn auch ein günstigeres Zeugniß. Aulus Gellius nämlich, ein römischer Zeitgenosse Lucian's, der sich längere Zeit in Athen aufhielt, erzählt uns (N. A. XII, 11. VIII, 3), der Philosoph Peregrinus habe damals in einer Hütte außerhalb dieser Stadt gewohnt, in der er von ihm, wie von andern lernbegierigen jungen Männern, fleißig aufgesucht wurde. Er nennt ihn einen ernsten Mann von festen Grundsätzen, von dem er manches gute und heilsame Wort gehört habe, und als Probe davon gibt er eine Erörterung darüber, daß der Weise nichts Unrechtes thun werde, wenn auch kein Gott und kein Mensch Etwas davon erfahren würde. Denn nicht aus Furcht vor Strafe oder Schande, sondern aus Liebe zum Guten müsse man das Schlechte unterlassen. Für Diejenigen aber, denen es an dieser höheren sittlichen Kraft fehle, sei der Gedanke, daß kein Unrecht verborgen bleibe, sondern die Zeit Alles am Ende an's Licht bringe, ein sehr wirksamer Beweggrund zur Vermeidung des Unrechts. Dieser Bericht und dieses Urtheil des Gellius läßt den Philosophen nun doch in einem etwas anderen Licht erscheinen, als die Schilderung eines so ausgesprochenen Gegners, wie sie uns in Lucian's Satyre vorliegt. Sie beweist, daß es ihm neben den Verirrungen des damaligen Cynismus auch an den tüchtigen und gesunden Elementen nicht fehlte, welche uns in dieser Erscheinung immerhin eine nicht ganz erfolglose Reaction gegen

die Weichlichkeit und Genußsucht der Zeit sehen lassen, so vielfach sie auch von den Meisten, und so auch von Peregrinus, zum Zerrbild übertrieben wurden. Nebenbei erfahren wir aus Gellius, daß Peregrinus den Beinamen „Proteus“, dem er nach Lucian vor seinem eigentlichen Namen den Vorzug gab, erst nach dem Zusammentreffen des Gellius mit demselben erhalten hatte; was er bedeuten sollte, und ob er ihm von Bewunderern oder von Gegnern beigelegt worden war, wissen wir nicht.

Wir kommen nun zu dem bekanntesten Ereigniß im Leben dieses Mannes, seiner öffentlichen Selbstverbrennung bei den olympischen Festspielen des Jahres 164 n. Chr. Diese Thatsache, die begreiflicherweise kein geringes Aufsehen machte, wird öfters, unter den gleichzeitigen Schriftstellern von Athenagoras a. a. O. und bald nachher von Tertullian (ad Mart. 4) erwähnt; den näheren Hergang hat uns aber nur Lucian, der öfters darauf zurückkommt, berichtet. Den Beweggrund zu dem abenteuerlich ausgeführten Selbstmord sucht er, wie sich nach allem Bisherigen nicht anders erwarten ließ, lediglich in der Eitelkeit dieses Mannes. Als Peregrinus mit der Zeit sein Ansehen eingebüßt hatte, erzählt er, und Niemand mehr von ihm Notiz nahm, habe er eines Tages, in Ermanglung eines anderen Mittels, um Aufsehen zu erregen, unmittelbar nach den olympischen Spielen eine Schrift ausgehen lassen, worin er ankündigte, daß er beim nächsten Feste sich selbst verbrennen werde. Er sei denn auch in der That auf demselben erschienen, habe sich unweit Olympia eine klaftertiefe Grube gegraben und in dieser den Scheiterhaufen errichtet, in den er sich stürzen wollte. Indessen habe er es mit der Ausführung seines Vorhabens nicht sehr eilig gehabt. Er habe erst lange Reden an die neugierige Menge gehalten, die ihn natürlich, wo er sich blicken ließ, umdrängte, habe von seinem bisherigen Leben, von allen den Gefahren, Entbehrungen und Mißhandlungen erzählt, denen er sich im Dienst der Philosophie ausgesetzt habe, und schließlich seine Absicht angekündigt, ein Leben, in dem er Herakles nacheiferte, auch mit dem Ende dieses Helden zu krönen und die Menschen durch sein Beispiel Todesverachtung zu lehren. Dabei habe er im Stillen gehofft, daß man ihn an der Verwirklichung seines Planes verhindern werde; wie er ja seine Liebe zum Leben noch kurz vorher in einer Krankheit und früher einmal bei einem Sturm auf der See durch weibische Furcht verrathen habe. Wirklich habe sich auch, sagt Lucian, der eine solche Rede mit anhörte, von vielen Seiten der Ruf vernehmen lassen: „Erhalte Dich den Hellenen!“ Aber Andere haben ihn zur Ausführung seines Entschlusses ermuntert, und so habe er sich denn, als er sah, daß man ihn beim Worte nahm, bleich und vor Todesangst zitternd, zur Besteigung des Scheiterhaufens verstanden. Aber er habe dieselbe immer wieder hinausgeschoben, bis er sie endlich unwiderruflich für die nächste Nacht ankündigte. Als Lucian mit einem Bekannten um Mitternacht an die Stelle kam, welche für dieses Schauspiel bestimmt war, sei Proteus beim Aufgang des Mondes („denn Selene mußte es doch auch mitansehen“) mit einem Gefolge cynischer Philosophen gekommen, von denen einer eine Fackel trug, um als Philoktet dem neuen Herakles seine Dienste zu leisten. Dieser selbst habe zunächst seine cynische Uniform, den Knotenstock und den Ranzen und das rauhe Oberkleid abgelegt, und nachdem der Scheiterhaufen hell

auflöderte, eine Handvoll Weihrauch in das Feuer geworfen und mit den Worten: „Ihr Geister meiner Eltern, nehmt mich freundlich auf,“ sich in die Flammen gestürzt, in denen er alsbald verschwunden sei.

Dieser Vorgang hat nun freilich für uns viel Befremdendes. Wenn man mit unsern modernen Vorstellungen an ihn herantritt, fragt man sich zunächst schon, ob es denn damals in Griechenland gar keine Polizei gab, daß eine Scheußlichkeit, wie die Selbstverbrennung eines Menschen, mit aller möglichen Oeffentlichkeit, Jahre lang vorher angekündigt, auf dem besuchtesten und angesehensten Nationalfest, in der Nähe der gefeiertsten Tempel, vor den Augen von ganz Hellas vor sich gehen konnte? Unser Erstaunen darüber wird auch durch die Bemerkung nur theilweise gehoben, daß die Griechen und Römer das Leben als ein Privateigenthum des Einzelnen betrachteten, worüber ein Jeder nach Belieben verfügen könne, und daß eben so gut, wie sich Jemand durch einen rechtsgültigen Vertrag als Gladiator verkaufen konnte, um vor den Augen des römischen Volkes zu morden und gemordet zu werden, wie er dem Inhaber der Fechtschule die Befugniß einräumen konnte, ihn „mit Eisen zu schneiden und mit Feuer zu brennen,“ es am Ende auch Jedem freigestanden habe, sich selbst zu verbrennen und dazu beliebig viele Zuschauer einzuladen. Uns erscheint dies immer noch als ein Unfug, von dem man kaum begreift, daß weder eine obrigkeitliche Behörde noch die Zuschauerschaft selbst dagegen einschritt. Indessen, ländlich sittlich: wenn ein Boxer dem andern vor einem gewählten Publicum den Schädel einschlägt, oder ein Duellant dem andern eine Kugel durch die Brust schießt, und meilenweit keine Polizei zu sehen ist, wird man dies vielleicht auch einmal unbegreiflich finden.

Auch an sich selbst erscheint uns aber die That des Peregrinus fast unerklärlich. Selbstmorde kommen ja leider immer noch nur zu oft vor. Aber daß Jemand dazu den Feuertod wählte, daß er sein Vorhaben so lange zuvor bekannt machte und mit solchem Pomp ausführte, ist nicht mehr möglich und wird Niemand mehr in den Sinn kommen, während es bei Peregrinus offenbar gerade diese Publicität und dieser dramatische Effect ist, auf den er vor Allem ausgeht. Es ist nicht ein Selbstmord aus Lebensüberdruß, sondern der Selbstmörder will mit seiner That eine bestimmte Wirkung hervorbringen, er will durch dieselbe der Wirksamkeit seines Lebens die Krone aufsetzen, die Todesverachtung, die er mit Worten gepredigt hat, nun auch durch sein Beispiel einschärfen. Wie soll man sich dies psychologisch zurechtlegen? Das Motiv der Eitelkeit und der Ruhmsucht, auf das Lucian Alles zurückführt, reicht hiefür doch kaum aus. Daß es mit im Spiele war, ja daß es sehr erheblich mitwirkte, läßt sich allerdings nicht verkennen. Aber doch wird man schwerlich einen zweiten Fall beibringen können, in dem Jemand sich selbst getödtet, und vollends in einer für das natürliche Gefühl so schauerlichen Weise getödtet hätte, blos um von sich reden zu machen; denn der angebliche Sprung des Empedokles in den Aetna, und was etwa sonst noch Aehnliches erzählt wird, gehört in's Reich der Fabeln. Die Selbstverbrennung des Peregrinus dagegen ist eine unantastbare, durch zeitgenössische Zeugnisse und selbst durch Augenzeugen festgestellte Thatsache. Jene Erklärung wäre jedenfalls nur dann genügend, wenn Peregrinus nicht blos der

Charlatan, als den ihn Lucian schildert, sondern geradezu verrückt gewesen wäre. Allein dies war er denn doch nicht; wie groß wir uns vielmehr seine Ruhmsucht, seine Excentricität und sein Bedürfniß, Aufsehen zu erregen, vorstellen mögen, so muß doch nach dem, was oben aus Gellius angeführt wurde, trotzdem ein Kern von sittlichem Ernst und Charakter in ihm gewesen sein. Er war ein Schwärmer, aber kein Schwindler. Lucian's Behauptung, daß er gehofft habe, an der Ausführung seines so laut angekündigten Vorsatzes verhindert zu werden, und daß er, als dies unterblieb, alle Fassung verloren habe, lautet nicht sehr glaubwürdig, und Lucian war auch über das, was im Innern des Cynikers vorging, gewiß nicht unterrichtet. Wenn dieser seinen Selbstmord so feierlich vorher ankündigte und alle Vorbereitungen dazu traf, so mußte er, falls es ihm nicht damit Ernst war, sich wol sagen, daß dies ein sehr gewagtes Spiel sei; wenn er andererseits so am Leben hing, wie Lucian will, so hätte ihn Niemand gehindert, nach jener letzten Rede in Olympia sich von Denen erweichen zu lassen, die ihn baten, sich seinem Vaterland zu erhalten. Aber so gewiß es die Eitelkeit war, welche ihm diese theatralische Ausführung seines Selbstmordgedankens eingab, so wenig werden wir diesen Gedanken selbst hieraus allein erklären können. Derselbe war vielmehr nichts Anderes, als die Anwendung einer alten und lange vor Peregrinus in Uebung gestandenen Lehre der Schule, der er angehörte. Schon die ersten Cyniker, ein Antisthenes und seine Schüler, hatten mit allen anderen äußeren Gütern auch das Leben für etwas Gleichgültiges erklärt und sich für den Nothfall das Recht vorbehalten, es freiwillig zu verlassen. Ihre Nachfolger, die Stoiker, gingen noch weiter: ihnen galt der Selbstmord geradezu als die höchste Bethätigung der sittlichen Freiheit, als der thatsächliche Beweis von der Erhebung über alles Das, woran die Menschen sonst zu hängen pflegen; und es hat sich deshalb von den ersten Meistern der Schule mehr als einer nach dem Vorgang ihres Stifters aus unbedeutenden Veranlassungen getödtet. Die gleichen Grundsätze pflanzten sich zu den jüngeren Cynikern fort, als sich diese Schule um den Anfang unserer Zeitrechnung von der stoischen wieder abzweigte; so hat sich z. B. der oben erwähnte Schul- und Zeitgenosse des Peregrinus, der von Lucian gefeierte Demonax, in hohem Alter ausgehungert. Daß es Peregrinus ebenso machte, könnte an sich nicht auffallen. Aber was Andere thaten, ohne viel Wesens davon zu machen, das mußte bei ihm mit Aufsehen erregendem, theatralischem Gepränge geschehen. Nach Allem, was wir von ihm wissen, muß er einer von den Menschen gewesen sein, die Nichts anders als mit Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung zu thun wissen. Als er Christ wurde, scheint er sich sofort zum Martyrium gedrängt, seinen neuen Glauben in provocatorischer, die Anhänger der anerkannten Religionen verletzender Weise verkündigt zu haben; denn da damals in Syrien offenbar keine allgemeine Christenverfolgung stattfand, seine Glaubensgenossen vielmehr auch nach seiner Verhaftung offen und ungehindert mit ihm verkehren konnten, und da der Statthalter dieser Provinz dem Christenthum als solchem so geringe Wichtigkeit beilegte, daß er auch ihn schließlich als einen ungefährlichen Schwärmer wieder laufen ließ, so läßt sich seine Einkerkerung nur durch die Voraussetzung erklären, er habe seinerseits eine bestimmte Veranlassung zu derselben gegeben.

Aehnlich trat er später, nach seinem Uebertritt zur cynischen Schule, in Rom auf. Wie schon vor ihm einzelne Mitglieder dieser Schule durch Schmähungen gegen die Regierung sich Ausweisung, Auspeitschung, selbst die Todesstrafe zugezogen hatten, so konnte auch er es nicht lassen, in den Ton jenes renommistischen Republikanismus einzustimmen, durch den die Cyniker der Kaiserzeit ihre philosophische Unabhängigkeit beweisen zu müssen glaubten. Der gleiche Zug zeigt sich in dem Pomp, mit dem er seinen Selbstmord umgab. Auch dieser letzte Schritt muß möglichst viel Aufsehen machen. Er will sich der Welt als ein zweiter Herakles zeigen, will das Menschengeschlecht durch sein Beispiel den Tod verachten lehren. Seine Sprache und seine Handlungsweise ist die eines ehrgeizigen Schwärmers, eines Menschen, von dem man zwar nicht sagen kann, daß es ihm mit seiner Sache nicht Ernst sei, der aber sich selbst von der Sache nicht zu trennen weiß, ihren höchsten Triumph in dem Effect sucht, den sein Thun hervorbringt. Ein solches Pathos übernimmt sich fortwährend, seine hohle Erhabenheit schlägt in Lächerlichkeit um, und es wird uns am Ende begreiflich, wenn ein Satyriker, wie Lucian, die That des Peregrinus schlechterdings nur von dieser Seite, als eine abgeschmackte Komödie, zu fassen weiß. Auch die Todesart, die er gewählt hat, trägt dieses theatralische Gepräge. Er will dadurch dem Herakles, den die Cyniker als ihren Schutzpatron und ihr Vorbild verehrten, auch in seinem Ende ähnlich werden; er will es den damals vielgefeierten indischen Philosophen, den Brahmanen, gleichthun, von denen namentlich Einer, der mit Alexander aus Indien nach Babylon gekommen war, Kalanus, durch seine Selbstverbrennung das Staunen der Hellenen hervorgerufen hatte. Der Spott des Satyrikers wurde natürlich auch durch diese Parallelen, deren Benutzung sich Lucian nicht entgehen läßt, herausgefordert: der Knittel des Cynikers war eben keine Herakleskeule, und seine schmutzige Kutte keine Löwenhaut; und wenn ein Kalanus nach dem Glauben seines Volkes den Göttern in seiner Person das ihnen gefälligste Opfer darbrachte, so war die mildere und menschlichere Religion der Hellenen schon längst über die Stufe hinausgeschritten, auf der man die Bewohner des Olymp durch freiwillige oder unfreiwillige Menschenopfer versöhnen zu können meinte.

So seltsam uns aber der Selbstmord des Peregrinus erscheinen muß, und so sehr die Art seiner Ausführung auch schon die Zeitgenossen dieses Cynikers befremdete, so fehlte es ihm doch unter denselben nicht an Bewunderern. Wir sehen aus Lucian, wie verschieden dieser Schritt schon vor seiner Ausführung beurtheilt, wie er von den Einen ebenso lebhaft gepriesen als von den Andern getadelt und verlacht wurde. Er erwähnt anderswo (adv. Ind. 14) eines Verehrers von Peregrinus, welcher den Stock, den dieser Philosoph vor seinem Tode getragen hatte, für ein ganzes Talent erkaufte. Er theilt eine Weissagung mit, die von seinen Anhängern als sibyllinisch in Umlauf gesetzt worden sei, um ihn nach seinem Tode als einen Heros zur Verehrung zu empfehlen. Er erzählt, es haben sich noch an Peregrinus' Todestage Gerüchte verbreitet, die auf eine Apotheose des Verstorbenen hinzielten. Er selbst, sagt er, habe sich den Spaß gemacht, einfältigen Zuhörern vorzuschwindeln, daß sich aus der Flamme von Peregrin's Scheiterhaufen, unter dem Gebrüll eines Erdbebens, ein Geier er-

hoben habe, der mit lauter menschlicher Stimme den Ruf erschallen ließ: „Ich verlasse die Erde, ich steig' auf zum Olympos;" und ganz kurz darauf habe ihm ein würdig aussehender Greis betheuert, daß er nicht allein diesen Geier selbst gesehen habe, sondern daß ihm auch der verklärte Peregrinus in weißem Gewand, den Kranz auf dem Haupt, begegnet sei. Unter diesen Umständen, fügt Lucian bei, wäre es kein Wunder, wenn ihm bald genug Altäre und Bildsäulen errichtet würden, wenn sich Thoren fänden, die versicherten, daß ihnen der neue Dämon des Nachts begegnet sei und sie von Krankheiten geheilt habe, wenn an der Stätte seines Todes ein Orakel gegründet würde. Habe doch er selbst darauf hingearbeitet, indem er Sendschreiben an die angesehensten Städte mit allerlei Ermahnungen und Vorschriften hinterlassen und diejenigen von seinen Schülern bezeichnet habe, welche ihnen dieselben überbringen sollten. Wissen wir nun auch nicht, was von diesen Angaben geschichtlich, was eine Erfindung des Satyrikers, theilweise vielleicht geradezu eine Parodie auf die Erzählungen von der Auferstehung Jesu ist, so ging doch die Weissagung, welche Lucian daran anknüpft, thatsächlich in Erfüllung. Wir sehen aus Athenagoras, daß Peregrinus in seiner Vaterstadt, wenige Jahre nach seinem Tode, nicht blos eine Bildsäule gesetzt war, sondern daß man auch — in welcher Form wissen wir nicht — Orakel von ihm zu erhalten meinte. Auch Lucian hat aber das, was angeblich unmittelbar nach Peregrin's Tod oder gar noch vor diesem Ereigniß über die Verehrung desselben vorhergesagt wird, wahrscheinlich größtentheils bereits aus dem Erfolge geweissagt. Jedenfalls ist so viel sicher, daß es auch ihm an Anhängern nicht gefehlt hat, die ihn nicht blos, wie Gellius, als Moralphilosophen hochschätzten, sondern auch in seinem Lebensende eine bewunderungswürdige That und in dem schwärmerischen Selbstmörder einen weissagenden Dämon verehrten. Neben der Bildsäule Alexander's stand in Parium die des Peregrinus, dem Orakel des Einen machte das des Andern Concurrenz; und ist uns auch dieser Cultus, den Peregrinus betreffend, nur von Parium bezeugt, so können wir doch schon nach Lucian nicht annehmen, daß er sich auf diesen Ort beschränkt hat.

Eben dies ist es aber, worin das Interesse der Erscheinungen, mit denen wir uns hier beschäftigt haben, an erster Stelle liegt. Betrüger, wie Alexander, Schwärmer, wie Peregrinus, hat es viele gegeben; aber nur den wenigsten ist es gelungen, auch nur vorübergehend einen Erfolg, wie diese Männer, zu erreichen. Dies war nur in einer Zeit möglich, die ihrem Treiben eine besondere Empfänglichkeit entgegenbrachte, deren geistige Atmosphäre mit allen den Elementen gesättigt war, welche Schwärmer erzeugen und Betrügern den Weg ebnen. In dem Bilde einer solchen Zeit dürfen auch die Züge nicht fehlen, welche uns an einem Peregrinus und einem Alexander so abstoßend entgegentreten; und die Erinnerung an diese Züge macht uns auch in edleren und bedeutenderen Erscheinungen, die der gleichen Zeit angehören, Manches verständlich, in das wir uns sonst schwer finden würden. Andererseits zeigt aber gerade die Vergleichung der einen und andern, was für ein Unterschied zwischen Solchem ist, das von Anfang an auf Betrug beruht, oder dessen besserer Gehalt sich in schwärmerischer Uebertreibung verloren hat, und Solchem, an das sich diese unsauberen Elemente nur als äußerliche Entstellung angehängt haben. Es gibt keine Re-

ligion, welcher der Kampf mit Einflüssen erspart geblieben wäre, die ihrem innersten Wesen widerstrebten, mochten sie ihr nun von ihrem Ursprung her anhaften oder erst im Verlauf ihrer Entwicklung sich in sie eingedrängt haben, mochten sie aus abergläubischer Beschränktheit und Phantastik oder aus tendenziöser Erfindung und hierarchischer Berechnung herstammen. Aber der große Unterschied liegt in der Bedeutung, welche diese Elemente im gegebenen Falle haben. Ein kräftiger Organismus kann Entwicklungskrankheiten durchmachen und Störungen überwinden, an denen der schwächere zu Grunde geht; er kann unter günstigen Umständen und bei zweckmäßiger Lebensweise selbst Fehler seiner ursprünglichen Anlage verbessern. Auch mit den geistigen Organismen verhält es sich nicht anders. Wie kein Körper vollkommen schön und gesund ist, so gibt es auch auf dem geistigen Gebiete keine Erscheinung, die nicht in mancherlei Gebrechen dem Geist ihrer Zeit und den allgemein menschlichen Schwächen ihren Zoll entrichtete. Aber so wenig wir alle Menschen körperlich krank nennen werden, ebensowenig werden wir das Große und Gesunde, das aus der Geschichte unseres Geschlechts hervorglänzt, deshalb in den Staub ziehen, weil es sich nicht von aller Befleckung durch Ungesundes und Verkehrtes freizuhalten vermocht hat; sondern die Frage ist eben die nach dem Verhältniß, in dem beide gemischt sind. Wie es aber damit steht, erfährt man am besten aus den Wirkungen, die eine Erscheinung für die Menschheit gehabt hat. Was dem Fortschritt ihrer Gesittung zum Träger gedient, was ihr neue Lebenskräfte zugeführt hat, das muß in seinem Kerne gesund sein, wie viel sich auch von Beschränktheit, Mißverständniß und Uebertreibung daran angesetzt habe; wo umgekehrt statt dieser Wirkungen die entgegengesetzten hervortreten, da wird uns kein äußerer Glanz über die Leerheit und Unfruchtbarkeit des inneren Wesens täuschen dürfen. Was von den Einzelnen gilt, das gilt auch von den geschichtlichen Ganzen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Ein Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos.

Von

W. Roßmann.

Am 18. October 1872 gegen Abend, nachdem wir das türkische Staatsschiff mit den Mekkapilgern den Hafen hatten verlassen sehen, riefen wir dem alten Stambul Lebewohl zu und schifften uns auf dem französischen Messageriedampfer Méandre ein, um selbst unsere Pilgerfahrt nach dem Berge Athos anzutreten. Die Mannschaft des deutschen Kanonenbootes Delphin, auf dem wir während unseres Aufenthaltes in Constantinopel so manche trauliche Stunde verlebt, rief uns ein kräftiges Hurrah nach, und mit diesem treugemeinten Segen wagten wir uns auf das Marmarameer hinaus.

Unsere Reisegesellschaft bestand aus einer Anzahl von Russen, deren Reiseziel ebenfalls der heilige Berg war, und einem bunten Durcheinander von allerhand Unterthanen des osmanischen Reichs. Die Russen umbauten sich mit einem Walle von Säcken aus rohen Fellen, in denen sie reichliche Pilgergaben für die Mönche mit sich führten, und legten sich in den so abgegrenzten Raum zum Schlafen; in ihrer Mitte lagerte die imposante Gestalt eines Priesters, der mit seinem gelockten Barte, seinen langen, schwarzen Haaren und der mörserförmigen Kopfbedeckung, um die er ein weißes Tuch gewunden hatte, wie ein assyrischer König aussah. Die Muselmänner erstiegen das obere, für die erste Classe der Passagiere reservirte Deck und verrichteten auf mitgebrachten Teppichen ihr Gebet in der Richtung gen Mekka; dann gingen die Einen, sich ein Nargileh zu entzünden, das sie mit einer Feierlichkeit und einer Würde umhertrugen, als sei es ein transportabler Brandopferaltar und als vollende sich in der Raucherzeugung die Ceremonie des abendlichen Gottesdienstes. Andere setzten sich in traulichem Kreise um einen gewaltigen Schnürbeutel, holten daraus einen gebratenen Hammelskopf hervor und klaubten bedächtig daran herum. Dann wurde er nach einem ernsten Abschiedsblicke wieder sorgfältig verhüllt, um folgenden Tags zu derselben Zeit von Neuem zu erscheinen und vollends zu einem Memento mori herausgearbeitet zu werden. Minder harmlos für uns war die Thätigkeit

jüngerer Leute, die sich ebenfalls zu geselligen Kreisen ordneten und bis spät in die Nacht hinein zu den schwirrenden Klängen einer kleinen, langhalsigen Cither in unwandelbar gleichem Tempo auf vier Tönen sangen. Die Saiten des Instruments, die stets alle zugleich gerissen wurden, erklangen in allen denkbaren Möglichkeiten der Dissonanz, und die Stimmen der Sänger gingen in einer Weise durch die Nase, als könnten sie schlechterdings keinen andern Ausweg finden. „Dies ist die Musik," sagten die Muselmänner, als man ihnen über den Greuel milden Vorhalt machte, „dies ist die Musik, die uns zu Herzen geht; die Eurige fassen wir wol mit dem Ohre, aber sie rührt uns nicht."

Inzwischen hatte das Schiff die enge Furth des Hellespont erreicht; die Fahrt ging vorüber an dem alten Abydos, wo einst das Heer des Xerxes übersetzte, vorüber an dem Burghügel von Troja und den Gräbern des Achill und des grauenden Aesyetes, denen ein späterer Besuch zugedacht war. Wir befanden uns jetzt auf dem Wege, den einst, nach Aeschylos, die Feuerpost des Agamemnon genommen, um der heimischen Burg von Argos den Fall Troja's zu verkünden,

> Da in der Feuer Wechselpost hinausgesandt
> Ein Brand den andern, Ida selbst zum Hermesfels
> Auf Lemnos. Von der Insel her zum dritten
> Nahm den mächt'gen Lichtstrahl auf des Zeus Athosgebirg.

In der Nähe von Lemnos, dem männerfeindlichen Eiland, war es, wo wir folgenden Tags den heiligen Berg, die weiberfeindliche Halbinsel, in schwachen Umrissen entdeckten. Immer höher und majestätischer erhob sich der amaranthfarbene Marmorkegel des Athos, in seinen Formen an den heimischen Watzmann erinnernd, und um Mitternacht schwebten wir über der noch nicht ergründeten Tiefe des Meeres, das seinen Fuß umspült und über welches er etwa 6000 Fuß emporragt.

Nachdem wir das Vorgebirge Portäs, das alte Nymphäon, umfahren, hielt das Schiff um zwei Uhr Nachts an der Westseite der Halbinsel ungefähr in deren Mitte gegenüber dem Russikonkloster, um unsere frommen russischen Begleiter und uns auszusetzen und dann seinen Cours nach Saloniki weiter zu steuern. Ein Inselgrieche, der im Auftrage des heiligen Synod der Republik die Landungsstelle mit einer langen Flinte hütete und der über Geschriebenes die Ansicht zu haben schien, daß es sich auch im Dunkeln lesen lasse, unterhielt sich eine Zeit lang mit unseren Reisepässen und Empfehlungsbriefen; dann übernahmen uns einige dienende Mönche mit hohen Filzmützen und schwarzen Gewändern und führten uns einige Stiegen hinauf in das mächtige alte Kloster, das sich unmittelbar am Strande erhebt. Zuerst geleitete man uns drei Treppen hoch über lange, schmale Gänge in das Archontalik, ein Gastgemach, welches mit Teppichen gedeckt und an den Wänden mit Divans nach türkischer Art versehen, aber sonst sehr einfach ausgestattet war. Wir richteten uns eben ein, mit unserem Dragoman und unsern Dienern zu Sechsen hier zu schlafen, als eine Deputation von Geistlichen, mit schwarzen Tuchschleiern über der Priestermütze, erschien, um nach unserem Stand und Herkommen zu fragen. Als sie von unseren Umständen Einsicht genommen, namentlich ein Empfehlungsschreiben des

Patriarchen von Constantinopel recognoscirt hatten, veranlaßten sie uns sofort, ihnen in ein anderes Haus dieser ausgedehnten Anlagen zu einem besseren Quartiere zu folgen. Es war ein malerischer Zug, der sich nun über den weitläufigen von stark profilirten Gebäuden umgebenen Klosterhof einer oberen Terrasse zu bewegte. Voran einige schwarzgekleidete dienende Mönche mit Windlichtern, dann einige Geistliche mit ihren langen Haaren, langen Bärten und schwarzen Schleiern, dann wir selbst in einer Tracht, die in der Eile des Umzugs auch etwas Büßerartiges angenommen hatte, nämlich in Hemd und Beinkleid, und zum Schluß eine lange, schwarze Schaar hinter uns. Aus einer kerzenerleuchteten Kirche, an der wir vorbeiwallten, erscholl eine feierliche Hora. Einem Dritten hätte es scheinen können, als habe man eine Anzahl von Ketzern, die einer geistlichen Inquisition verfallen, in ihren Betten aufgegriffen und führe sie nächtlicher Weile zum Köpfen; was uns betraf, so war unsere Stimmung die heiterste und angenehmste von der Welt und Herz und Sinn für die Aufnahme des Märchenhaften und Fremden, das sich hier anzukündigen schien, weit geöffnet.

Wir wurden nun in drei freundliche Zimmer vertheilt und schickten uns eben an, uns zur Ruhe zu legen, als eine Deputation niederen Ranges erschien, um uns auf einem geräumigen Präsentirteller das moderne Symbol griechischer Gastfreundschaft, nämlich Mastixliqueur, Gelée und Wasser, darzubieten. Man nahm davon zu allseitiger Befriedigung und legte sich zu Bette. Aber der Begrüßung war noch kein Ende. Wiederum erschien einer der schwarzen Geister und präsentirte vortrefflichen Caffee, den wir nunmehr im Bette anzunehmen geruhten.

Als wir früh Morgens an's Fenster eilten, zeigte sich, daß wir die höchstgelegenen Räume des außerordentlich umfangreichen, burgartig gebauten Klosters bewohnten. Ueber die Dächer der niedriger gelegenen Flügel und die zahlreichen grünen Kuppeln der Kirchen und Capellen hinweg erblickten wir das tiefblaue Wasser des singitischen Golfs und jenseit die langgestreckte mittlere Halbinsel Chalcidices, einst Sithonia, jetzt Longos genannt; darüber in blauer Ferne erhebt sich der griechische Olymp. Das Kloster selbst ist auf der einen Seite vom Meere bespült; auf der anderen erhebt sich in ziemlicher Steilheit das busch- und waldbewachsene, hier und da durch Kalk gedeckte Glimmerschiefer-Gebirge des Hagion-Oros, der sich vom Canal des Xerxes an sechs geographische Meilen lang und in einer ungefähren Breite von einer Meile in's Meer hinauserstreckt und im Athos seine höchste Höhe erreicht.

Mit dem dienenden Bruder, der den Morgencaffee brachte, erschien ein stattlich aussehender Mönch, der als Sohn einer Kurländerin etwas Deutsch sprach und den der Igumenos (der Abt des Klosters) dieser Eigenschaft wegen uns zur Verfügung stellte. Seine Mittheilungen bestätigten vorläufig die Angaben über die Einrichtungen der Mönchsrepublik, welche wir den Werken Pierre Belon's, der in den vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts den Orient bereiste, Grisebach's, Zachariä's, Leake's und Anderer und vor Allem Fallmerayer's schon entnommen hatten; die Einrichtungen dieses einzigen Staatswesens, welches in der großen Revolution der Völkerwanderung entstanden, seitdem ein fast ge-

schichtsloses Dasein geführt hat und von den späteren Umwälzungen des Continents unberührt geblieben ist.

Der ganze Grund und Boden des heiligen Berges ist unter 21 Klöster vertheilt, von denen 14, die man Cönobien nennt, in monarchischer, 7 unter dem Namen von idiorhythmischen Monasterien in republikanischer Verfassung leben. In den einen regiert ein Igumenos mit unbeschränkter Gewalt auf Lebenszeit, in den anderen wählt der Convent sich jährlich vier Vorsteher, unter welche er die Verwaltungsgeschäfte vertheilt. Jedes dieser Klöster, welche zum Theil mehrere Hundert Mönche beherbergen, besitzt eine Anzahl von größeren Häusern, Skiten oder Askitirien, und von Einsiedeleien, Kellien, hin und her auf dem Gebirge. In den ersteren, die ebenfalls alle mit Gotteshäusern versehen sind, wohnen unter Aufsicht eines vom Kloster gesetzten Dikäos kleinere Gemeinschaften von Mönchen, die sich mit Spinnen und Schneidern, mit Anfertigung von Mützen, die nach Außen zum Verkauf kommen, mit Holzschnitzerei und dergleichen beschäftigen und im Uebrigen eine ähnliche Lebensweise führen wie die Bewohner der großen Klöster. Vielleicht überwiegt hier die Handarbeit vor der Contemplation, da die Skitenbewohner nicht am Ertrage der Güter Theil nehmen, welche den großen Klöstern gehören. Aber es kommt ebenso oft vor, daß Mönche von strengeren Neigungen aus den Klöstern in die Skiten übersiedeln, als daß umgekehrt Skitenbewohner das gemächlichere Leben der Klöster aufsuchen. In den Einsiedeleien leben einzelne Anachoreten, denen vorzüglich die Besorgung des Viehes, der wenigen Kornfelder, der Weinberge und ihrer kleinen Hausgärten obliegt. Solcher Einzelzellen gibt es etwa 300; jener größeren Skiten, von denen einige, wie die Skite der h. Agnes, den Mutterklöstern an Umfang beinahe gleich kommen, 11. Außerdem gibt es noch, meist in unmittelbarer Nähe der eigentlichen Klöster, kleinere Häuser, in denen weltliche Knechte, Kosmiki, wohnen, welche wie die Mönche unbeweibt sein müssen und die sich durch mehrjährige fleißige Handarbeit ebenfalls einen Platz in der Reihe der Kalogeren, der guten Alten, wie sich die Mönche nennen, erwerben können. Sie dienen ihrem Kloster als Schmiede, Holzarbeiter, Maurer, Schiffer und Fischer. Uebrigens haben die Mönche auch außerhalb des heiligen Berges einen ausgedehnten Grundbesitz; allein in den angrenzenden Theilen von Macedonien und auf Thasos bewirthschaften sie durch zuverlässige Aufseher, welche je nach zwei bis drei Jahren heimkehren, um den Gewinn ihrer Thätigkeit an die Convente abzuliefern und andern Brüdern ihren Platz zu lassen, 55 Metochieen. Aber solcher Güter besitzen sie auch in Serbien, Bulgarien, Rumänien und tief nach Kleinasien hinein. Das ganze Gemeinwesen ruht also auf breiter, wohlgefesteter wirthschaftlicher Grundlage, und Niemand, auch der mit den geistlichen Functionen betraute Mönch nicht, ist von der Handarbeit eximirt. Hierdurch unterscheiden sich die Kalogeren wesentlich von den römischen Mönchen. Der sociale Zustand ist noch heute genau derselbe, wie er sich dem Peter Belon vor mehr als 300 Jahren darstellte. „Les uns sont cordonniers, qui font les souliers aux autres, et les rabillent quand ils sont rompuz. Les autres sont cousturiers, qui taillent les robes: et eux-mesmes les cousent. Les autres sont charpentiers, pour faire barques, bateaux, et autres choses de charpenterie. Les autres

entendent au moulin: les autres sont maçons, et ainsi consequemment de tous autres mestiers. C'est une œconomie, concernant le proffit de monastère."

Wenn die Mönche darauf halten, daß Diejenigen, welche einen Platz in diesem Gemeinwesen zu erlangen wünschen, entweder etwas Vermögen oder eine tüchtige Arbeitskraft mitbringen, so nöthigt sie dazu schon die finanzielle Verpflichtung, welche ihnen der Pforte gegenüber obliegt. Die Republik hat einen Tribut nach Stambul und an den Pascha von Saloniki zu zahlen, der von den verschiedenen Schriftstellern verschieden angegeben wird, wie er sich denn auch nach der Leistungsfähigkeit des Gemeindewesens oder vielmehr nach den Inspirationen der Steuerbehörde verändern mag. Fallmerayer gibt ihn auf jährlich 500,000 Piaster an; unser guter Russe wich unsern Fragen darüber aus. Im Uebrigen ist der heilige Berg frei von jeder unmittelbaren Einwirkung der türkischen Regierung. Die Gemeinschaft der 21 Klöster verwaltet ihre gemeinsamen Angelegenheiten durch den heiligen Synod, zu dem jedes derselben einen alle drei Jahre wechselnden Delegaten sendet und der in dem Städtchen Karyäs neben der Protato, der ältesten Kirche des Berges, seinen Sitz hat. Dieser legt die zur Aufbringung des Tributs, zur Unterhaltung der wenigen Straßen ꝛc. nothwendige Steuer um und entscheidet in den zwischen den einzelnen Klöstern etwa ausbrechenden Streitigkeiten; in allen anderen Angelegenheiten übt jedes Kloster vollkommene Selbstverwaltung.

Ueber diese Dinge ging das Gespräch beim Caffee; unserm freundlichen Gesellschafter, dem der deutsche Wortschatz in erheblichem Maße ausgegangen und der nach sechzehnjährigem byzantinischem Mönchsthum überhaupt nicht mehr darauf eingerichtet war, abendländischer Fragewuth Genüge zu thun, troff dabei der Schweiß von den langen Locken. Demnächst führte er uns in ein mit einer gewissen Eleganz ausgestattetes Gemach, wo uns der mit einem goldenen Kreuz ausgezeichnete Igumenos des Klosters, ein schöner Mann von ungemein ernsten, höchst sympathischen Zügen, die auf tiefgefühltes, aber überwundenes Wehe deuteten, sehr freundlich empfing und mit den üblichen Bezeigungen der Gastfreundschaft beehrte. Seine Haltung war von ruhiger, ungekünstelter Vornehmheit, wie denn auch die übrigen Kalogeren mit demüthiger Gefälligkeit Anmuth und Würde zu verbinden wußten.

Der Igumenos zeigte uns nun die Einrichtungen und Räumlichkeiten des Klosters, das, wie er erzählte, im 13. Jahrhundert von einem serbischen Knäs, Namens Lazarus, gegründet ward, der sich aus dem Weltleben auf den heiligen Berg zurückzog und Mönch wurde. Zunächst führte er uns in die Capelle des Flügels, in dem wir wohnten. In dem Augenblicke, da wir eintraten, intonirte ein Chor von Mönchen einen Gesang, in welchem dem Haupte unserer kleinen Gesellschaft, dem Erbprinzen Bernhard von Meiningen, dem ein besonderer Platz rechts am Kuppelpfeiler auf einem Teppich angewiesen wurde, Gesundheit und langes Leben gewünscht ward — eine schöne und ungemein ansprechende Musik, in der besonders die tiefen russischen Bässe von starker Wirkung waren. Dann stiegen wir in den Hof hinab, den wir Nachts durchschritten hatten. Er zeigte sich außerordentlich geräumig, vielwinklig und von mehreren größeren und kleineren Heiligthümern und etlichen Wirthschaftsgebäuden bestanden.

Die hohen Gebäude, die ihn rings umgeben, sind von einfacher Architektur; nach der Hofseite zu laufen an den oberen Stockwerken hölzerne Galerien herum, die auf dünnen Spreizen ruhen; nach Außen zeigen sich Erker, welche in derselben Weise construirt sind. Diese stark profilirten Ausbauten, die zahlreichen Kuppeln der Heiligthümer, der unregelmäßige Grundriß und die terrassenförmige Anordnung der ganzen Anlage machen dieselbe ungemein malerisch. Die Galerien waren von den ehrwürdigen langbärtigen Gestalten der Mönche belebt, die in stiller Heiterkeit sich ergingen, mit einander ein paar Worte wechselten oder nach dem Himmel aussahen, sich an einem Blumentopf auf der Brüstung zu thun machten und gelegentlich mit leichter Handbewegung einen Gruß auf den Hof hinabsandten: seltsam schemenhafte Erscheinungen, nicht wie von selbstquälerischen Büßern, sondern von geisteszentrückten Träumern, deren Blick lächelnd nach Innen gekehrt ist. An denen ihrer Genossen, die uns begleiteten, machten wir die Wahrnehmung, daß es ihnen eine gewisse Mühe verursache, zum Gefühl der Wirklichkeit und des Augenblicks durchzudringen.

In der Mitte des Hofes erhebt sich die Hauptkirche, das Katholikon des Klosters, welches außerdem noch dreizehn größere und kleinere gottesdienstliche Räumlichkeiten innerhalb seiner Mauern birgt. Sie hat eine doppelte Vorhalle (Narthex), ist in Kreuzesform erbaut und mit Tambourkuppeln der späteren byzantinischen Form überwölbt. Im Innern ist sie ganz und gar ausgemalt und die Wand, welche den Chor von der Kirche sondert, die Ikonostasis, vollständig mit Tafelbildern behängt. Das Ganze macht einen ungemein feierlichen, wohlthuend beruhigenden Eindruck. Byzantinische Malerei ist aus den vereinzelten Tafeln, denen wir hier und da in abendländischen Sammlungen begegnen, nicht zu verstehen und noch weniger zu schätzen. Diese auf einen neutralen Goldgrund gelegten illuminirten Contourzeichnungen einzelner Figuren können in ihrer körperlosen Flachheit und ohne den Reiz der Licht- und Schattenwirkung, wie sie sind, neben den in bestimmter Localität auftretenden, rundmodellirten und realistisch nachgeahmten Gestalten abendländischer Malerei unmöglich zur Wirkung kommen und werden leicht als kindische Versuche einer Kunst erscheinen, die dem Leben nicht nachzukommen vermag. Aber diese Bilder sind aus einem großen decorativen Zusammenhange gerissen, innerhalb dessen sie überdies nur eine sehr untergeordnete Stelle einnehmen. Ueberblickt man das malerische Werk, welches die Wände einer byzantinischen Kirche bedeckt, im Ganzen, so erkennt man sogleich, daß es diese Malerei für ihre wesentlichste Aufgabe erkennt, der Architektur zu dienen und mit ihr in möglichster Uebereinstimmung zu bleiben; und aus dieser Harmonie erwächst eine unleugbar ergreifende Schönheit. Die dienende Kunst verzichtet darauf, ihre Gestalten zur Rundung herauszubilden und die Scene perspectivisch zu vertiefen; sie löset die Wand nicht auf, sondern läßt sie in ihrer Wesenheit als Raumabschluß zur Geltung kommen, und um mit ihren Mitteln die Wirkung der Architektur zu verstärken, zieht sie auch ihrerseits feste, starkwirkende Linien und betont, soviel sie irgend kann, in ihren Compositionen die Senkrechte. Der einzige von allen eigentlich malerischen Reizen, den sie sich bewahrt und den sie zum Ersatze der übrigen in hohem

Maße ausbildet, ist die wohlabgewogene Harmonie der Localtöne, und auch damit widerstrebt sie der Herrschaft der Architektur keineswegs.

Das hier beobachtete Verhältniß ist in dem Charakter byzantinischer Weltauffassung durchaus begründet; eine andere Malerei wäre nur nach einer umfassenden Revolution in den Grundanschauungen denkbar. Für Bewegung irgendwelcher Art ist hier weder Spielraum noch Neigung. Die feste architektonische Ordnung der Dinge und Verhältnisse ist Alles, das Ich bedeutet nichts. So drängt die Individualität denn auch in der bildenden Kunst nicht zur vollen, abgerundeten Erscheinung, zu eigener interessanter Existenz. Zur Statue hat es in Folge dessen die byzantinisch-kirchliche Kunst überhaupt nicht oder nur selten gebracht, und die wenigen Reliefs, welche vorkommen, sind in Marmor übersetzte, en face genommene Bilder der Madonna. In der Malerei wird der Mensch zum Ornament, und er muß sich damit begnügen, von dem Andern durch so rein äußerliche Merkmale wie die Farbe seines Haares und seines Gewandes, durch die Anzahl seiner Bartspitzen und durch den Inhalt des von seiner Hand flatternden Spruchbandes unterschieden zu werden. Die Zahl dieser Kriterien reicht aus, um in immer neuer Combination die ganze Reihe Derjenigen darzustellen, welche sich durch die passive Tugend des Erduldens einen Platz unter den Heiligen und den Anspruch erworben haben, an den Wänden der Gotteshäuser verewigt zu werden. Wie man weiß, gab es eine Zeit, wo phantasielosen Eiferern selbst dies bescheidene Maß von sinnfälliger Darstellung schon zu viel des Heidenthums dünkte, und damals — unter Leo dem Isaurier — war es gerade der heilige Berg, welcher der griechischen Kirche ihre Kunst rettete.

Er rettete in ihr sein eigenstes Werk. Man hat sich lange Zeit über die seltsame, man möchte sagen bienenhafte Gleichmäßigkeit gewundert, mit welcher überall in den griechischen Kirchen nicht nur die Reihenfolge der Bilder angeordnet ist, sondern diese selbst in Composition, Zeichnung und Farbe durchgeführt sind. Seit dem Erscheinen des durch Didron herausgegebenen Malerbuches vom Berge Athos weiß man, daß eben hier von unvordenklichen Zeiten her die Schule existirt, welche die allgemeine Grundanschauung zu bestimmten Regeln ausgestaltet hat. Es gibt hier, von kunstbeflissenen Mönchen zusammengestellt, von ihren Nachfolgern vermehrt, ein uraltes Receptbuch in mehreren Exemplaren, welches eine Unterweisung im eigentlichen Handwerk der Kunst, eine Bestimmung über die Reihenfolge der Compositionen, sowie über die Stellung der Figuren in diesen und eine vollständige Ikonographie der Heiligen enthält. Wer sich den Inhalt derselben angeeignet hat, kann das Innere einer Kirche wie ein Buch herunterlesen. Die sterbenden Besitzer verlassen es ihren ältesten Genossen, und bei diesen lernen die jüngeren Mönche, welche Talent und Neigung zur Malerei haben; die gewonnene Praxis tragen sie in die Welt hinaus.

Auf diesem Wege und bei dem canonischen Ansehen des Malerbuches ist es gekommen, daß — wie in der egyptischen Kunst — nirgends sich ein Individualstyl geltend macht und daß der eine Künstler von dem andern sich höchstens durch größere Sauberkeit und Nettigkeit der Ausführung, niemals aber durch die Auffassung unterscheidet. Vor diesen byzantinischen Bildern drängt sich dem Beschauer daher auch nie die Frage nach dem Urheber auf.

Uns Modernen tritt diese Athoskunst zunächst als etwas höchst Fremdartiges entgegen. Begreiflicher wird sie uns aber, wenn wir sie im Geiste neben die Antike stellen. Da belehrt uns ein freilich starr gewordener Zug in dem greisen Angesichte über die Verwandtschaft, welche zwischen beiden besteht. Die Athoskunst ist ein Kind und die unmittelbare Erbin der Antike, an welche sie sogar durch die Gestalt der Philosophen, welche allemal in der ersten Vorhalle der Kirche erscheinen, auch stofflich anknüpft. Wie es nicht zweifelhaft sein kann, daß die im Malerbuche aufbewahrten Vorschriften über Fresco- und Tempera-Malerei geradeswegs aus antiken Werkstätten herkommen, so stammt daher auch der typische Conservatismus in der Charakteristik der Gestalten. Was vor Allem die griechische Kunst zu so hoher Blüthe gebracht hat, ist dies, daß der einzelne Meister nicht glaubte, von vorn beginnen zu dürfen, sondern daß er das von seinen Vorgängern gesammelte Capital übernahm, um es getreulich zu mehren; dem Rechte des Individualstyls ging das des objectiven Typus voran. Die einmal hergestellten Formen bleiben constant bis in die spätesten Zeiten. Nun lasse man in diese Entwickelung eine ungeheure weltgeschichtliche Katastrophe kommen, welche das Individuum vollkommen bricht und demüthigt, und es bleibt lediglich die absolute Herrschaft des Typus. Aber die Kunst, der aus der Tiefe der Persönlichkeit fließenden Kraft der Verjüngung beraubt, muß nun erstarren, unlebendig und schematisch werden. Unterschied man den Zeus von seinen bärtigen Brüdern durch die größere Majestät des Ausdrucks und namentlich durch den Bau der Stirn, die Here von der Athene durch das mächtigere Kinn und die vollere Wange, die Artemis von der Aphrodite durch den kühnen, frei vordringenden Blick, so müssen jetzt so äußerliche Dinge wie Bartschnitt, Glatze und Spruchband genügen, um die Eigenart einer Existenz auszusprechen. Eine solche byzantinische Gestalt steht in einem ähnlichen Verhältnisse zu einer antiken, wie das byzantinische Ornament zum altgriechischen: Leben, Seele, Naturgefühl sind davon, die vertrocknete und verdorrte Form ist geblieben.

Als wir die Kirche verließen, sahen wir einen Malermönch, der auf einer hohen Leiter stand, mit dem Stifte über die Giebelwand eines neuerbauten Hauses hinmeistern. Er arbeitete in unbequemster Stellung, ohne jede Vorlage, ohne Carton und Pause; unter seiner Hand, die mit der Sicherheit einer Copirmaschine arbeitete, erschien eine lebensgroße Madonna; ein Paar Farbetöpfchen, aus denen sie illuminirt werden sollte, hingen bereits an einer Leitersprosse. Auf unsere Frage nach dem Malerbuche, die wir bei dieser Gelegenheit thaten, wich man uns aus; die Mönche bedauern, daß es veröffentlicht ist.

Der Igumenos führte uns in das geräumige Speisehaus, das Deipneterion, wo sich alle Brüder, mehrere Hundert an der Zahl, zum Speisen versammeln; Montag, Mittwoch und Freitag nur einmal um 4 Uhr, an den übrigen Tagen früh nach der Messe und Abends um 6 Uhr. In einer Vorhalle fütterte man eben unsere russischen Reisegenossen, die beim Anblicke unseres Begleiters auf die Kniee fielen, ihm Hände und Gewand küßten und auch uns, wegen unserer nahen Berührung mit dem Kreuzgeschmückten, in ihre Proskynesis einzubeziehen suchten. Der Speiseraum erwies sich als die Quelle eines wunderlichen Geruches, den wir schon in den übrigen Klosterräumlichkeiten bemerkt hatten und der sich aus

den Exhalationen der Wein- und Oelschläuche, welche nach antiker Weise die rauhe Seite des Ziegenfelles nach Innen haben, und der Vorräthe an gesalzenen Fischen zusammensetzt. Mit einem gewissen Stolze zeigte man uns an einer Wand des Saales eine ganz moderne Oelmalerei, welche den auf dem Meere wandelnden Christus darstellt, wie er dem versinkenden Petrus zu Hilfe kommt: ein ungeheuerliches, sowol des inneren Haltes wie der äußeren Begrenzung entbehrendes Bild voll coloristischer Rohheit und zeichnerischer Unmöglichkeit. Der Phantasie eines jungen Mönches entsprungen, der seine Studien auf der Petersburger Akademie gemacht und der dort von dem Hauche modernster russischer Bildung berührt worden war, bildete es einen schreienden Gegensatz gegen die bescheidene und gemessene Weise der byzantinischen Malerei, welche die Wände der Kirche bedeckt. Die treuherzigen Kalogeren bewunderten in der ihnen vollständig fremdartigen Erscheinung die Bezeugung einer höheren und außerordentlichen Kraft.

Hiernach statteten wir dem griechischen Igumenos, der Alters halber sein Amt als Vorsteher niedergelegt hatte, einen Besuch ab. Er war 101 Jahre alt, aber noch ganz rüstig; nur die Füße waren ihm von dem vielen Stehen in der Kirche geschwollen. Wir nahmen in seinem freundlichen, auf das Meer hinaus gebauten Zimmer neben ihm auf dem Divan Platz und wurden alsbald auch hier mit dem üblichen Willkommen bedacht, der immer genau in derselben Form dargeboten wird. Am Rande des Präsentirtellers werden immer die Wassergläser stehen, davor eine Reihe von Gläschen mit Mastix und Rosenliqueur, vorn zwei Gläser mit verschiedenem Gelée, rechts ein Glasteller mit Theelöffeln, links ein Glas, um die gebrauchten Löffel hineinzuthun. Man nimmt erst den Liqueur, dann einen Löffel voll Gelée, dann etwas Wasser; der Diener wartet, bis man fertig ist. Hiernach kommt ein zweiter Diener mit Caffee, und wenn es Abend ist, mit Thee, wozu es Rum und Citrone gibt.

Während dieses Besuches wurde der Erbprinz durch die Aufforderung überrascht, sich photographiren zu lassen. Unter den der Welt entronnenen Bewohnern des Russikklosters gibt es nämlich auch einen Photographen aus Moskau, der einen vortrefflichen Apparat besitzt und seine Fertigkeit, wie jeder Andere die seinige, in den Dienst der Gemeinschaft gestellt hat. So läßt sich denn der Fortschritt der Zeit auch gelegentlich in dieser stillen, abgeschiedenen Welt spüren. Aber solche von Außen eindringende Elemente modernen Lebens dauern hier nur kurze Zeit als ein komischer Gegensatz gegen die beharrliche Einfalt der übrigen Zustände; dann versinken sie spurlos in das allgemeine und unwandelbare Einerlei. Sobald dem Photographen einmal sein Instrument außer Ordnung kommt, wird er sicher für immer aufhören, seine Kunst zu üben. Während der Sitzung kredenzte der Arzt des Klosters einem unserer Reisegenossen, den ein leichtes Unwohlsein befallen hatte, das einzige Medicament seiner Apotheke: es war zu unserer Beruhigung der Thee Betonika, von welchem schon Belon als von der einzigen Arznei der Mönche redet. So wenig hatte sich die medicinische Kunst auf dem heiligen Berge mit neuen Theorien eingelassen.

Inzwischen war in einem besonderen Zimmer ein Frühstück für uns, für den jüngeren Igumenos und zwei zu unserer Gesellschaft bestimmte Mönche be-

reitet. Die Kalogeren enthalten sich alles Fleisches, und so bestand es nur aus einer Wassersuppe mit Nudeln, comprimirtem Caviar, Oliven und Fisch, der in vier Formen, gesotten, gesalzen, geräuchert und gebacken, wiederkehrte, und den Schluß machten schöne Trauben und Birnen. Nach dem Frühstück verabschiedeten wir uns für einige Tage von unseren Gastfreunden, um einige andere Klöster zu besuchen, und ritten in Begleitung zweier Mönche auf Maulthieren, welche dem Kloster gehörten, unter dem Geläute aller Glocken zum Thore hinaus und den Bergen zu. Noch lange winkten die guten Kalogeren uns herzliche Abschiedsgrüße nach.

Es ist eine wunderherrliche Landschaft, die wir nun unter heiterem, warmem Himmel durchritten, und ich meinestheils habe niemals eine schönere gesehen. Man ist fast immer in einem durch häufige Alpenwiesen unterbrochenen lichten Walde von seltenster Mannigfaltigkeit der Baumarten. Mächtige Platanen, Buchen, immergrüne, nordische und Steineichen, vor Allem edle Kastanien bilden den Hauptbestand; dazwischen findet sich die immergrüne Arbutuskirsche mit ihren hellleuchtenden, erdbeerartigen, rothen Früchten, Maulbeer, Myrthe, Lorbeer, Rhododendron, Mastix, Strauchwerk aller Art, holziger Ginster, Erica und Rosmarin; darunter blühen zahlreiche Alpenveilchen, und reichlich wuchernder Epheu deckt Abhänge und Steintrümmer. Es ist ein Urwald, der sich aus vorchristlichen Zeiten in unsere Tage herübergerettet hat, unter den Händen sinniger und naturliebender Mönche gesichert gegen den Wahnsinn der Waldzerstörung, dem man im Orient sonst fast überall begegnet, und nur mäßig von ihnen benutzt. Aber diese wundervolle, fast tropisch üppige Vegetation bildet keineswegs den einzigen Reiz dieser Landschaft; fast überall sieht man die Hochgebirgsform des zart violetten Athos, das leicht gekräuselte blaue Meer, welches tief zwischen die Berge tritt und ihren Fuß mit einem weißschimmernden Strande umsäumt, dazu auf der einen Seite die edlen Linien der Bergzüge Sithonias, auf der andern der Inseln Thasos, Lemnos und Samothrake. Von Oben herab springen klare Bäche über Felsblöcke und Kiesel, und an lauschigen kühlen Quellen fehlt es nirgends. Dazu das Menschenwerk: ehrwürdige kastellartige Klöster mit Gräben und Zugbrücken, die imposante Wasserleitung von Simopetra, altersgraue Bauten aus dem zehnten Jahrhundert; zahlreiche Capellen hin und wieder an die Felsen geklebt oder halb im Wald versteckt; freundliche weinbelaubte Skiten, die sich zu kleinen, idyllischen Dörfern erweitert haben; die einsamen Steinhütten der Kellioten mit kleinen Obst- und Gemüsegärten; Felshöhlen, die sich durch ein hölzernes Kreuz über der Oeffnung, durch den Rauch, der daraus hervordringt, und durch eine moosbedeckte Steinbank als die Wohnungen bedürfnißloser Einsiedler ankündigen. All dies vereinigt sich zu einem ebenso innig anheimelnden wie majestätischen Bilde, dessen Anblick die Seele mit unwiderstehlichem Zauber gefangen nimmt. Mönche zogen hin und wieder durch den Wald, um ihren Wintervorrath an süßen Kastanien, die hier in unübertroffener Güte gedeihen, zusammenzulesen, oder lagerten neben ihrem Erntesacke am Quell, oder ritten auf einem Esel dem benachbarten Kloster zu, um diese und jene Frucht aus dessen Garten zu ertauschen. Man begriff gar wohl den Entschluß dieser Menschen, aus der tollen Hetzjagd nach dem Glücke, die man Leben nennt

auszutreten und den Frieden ihrer Seele in diese paradiesische Einsamkeit zu retten.

Unser nächstes Ziel war das auf der Ostseite liegende georgische Kloster Iwiron, von unsern Begleitern kurz Iber genannt. Der Weg führte somit quer über den Kamm des Gebirges, von wo aus sich die Formation der Landschaft übersehen ließ. Sie besteht aus einem ziemlich scharfgratigen Höhenzuge, der sich rechtwinkelig an die von Norden nach Süden streichende und die Halbinsel gegen das Festland abschließende Gebirgsmauer der Megali Vigla (der hohen Warte) anschließt, sich an mehreren Stellen in parallele Ketten spaltet und nach beiden Seiten kurze Querthäler bildet, die sich gegen das Meer öffnen. Ueber die ganze Länge des Gebirgskammes läuft, wie über die Höhe des Thüringer Waldes, ein Rennsteig bis an den Athoskegel; die Breite der Halbinsel beträgt nirgends mehr als eine Meile und meistens weniger.

Nach einigen Stunden Reitens erreichten wir das alte, mächtige Kloster, eines der schönsten und reichsten der Halbinsel, von dem unser Begleiter erzählte, daß es gegen 300 Einwohner beherberge. Es ist von dem Gelde der Wittwe des Kaisers Romanus durch dessen Oberfeldherrn Tomicius gebaut worden, der sich selbst dahin zurückzog. Wie schön es aussah, als die alten, weißbärtigen Mönche, die von unserem Besuche im Voraus unterrichtet waren, den Igumenos mit Kreuz und Stab voran, uns unter dem Geläute der Glocken feierlich entgegenwallten, um uns zu begrüßen! Sie führten uns in die Kirche, gebaut und völlig ausgemalt wie die des Russikklosters, und zeigten uns ihr berühmtes, mit Perlen und Edelsteinen behangenes Marienbild, von dem sie behaupten, daß es vom Apostel Lucas im Jahre der Geburt Christi gemalt, daß es einmal nach China gekommen sei und dort Blut vergossen habe, und daß es von da zu Meer hierher geschwommen. Die Carnation ist dunkelbraun, ja fast schwarz. Aber nur das Fleisch ist gemalt, die Gewandung ist aus Goldblech und Brocat gebildet, eine Darstellungsweise, die von russischen Heiligenbildern her genugsam bekannt ist. Wenn man dieses uralte, aus so seltsamer Mischtechnik hervorgegangene Gottesbild in der abgeschlossenen Nische erblickt, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es unter dem Eindrucke einer antiken Kunstform entstanden sein müsse. Man erinnere sich, daß zu der Zeit, als Nordgriechenland sich mit Mönchen besiedelte, die großen chryselephantinen Werke des Phidias, die Athene Parthenos, sowie der panhellenische Zeus zu Olympia und wer weiß wie viele diesen ähnliche Werke noch existirten. Die große Masse des Volkes, welches seit Constantin in die weitgeöffnete neue Kirche einströmte, hatte zu ihnen noch gebetet; was Wunder, wenn es die neue Gottesjungfrau, welche es in seinem Gemüthe ohnehin in die Erbschaft der alten Göttinnen einsetzte, sich ähnlich vorstellte wie die alte. Eine unmittelbare Nachahmung war begreiflicherweise nicht statthaft; aber in Folge einer unwillkürlichen Reminiscenz wählte man für die Drapirung das glänzende Goldblech und in dem Brocatgewand klingt der alte Peplos an. Was die Gestalt selbst betrifft, so gebe man ihr nur Helm und Aegis, richte das demüthig gesenkte Haupt empor, und man wird finden, daß sie zu derjenigen der Athene in einem ähnlichen Verwandt-

schaftsverhältnisse steht, wie die Gestalt Christi zu derjenigen des Zeus und des Hades.

Wir mußten weiter eilen, um noch vor Nacht das uns von den Russikmönchen bestimmte Quartier zu erreichen.

Unsere Maulthiertreiber vom Russikonkloster führten uns, von dem gewöhnlichen Wege abweichend, der geringeren Entfernung halber einen Pfad, der wegen seiner Steilheit und Zerrissenheit höchst bedenklich schien und in der Dunkelheit, die rasch hereinbrach, zuweilen wirklich gefährlich wurde; so geriethen wir allmälig in eine unbehagliche Stimmung, und die Reise wurde uns lang. Aber ich habe selten einen so starken und plötzlichen Gegensatz in der Empfindung erfahren, als den wir jetzt erlebten. Bei einer scharfen Wendung des Weges erglänzte auf einmal über uns die bis dahin durch einen Felsen verdeckte hellerleuchtete Kuppel einer Kirche; zu gleicher Zeit begann ein schönes, harmonisches Glockengeläute, eine Menge von Windlichtern wurde sichtbar, und da unsere Thiere plötzlich ungeheißen anhielten, fanden wir uns mehr als hundert Mönchen gegenüber, die vor dem Thore ihres Klosters uns erwarteten. Im Nu waren wir aus den Sätteln gehoben, von beiden Seiten untergefaßt und wie im Triumphe, von der großen schwarzen Schaar begleitet, über einen Hof, eine hohe, steile Freitreppe eilend hinaufgeführt. Dann ging es in ein halbdunkles Vorzimmer, in welchem es wie von Erwartung und Weihnachtsvorfreude summte, und als Alles beisammen war, sprang eine breite Flügelthür auf: mit einem Schlage befanden wir uns in einem Meere von goldenem Lichtglanze, der völlig zauberhaft unsere Sinne berückte. Wir standen in der Kirche. Ein wunderbar schöner Gesang erscholl, die Thüre der Bilderwand an dem Chore öffnete sich, und ein Priester, mit violettgoldenem Gewande angethan, wurde sichtbar. Ein Diakon trat ganz heraus in das Schiff der Kirche und löste den Chor in seinen Gebeten ab. Man fragte den Erbprinzen um seinen Namen und theilte ihn dem Diakonen mit, von dessen Lippen wir ihn in die Gebete verwebt bald wieder vernahmen. Noch ein herrliches Kyrie eleison, und der Priester trat hervor und reichte dem Erbprinzen, wie zur Besiegelung der Gastfreundschaft, ein goldenes Crucifix zum Kusse dar. So schnell wie wir in die Kirche hineingekommen, waren wir auch wieder hinausgeführt — die ganze Scene lag wie ein seltsamer Traum hinter uns.

Jetzt empfing uns ein sehr freundlich ausgestattetes Zimmer, dessen Wände mit hellblau gemalten und gelb verziertem Holzwerk bekleidet und durch ein mit weißen Vorhängen drapirtes Muttergottesbild und die Porträts der russischen Kaiserfamilie geschmückt waren. Es fand die übliche Bewirthung statt, dann wurden wir in unsere Zimmer geführt, und den Abend beschloß ein einfaches, aber freundlich dargebotenes Mahl, bei dem wieder der Fisch eine Hauptrolle spielte. Außer einem äußerst lebendigen Griechen, den man uns als Professor bezeichnete, nahmen noch drei russische Mitglieder des fast ausschließlich dieser Nationalität angehörigen Convents am Essen Theil. Unsere Dolmetscher assistirten behufs gegenseitiger Verständigung. Aber es ist doch eine recht umständliche und auf die Dauer anstrengende Sache mit dieser Unterhaltungsweise. Gegenüber der Außerordentlichkeit des Apparates, der in Thä-

tigkeit gesetzt wird, fängt die arme Seele an, sich des Gewöhnlichen zu schämen und dem Ungemeinen nachzujagen, und da man unmöglich mit gleichgiltigem Gesichte daneben sitzen kann, während die eigene Sentenz im Haupte des Dragoman die Garderobe wechselt und im fremden Idiome seine Lippen verläßt, so sucht man ihr nebenher durch unmittelbare Einwirkungen einen wohlwollenden Empfang zu bereiten und beobachtet gespannt die jenseitige Wirkung. Man drängt die Seele in's Auge, das Gemüth in's Lächeln, man interpretirt die Worte des theilnahmlosen Uebersetzers durch prägnante Bewegungen, wie bei jenem Spiele, wo der Eine recitirt, der Andere gesticulirt. Und da von jenseits ein helles Aufleuchten des Gesichtes und ein verbindliches Neigen bekundet, daß unser Wort seinen Einzug gehalten, so bleibt diesseits nur noch ein heftiges Nicken und eine Grimasse übrig, um die Freude über das erzielte Einverständniß an den Tag zu legen. Dieses empfindungsvolle Hin und Wider erzeugt eine Spannung des Geistes und der Gesichtsmuskeln, welche schließlich peinlich wird. Man suchte daher beiderseits zu einem directen Ideenaustausch zu gelangen: wir zogen die verfügbaren Reste unseres Altgriechisch hervor, unterwarfen sie in der Eile den Gesetzen der Lautverschiebung und bestreuten sie mit so viel I-Lauten, als sich irgend anbringen ließen, und die Mönche schoffen einige französische oder doch allgemein romanische Brocken für den gemeinsamen Bedarf zusammen. Dazu dann und wann ein Händedruck oder die internationale Figur des Anstoßens mit den Gläsern, und bald war eine, wenn nicht gerade gehaltreiche, doch lebhafte Unterhaltung im Gange, deren hundert kleine Mißverständnisse die heiterste Stimmung hervorriefen. Vom Deutschen war unseren Gastfreunden doch wenigstens der Name „Kaiser Wilhelm" bekannt, wie denn ein so gewaltiges Aufrauschen im Strome der Geschichte, dergleichen man im Jahre 1870 gesehen, sich auch an dieser abliegenden Halbinsel durch leisen Wellenschlag bemerklich gemacht; sie brachten ihm mit erhobenen Gläsern ihre Huldigung dar, und wir erwiderten diese Aufmerksamkeit durch ein Hoch auf den Prinzen Alexis, den sie den Gründer ihres Hauses nannten, von dem aber freilich sie so wenig wie wir wußten, wann er ungefähr gelebt habe. Vielleicht war der Großkomnen Alexius III. von Trapezunt damit gemeint, der auch das Kloster St. Dionys gegründet hat. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß das Haus kein autonomes Kloster, sondern eine zu Iwiron gehörige Skite sei, die sich nach dem Apostel Andreas dem Zuerstberufenen nenne; daß es aber Hoffnung habe, in die Reihe der selbständigen Klöster aufgenommen zu werden.

Andern Morgens geleitete uns der Dikäos mit den übrigen Tischgenossen nach dem eine Viertelstunde entfernten Städtchen Karyäs. Vor dem Thore des Hauses erwartete uns etwa ein Dutzend greulich zerlumpter alter Leute, an deren Gewändern vor lauter Farb- und Formlosigkeit der Charakter der Mönchstracht kaum noch zu erkennen war, und bettelte uns an. Ihre Erscheinung rief uns jenen heiligen Hilarion von Syrien in das Gedächtniß, von welchem Hieronymus nicht ohne Bewunderung erzählt, daß er den Sack, den er einmal angezogen hatte, grundsätzlich niemals wusch und das Hemd nicht eher wechselte, als bis es in Lumpen zerfallen war. Das sind nun die rechten Bettelmönche; sie haben gar nichts Eigenes, nicht einmal ein Obdach. Sie nähren sich von dem Brode,

das ihnen die Klöster schenken, von rohen Kastanien, wie weiland Paulus, der erste aller Eremiten, von Datteln und von Quellwasser; schlafen, wohin ihr Bettelpfad sie führt, unter freiem Himmel und in winterlicher Zeit unter dem Portal eines Klosters oder in der Zelle des Pförtners. Unsere Begleiter, denen die Erscheinung dieser Waldmenschen unbequem war, erklärten, daß sie den Anspruch machten, für die Heiligsten zu gelten, daß sie das geordnete und gesicherte Leben in klösterlicher Gemeinschaft verschmähten, aber auch nichts arbeiten wollten. Diese Begegnung berührte doch ganz eigenthümlich; es war, als ob Zeugen einer längst vergangenen geschichtlichen Epoche vor uns hinträten. Denn diese seltsamen Heiligen, die mit ihrer Heiligkeit wieder bis hart an die Grenzen der Thierheit gelangt sind, führen die alleraltesten Traditionen des Athoslebens fort; auf sie hat sich in ununterbrochener Folge das unveränderte Beispiel jener Männer vererbt, welche im vierten Jahrhundert, angeekelt von einer ausgelebten Cultur, jeder Art von Bildung und Gemeinsamkeit Lebewohl sagten und in die Einöde entflohen, um ganz nur ihrem Gott, der Natur und sich selbst zu leben. Wir wissen es zwar nur von den Mönchen selbst, daß der Zug der Einsiedler schon so frühe hierherging; aber da Eunapius von Sardes von Eremiten berichtet, welche zur Zeit des Gotheneinfalles (396, unter Alarich) die Gegend am Ossa und bei den Thermopylen besiedelten, so ist auch kein Grund, an ihrer Ueberlieferung zu zweifeln. Eine durch Fallmerayer an's Licht gebrachte handschriftliche Geschichte des Klosters Philotheu berichtet, daß der Kaiser Constantin die früheren Bewohner des Athos in den Peloponnes, in's Land der Tzakonen übersiedelt und den heiligen Berg den Mönchen überlassen habe. Fallmerayer bringt gegen die Verpflanzung nach Tzakonia triftige Gründe vor; aber die auffallende Thatsache, daß die alten, nach Herodot in fünf Städtchen wohnenden Besitzer des Landes ganz und gar verschwinden und einer Gemeinschaft von büßenden Cölibatären Platz machen, scheint kaum anders als aus einer plötzlich vollzogenen umfassenden Umwälzung, von der doch aus irgend einer späteren Zeit keine Kunde auf uns gekommen, oder aus dem Machtspruch eines Gewalthabers oder aus Beidem erklärt werden zu können. Wahrscheinlich hat der Berg zur Zeit der großen Völkerwanderungen seine alten Einwohner ganz oder zum großen Theil verloren, die leergewordene Stelle ist rasch von größeren Schaaren von Einsiedlern in Besitz genommen, nachdem schon früher Einzelne sich dort ansässig gemacht, und ein frommer Kaiser hat ihnen schließlich den Anspruch auf das ganze, durch die Natur so scharf umgrenzte Land zuerkannt. Die noch heute lebende Mönchstradition greift noch weiter zurück. Maria, so erzählen sie, sei auf der Fahrt nach Cypern an den Athos verschlagen, die Götzenbilder selbst hätten den Mund zu ihrer Verherrlichung aufgethan, und durch solche Predigt seien die Athoniten dem Christenthume gewonnen. Auch diese Poesie hat ihr Wahres, sofern sie in der Form eines persönlichen Vorganges die auch sonst wahrzunehmende Thatsache ausdrückt, daß die neue Religion mit Vorliebe in die unmittelbare Erbschaft der alten, in den Tempeln wie in den Herzen der Menschen, eintrat und stillschweigend manches werthvolle Vermächtniß von ihr übernahm. Der Berg Athos, der weit und breit das thracische Meer beherrscht und den Seefahrern ein weiterkennbares Zeichen ist, war auch in alten Tagen ein

heiliger Berg. Da, wo jetzt das Kloster Philotheu steht, feierte man, soviel wissen die Leute noch jetzt, ein rings bekanntes und von weither besuchtes gottesdienstliches Fest, und von der Spitze des Bergkegels leuchtete weit hinaus ein Tempel des thracischen Zeus, dessen zertrümmerte Statue noch heute in einer Schlucht des Athos liegen soll. Eine solche hervorragende Bedeutung, die dem ausgezeichneten Berge vermöge einer allgemeinmenschlichen Symbolik ganz von selbst zukam, reizte die christlichen Schwärmer, sich seiner zu bemächtigen, und als Siegesdenkmal erbauten sie auf der Stelle des Heidentempels das Kirchlein der Gottesmutter.

Diese ältesten Einsiedler lebten als wirkliche Eremiten, Jeder für sich allein, und so anspruchslos, daß sie, wie ausdrücklich berichtet wird, sich auch nicht einmal der Hilfe der Lastthiere bedienten, sondern sich selbst wie Maulesel bepackten. Die hohen kirchlichen Feste feierten sie gemeinsam zu Karyäs, wo sie eine Kirche bauten, welche noch jetzt Protato, die Erste, heißt. Das erste Kloster für gemeinschaftliches Leben in monarchischer Verfassung, die Abtei Laura unmittelbar am Fuße des Athoskegels, baute unter Flavius Romanus d. J. und Nikephorus Phokas (959—969) der Mönch Athanasius, der mit einer Schaar wohldisciplinirter Genossen von Konstantinopel herüberkam. Die alten, in der Wildheit lebenden Eremiten erhoben sich gegen ihn und bedrohten seine Neuerung mit Gewalt. Aber der Kaiser vertrat seine Sache, befestigte Laura, und dieses Kloster — das Wort Laura heißt nichts Anderes als „Kloster" — wurde nun das Muster für andere Cönobien, wie dergleichen übrigens, nach dem Zeugnisse des Sulpicius Severus, ebenso wie die Mönchsdörfer in Egypten schon im vierten Jahrhundert bestanden. Bereits unter Constantin Monomachus (1042—1054) werden Xeropotamus und Batopädion genannt. Den ferneren Verlauf der Entwickelung wird man sich so vorzustellen haben, daß die alten Einsiedeleien, die sich jedenfalls in einem Theile der heute so genannten Kellien und Skiten forterhalten haben, den durch die Kaiser neugegründeten und bevorzugten großen Klöstern unterworfen und einverleibt wurden, bis aller Grund und Boden vertheilt war. Die letzte der Abteien, Dionys, wurde im J. 1385 gegründet. Zwischen der ungebundenen und zugleich am meisten asketischen Lebensweise der alten Eremiten und der unfreieren, aber bequemeren der Cönobiten bildeten sich manche Zwischenformen, deren bedeutsamste uns in der Verfassung der republikanisch regierten Monasterien entgegentritt. Es gab aber auch zu allen Zeiten eine Anzahl unbeugsamer Eiferer oder von Haus aus zum Troglodytenthum geneigter Sonderlinge, die jede Annäherung an menschlich gebildete Formen fortfuhr trotzig zu verwerfen und bei der alten Art und Weise beharrte. Diese ehrenwerthe, in Lumpen gehüllte Opposition war es, welche sich jetzt an unseren Weg drängte, da wir zur Stadt gingen.

Der aus etwa 100 Häusern, 20 Capellen und einer Kirche bestehende Ort Karyäs, oder Karäs, liegt höchst anmuthig von Wald- und Obstbäumen umgeben in einem Hochthale unterhalb des Bergkammes, 2000 Fuß über dem Meere. Ob er seinen Namen, wie Leake will, von Leptokarya, das heißt Haselnüsse, hat oder von Karä, das heißt Schädelstätte, wie Karajannopulos und Grisebach wollen, wage ich nicht zu entscheiden. Gegen die erstere Ableitung

spricht, daß es nach des Botanikers Grisebach Versicherung nun gerade keine Haselnüsse hier gibt, und daß diese Frucht für das Empfinden der Athosmönche wol zu keiner Zeit die Bedeutung wird gehabt haben, die hiebei vorauszusetzen wäre. Gegen die zweite, welche auf eine im Jahre 1285 unter Michael Paläologus stattgehabte Niedermetzelung von Mönchen Bezug nimmt, wird geltend zu machen sein, daß der Ort schon weit früher bestand und daß eine solche Art von Umtaufe doch sonst nicht erhört ist. Kommt der Name von Karä her, so darf man eher annehmen, daß damit an die biblische Schädelstätte, an Golgatha, angespielt werden sollte.

Als wir die ersten Häuser des Städtchens erreicht hatten, wurden wir von den Mitgliedern des Synod in Empfang genommen und unter Glockengeläute in die Kirche geleitet. Die Entstehung derselben wird auf den Kaiser Constantin zurückgeführt, dessen Name nun freilich in byzantinischen Bereichen für jedes Werk von hohem und unbestimmtem Alter aufkommen muß. Aber dieser Bau zeigt in der That die älteste unter Constantin angewandte lateinische Basilikenform. Er hat eine flache Decke mit offenem Gebälke, und ich glaube nicht, daß derselbe, wie ein Mönch erzählte, der sich offenbar in die Seele des Tempels hinein des schlichten Daches schämte, jemals eine Kuppel gehabt hat und daß diese eingestürzt ist. Denn von der Wahrscheinlichkeit abgesehen, daß sie alsbald wieder aufgebaut wäre, hätten sich doch wol die Nebenkuppeln und die des Narthex erhalten; aber die Kirche ist überall mit horizontaler Holzdecke versehen. Sie besteht aus drei Schiffen mit drei Apsiden. Der Zugang zu diesen letzteren ist durch die Ikonostas und deren nur durch Thüren unterbrochene seitliche Fortsetzungen geschlossen, und ebenso ist auch der andere Theil der Seitenschiffe durch eine Mauer abgegrenzt, so daß in der inneren Raumanlage die Kreuzesform, und zwar die lateinische mit ungleichen Schenkeln, erscheint, die nach Außen nicht sichtbar wird — eine durchaus altchristliche Gestaltung des Grundrisses. Das Mittelschiff ist nach den Seitenschiffen auf jeder Seite durch zwei große Bögen geöffnet und die Wand oberhalb derselben als Lichtgadem verwandt.

In der Hauptapsis hängt ein altes, wunderthätiges Marienbild, bei dessen Anfertigung die Engel einen Hymnus gesungen haben sollen. Auch hier ist nur das Fleisch, wie fast bei allen diesen Marienbildern, gemalt; das Gewand ist aus reichstem Brokat und prachtvoller Stickerei hergestellt und auf dem Bilde befestigt. Perlenschnüre und Orden, von dankbaren Verehrern gestiftet, zieren den Hals. Von dieser Maria erzählen sich die guten Mönche gern die freundliche Sage, daß sie eines Tages, während des Gottesdienstes, den fungirenden Priester laut aufgefordert habe, die Liturgie schneller zu lesen, damit er einem sterbenden Bruder noch die Communion reichen könne. Und in diesem wahrhaft gütigen und auf das Wesen der Dinge gerichteten Sinne gestattete sie auch, daß ein ehrwürdiger alter Epistat ihr einen Strauß Amaranthblumen vom Herzen nahm und unter uns Fremdgläubige vertheilte.

Als wir wieder zum Thore hinaustraten, begrüßte uns der türkische Beamte, der hier residirt, um die Hoheitsrechte der Pforte zu vertreten und den Tribut einzuziehen. Er muß unbeweibt sein, wie seine schwarzen Schutz- und Steuerbefohlenen, mit denen er im besten Einvernehmen lebt, aber sein äußeres

Leben ist um den jeweiligen Genuß eines Fettschwanzschafes reicher als das ihre; mehr als Sinnbild, denn als Stütze seiner Macht stehen ihm zwei Soldaten zur Seite. Der Eine von diesen, der sich verspätet hatte, kam eben unter einigen gewagten Bewegungen mit seiner Feuersteinflinte rasch heran, blieb vor dem Erbprinzen stehen und präsentirte. Seine im Allgemeinen als grün anzunehmende Uniform war an denjenigen Stellen, welche mit den Dingen der Welt am meisten in Friction kommen, mit Flicken besetzt, aber zur Ehre des Tages mit völlig neuen, und auch sonst sah der Bursche ganz stattlich und hochstrebend aus. Während er noch so dastand und man sich die Frage vorzulegen begann, wer ihn, da der Bey aus Respect vor dem Erbprinzen zum Commandiren keine Anstalt machte, einmal aus dieser Stellung erlösen werde, kam der zweite Soldat athemlos angerannt, nahm ihm das Gewehr ab und verfiel seinerseits sofort in das Präsentiren. Der Erste zog das Faschinenmesser, und in einer Folge von Commandoworten kam nun seine eigentliche Würde glänzend zu Tage: er war der Unterofficier und hatte nur stellvertretend den Dienst seiner säumigen Corporalschaft versehen. Der Gemeine, der in der Präcision seiner Bewegungen nicht wenig durch das Liebäugeln mit zwei neuen rothen Trodbeln beeinträchtigt wurde, die er soeben auf den Spitzen seiner Schuhe befestigt hatte, ward unmittelbar hinter den Erbprinzen commandirt, der Unterofficier trat eben so nahe vor ihn, und so dicht aufgeschlossen, einem criminellen Transporte nicht unähnlich, ging der Zug an die Thüre zum Saale des heiligen Synod.

In diesem langen, niedrigen Gemache ist an drei Seiten auf einer Estrade ein fortlaufender Divan angebracht, während auf der vierten ein schmaler Raum durch eine Schranke gegen das Innere abgegrenzt wird. Wir nahmen mit den Mitgliedern des Synod auf dem Divan Platz, einer der Epistaten hielt eine Anrede, in welcher er seine Freude über den Besuch ausdrückte, die Gastfreundschaft des heiligen Berges zusicherte und nach Herkommen und Begehr fragte. Der Erbprinz erwiderte, der Dolmetscher übersetzte, und während die üblichen Erfrischungen erschienen, wurden Andere unter schicklicher Begründung mit ihren Wünschen um weitere Erzählung laut. Diese Mönchs-Anakten haben am Ende wenig mit den Herrschern der Phäaken gemein; aber wunderlich genug, man fühlte sich fort und fort an den gastlichen Saal des Alkinoos und sein freundliches Wechselgespräch mit dem vielgewanderten Odysseus gemahnt.

„Ward um den Gast doch Alles, den ehrenwerthen, bereitet,
Fahrt und edle Geschenke, die wir ihm gaben aus Freundschaft.
Lieb ja ist, wie ein Bruder, ein Gast und nahender Fremdling
Jedem Mann, der im Herzen auch nur ein Weniges fühlet.
Drum auch du nicht hehle mit schlau erkonnenem Vorwand,
Was ich von dir erforsche; denn frei zu reden ist besser.
Sage, mit welchem Namen benennet dich Vater und Mutter,
Auch wer sonst in der Stadt, und wer in der Gegend umherwohnt?"

Einfache Lebensformen, natürliche, theilnahmvolle Höflichkeit von Innen heraus, edles Maß und ruhige Würde im Fragen und in der Mittheilung, die stattliche Schönheit der zumeist griechischen Männer — in diesen Dingen war wol jene Aehnlichkeit begründet, die uns so poetisch berührte.

Der Aelteste der Epistaten gab dem Grammateus, dem Schreiber, der außerhalb der Schranken an einem Tische saß, den Auftrag, das Empfehlungsschreiben des Patriarchen in Verwahrung zu nehmen und einen Brief des Synod für uns aufzusetzen. Dieser Epistat und seine drei Amtsgenossen haben im Namen des Synod gemeinschaftlich die oberste ausübende Gewalt; die fünf größesten und mächtigsten Klöster: Laura, Vatopädion, Iwiron, Chilandari und Dionysiu, haben das Vorrecht, sie zu stellen. Bis zum Jahre 1600 stand an der Spitze des ganzen Mönchsstaates ein einziger, mit bischöflicher Würde bekleideter Vorsteher unter dem Patriarchen von Konstantinopel; seitdem ist die gegenwärtige Verfassung eingeführt, doch ist gleichwol jenes Vorsteheramt wie ein verkümmertes Rudiment im Organismus erhalten geblieben. Die Ernennung der Igumenen in den monarchischen Klöstern ist aber noch bei dem Patriarchen, und ebenso hat er in Streitigkeiten zu entscheiden, deren Schlichtung dem Synod nicht gelingt.

Aus der Sitzung führte man uns durch den Bazar, wenn man drei, vier enge Gassen so nennen will, in denen ein halbes Hundert Krämer ihre wenigen Waaren für den Bedarf der Mönche feilhalten und deren Erzeugnisse, Mützen, Rosenkränze, Holzschnitzereien und die kostbaren Oele eintauschen, welche sie aus Rosen, Lorbeer und verschiedenen Kräutern bereiten. Diese Leute wohnen hier, dürfen aber ihre Frauen nicht hier haben und versehen ihr Geschäft abwechselnd mit ihren erwachsenen Söhnen oder sonstigen Verwandten. Die Mönche entnahmen von ihnen zu Geschenken für uns einige aus Muscheln gebildete Halsketten und in Holz geschnitzte zierliche Löffelchen, deren Griff mit der Weltscheibe, einem Cherubskopfe mit sechs Flügeln geschmückt ist und in einer Hand endet, welche nach griechischer Weise, das heißt durch Kreuzung des Daumens mit dem vierten Finger, segnet.

Nachdem wir noch die einfache, wie es scheint wenig benützte Schule besichtigt, in welcher den jungen Mönchen Gelegenheit geboten ist, Schreiben, Lesen und Singen zu lernen, kehrten wir nach St. Andreas zurück und nahmen noch ein Mittagsmahl ein, bei dem es recht heiter herging. Unser deutsch-russischer Freund mochte unsern Wirthen eine Andeutung von der Vorliebe der Deutschen für Kartoffeln und Bier gemacht haben. Es erschien eine Schüssel jener Knollen und zwar von der ersten Ernte, die man überhaupt in dieser bis dahin unbekannten Frucht auf dem Berge gemacht hatte. Rührend war es zu sehen, mit welcher kindlich freudigen Spannung die Mönche den Ausbruch unseres germanischen Entzückens erwarteten; aber da die monstrosen Früchte nur bis auf ein Drittel ihres gewaltigen Umfanges angekocht und dann in kaltem Wasser wieder abgekühlt waren, so mußten wir unseren Gastgebern freilich eine Enttäuschung bereiten. Sie versicherten dann aber, daß auch sie, die Wahrheit zugestehen, dieser gerühmten Speise keinen Geschmack abgewinnen könnten. Zugleich wurde eine Flasche Ale aufgepflanzt, welche man vor zwanzig Jahren in Erwartung eines englischen Prinzen aus dem Vorrathe eines Dampfers erworben hatte. Zum Erstaunen der guten Brüder verschmähten wir auch diese und hielten uns an ihren Wein, der sich als recht trinkbar erwies. Er erzeuge keine Kefalalgia, versicherte der griechische Professor, keinen Schmerzkopf, sagte unser Dolmetscher. Wir thaten manchen tiefen, vertrauensvollen Trunk, schwelgten

mit dem Griechen in homerischen Reminiscenzen, bis er in eine förmliche Raserei des Entzückens verfiel, machten unserem russischen Freunde, der vor Zeiten ein Infanteriehauptmann gewesen war, manche Mittheilung über den französischen Krieg, stießen an auf ein Wiedersehen und schieden unter vielen Umarmungen. Der ganze Convent gab uns wieder unter Glockenklang das Geleite.

Von St. Andreas ging es nordwärts durch herrlichen Wald und zuletzt an einem Bache entlang durch einen Hain von Oliven und Orangen nach dem großen griechischen Kloster Batopädi, dem reichsten der ganzen Republik. Sein Name bedeutet „buschiges Land"; die Mönche haben ihn aber auf ein Ereigniß gedeutet, das einem Knaben des Arkadius begegnet sein soll, der hier in's Wasser gefallen und in einem Busche (Batos) wiedergefunden wäre. Die Häupter des Convents kamen uns über die Zugbrücke entgegen, um uns zu begrüßen; dann führten uns die vier Vorsteher dieses idiorhythmischen Hauses, von denen der eine den Heiligthümern vorsteht, der zweite die Wirthschaft, der dritte die Gebäude unter sich hat und der vierte die Schreibereien besorgt, in den gegen die See gelegenen Sommerdivan, um mit uns der Unterhaltung zu pflegen und uns die übliche Bewirthung angedeihen zu lassen. Von da geleiteten sie uns in die Kirche, wo uns der zur Decoration angebrachte kaiserliche Adler von Byzanz auf's höchste überraschte, und zeigte uns die Bibliothek. Sie hat im Ganzen 1500 Handschriften, heilige und classische; doch weiß man schon durch andere Berichte, daß sich hier wie in den übrigen Sammlungen des Berges nur wenig bisher Unbekanntes findet. Mir fiel „der leidende Christus", ein Passionsspiel von Gregor dem Theologen, in die Hände, das mich höchlich interessirte; es ist inzwischen auch schon im Druck erschienen. Von so vielen anderen Sachen — die Handschriften sind alle sorgfältig gebunden — konnte man eben nur die Titel lesen, denn unsere russischen Begleiter drängten zur Weiterreise. Sie hatten ohnehin keine rechte Lust gehabt, uns in ein griechisches Kloster zu bringen, und an ihrem Verhalten zu den Mönchen von Batopädi bemerkten wir sehr wohl, daß zwischen Griechen und Russen einige Spannung herrsche. Der Grund davon ist in dem Verhalten Rußlands zu suchen, welches mit allen Mitteln dem russischen Elemente auf dem heiligen Berge in politischer Absicht breiteren Raum zu schaffen sucht, und dem es im Laufe der letzten zehn Jahre gelungen ist, die Zahl der russischen Mönche auf dem heiligen Berge wenigstens zu verzehnfachen. Wie in den ältesten Zeiten die Kaiser von Byzanz die Klöster und Kirchen bauten, dann die serbischen, walachischen und bulgarischen Fürsten in dieses Patronat eintraten, so bedeckt jetzt das russische Kaiserhaus den heiligen Berg, der in den Kämpfen um den Orient eines Tages einen sehr wichtigen Stützpunkt abgeben könnte, mit seinen Schenkungen und Stiftungen. Dem gegenüber suchen die Griechen, in Erinnerung an die trüben Erfahrungen, welche sie bei der letzten griechischen Erhebung gemacht, der Republik ihre Unabhängigkeit und Neutralität in jedem Sinne zu wahren.

Wir waren nun einmal von den Russen in Beschlag genommen und mußten fort. Als wir wieder über den Hof dieses großen Baucomplexes gingen, der einem alten Schlosse gleicht, bemerkte ich eine abgeschrägte Mauerecke, die auf eine so eigenthümliche Weise mit übereinander vorkragenden Reihen von Säge-

zahnschnitt ornamentirt ist, daß mir der Gedanke kam, dieses Ornament sei die Grundform der Stalaktiten; wie ich denn überhaupt den maurischen Styl nicht wenig vom byzantinischen beeinflußt finde. Auf eine Analogie anderer Art führte der Schmuck, der an der Außenseite des Narthex angebracht ist. Nicht nur eine Anzahl kleiner Nischen, die zur Belebung der Mauer angeordnet sind, hatte man mit kleinen Vasen und Schalen besetzt, sondern dergleichen auch in den offengelassenen Räumen zwischen Mauer, Dach und Gebälk aufgestellt. Ganz wie wir es uns mit den Metopen der ältesten dorischen Tempel denken. Als wir nach dem Herkommen und der symbolischen Bedeutung dieses Schmuckes fragten, erwiderten die Mönche: „Es bedeutet Nichts, aber es sieht gut aus." Dieselbe Antwort würde der altgriechische Baumeister wol auch gegeben haben.

Auf dem Berge, der sich unmittelbar hinter Vatopädi erhebt, erblickten wir ein langes Gebäude mit vielen kleinen Fenstern, einst die gelehrte Schule des heiligen Berges; das Dach ist abgehoben, aus den Fensteröffnungen wachsen Ranken hervor, es wird schon seit langer Zeit nicht mehr gebraucht. Der Mönch Eugenius Bulgari, welcher der Meinung war, daß der stille Frieden dieses herrlichen Waldes den gelehrten Studien besonders günstig sei, baute dasselbe zur Zeit der Kaiserin Katharina der Großen und zog junge Leute, bis zu Zweihunderten, in diese Akademie, an der er auch seine Genossen beschäftigte. Aber die uralte Know-nothing-Opposition des Athos zwang ihn, sein Werk aufzugeben und über die große Warte wieder von dannen zu ziehen; die Schule wurde aufgehoben. Dies ist das einzige Mal gewesen, daß der heilige Berg zur Pflege der Wissenschaften Etwas beigetragen hat. In neueren Reiseberichten findet man wol die Notiz, gegenwärtig seien die Mönche zwar ungelehrt, aber vor Zeiten habe das Studium bei ihnen geblüht; allein dieselbe Meinung findet sich auch schon bei Pierre Belon: „Les Grecs des susdicts monastères estoyent le temps passé beaucoup plus doctes, qu'ils ne sont pour l'heure présente." Da die Mönche von vierundzwanzig Stunden ungefähr acht singen und beten sollen, womit sie Nachts um 12 Uhr beginnen, und es Grundsatz ist, daß Jeder auch Handarbeiten leistet, so bleibt für das Studium in der That keine rechte Zeit. Aber sie machten vor Zeiten einmal durch eine sonderbare ascetisch-mystische Uebung von sich reden. Der Abt Simeon gab ihnen dazu folgende Vorschrift: „Schließe die Thür und ziehe Deinen Geist von allem Nichtigen, das heißt Zeitlichen, ab. Dann stemme Deinen Bart auf die Brust, senke das fichtliche Auge mit ganzer Seele auf die Mitte des Bauches, das heißt den Nabel, hemme auch den Strom des Athems in der Nase, um nicht zu sehr zu athmen; suche drinnen in den Eingeweiden die Stelle des Herzens zu finden, wo auch alle seelischen Kräfte wohnen. Und zuerst wirst Du zwar eine Finsterniß finden und feste Dichtigkeit; wenn Du aber verharrst und dies Werk Nacht und Tag gethan wird, wirst Du, o des Wunders, unaufhörliche Freude finden; denn so wie der Geist den Sitz des Herzens gewahr wird, sieht er zugleich, was er noch niemals wahrnahm, er sieht nämlich die Luft im Herzen und zwar ganz leuchtend und voll Unterscheidung." Dieses Licht sei denn ein unerschaffenes Licht, wie es einst auf dem Berge Thabor erschienen. Man sieht, daß die guten Athoniten den Dionysius Areopagita, den Urmeister der Mystik, ein wenig mißverstanden, sofern sie es statt auf ein Zu-

rückziehen der Kräfte in's Centrum und eine erleuchtete bildlose Intuition des Göttlichen, ähnlich wie die Passalorynchiten, von welchen Augustinus berichtet, auf ein durch Blutstockung hervorzurufendes Funkensehen anlegten, und sie hatten auch durch die Indiscretion des Mönches Barlaam, der sich (im 14. Jahrhundert) in ihre Geheimnisse eindrängte, viel Anfechtung darüber zu leiden; aber ihre Praxis war vielleicht besser als ihre Theorie. Heute weiß Niemand mehr von jener Periode, selbst die Namen Hesychasten, Omphalopsychiten, die ihnen damals beigelegt wurden, sind ihnen unbekannt, aber es prunkt auch Niemand mit theologischgelehrter Phrase; sie haben ihrer kindlich glückseligen Unwissenheit kein Hehl, tragen sie aber auch nicht zur Schau. Jedes Warum? Wann? Woher? macht ihnen alsbald einen rothen Kopf; dagegen fragen auch sie keinen ihrer Gäste nach den Unterscheidungslehren. Uebrigens sind die Athosmönche mit der Wissenschaft nicht anders dran, als die meisten griechischen Geistlichen überhaupt. Die griechische Kirche will keine theologische Doctrin, sondern nur Praxis und Uebung, naive traditionelle Zuständlichkeit, und in diesem Verzicht liegt vielleicht mehr Weisheit als in sämmtlichen Dogmatiken des Abendlandes.

Von Batopädi ritten wir westwärts, quer über den Kamm des Gebirges, nach dem bulgarischen Kloster Zografu, welches nicht weit von da liegt, wo der Höhenzug der Halbinsel von dem Querriegel der großen Warte abspringt. Man war hier von unserer Ankunft nicht unterrichtet, brachte uns aber sehr bald in großen, teppichbelegten Zimmern, die mit ihren hochgetäfelten Decken und kanariengelb getünchten Wänden eigenthümlich vornehm aussahen, vortrefflich unter. Die guten Leute entschuldigten sich auf's höchste, daß sie keine Vorbereitungen zu einem anständigen Abendessen hätten treffen können; dann trugen sie nach Verlauf einer halben Stunde nicht weniger als zehn Gänge auf: Fisch in vier neuen Zubereitungsweisen, Caviar, Eier, Pilaw und so weiter. Den Schluß machten halbtrockene Korinthentrauben aus dem Garten des Klosters und herrliche Wassermelonen. Auch ein bulgarisches Nationalgericht, eine Art Sauerkohl, war unter den Speisen, und hierin sowol wie in den Sitten, Bewegungen, und Manieren der Leute zeigte sich, daß auch das Mönchthum das eigenthümlich Nationale nicht ganz zu beseitigen vermag. Diese Bulgaren waren demüthig, bescheiden, zuvorkommend, freundlich, weich in allen Bewegungen. Als ich mich vor das Kloster setzte, um das rings von herrlichen bewaldeten Bergen umgebene stattliche Gebäude mit dem Bleistift zu skizziren, kamen gleich drei Mönche auf den Zehen heran und stellten sich, doch ohne auf das Papier sehen zu können, in meiner Nähe auf, um jede Störung zu verhüten. Jedem Herankommenden winkten sie schon aus der Ferne ab, wobei sie selbst kaum zu flüstern wagten; einer Katze, die sich herangeschlichen hatte und mich mit einem Miau um mein nie gesehenes Beginnen befragte, verboten sie ihre Neugier mit den eindringlichsten Geberden. Sie sprachen nie anders, als wenn man sie fragte. Ihre Wundergeschichten erzählten sie gern, einfältig und kindlich, ohne die leiseste Spur von Bigotterie. Die Griechen dagegen sind beweglich, unterhaltsam, von einer anmuthigen und zugleich würdevollen Verbindlichkeit. Sie finden leichter Fühlung mit fremder Denkweise und vermeiden zu berühren oder zu betonen, was nach ihrem Gefühl nicht dazu paßt. Die gutmüthig phlegmatischen Russen wiederum

haben etwas redlich Biderbes, breitspurig Gemüthliches; jeden Augenblick sind sie geneigt, die ganze Welt brüderlich an ihr Herz zu drücken.

So reichlich wie die Tafel für unsern Empfang gedeckt war, ist sie es übrigens eben nur für dergleichen außerordentliche Fälle. Die Mönche fasten für gewöhnlich drei Tage in der Woche in der Weise, daß sie nur eine Mahlzeit halten, die ausschließlich aus Gemüse besteht; auch nehmen sie dann keinen Wein. Fisch, der ihnen statt Fleisches gilt, essen sie nur Sonnabends und Sonntags. Dem gegenüber steht die Thatsache, daß die Mönche sehr alt werden, daß sogar jener mehr als hundertjährige Igumenos vom Russikkloster nicht weniger als neun Altersgenossen auf dem heiligen Berge hatte. Woher kommt die Kraft zum physischen Leben? „Gott gibt sie", sagte unser Deutschrusse unter dem stillen Applaus der Tischgenossen, denen das Antlitz vor Freude über eine so glücklich abschließende Antwort strahlte, und schien sich dabei in dem Gedanken an ein constantes Wunder zu gefallen. Die Sache dürfte indessen insofern natürlich zugehen, als der Verbrauch der Kräfte ein sehr geringer und langsamer ist. Gedacht wird zunächst wenig, und gerade das Denken ist es, was Fleischkost erfordert. Sodann fehlt eben das, was an uns Andern am meisten zehrt, Gram, Sorge und Aerger. Endlich findet eine heilsame Abwechselung zwischen dem Gebrauch der geistigen und körperlichen Kräfte, zwischen Innen- und Außenleben statt. Und einen der Gesundheit zuträglicheren Aufenthalt als in diesem gemäßigten Klima, in dieser köstlichen, sauerstofferfüllten Luft, welche täglich der Seewind reinigt und bewegt, mag es überhaupt kaum irgendwo geben.

Nur einige Mönche aßen mit uns; die übrigen begaben sich in die Kirche, um dort bis zum andern Morgen, zwölf Stunden, die Vigil zu halten, zu singen und zu beten. Denn es fiel ein wichtiges Fest dieses Klosters ein: die Gedächtnißfeier von sechsundzwanzig Märtyrern, von denen man uns erzählte, daß ein Papst von Rom, der auf den heiligen Berg gekommen, sie mitsammt dem Hause habe verbrennen lassen, weil sie ihm Oeffnung und Unterwerfung geweigert. Wann, wußten die Mönche nicht genau; Einer sagte, im achten Jahrhundert, ein Anderer, im zwölften. Da hier in der Regel ein Tag wie der andere, ein Jahrhundert wie das andere verläuft, so vergeht ihnen die Chronologie. Nach großen Schöpfungen und großen Zerstörungen mißt sich das Leben; hier fehlt es an Beidem. Wir fanden aber in einem Zimmer eine Tafel, auf welcher jenes Ereigniß dargestellt war und wahrscheinlich bald nachher: sie trug die Jahreszahl 1272. Die Unthat ist nicht dem Papste — denn ein solcher ist nie auf den heil. Berg gekommen —, sondern dem Kaiser Michael Paläologus, dem „Lateinischgesinnten", zuzuschreiben, der, nachdem er im Jahre 1261 dem lateinischen Kaiserthum ein Ende gemacht, aus politischen Gründen sich gegen den Papst verpflichtet hatte, ihn als Haupt der griechischen Kirche anerkennen zu lassen; es kam ihm darauf an, denselben gegen seine zahlreichen Feinde und Nebenbuhler um den Thron zum Bundesgenossen zu haben. Von den griechischen Priestern wurde, außer dem Gebet für den fremden Pontifex, das Bekenntniß verlangt, daß der Geist nicht blos vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgehe; und da die armen Kalogeren sich diesen Gedanken, den man zu ihrer Seligkeit für nothwendig hielt, nicht aneignen konnten, weil sie sich überall wol

eines Geistes nicht recht bewußt waren, so mußten sie brennen. Der Kaiser selbst, erzählen die Chroniken, kam mit dem Patriarchen Johannes Beckus auf den heiligen Berg, um den Widerstand der Mönche zu brechen.

Am andern Morgen zeigte man uns in der Kirche einige merkwürdige Bildnisse. An dem einen sitzt neben der Nase eine dunkle braune Erhöhung. Zwei Brüder, sagt man, hätten erforschen wollen, wen von ihnen Gott zur Heiligkeit bestimmt habe, und zu dem Zwecke ihre Bildnisse in die Kirche gestellt. Am folgenden Tage habe das eine die göttliche Unterschrift und den Heiligenschein gezeigt. Irgendwer gab einmal Zweifel an dieser Geschichte zu erkennen und berührte zweifelnd das Bild mit dem Finger; derselbe blieb daran haften und mußte ihm abgenommen werden. Es war rührend zu sehen, mit welcher Aengstlichkeit und Sorgfalt die Mönche unseren Bewegungen folgten, um uns die Integrität unserer Gliedmaßen zu sichern. Das andere Bild, sagten sie, das des heiligen Georg, habe eine Frau von Jerusalem geholt; sie sei von den Türken in's Wasser geworfen, aber das Bild unversehrt an den Berg Athos geschwommen. Solcher zur See angekommener Gemälde gibt es eine ganze Anzahl auf dem heiligen Berge; an einem sitzt zur Beglaubigung eine Auster.

Wenn die Mönche die Geschichten von den schwimmenden Bildern erzählen, so lassen sie merken, daß es eine gewisse, in's Magnetische spielende, natürlich-heilige Kraft des Berges Athos sei, welche dieselben angezogen habe; aber diese naive Erklärungsweise nimmt auf die Hauptsache, auf das in allen diesen Erzählungen vorkommende Element des Wassers, keinen Bezug. Die Bilder hätten ja auch durch die Luft fliegen oder von Engeln getragen werden können, und dem wunderdurstigen Gemüthe der Mönche wäre eine solche Fahrt ebensowenig befremdlich gewesen, als die unversehrte Ankunft der Gemälde nach monatelangem Schwimmen auf dem Wasser. Eben dieses, das Schwimmen, will erklärt sein. Da aber die Jungfrau Maria, von deren Bildnissen das Wunder zumeist erzählt wird, zum feuchten Elemente keine besondere Beziehung gehabt hat, so wird man kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß hier die Function einer alten Naturgottheit auf die neue Gottesmutter übertragen worden ist. Als den Seefahrern ihre Schutzgöttin, die schaumgeborene, seebeherrschende Aphrodite, genommen wurde, wie so manchem anderen Stande die seinige, wandten sie sich in ihren Nöthen und Gefährden an die neue Göttin und statteten sie in ihren Erzählungen mit all' der Machtvollkommenheit aus, mit welcher ihnen die alte gedient hatte, und es waren gewiß bemerkenswerthe Beweise ihrer Gewalt über das Meer, wenn sie ihre Bildnisse von fernen Küsten her unversehrt durch die Wellen führte. Wenn aber nur die Geneigtheit zu glauben vorhanden ist, kommt bald Botschaft über Botschaft. Man muß dabei nicht an absichtliche Erdichtung und Lüge denken. Die einfältigen Menschen dieser Küsten, und vor Allem die Mönche, ermangeln jedes geschichtlichen Bewußtseins, und mit dem besten Willen wissen sie über das Nächstliegende keine verläßliche Auskunft zu geben; aber die Phantasie duldet kein Leeres, und bereitwillig tritt sie in alle Lücken des Gedächtnisses und für jeden Mangel der Urtheilskraft ein. Da erlebe nur ein Mann, der sich in äußerster Noth mit seinem Gebet an ein bestimmtes Marienbild gewandt, eine auffallende Rettung, und sofort ist auch die Wundergeschichte über

den Ursprung des Bildes da. Kindliche Eifersucht spinnt die Mär dann weiter. Was die eine Maria gekonnt, warum sollte es die andere nicht auch können, und warum dem heil. Georg unmöglich sein, was man von der Jungfrau erzählt?

Beim Hinausgehen aus der Kirche wurden wir auf einige prachtvolle, uralte Cypressen aufmerksam, die davor stehen. Dergleichen Bäume, nur nicht immer so ausgesucht große, finden sich, außer mitten in den Städten, neben jeder griechischen Kirche, und das ist kein Zufall. Es sind die lebendigen Reminiscenzen der alten heiligen Haine, von denen die alten griechischen Tempel umgeben waren. So ist auch jede griechische Kirche, wie der alte Tempel, von einem mauerbegrenzten heiligen Bezirk, von einem Temenos, umfangen. Nach der Kirche besuchten wir noch die Begräbnißstätte der Mönche. Nur wenige einfache Gräber waren da zu sehen und diese nur mit ein Paar Ziegelsteinen belegt. In diesem einfachen Zeichen scheint sich ein allmälig in Mißverstand gerathener Gebrauch der Alten forterhalten zu haben, welche über den Grabstätten der Ihrigen Gefäße von gebranntem Thon zerbrachen, wie man in Athen auch noch heute thut. Uebrigens ruhen die Mönche in diesen Gräbern, blos in ihrer Kutte bestattet, nur etwa drei Jahre; dann nimmt man ihre Knochen heraus und bringt sie in einen Keller unter der Kirche, wo man die Gebeine auf einen Haufen legt, die Schädel auf Bretter neben einander ordnet. Auf die Stirn schreibt man Namen und Todestag, so daß jeder Kopf zum Denkmal seines weiland Inhabers wird. Aus der Farbe der Knochen ist man geneigt, auf den Zustand der Seele im Tode zu schließen: ein schönes Weiß oder Gelb verräth ein gutes Abscheiden, Schwarz ist von bedenklichster Symbolik. Ein Haufen Knochen, den man vor fünf Tagen ausgegraben hatte, um einem neu Verstorbenen Platz zu machen, zeigte sehr ungünstige Flecken, und da man uns anmerkte, daß wir derselben gewahr wurden, sagte unser Freund: „Da müssen nun Gebete nachhelfen.“ Aber die Bulgaren erklärten beruhigend, und wie um ihren heimgegangenen Bruder vor uns fremden Leuten zu rechtfertigen, er habe zwei Jahre über die gewöhnliche Zeit dagelegen, und in so langer Zeit seien die Knochen ohne seine Schuld ein wenig schwarz geworden. Auch hierbei zeigten sich trotz der sonstigen mönchisch-christlichen Gleichartigkeit der Denkweise ethnologische Unterschiede. Der Russe erwähnte jenen Glauben, der auch bei einigen Völkern der Südsee vorkommt, als eine Eigenthümlichkeit der Bulgaren; er selbst nahm nicht daran Theil.

Nachmittags kehrten wir wieder nach dem Russikonkloster zurück. Zuerst ritten wir im Bette eines ausgetrockneten Bergstromes hinab, das von herrlichen Platanen besäumt ist, dann den westlichen Rand entlang, wo der Weg über die Kiesel des Meeres führt. Die unteren Abhänge der Berge sind hier mit zahlreichen, wohlgepflegten Oliven bestanden. Wir zogen an den Klöstern Dochiariu und Xenophu vorüber; in den Felsspalten über dem Meere wurden hier und da die Wohnungen von Anachoreten sichtbar. Sie liegen so dicht über dem Wasser, daß die Fluth den Ausgang unmöglich machen muß. Gegen Ende des Rittes entwickelte sich das Mitglied der Mönchsleibwache, welches am Ausgange von Karyäs die türkische Macht abgelöst hatte, ein Inselgrieche in reichgestickter Jacke und Fustanella, zu einer wahren Batterie. Er feuerte aus seinem Handrohre und sämmtlichen Geschützen, die bisher in scheinbarer Arglosigkeit

aus seiner Leibbinde herausgestarrt hatten, mit wahrem Enthusiasmus. Es galt, die Thurmwächter im Russikkloster von unserem Herannahen in Kenntniß zu setzen, und der Zweck wurde erreicht: bald ertönte Glockengeläute, die Mönche zogen uns entgegen, und wir wurden liebevoll, wie Brüder des Hauses, empfangen.

Kurz nach Sonnenuntergang machten wir uns auf, um einen Einsiedler, der etwa zwanzig Minuten vom Kloster entfernt wohnte, in seiner Hütte zu besuchen. Wir stiegen über eine doppelte Leiter hinauf und hinab in ein wohlgehaltenes Gärtchen, in welchem unter einigen Oliven etliches Gemüse wuchs, und befanden uns vor einer niedrigen Steinhütte, die keine einzige Oeffnung als die enge Thür zeigte. Die Mönche, welche uns begleiteten, klopften an, und eine alte, zitternde Stimme antwortete ihnen ein wenig mißvergnügt. Der Anachoret hatte bereits geschlafen, wurde aber vermocht, aufzustehen und Licht zu machen. Beim Scheine eines kleinen Wachslichtes, das er auf eine Stuhllehne klebte, traten wir in seine Hütte. Sie zeigte sich in zwei Räume getheilt: im vorderen lag Holz geschichtet und standen einige zerbrochene Töpfe, im hinteren befand sich eine Pritsche, mit einer zerfetzten wollenen Decke bedeckt, ein Stuhl und ein klaffendes Schränkchen mit einigen Büchern darauf; im Winkel war eine Feuerstätte angebracht, Herd und Kamin zugleich. Der Rauch hatte das Innere des Gemaches, das nicht viel größer als ein Grab war, völlig gebräunt; einige Heiligen-Holzschnittbilder an der Wand waren kaum zu erkennen. Der mehr als achtzigjährige Alte war in ein zerlumptes braunes Untergewand gekleidet; Haare und Bart, nie von einer Scheere berührt, hingen ihm wirr vom Haupte. Als wir mit ihm sein Wohn- und Schlafgemach betraten, verneigte er sich dreimal gegen die Wand, an der sein Lager stand, nahm ein Bildchen herunter, wickelte es aus einem Lappen heraus, küßte es und reichte es — es war eine Madonna — seinen Besuchern zum Kusse dar. Geld, das wir ihm boten, nahm er nicht. Sein Brod empfängt er vom Russikkloster, auf dessen Grund und Boden er sich vor 45 Jahren diese Steinhütte erbaut hat, nachdem er vorher im Kloster selbst gewohnt; das Gemüse, dessen er für zwei warme wöchentliche Mahlzeiten bedarf, baut und kocht er sich selbst; sein Kleid mag so alt sein, wie seine Hütte, und es wird ihn in die Grube begleiten. Anderer Bedürfnisse hat er sich längst entwöhnt.

Welch ein Leben! In so strenger Einsamkeit durchgeführt, liegt es doch außerhalb unserer Sympathie. Denn dem wirklichen Einsiedler schwinden unrettbar die Seelenkräfte ein, seine Empfindung wird dumpf, sein geistiges Leben bethätigt sich nur noch in einem starren Hinausblicken in eine Zukunft, die nicht von dieser Erde ist. Dieser Greis hat keine Vergangenheit, weil er nie in der Gegenwart gelebt hat. Wenn er auf sein Leben zurückblickt, das sich ihm endlos gedehnt haben muß wie das Warten auf einer Station, so wird er es trotzdem fühlen wie einen einzigen Augenblick; denn auf jeder Seite des Buches findet er die nämliche Schrift, und diese Schrift drückt keinen Inhalt aus. Mit Ausnahme eines Tages im Jahre 1828, wo ihn die Türken nach der Art eines Maulesels bepackten und über die Berge trieben, verlief jeder von den etwa zwanzig tausenden, die er hier verlebte, wie der andere.

Wir wünschten dem Alten ein noch langes und glückliches Leben und ver-

ließen ihn. Als wir wieder auf der Leiter standen, hörten wir ihn rufen und hinter uns her trollen. Er reichte Jedem von uns einen Stock, den er selbst geschnitzt hatte, und wünschte uns eine glückselige Wanderschaft. Nachts um 12 Uhr wurden die Mönche zum Beginn des Gottesdienstes geweckt und zwar dadurch, daß einige der jüngeren dienenden Brüder mit einem Hammer in lebhafter Wiederholung auf hölzerne Bretter schlugen, welche, an zwei Eisenstangen befestigt, auf den offenen Galerien angebracht sind. Dieses einfache Instrument diente in den ältesten Zeiten überhaupt zur Berufung christlicher Versammlungen; in der römischen Kirche wird es noch an den beiden letzten Tagen der Charwoche statt der Glocken angewandt.

Um ein Uhr kam der Dampfer in Sicht, der uns abholen sollte. Während wir ihn, der milden Luft uns erfreuend, von der Galerie aus beobachteten, erschien plötzlich mit freudestrahlendem Gesicht der griechische Professor von St. Andreas; er hatte einen Genossen, der nach Stambul wollte, begleitet, um uns noch einmal zu sehen.

Die Mönche hatten inzwischen begonnen, zu singen und zu beten. Früh gegen drei Uhr verließen wir ihr gastliches Haus. Der würdige Igumenos und unser Freund ließen es sich nicht nehmen, uns an Bord des Dampfers zu begleiten; während wir auf dem kleinen Boote zwischen Strand und Schiff schwammen, klangen die Glocken vom Russikkloster feierlich in die stille Nacht hinaus.

Als wir andern Morgens erwachten, war unser erster Blick in der Richtung des Athos. Sein majestätischer, amaranthfarbener Gipfel, über Wolken emporragend, war noch deutlich zu erkennen. Wir sandten ihm tausend Grüße einer aufrichtigen Dankbarkeit.

Die Lage im Orient.*)

Von ****

„Noch heute ist die dauernde Erhaltung des Friedens nach menschlichem Ermessen gesicherter, als sie es jemals in den letzten zwanzig Jahren vor Herstellung des deutschen Reiches gewesen ist. Abgesehen von der Abwesenheit eines jeden erkennbaren Grundes zu einer Störung genügt zur Aufrechthaltung des Friedens der feste Wille, in dem S. M. sich mit den ihm befreundeten Monarchen einig weiß, und die Uebereinstimmung der Wünsche und Interessen des Volks.“ Mit diesen Worten glaubte die Thronrede bei Eröffnung des deutschen Reichstags am 27. October 1875 die auswärtige Situation bezeichnen zu können. Ein sehr anderes Bild derselben gab die Thronrede vom 30. October 1876. Sie wies nicht nur allgemein auf die augenblicklichen Schwierigkeiten der Lage und die ungewisse Zukunft, sondern gab auch die Möglichkeit zu, daß der Friede unter den Deutschland nachbarlich und geschichtlich näher stehenden Mächten bedroht sein könne. Da hiermit unzweifelhaft Rußland und Oesterreich gemeint waren, so konnte vom Dreikaiserbund vorläufig nicht mehr die Rede sein. Die Rede bekundete also, bei aller gebotenen Zurückhaltung und nachdrücklicher Betonung der Friedensliebe Deutschlands, deutlich genug den Ernst der Lage. Und wie wäre dies auch anders möglich gewesen: die kleine Wolke, die wie eines Mannes Hand am Himmel stand, hat denselben schwarz umzogen, das Bischen Herzegowina ist zu der maßgebenden Frage der europäischen Politik geworden, und wie verschieden auch die Situation je nach Stellung der Mächte und Parteien beurtheilt werden mag, immer allgemeiner wird die Ueberzeugung, daß der rollende Stein nicht wieder zum Stehen gebracht werden kann, daß das ganze Bündel von Fragen, welche in der sogenannten orientalischen Frage enthalten sind, einer Lösung entgegendrängt. So mag es wol denn an der Zeit sein, einen Rückblick auf den Weg zu werfen, den die Verwicklung bisher durchmessen; denn wenn man auch nicht weiß, wohin man geht (und man geht bekanntlich in solchen Fällen

*) Man vergl. Deutsche Rundschau, Band VII (April und Mai 1876), S. 97—119, und S. 225—232.

grade oft am weitesten), so ist es immer schon Etwas, zu wissen, woher man kommt.

I.

Am 2. Juli 1875 meldete der englische Consul Holmes aus Bosna-Seraï, daß Unruhen in der Herzegowina ausgebrochen, und schon bald darauf mußte er berichten, daß dieselben einen sehr ernsten Charakter angenommen; im August war der Aufstand auch in Bosnien ausgebrochen. Um seinen Ursprung und die rasche Ausbreitung richtig zu beurtheilen, müssen wir zunächst einen Blick auf die Verhältnisse des Landes werfen.*)

Die nordwestliche Provinz der Türkei, in deren südlichsten Theil Serbien und Montenegro so einspringen, daß sie nur durch einen schmalen Streifen mit dem übrigen Reiche zusammenhängt, hat eine Bevölkerung von etwa 1,211,800 Seelen, wovon 442,170 Muselmänner, 571,800 griechisch-orthodoxe, 185,500 katholische Christen sind, sämmtlich desselben slavischen Stammes. Die übrigen sind Griechen, Juden, Zigeuner u. s. w.**) Eine ähnliche Mischung verschiedener Confessionen findet sich auch in den meisten andern Provinzen der Türkei; was aber hier durchaus eigenthümlich, ist: daß die Muselmänner nicht Türken sind, deren es vielmehr, mit Ausnahme einiger Beamten und Soldaten, in dem Lande nicht gibt. Bosnien, einst ein Theil des großserbischen Reiches, behauptete gegen die Osmanen eine verhältnißmäßige Unabhängigkeit, länger als Serbien selbst, und ward erst 1463 unterworfen. Es war bis dahin ein Lehnsstaat wie die umliegenden Länder gewesen; ein mächtiger Adel hatte fast allen Grundbesitz, auf dem die Bauern als Hörige wohnten. Während aber in Serbien der Adel durch die Eroberung vernichtet ward, trat der bosnische Adel, um seine Güter und seine herrschende Stellung zu retten, zum größten Theile zum Islam über, die Masse der Bauern blieb dagegen dem Glauben ihrer Väter treu. Dieser alte Adel ergänzte sich durch Renegaten geringerer Abkunft, welche sich in den Wirren der Kriege gegen Ungarn theils verlassener Ländereien bemächtigten, theils die christlichen Besitzer geradezu verdrängten und von der Pforte mit diesen, sowie mit heimgefallenen Besitzungen belehnt wurden. Die jüngeren Söhne zogen sich vielfach in die Städte, die überwiegend von Muselmännern bewohnt sind. Bosnien ist somit die einzige Provinz der Pforte, welche eine bedeutende muselmännische, nichttürkische Bevölkerung und einen Erbadel hat, welcher derselben Race angehört, wie die Rajah, denselben serbischen Dialekt spricht wie diese und von ihr doch social wie religiös scharf getrennt ist. Mögen die bosnischen Begs manche Sitten aus der christlichen Zeit erhalten haben, wie z. B. die Polygamie nie unter ihnen herrschend ward und die Frauen eine freiere Stellung haben

*) Der Name der Herzegowina, die jetzt als besonderes Vilajet constituirt ist, stammt daher, daß Kaiser Friedrich III. dem Fürsten der bosnischen Provinz Kosatschina die Herzogswürde verlieh.

**) Bei dem Mangel einer zuverlässigen officiellen Statistik sind diese Angaben nur annähernd; nach Arbuthnot, den einer der besten Kenner der Türkei, Lord Strangford (Select Writings II, 99), als zuverlässigsten Gewährsmann nennt, kommen auf die Herzegowina 182,000 Seelen, wovon 60,000 Muselmänner, 70,000 griechisch Orthodoxe, 52,000 Katholiken.

sollen, mögen sie auch Türkisch gar nicht verstehen, so sind sie doch Muselmänner und zwar, wie fast alle Renegaten, fanatische. Sie nahmen hervorragenden Antheil an den Kämpfen, welche die osmanischen Heere bis an die Thore Wien's führten, sie lieferten das zahlreichste Contingent für die Janitscharen und blieben in ihrer Abgeschiedenheit unberührt von den europäischen Einflüssen, welche in den Provinzen, die mehr dem Verkehr zugänglich waren, auch auf die Türken wirkten. So fest war ihre Unabhängigkeit begründet, daß selbst die rücksichtslose Härte, mit der Mahmud II. den Lehnsadel zerstörte, in Bosnien nicht durchzudringen vermochte. Erst 1851 konnte Omar Pascha nach blutigem Kampf sie soweit unterwerfen, daß die Souveränetät des Sultans einigermaßen hergestellt ward. Aber das Loos der Rajah, welche den Schutz der Pforte gegen ihre Bedrücker angerufen, ward dadurch nicht gebessert, daß die politischen Privilegien der Begs etwas beschnitten wurden. Schon früher waren diese aus Lehnsherren freie Eigenthümer, aus den Hörigen Pächter geworden, ohne alle festen Rechte gegen den Besitzer des Bodens, den sie anbauten. Nun nahm die Regierung den bisher an die Grundherren entrichteten Zehnten (Desetina), der bei Gelegenheit der Reise des Sultans 1868 auf 12½ erhöht ward, für sich, gab aber den Begs die Tretina, d. h. ein Drittel des Gesammtertrags der von der Rajah bebauten Felder. Außerdem gibt es Grundsteuer (Campatico), Haussteuer (Cusatico), Grassteuer (Travarina), Steuer auf Kleinvieh und Schweine, Arbeitssteuer, Honigsteuer und Militärkopfsteuer, Accise auf Taback und Wein, daneben Hand- und Spanndienste. Endlich kommt noch die Kirche mit ihren Forderungen. Der muhamedanische Cultus ist mit seinen Anstalten in Bosnien wie in den übrigen Provinzen wohl ausgestattet, indem ein bedeutender Theil des Bodens den Moscheen gehört und als solcher (Vakuf) steuerfrei ist. Die beiden christlichen Confessionen entbehren solcher Mittel; die römisch-katholische ist noch in der günstigsten Lage, sie hat vier Klöster erhalten und empfängt Hilfe aus der übrigen katholischen Welt; die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit ist auf Besteuerung ihrer Angehörigen gewiesen, und diese ist um so härter, als alle Stellen durch Simonie vergeben werden. Metropolit wird und bleibt, wer in Constantinopel das höchste Gebot thut und hinlängliche Spenden an die Hauptquelle der Corruption sendet. Um auf seine Kosten zu kommen, läßt er sich natürlich wieder alle Stellen bis zum ärmsten Dorfpopen bezahlen, und die Hirten, welche von ihrem Bischof gerupft werden, scheeren ihrerseits nach Möglichkeit die Heerde.

Die Härte der Abgaben wird nun noch bedeutend erhöht durch die Art ihrer Erhebung: wie in allen Provinzen verpachtet die Regierung ihre Steuern, und zwar an den Meistbietenden. Der Steuerpächter kommt, begleitet von Polizei (Zaptiehs) in das Dorf, lebt auf dessen Kosten und bestimmt den Zehnten nach einer Schätzung, die immer zu hoch ist, weil sie ihm Gewinn bringen soll. Nicht eher, als bis die Steuer bezahlt ist, darf die Ernte eingebracht werden, und da die Pächter meist die Steuern mehrerer Dörfer gepachtet haben, können sie nicht in allen rechtzeitig erscheinen, so daß die Ernte vielfach leiden muß. Ebenso zieht der Grundherr mit seinem Gefolge im Herbst umher, quartiert sich im Dorf ein und bleibt, bis er seinen Antheil erhalten.

Rechtsmittel gegen Ueberbürdung hat der Bauer nicht; die Steuerpächter werden stets von den Beamten unterstützt, deren manche mit ihnen speculiren; die Gleichheit der Confessionen vor Gericht, die oft proclamirt, steht nur auf dem Papier, da die Muselmänner in den Gerichten stets die Mehrheit bilden und nur nach dem Koran urtheilen.

Ein solches Regiment muß die Bevölkerung verarmen, erniedrigen und erbittern. Das Jahr 1874 hatte eine Mißernte gebracht; nichts desto weniger hatte die Pforte in ihren finanziellen Nöthen die Pächter noch hinaufgetrieben, und diese suchten sich durch entsprechende Erhöhungen der Steuer schadlos zu halten; außerdem kamen sie nicht nach der Ernte, sondern erst im Januar 1875. Die Bauern, die, um zu leben, einen Theil des Getreides verkauft, konnten ihre Forderungen nicht erfüllen; darauf folgten Gewaltmaßregeln aller Art; die Dorfältesten, die sich an den Kaimakam wandten, wurden beschimpft, und die Zaptiehs nahmen Alles, worauf sie Hand legen konnten. Nun weigerte sich eine Anzahl von Bauern in vier Dörfern des Districts von Newessinje, weiter für ihre Herren zu arbeiten, und gingen theils nach Montenegro, theils in die Berge. Einige Monate darauf kamen sie wieder, erklärten aber, nicht eher Steuern zahlen zu wollen, als bis ihren Beschwerden abgeholfen. Sie wurden durch Zuzug rasch verstärkt, begannen Karawanen zu berauben und nahmen 40 Zaptiehs gefangen.

Die Provinz war fast von Truppen entblößt, so suchte der Statthalter zu vermitteln und sandte zwei Commissare an die Insurgenten, welche genaue Prüfung und Abstellung aller Beschwerden versprachen, wenn sie die Waffen vorher niederlegten. Dessen weigerten sich aber die Führer, da einige ihrer zurückgekehrten Kameraden erschlagen worden waren. Sie forderten vorgängige Ausführung der lange versprochenen Reformen, vor Allem Abschaffung der Steuerpacht und Zwangsarbeit. Dies erbitterte die Muselmänner auf das höchste; sie verlangten vom Statthalter Waffen, und als derselbe dies weigerte, erbrachen sie die Regierungsniederlagen. Die Insurgenten ihrerseits erhielten Waffen aus den Nachbarländern; bald kam es zu ernsteren Gefechten, in denen beiderseits mit der größten Erbitterung gekämpft ward, und die überwiegend erfolgreich für die Aufständischen waren. Jeder Erfolg vergrößerte ihre Schaaren. Bald kamen auch Freiwillige aus Montenegro und Dalmatien, wohin Weiber, Kinder und Heerden geschafft wurden. Anfang August waren sie bereits in der Lage, Trebinje einzuschließen; im Laufe des Monats brach die Bewegung auch in Bosnien aus. Dennoch konnte die Pforte, die Alles hätte aufbieten müssen, um durch Entsendung einer größern Truppenmacht einerseits den Aufstand, andrerseits die Usurpation der Begs zu unterdrücken, und geordnete Zustände durch Abstellung der schlimmsten Mißbräuche herzustellen, sich mit Rücksicht auf ihre leeren Kassen nicht zu einer energischen Action aufraffen; sie erschöpfte sich in Beschwerden über die Unterstützung der Rebellen von Außen.

Daß dies von Seiten Montenegro's, später auch Serbiens geschah, war notorisch und erscheint begreiflich; gegen Rußland konnte in diesem Stadium keinerlei Vorwurf erhoben werden. Fürst Gortschakow, der im Juni, während seines Aufenthaltes in Baden, wiederholt die Zuversicht aussprach, daß, nachdem

die Kriegswolken zwischen Deutschland und Frankreich zerstreut seien, der europäische Friede auf Jahre gesichert sei, ward vielmehr in der Schweiz von dem Ausbruch und Fortschritt des Aufstandes sehr unliebsam überrascht. Auffallen aber mußte es, daß die Klagen der Pforte sich nicht ohne Grund gegen Oesterreich richteten, die Macht, welche — wie man meinen mußte — das dringendste Interesse hatte, den Aufstand nicht um sich greifen zu lassen. Schon früher waren die warmen Worte, welche Kaiser Franz Joseph auf dem Besuche Dalmatiens seinen südslavischen Unterthanen gewidmet, in der Bevölkerung des Nachbarlandes auf empfänglichen Boden gefallen und dort so aufgefaßt, daß man auf Oesterreichs Hilfe rechnen könne: nach den ersten Erfolgen pflanzten Insurgenten die österreichische Fahne auf. Graf Andrassy mahnte nun zwar den Fürsten Milan bei seinem Besuch in Wien, Anfangs August, zur Ruhe; gleichzeitig aber wurde eine gemäßigt insurgentenfreundliche Politik beschlossen, da man den Sympathien der eigenen südslavischen Unterthanen zu nahe treten würde, wenn man sich zum Executor der Türkei hergebe. Mit jenen Sympathien, die freilich am meisten durch die gewaltthätige Politik der Magyaren gegen die übrigen Nationalitäten Ungarns genährt waren, hatte es nun allerdings seine Richtigkeit, wie der Proceß Miletícz später gezeigt hat; aber um so weniger durfte man ihnen freie Hand lassen, wenn man nicht absichtlich den Brand anfachen wollte, wie dies von der südslavischen Presse fortwährend geschah. Man rechtfertigte die Aufnahme und Unterstützung der Familien der Aufständischen, sowie die Entsendung von Aerzten und Lebensmitteln nach Cettinje als Pflicht der Menschlichkeit; ebenso sicher aber ist, daß die Insurgenten durch die Entbindung von der Sorge für ihre Familien sehr gekräftigt wurden. Dazu handhabte der notorisch slavenfreundliche Statthalter von Dalmatien, General Rodich, die Grenzcontrole der Art, daß der Zufuhr von Waffen und Munition so wenig ernste Hindernisse in den Weg gelegt wurden, als dem Zuzug von Freiwilligen. Ernste Vorstellungen magyarischer Freunde machten Andrassy zwar einigermaßen irre an der Räthlichkeit dieser Politik; es ergingen strengere Instructionen für die Grenzbewachung; man gestattete der Pforte die Ausschiffung von Truppen in Klek, wodurch diesen die Entsetzung Trebinje's möglich ward, und verständigte sich mit Rußland und Deutschland dahin, daß es geboten sei, die Insurrection zu localisiren. Es scheint aber, daß General Rodich seine Politik des laissez-aller in den nächsten Monaten noch ziemlich fortgesetzt; denn nicht nur wiederholen sich die Klagen der Pforte, sondern auch die von Lord Derby noch bei der Adreßdebatte vom 9. Februar gethanen Aeußerungen lassen deutlich erkennen, daß nach seiner Ansicht Oesterreich die Pflichten, die Sympathien seiner Grenzbevölkerung von der Unterstützung des Aufstandes abzuhalten, nicht hinreichend erfüllt habe.*)

*) „Support coming from beyond, I believe, if the Austrian Government fulfil in an efficient manner as it has undertaken to do, the duties which international obligations impose upon it, the area of hostilities will be greatly limited." Consul Holmes berichtet: „As the insurrection spread the Dalmatians began to show the most enthusiastic sympathy with the insurgents by joining them in bands and furnishing them with arms, ammunition and provisions," und erklärte noch im März, daß die Dalmatiner wie die Montenegriner „have openly given every possible aid to the insurgents and have, though their Governments loudly

Inzwischen hatten sich nun zunächst die drei Kaisermächte dahin geeinigt, der Pforte ihre guten Dienste zur Beilegung des Aufstandes unter Betonung der Nothwendigkeit von Reformen anzubieten. Frankreich und Italien traten dem bei, England nur zögernd, als die Türkei es selbst dazu aufforderte, da, wie Lord Derby am 24. August an Sir H. Elliot schrieb, er die Räthlichkeit solcher Intervention bezweifle, welche kaum mit unabhängiger Autorität der Pforte über ihr Gebiet vereinbar sei, die Insurgenten veranlasse, auf fremde Sympathien gegen das türkische Regiment zu rechnen, und nicht unwahrscheinlich zu weiterer Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reiches führen würde. Es wurde nun vereinbart, daß die Consuln der Mächte als Delegirte ad hoc sich auf den Schauplatz des Aufstandes begeben sollten, um die Aufständischen zur Einstellung der Feindseligkeiten, zur Formulirung ihrer Wünsche, sowie dazu zu bewegen, über dieselben mit dem türkischen Commissar in Verhandlung zu treten. Als solcher ward Server Pascha ernannt und ein Ferman an alle Statthalter erlassen, welcher zu unparteiischer Gerichtspflege bei schwerer Strafe mahnte. Ein gleichzeitiges Schreiben des Secretärs des Sultans an den Großvezier gestand zu, daß die Ursachen der Unruhe zum großen Theile der ungehörigen Haltung einiger unfähiger Würdenträger, namentlich aber den Bedrückungen zuzuschreiben seien, welchen geldgierige Pächter sich zur Erzielung größerer Vortheile hingaben. Darf man die Instruction der Consuln nach der mitgetheilten englischen beurtheilen, so waren sie nicht beauftragt, Collectivvorschläge zu machen, sondern einestheils den Insurgenten vorzustellen, daß sie nicht auf auswärtige Unterstützung rechnen dürften,*) andererseits ihre Beschwerden ad referendum zu nehmen und ihnen in Aussicht zu stellen, für die berechtigten Abhilfe zu befürworten. Ihrerseits beschlossen die Insurgentenführer in einer Zusammenkunft, lediglich anzuhören, was die Consuln zu sagen hätten, fanden sich auch nicht in Mostar ein, wo letztere mit Server Pascha zusammengetroffen waren. Dieser war ermächtigt, Amnestie, Bestrafung begangener Ungerechtigkeiten von Beamten und Prüfung der Beschwerden zuzusagen, wogegen ausdrücklich erklärt ward, daß keine besonderen Privilegien „en faveur d'une seule localité" gegeben werden könnten, da alle Gesetze ohne Unterschied für sämmtliche Unterthanen gelten müßten. Die Delegirten mußten sich also entschließen, die Aufständischen aufzusuchen, und hatten mit denselben zwei Unterredungen in Revessinje und Trebinje, welche aber zu keinem Resultate führten. Die Insurgenten erklärten, sie wollten getreue Unterthanen des Sultans bleiben,**) aber dessen Paschas betrögen ihn, so daß er ihre Lage nicht

asserted their neutrality and friendship for the Porte, in fact done everything that declared enemies to Turkey could have effected, short of sending their regular troops to take part in the insurrection." Parl. Papers. II, p. 40.

*) „An impression has prevailed among the Christians, that they enjoy foreign sympathy in the present movement and that, if sustained, it will receive material support. The task which you and your colleagues have before you is to put an end to this delusion, and to convince the Insurgents, that the powers are unanimous in withholding all countenance from them." (Sir H. Elliot to Consul Holmes.)

**) Holmes schreibt, daß in der Herzegowina nur die Bewohner eines kleinen Grenzdistricts Annexion an Montenegro wollten; „in Bosnia the population would refuse almost to a man

kenne; sie könnten sich daher, wie die Erfahrung zeige, auf keine türkischen Versprechungen mehr verlassen, würden auch ihre Waffen nicht niederlegen, wenn nicht die Mächte ihnen das Aufhören der Bedrückung und die Ausführung der Reformen garantirten. Da die Consuln hierzu nicht ermächtigt waren, kehrten sie unverrichteter Dinge nach Mostar zurück, nachdem die Insurgenten ihnen noch eine ausführliche Darstellung ihrer Beschwerden eingesandt. Der Aufstand dauerte also fort. Die Truppen der Pforte waren den Aufständischen zwar der Zahl nach überlegen, konnten ihnen aber in den Gebirgen nicht beikommen und mußten an der Grenze von Serbien und Montenegro Halt machen, wohin sich ihre Gegner zurückzogen, sobald sie sich auf dem eigenen Gebiete nicht halten konnten. Sie wurden dort mit offenen Armen aufgenommen, erhielten Unterstützung und Waffen, überschritten die Grenze dann auf einem anderen Punkt und begannen den Guerillakrieg auf's Neue. Bei Gelegenheit der Eröffnung der serbischen Skupschtina gab diese, sowie die Regierung den Sympathien für die leidenden Brüder in Bosnien und Serbien, „die sich erhoben, um für ihre Menschen- und Volksrechte zu kämpfen," vollen Ausdruck; indeß bei einer vom Fürsten an die Abgeordneten namentlich gerichteten Frage schreckten dieselben doch vor dem Kriege zurück. Man begnügte sich damit, zu rüsten, sowie ein Corps von 20,000 Truppen und Milizen an der bosnischen Grenze zusammenzuziehen. Diesem Versprechen gegenüber drang der türkische Kriegsminister Hussein Avni Pascha auf ein energisches Vorgehen und wollte namentlich Serbien und Montenegro den Krieg erklären, die damals noch so wenig vorbereitet waren, daß sie sich unstreitig hätten fügen müssen. Aber es gelang dem russischen Gesandten, General Ignatieff, nicht nur, dies durch die Erklärung zu hintertreiben, daß Rußland einem solchen Angriffe nicht ruhig zusehen werde, sondern auch den energischen und kriegserfahrenen Hussein zu stürzen und nach Brussa zu entfernen, da der Sultan mit diesem längst unzufrieden war, weil er zu viel Geld für die Armee brauchte. Somit hatte Hussein's bitterster Feind und Ignatieff's ergebener Freund, der Großvezier Mahmud Pascha, freie Hand und benutzte dies sogleich, um den fähigen Befehlshaber in der Herzegowina, Reuf Pascha, durch einen unfähigen Mann zu ersetzen.

In diesem Augenblicke trat nun auch eine finanzielle Katastrophe ein, welche die Stellung der Pforte schwer schädigte. Schon seit Jahren hatten die wucherischen Zinsen der durch Verschwendung und Mißregierung zu colossaler Höhe angewachsenen Schuld nur durch stets erneute Anlehen gezahlt werden können. Das officiell eingestandene Deficit des im Juli 1875 veröffentlichten Budgets belief sich auf über 5 Millionen Francs, war aber in der That so groß, daß schon damals die Zinsreduction ventilirt ward, wie man aus einem beim Sturze Mahmud Pascha's gefundenen Plane desselben sah. Diesem Plane gemäß sollte beiläufig die Schuld um 2 Millionen zu hoch angegeben und diese Summe unter Würdenträger und Speculanten getheilt werden. Am 6. October 1875

to be annexed to Servia and they have never dreamt of independence." Letzterer Behauptung widerspricht das Memorandum der Insurgenten, die als eine Alternative die Bildung eines Vasallenstaates unter einem fremden christlichen Fürsten hinstellen.

sah sich die Pforte genöthigt, zu erklären, daß sie für die nächsten fünf Jahre in die Nothwendigkeit versetzt sei, die Zinsen der Staatsschuld nur zur Hälfte baar, zur anderen Hälfte in Obligationen à 5 Procent zu zahlen. Von dieser Maßregel wurde nur die durch England und Frankreich garantirte Anleihe von 1855 ausgenommen, da bei deren Contrahirung ausgemacht war, daß der für die Zinszahlung haftende egyptische Tribut direct an die englische Bank abzuführen sei. Die Regierung bemühte sich in einem Circular, diese Maßregel als nur durch die damaligen Wirren hervorgerufen hinzustellen, und versicherte, daß nach deren Beseitigung der Staatscredit ein- für allemal sicher gestellt werden solle, fand aber wenig Glauben, da durch die Ausgabe der neuen Obligationen die schon über 5 Milliarden Francs betragende Schuld abermals um 875 Mill. vermehrt wurde und nicht abzusehen war, woher die Zinsen für diese kommen sollten. Reichten doch die Einkünfte trotz alles Steuerdruckes schon lange nicht für die Verzinsung aus, und durch den Aufstand waren nicht nur die Ausgaben gestiegen, sondern es fielen thatsächlich auch die Steuereingänge aus jenen Districten weg. Ebenso wenig versöhnte die Insurgenten eine neue Proclamation Server Pascha's, wonach der Gebrauch der Landessprache in den Gerichten zugesagt wurde, die Steuerpacht und die Spanndienste abgeschafft, die Handdienste für Straßenbau auf 20 Tage im Jahre beschränkt und die Verhältnisse der Begs zu den Rajahs neu geordnet werden sollten, zumal gleichzeitig in einem Ferman bei der Versicherung der allerhöchsten Huld ausdrücklich Diejenigen ausgenommen wurden, welche die Bevölkerung zum Treubruch gegen ihren obersten Herrn verleiten, sowie Jene, welche sich verleiten lassen, außerdem eine Anzahl Aufständischer, die zurückgekehrt waren und sich unterworfen hatten, hingerichtet wurden, worauf die ganze Bevölkerung des Dorfes Poporopolie nach Dalmatien floh.

Inzwischen hatten die Ostmächte seit dem Mißlingen des ersten Vermittlungsversuchs unter sich weiter verhandelt, um durch gemeinsame Schritte den ausgebrochenen Brand zu ersticken. Allerdings hatte eine Note des „Russischen Regierungsanzeigers" am 29. October 1875, die General Ignatieff bei einem Besuche in Livadia durchgesetzt, gesagt, daß Rußland dem Einvernehmen mit seinen Alliirten nicht seine Sympathien für die slavischen Christen opfern werde; aber diese Manifestation, welche die Hoffnungen der Insurgenten zu stärken ebenso sehr geeignet war, als in Wien und Berlin zu mißfallen, war keineswegs im Sinne des damals noch in der Schweiz weilenden Fürsten Gortschakow. Auf seiner Rückreise nach Petersburg sprach er in Berlin vielmehr unumwunden aus, daß ihm der Aufstand sehr ungelegen gekommen und man denselben nicht zu einem neuen Ausbruch der orientalischen Frage auswachsen lassen dürfe, vielmehr suchen müsse, durch gemeinsame Maßregeln, die er selbst als Flickwerk (replâtrage) bezeichnete, den Brand zu ersticken. Von diesem Gesichtspunkte konnte denn nicht von so heroischen Mitteln wie der Besetzung Bosniens durch Oesterreich, welche die „Times" damals warm empfahl, die Rede sein. Man kam vielmehr zunächst nur überein, energisch in Konstantinopel und Belgrad dahin zu wirken, daß ein Zusammenstoß vermieden werde, und es gelang auch, beide Theile zur Zurückziehung ihrer Grenzcorps zu bewegen. Da nun außerdem der Eintritt des Winters dem Kampf in den aufständischen Provinzen einigermaßen

Halt gebot, ward beschlossen, diesen zu benutzen, um durch eine gemeinsame Note der Pforte die nothwendigen Reformen näher zu bezeichnen, und Graf Andrassy, als Vertreter der nächstbetheiligten Macht, mit der Abfassung derselben betraut. Die drei andern Staaten hielten sich zurück. Disraeli indeß bemerkte schon bei Gelegenheit des Lord-Mayor-Banketts (9. November 1875), England habe im Orient, wenn nicht so unmittelbare, doch ebenso bedeutende Interessen wie andere Mächte, und die Regierung werde diese zu wahren wissen. Diese Erklärung erhielt kurz darauf einen praktischen Ausdruck, indem am 25. November die Welt durch die Nachricht überrascht ward, daß England die dem Khedive gehörigen Suez-Actien angekauft habe. Formell lag hier nur ein rechtlich unantastbares Geschäft vor, dessen Betrag der an Milliarden gewöhnten Börse nicht einmal hoch erscheinen konnte; thatsächlich aber handelte es sich um ein Ereigniß von weittragender politischer Bedeutung, welches nicht nur zeigte, daß im Orient England nur zu wollen brauche, um wieder als Großmacht aufzutreten, sondern auch seine Action für die Zukunft nach einer bestimmten Seite band. Den englischen Ministern lag es zwar fern, den Besitz des Canals selbst, geschweige den Egyptens zu erwerben; aber indem sie ihr Land zum größten Actionär machten, wollten sie sich den großen Seeweg nach Indien sichern und zeigen, daß, wenn die Türkei nicht aufrecht zu erhalten sei, England seine Interessen im Orient wahrzunehmen wissen werde. Daher erregte dieser entschiedene Bruch mit der Nichtinterventionspolitik so großes Aufsehen; während er im Lande selbst mit begeisterter Zustimmung aufgenommen ward und die lebhafte Billigung des Fürsten Bismarck fand, zeigte Rußland ein kaum verhehltes Mißfallen, Frankreich melancholische Resignation. Sic vos non vobis hieß es hier für die Landsleute des Herrn v. Lesseps, der — trotz England — das große Unternehmen durchgeführt. „Oh peuple français, que tu sais bien tirer les marons du feu!" rief John Lemoinne, — vom lac français war freilich keine Rede mehr.

Nachdem nun die Pforte die Action der drei Mächte durch allerlei Vorwände hinauszuzögern gesucht, erließ sie, um den Forderungen derselben die Spitze abzubrechen, aus eigner Initiative einen Reform-Irade für das ganze Reich, der eine wahre Fülle von öffentlichen Freiheiten versprach, den alten Mißbräuchen der Verwaltung ein Ziel setzen und das Vertrauen vollkommen herstellen sollte. Diese Krönung des Hat-i-Hamaïum, wie die Pforte die Wiederversprechung dessen, was schon so oft zugesagt und nie gehalten war, nannte, konnte im Lande wie in Europa nur sehr geringen Eindruck machen, zeigte vielmehr, wie schlecht die Zustände sein mußten. Gleichzeitig erschollen die lautesten Klagen über Wiedererhöhung der Steuern, die nothwendig war, um am 1. Januar nur die Hälfte der Schuldzinsen zu zahlen und die Truppen nothdürftig zu unterhalten. Nur das erreichte die Pforte, daß die bereits fertiggestellte Note der drei Mächte einer Revision unterzogen werden mußte und erst am 30. December die Einigung über sie halb erzielt war.

Das Actenstück, das nach dem Namen seines Verfassers bezeichnet wird, constatirte nach einer geschichtlichen Recapitulation, daß es weder den türkischen Waffen gelungen, dem Aufstand ein Ziel zu setzen, noch der Regierung, durch ihre Reformversprechungen die Bevölkerung der aufständischen Provinzen zu be-

schwichtigen. Die verheißenen Reformen seien auch ungenügend, weil sie mehr allgemeine Grundsätze für die Reichsverwaltung aussprächen, als die Herstellung des Friedens in Bosnien und Herzegowina bezweckten. Als dazu geeignete Maßregeln empfahlen die Mächte folgende: 1) wirkliche Gleichstellung der Christen mit den Muselmännern, welche zwar proclamirt, aber theils nicht ausgeführt, theils mit beschränkenden Clauseln umgeben war; 2) Abschaffung der Steuerpacht und Erhebung der Steuern durch staatlich bestellte Beamte; 3) Verwendung der directen Steuern der Provinzen für Zwecke derselben; 4) Durchführung dieser Reformen durch eine Commission, die zur Hälfte aus Christen, zur andern aus Muselmännern zusammengesetzt sein soll; 5) Eine Agrarreform, welche die Lage der Rajah verbessern solle, über deren Natur aber nur allgemeine Andeutungen gegeben wurden. Wenn es nicht gelinge, den allgemeinen Versprechungen des Irade derartig für die fraglichen Provinzen feste Gestalt zu geben, so werde der Aufstand im Frühjahr unstreitig neu aufleben, Bulgarien und Kreta in denselben hineingezogen werden und die Regierungen von Serbien und Montenegro, welche sich bisher nicht ohne Mühe außerhalb desselben hielten, nicht mehr im Stande sein, beim Schmelzen des Schnees dem Streben der Bevölkerung, in den Kampf einzutreten, Widerstand zu leisten. Eine Pacification könne auch nicht dadurch herbeigeführt werden, daß man den Erfolg der von der Pforte veröffentlichten Reformen abwarte; dies vermöge nur eine von den Mächten ausgehende Kundgebung zu thun, welche sich auf klare, unanfechtbare und praktische Reformen berufen könne, die besonders geeignet seien, die Lage von Bosnien und der Herzegowina zu verbessern.

Waren nun aber die empfohlenen Reformen wirklich dazu geeignet und durchführbar? Um dies zu beantworten, müssen wir an die Bedingungen der osmanischen Herrschaft erinnern. In der Mehrzahl der ihr untergebenen Länder wohnen auf demselben Boden zwei Bevölkerungen, die sich schroff gegenüberstehen. Nichts ist zwar irrthümlicher, als die im Reich der Pforte lebenden Christen als eine einheitliche Masse zu betrachten. Zwischen Griechen, Bulgaren, Armeniern, Katholiken u. s. w. herrscht vielmehr der schärfste Gegensatz und bittere Feindschaft;*) aber noch tiefer ist die Kluft, die alle diese von den Muselmännern trennt. Die Verschiedenheit der Nationalität thut viel, aber sie tritt im Orient zurück gegen die der Religion. Schon in Ungarn ist der Gegensatz von Magyaren und Slaven überall da am schärfsten, wo er mit dem confessionellen zusammentrifft; der lebensfähigste südslavische Stamm, die Croaten, stehen der Pesther Regierung nicht so schroff gegenüber, wie Slovenen, Serben und Rumänen, weil sie katholisch, letztere griechisch-orthodox oder unirt sind. Die Schwierigkeit in Galizien liegt darin, daß neben 2 Millionen katholischer Polen 2½ Millionen griechischer Ruthenen wohnen. Dieser Gegensatz verschärft sich, je weiter man nach Osten geht; die gemeinsame Nationalität der Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina hindert nicht, daß die drei Confessionen derselben sich auf das bitterste befeinden.

Der Westen Europas ist so lange durch gemeinsamen christlichen Glauben

*) Die Katholiken haben auch am Aufstand nicht theilgenommen.



und ähnliche Institutionen verbunden gewesen, daß für die verschiedenen Nationen ein annähernd gleiches Niveau geschaffen wurde. Rußland seinerseits hat sogar die organisch erwachsene Einheit von Gesellschaft, Staat und Kirche wesentlich bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Westen ward dieselbe zwar durch die Reformation gebrochen, und oft ist auf die Verschiedenheit katholischer und protestantischer Länder hingewiesen. Aber dieser Antagonismus ist verschwindend klein, wenn man ihn mit dem vergleicht, der zwischen den christlichen Rajahs und den Muselmännern besteht. Lord Palmerston und Lord Stratford glaubten, durch Reformen einen gemeinsamen Boden für beide schaffen zu können; sie übersahen, daß das Laienelement unserer modernen Weltanschauung, welches Katholiken, Protestanten und Juden, Orthodoxe und Rationalisten doch nebeneinander leben läßt, Verfolgung hindert und Gleichstellung verschiedener religiöser Gemeinschaften möglich macht, auf den Wurzeln einer gemeinsamen Bildung ruht, die im Orient fehlt. Bei Muselmännern wie Christen sind Sitten, Anschauungen Vorurtheile zu einem Ganzen verschmolzen, aber bei jedem von ihnen zu einem diametral entgegengesetzten. Was kann gemeinsam sein zwischen dem hart arbeitenden Bauern, der mit seiner einen Frau in einer Hütte lebt, an deren Wänden die Bildnisse zahlreicher Heiligen hängen, und seinem Grundherrn, der ihn einen Götzendiener und Säufer nennt, weil der Islam jedes Bild und den Wein verbietet, aber nichts Unsittliches in der Polygamie und der Bedrückung Ungläubiger findet? Der gute Muselmann und der gute griechische Christ haben jeder ihre Moral, aber eben jeder eine verschiedene. Die Unversöhnlichkeit dieser Anschauungen machte, als in den Staaten des Islam überhaupt fremde Christen zugelassen wurden, die Capitulationen nothwendig, kraft deren die Betreffenden unter den Gesandten und Consuln ihres Landes kleine, selbständige Gemeinwesen bildeten. Für die einheimischen Christen dagegen gilt nach dem Princip des Islam stets das Wort de Maistre's: „Entre Chrétien et Musulmann l'un des deux doit servir ou périr"; denn dem Koran sind die Angehörigen des Propheten ohne Unterschied der Nationalität das auserwählte Volk Gottes, bestimmt zum Herrschen über die Ungläubigen. Ein Beispiel allerdings gibt es, wo Muselmänner, und zwar überwiegend der strengsten Richtung, den Wahabiten angehörig, in voller Gleichheit neben einer Bevölkerung anderen Glaubens wohnen, welche ihnen vielleicht noch heterogener ist, als die Christen es sind, das anglo-indische Reich. Aber diese Thatsache wird nur dadurch möglich, daß hier eine dritte Macht über Hindus wie Muselmänner herrscht, beide zwingt, friedlich nebeneinander zu leben, sich durchaus unparteiisch gegen beide stellt und, obwol ihrer Natur nach despotisch, doch durch die Controle des Mutterlandes die Bürgschaft der Intelligenz bietet. Man denke sich die Regierung Englands in Indien gestürzt, und der alte Kampf der muselmännischen und Hindustaaten, der bis zu ihrer Begründung dauerte, würde auf's Neue beginnen, sowie er in Afrika zwischen muhammedanischen und heidnischen Reichen wüthet. Eine solche dritte unparteiische Macht, die Frieden halten könnte, ist in der Türkei nicht vorhanden, wo vielmehr das muselmännische Element selbst das herrschende ist und eben deshalb das christliche das dienende sein muß. Nach jahrhundertlangem Nebeneinanderleben stehen beide noch heute sich unvermittelt gegen-

über; und deshalb bleibt die Vermischung Beider zu einem Volke ein unlösbares Problem.

Es ist damit keineswegs eine Irreformabilität der türkischen Herrschaft in dem Sinne behauptet, daß dieselbe mit der bisherigen Mißregierung stehe und falle. Kein Princip des Islam hindert die Herstellung einer geordneten Verwaltung, Sicherung des Eigenthums und bürgerlicher Rechte der Christen gegen Willkür der Beamten und Grundherren, Anstellung christlicher Richter für die Angelegenheiten der Christen untereinander; auch gemischte Gerichte für die Streitigkeiten von Christen und Muhammedanern wären in größeren Städten denkbar; endlich würde in den rein christlichen Districten eine autonome Organisation der Ortsobrigkeit sehr wohl möglich sein. Vor Allem müßte die Centralregierung reformirt, die Willkür des Sultans und der Minister beschränkt und dem Zustand ein Ende gemacht werden, wo in Konstantinopel ein unaufhörliches Ringen um die höchsten Stellen durch Intriguen und Bestechung stattfindet und die dort zusammenfließenden ungeheuren Summen in die Hände von Verschwendern und Wucherern gehen. Damit würde der ewige Wechsel der höheren Beamten aufhören, von denen kaum je einer die Zeit hat, sich mit den Bedürfnissen seiner Provinz bekannt zu machen, geschweige sie zu befriedigen.*)

Wohl aber ist der Islam in dem Sinne irreformabel, als er nie den Christen wirklich die Rechte gewähren kann, welche die Muselmänner zur herrschenden Classe trotz ihrer Minorität machen. Die Pforte hat das auch früher, ehe sie die Politik angenommen, schöne Dinge zu versprechen aber nicht zu halten, unumwunden erklärt. Sie weigerte, auf die Vorschläge von Rußland, England und Frankreich einzugehen, welche für die Rajah bei Gelegenheit der griechischen Kämpfe gleiche Rechte mit den Muselmännern forderten, weil das heiße, den Sieger an die Stelle des Besiegten zu setzen, was nur nach Zerstörung der muhammedanischen Bevölkerung geschehen könne; sie zog die Abtretung Griechenlands als das kleinere Uebel vor. Praktisch steht die Sache trotz aller Hats noch heute so. Wir wollen ganz von den abenteuerlichen Verfassungsprojecten für das gesammte Reich absehen, an deren Verwirklichung Niemand glauben kann, sondern nur eine einfachere Frage hervorheben. Gleichen Rechten müßten gleiche Pflichten gegenüberstehen, die Rajahs also müßten wehrpflichtig werden, wogegen sie von der Militärkopfsteuer befreit würden. Auf dem Papier hat die Pforte dies wirklich bereits am 10. Mai 1855 verfügt, aber nie gewagt, auch nur einen Anfang der Ausführung zu machen, weil eine Einheit der Disciplin über Regimenter, die aus Christen und Muselmännern zusammengesetzt wären, nicht möglich wäre.**) Andererseits würde sie auch die Christen gesondert

*) „Without the stability of Governors-General all other reforms will be impossible,“ schreibt Holmes II, p. 41. Der Pascha von Candia erzählte Fr. v. Löher, daß er in den letzten vier Jahren elfmal einen andern Posten erhielt; zweimal wurde er Polizei-, einmal Marineminister, ein anderes Mal Präsident des Staatsraths; einmal wurde seine Bestimmung verändert, ehe er noch auf seinem Posten eingetroffen war. (Allg. Ztg. 8. Nov. 1876.)

**) Auch in der indischen Armee sind Muhammedaner von Hindus getrennt und letztere



nicht zu organisiren wagen, weil dieselben ihre Waffen eventuell gegen die Pforte wenden könnten. Die Herrschaft der muselmännischen Minorität kann den Christen Toleranz, Gerechtigkeit, bessere Verwaltung gewähren, niemals politische und sociale Gleichstellung, und man mag überzeugt sein, daß sie hiervon durchdrungen ist. Die Unfähigkeit der türkischen Regierung schließt nicht aus, daß in der muselmännischen Bevölkerung zahlreiche widerstandskräftige Elemente vorhanden, die ihre Rechte zu vertheidigen durchaus entschlossen sind. Stehen sie auch im Ganzen an Zahl den Christen sehr nach, so bilden sie doch in der Hauptstadt und deren Umgebung die Mehrheit und spielen selbst in den Provinzen, obwol numerisch die Schwächeren, als Inhaber der höheren Aemter durch ihre Organisation, namentlich aber durch die bewaffnete Macht, die erste Rolle. Sie betrachten den Hat-i-Hamaïum als ungültig, weil er ohne Zustimmung des Scheich ul Islam erlassen, und wenn die Pforte ihren Reformirade in den Provinzialstädten vor der versammelten Garnison unter dem Donner der Kanonen verlesen ließ, so wird das die Muselmänner nicht bekehrt, sondern nur erbittert haben.*)

Behält man diese thatsächlichen Verhältnisse fest im Auge, so konnte man von vornherein schwerlich hoffen, daß Graf Andrassy's Vorschläge geeignet seien, die Folgen jahrzehntelanger Mißgriffe und Unterlassungen auszugleichen; zwei der Forderungen waren in sich unmöglich, zwei an sich möglich, aber nicht leicht zu erfüllen. Die verlangte Gleichheit von Christen und Muselmännern besteht ja gesetzlich schon lange; wie die Hindernisse ihrer Durchführung beseitigt werden sollen, wird nicht gesagt. Die gemischte Reformcommission würde ihren Zweck nie erreichen; würden die Mitglieder von der Regierung ernannt, so hätten die ausgewählten Christen von vornherein bei ihren Genossen jedes Vertrauen verscherzt; würden sie gewählt, so käme man nur zu dem Resultat, zwei feindliche Gegensätze, durch eine gleiche Anzahl von Mitgliedern vertreten, einander gegenüberzustellen. Die Christen sollen sich mit ihren verhaßten Zwingherren zusammenfinden, um eine complicirte Arbeit fertig zu bringen, welche letztere nothwendig wichtiger Rechte berauben muß. Das Beispiel der Organisation des Libanon, das man anführt, paßt in keiner Weise auf Bosnien und die Herzegowina, weil dort wol feindliche Confessionen neben einander wohnen, aber nie die Christen Hörige der Muselmänner waren; außerdem sind dort eine Reihe verschiedener Confessionen vorhanden, so daß in den Vertretungskörpern (Medjilis) eine Art Gleichgewicht herzustellen ist, endlich aber wurde auch diese Organisation nur durch die französische Occupation**) und die Intervention der Mächte durchgesetzt.

wieder nach ihren Kasten gesondert. Jede Gruppe hat eigne Brunnen und Speiseanstalten in der Garnison und findet sich auf dem Marsche an gemeinschaftlichem Feuer zusammen.

*) „It is evident from the reports of H. M.'s Consuls that the native Mussulmans in Bosnia and Herzegowina and even the local authorities, have not realized to themselves the importance of frankly accepting and honestly executing the reforms already decreed," schreibt Derby an Elliot. (Jan. 25. Parl. Papers I, p. 104.)

**) Die Eventualität einer solchen wurde aber von Oesterreich bei Mittheilung der Note durchaus in Abrede gestellt; „the Government have no desire to constitute themselves guardians of the peace beyond their own frontiers," erklärte Graf Beust in London. Parl. Papers I, p. 87.

Nicht principiell unausführbar, aber praktisch schwer und nur langsam zu verwirklichen sind die beiden anderen Forderungen der Note, Abschaffung der Steuerpacht und Verwendung der directen Steuern für die Provinzen. Um das tiefgewurzelte Uebel zu beseitigen, daß Steuereinnehmer die Abgabenerhebung für ihre eigene Tasche ausbeuten, müssen ehrliche und tüchtige Beamte vorhanden sein; und um solche zu erhalten, muß man sie ausreichend bezahlen, — woher aber soll die Pforte die Mittel dazu nehmen? Wenn dann die directen Steuern der beiden Provinzen für diese selbst verwandt werden sollen, so ist zu berücksichtigen, daß die Pforte, abgesehen von den Tributen der halbunabhängigen Länder, ihr Einkommen wesentlich aus den directen Abgaben zieht; an indirecten hat sie nur die Zölle, deren Ertrag nicht sehr bedeutend ist, die Viehsteuer, die Taback- und Spirituosensteuer und den Stempel, der bei dem geringen Verkehr wenig abwirft. Da nun eine Beschränkung der vorgeschlagenen Reform auf Bosnien gerechte Unzufriedenheit in den anderen Provinzen hervorrufen würde, so müßte sicher allgemeine Durchführung die vollständige Einstellung der Zahlung der Schuldzinsen nach sich ziehen.*) Die türkischen Finanzen sind eben in einer Lage, daß sie Reductionen der Einnahmen nicht ertragen können, sondern es sich nur um eine andere und gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben handeln kann. Diese Aufgabe ist an sich dornig genug; unmöglich erscheint es aber für eine Regierung, die bisher von der Hand in den Mund gelebt hat, in den schwierigsten Verhältnissen auf die bisherigen Einnahmen zu verzichten. Der letzte Vorschlag der Note konnte vollends zur Zeit nicht in Betracht kommen, da derselbe eine Agrarreform umfaßt, die erst in Angriff genommen werden konnte, wenn die äußere Ruhe hergestellt war.

Zu den Bedenken, welche die angerathenen Reformen an sich hervorrufen mußten, kam nun noch der zweifelnde Ton, in dem sie vorgetragen waren. Es wurde zugegeben, daß auch ihre Ausführung nur eine relative Sicherheit bringen werde, und als Mittel zur Erreichung dieses bescheidenen Zieles bot man nur die Aussicht, daß, wenn die Türkei nicht damit Ernst mache, die Mächte zu einer nicht angegebenen Zeit in einer nicht angegebenen Weise die Erfüllung fordern würden. So machte die Note in ihrer gesammten Haltung den Eindruck eines ziemlich resignirten Pessimismus, der Mühe hatte, sich überhaupt zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufzuraffen. In der That hatte sie denn auch das Loos, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich am lebhaftesten mit ihr beschäftigte, so lange ihr Inhalt nicht bekannt; sobald dies der Fall war, fühlte man, daß sie praktisch ein Schlag in's Wasser sei.

Gleichwol wurde sie formell der Ausgangspunkt der weiteren Entwickelung. Frankreich und Italien traten ihr sofort bei, England gewährte ihr zögernd eine allgemeine Unterstützung (general support) in einer Weise, welche von vornherein zeigte, daß es sich wenig Erfolg davon verspreche. Diese Auffassung, welche Disraeli am 9. November ausdrücklich aussprach,**) geht schon aus den Aeuße-

*) Dieses Bedenken äußerte auch der Herzog Decazes gleich gegen den englischen Botschafter. Parl. Papers I, p. 84.

**) Rede am Lord-Mayors-Bankett 1876: „Although we had little hope of its proving effective. The fatal fault of the Andrassy note was, that it was inopportune.

rungen Lord Derby's sowol in seinen Depeschen als im Parlament hervor. In seinem Erlaß an Sir H. Elliot vom 25. Januar 1876 bemerkt er, daß er die Vorschläge nur als Empfehlungen betrachte,*) welche keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Pforte verlangen, wie solche durch Art. IX. des Pariser Friedens ausgeschlossen, und beauftragt nur den Botschafter, zu betonen, daß die energische Ausführung im eigenen Interesse der Türkei liege, ebenso würde eine Mittheilung der zu dem Zwecke getroffenen Maßregeln nur früheren Vorgängen entsprechen. Im Oberhause sprach sich der Minister am 9. Februar 1876 folgendermaßen aus: „Als die Frage an uns herantrat, wie wir uns zu der Note Oesterreichs stellen sollten, zeigte sich eine dreifache Möglichkeit. Wir hätten uns gänzlich fernhalten können; das wäre unstreitig das Bequemste gewesen, aber hätte uns jeden Einflusses beraubt. Wir hätten der Pforte das Gegentheil d. h. nicht auf die Vorschläge einzugehen, rathen können; aber hätte sie diesen Rath verworfen, so wären wir in einer schiefen Stellung gewesen; wäre sie ihm gefolgt, so wären wir für die Consequenzen verantwortlich gewesen. So blieb nur der dritte Weg, eine allgemeine Unterstützung zu gewähren. Wir thaten dies, weil wir glaubten, daß dies, Alles erwogen, die weiseste Politik sei; aber es steht ganz in unserer Macht, ich sage nicht uns zurückzuziehen, sondern uns einer weiteren Action zu enthalten, ohne daß irgend Jemand sagen kann, wir hätten Erwartungen getäuscht oder uns Verpflichtungen entzogen." Dazu bemerkte Disraeli im Unterhause, die Regierung habe die Mittheilung von der Pforte empfangen, daß, so sehr es ihr zuwider sei, die Note entgegenzunehmen, sie doch wünschen müsse, daß England sich bei der Ueberreichung betheilige.

Abgesehen nun von dem letzteren Grunde, welchen Lord Derby als entscheidend betrachtete, um sein inneres Widerstreben gegen den Schritt zu überwinden,**) so scheint doch, daß außer den angeführten drei Möglichkeiten für England noch eine vierte vorhanden war, nämlich: das, was an den Vorschlägen der Note unausführbar war, abzulehnen, dagegen auf die oben erwähnten, praktisch durchführbaren Reformen energisch zu dringen. Jedenfalls war die ganze Situation nicht der Art, die türkischen Minister aus ihrer Indolenz zu reißen. Zunächst erfolgte die Mittheilung der Note nur der Art, daß der österreichische Botschafter sie Raschid-Pascha vorlas, ohne officiell Abschrift zu hinterlassen. Letzterer bat nur um eine solche, um seinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen und antworten zu können; die anderen Gesandten folgten dann mit gleicher Mittheilung.***)

*) Hier zeigte sich schon ein Unterschied der Stellung Englands von der der übrigen Mächte. Graf Beust betonte, daß letztere die vorgeschlagenen Reformen nicht blos als guten Rath betrachteten, sondern ein Pfand (pledge) für ihre Ausführung verlangten, wenn sie den Insurgenten rathen sollten, die Waffen niederzulegen. Lord Derby wollte sich dagegen nur zu gutem Rath verstehen. Parl. Papers I, 91.

**) Er erinnert in seiner Depesche an Sir H. Elliot daran, daß er schon zur Sendung der Consuln ungern zugestimmt, und sagt: „Since however the Porte has begged Y. E. not to stand aloof, H. M.'s Government felt that they had no other alternative." Parl. Papers I, p. 97. Lord Beaconsfield legte in seiner Rede vom 9. November das Hauptgewicht darauf, daß, da England die empfohlenen Reformen an sich für zweckmäßig gehalten, die Regierung ihre Zustimmung gegeben habe, um das europäische Concert zu bewahren.

***) Demgemäß erklärte auch das officiöse „Bassiret", daß keine Mittheilung der hohen Pforte

Die Pforte bemerkte denn auch in ihrer Antwort vom 13. Februar 1876, daß in Anbetracht der officiösen Natur des nicht an sie gerichteten Schriftstückes sie es nicht angezeigt finde, „in demselben gewisse Punkte aufzugreifen, welche sich der Erörterung darbieten würden"; mit andern Worten, die Pforte ließ sich auf die allgemeinen Klagen, Ermahnungen und Verwarnungen der Mächte nicht ein und betrachtete sie nur als die Ansichten guter Freunde. Was dann die fünf Reformvorschläge betraf, ward erklärt, daß „S. M. der Sultan, welcher diese Maßregeln als in den Kreis seiner Souveränetätsrechte fallend und zugleich als Ergänzung der bereits durch sein erhabenes Rescript (Ferman vom 12. December 1875) kund gemachten Verbesserungen betrachtet," durch ein Irade die Ausführung von vier Punkten angeordnet habe, „welche sich aus den von der hohen Pforte angenommenen Grundsätzen ergeben und ausnahmslos in allen Gebieten Bosniens und der Herzegowina in Kraft zu treten haben." Diese Punkte waren: Gleichheit der Confessionen, Aufhebung der Steuerpacht, Agrarreform, gemischte Reformcommission. Was den fünften Punkt, die Verwendung der directen Steuern für die Provinz, betrifft, so erklärte die Pforte, daß eine solche Maßregel nicht mit dem allgemeinen System der türkischen Finanzverwaltung in Einklang zu bringen sei, versprach aber, eine Summe auszuwerfen, welche nach Anhörung der Wünsche der administrativen Congregationen festgesetzt und unter Controle der verheißenen Provinzialräthe verwendet werden solle. Wenn man nun auch nicht absah, woher die Pforte diese Summe nehmen konnte, durch die der aufständischen Provinz immerhin eine Bevorzugung vor den anderen gegeben wurde, so konnte man, was diesen Punkt belangt, wol die Ansicht Raschid Pascha's theilen, daß die Anordnung materiell den Absichten entsprach, welche den betreffenden Vorschlag der Note eingegeben. Abgesehen aber von den Hindernissen, welche sich der Ausführung der anderen Punkte entgegenstellen mußten, trat noch ein anderes hinzu, welches alle Zusagen vorläufig zu einem todten Buchstaben machte: die Fortdauer der Insurrection, und dies betonte die Pforte natürlich besonders, indem sie mit großer Gewandtheit suchte, die Verantwortlichkeit der Mächte für die Unterdrückung des Aufstandes zu engagiren. Sie begründete ihren Beschluß, die Reformen sofort in Wirksamkeit zu setzen, ausdrücklich damit, daß sie die Ueberzeugung erlangt habe, die Mächte seien, um ferneren Verwickelungen vorzubeugen, geneigt, „auf die insurgirten Provinzen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln eine die Pacification bezweckende und b e w i r k e n d e moralische Pression auszuüben," machte also thatsächlich die Ausführung der Reformen davon abhängig, daß die Mächte die „verirrten Unterthanen" zur Niederlegung der Waffen bestimmten.

Hierauf arbeitete nun allerdings Graf Andrassy sehr eifrig hin. General Rodich und der Befehlshaber in Croatien und Slavonien, General von Molli-

---

übergeben; es sei freilich richtig, daß Graf Andrassy ein Project zur Pacification der aufständischen Provinzen ausgearbeitet und e i n i g e n europäischen Cabinetten mitgetheilt habe, auf ausdrückliches Verlangen auch dem Minister des Auswärtigen, der dies Actenstück kennen lernen und seinen Inhalt studiren wolle. Diese Mittheilung aber sei nur eine officiöse gewesen, und das Project auch ganz im Sinne des bereits gegebenen Fermans gehalten; die Nachricht von einem officiellen Schritte also lediglich vom Geist des Uebelwollens dictirt.



nary, wurden nach Wien berufen und instruirt, die Grenzcontrole scharf zu handhaben, den Flüchtlingen Aufenthalt und Subvention in bemessener Frist zu kündigen und keine Begünstigung des Aufstandes durch die Presse zu dulden. Außerdem wurde in Belgrad energisch zur Ruhe gemahnt, nach Cettinje aber General Rodich gesandt, um dem Fürsten von Montenegro zu erklären, daß jede fernere Unterstützung des Aufstandes ihm den Schutz der Mächte gegen ein Einschreiten der Pforte entziehen werde; ähnliche Mittheilungen ergingen von russischer Seite. Der Abschluß einer Offensivallianz zwischen Serbien und Montenegro ward so allerdings verhindert; aber die Rüstungen beider und die Unterstützung der Insurgenten dauerten fort, auch aus Dalmatien kam Ljubibratics mit einem neuen Trupp Freiwilliger, der zwar an der Grenze festgenommen ward, aber die Zufuhr von Waffen aus Ragusa ging fort.*) Die Pforte schickte neue Commissare, aber Wassa Effendi, zwar persönlich ein Mann von Energie, wußte auf die Frage Elliot's, wie er die zurückkehrenden Flüchtlinge unterstützen, vor Mißhandlungen schützen und solche summarisch bestrafen könne, keine Antwort. Er hatte weder Geld noch Truppen zu seiner Verfügung,**) und sein Rath ward vom Statthalter so wenig gehört, daß, statt wirklich eine Steuererleichterung eintreten zu lassen, man die Hammelsteuer schon im März, statt im April, erhob. Die Begs ihrerseits blieben bewaffnet, und als Elliot in Konstantinopel bemerkte, daß, so lange dies der Fall, auch die Flüchtlinge sich nicht durch ihre unbewaffnete Rückkehr der Rache ihrer bisherigen Herren aussetzen würden, antwortete der Minister, man wolle die Sache überlegen. Das Benehmen der türkischen höheren Beamten gab allseitig den Eindruck, daß es ihnen nicht Ernst mit der Pacification sei. So war es nicht zu verwundern, daß, als General Rodich nach der Sutorina ging, um die Aufständischen zur Unterwerfung zu bewegen, da sie auf keine auswärtige Unterstützung zu rechnen hätten, diese sich weigerten. Sie verlangten ein Drittel der Güter der Begs, den Wiederaufbau der Kirchen und Häuser, Korn und Vieh auf ein Jahr, Freiheit von Zehnten auf drei Jahre, Rückzug der Truppen aus der Provinz, mit Ausnahme von Garnisonen in sechs Städten unter Controle russischer und österreichischer Agenten, Entwaffnung der muselmännischen Bevölkerung und Garantie der Großmächte für die Erfüllung dieser Forderungen. Da diese Bedingungen sofort in Wien verworfen wurden und auch kein Waffenstillstand zu Stande kam, weil die Insurgenten die Verproviantirung des von ihnen eingeschlossenen Niksich nicht zugeben wollten, begann der Aufstand auf's Neue, und bald ward wieder berichtet, daß der Zuzug aus Dalmatien und Montenegro stärker sei, als zuvor.***)

*) Holmes meldet noch am 20. März, daß er selbst in Ragusa einige zwanzig Insurgenten traf, die bewaffnet in die Stadt kamen, Lebensmittel kauften und unbehindert wieder nach ihrem Lager zurückkehrten.

**) Dagegen war Geld vorhanden, ein zweites Minaret auf der Moschee von Bosna-Serai zu bauen, das höher werden sollte, als der Thurm der griechischen Kirche. Trotz aller Gleichheit wurde den Christen der Gebrauch der Glocken nicht gestattet. Parl. Papers II, 18. Die Pforte vertheidigte dies und Elliot gab ihr Recht, „da die Glocken die Stimme des zum Gebet rufenden Muezzin übertönen könnten".

***) „It is evident that the Austrian Govt. have failed lamentably in their engagement to guard their own frontier and by means of well armed bands coming from their territory,

Offenbar aber waren die Aufständischen nicht blos hierdurch zu so weit gehenden Forderungen ermuthigt, denn in diese Zeit fallen die ersten deutlichen Symptome eines Umschwungs in Rußland; schon im Februar 1876 erfuhr man in London, daß der russische Consul in Ragusa den Aufstand offen begünstige und dem Leichenzuge eines der Führer gefolgt sei, und am 20. März meldete Holmes, daß dort ein russischer Agent, Wessilitzky Bozidorovich, mit großen Summen zur Unterstützung der Insurgenten aus Petersburg eingetroffen sei. Fürst Gortschakow leugnete die erste Thatsache nicht und sagte dem englischen Gesandten, so sehr er wünsche die Türkei zu erhalten, so könne man nicht gegen das Unvermeidliche angehen; er fand auch, die Forderungen der Insurgenten seien nicht einfach zu verwerfen. Am 22. März telegraphirte General Ignatieff, die Pforte habe beschlossen, Montenegro anzugreifen, worauf Gortschakow die Vertreter der fünf Mächte berief, um Gegenvorstellungen zu machen. Die Pforte erwiderte, daß sie an keinen Angriff gedacht habe, obwol Montenegro, trotz aller Versprechungen, seine Unterstützung des Aufstandes fortsetze und selbst ein montenegrinisches Corps an demselben Theil genommen habe. Der russische Kanzler erklärte dies für einen Roman, bezeichnete dagegen die Absicht der Pforte, ein Corps bei Skodra zusammenzuziehen, als gefährlich: c'est une étincelle près d'une poudrière; er könne Angesichts dieser drohenden Haltung Nichts mehr Montenegro gegenüber thun, auch nicht dafür bürgen, daß dasselbe nicht durch die Umstände zur Action gezwungen werde. Er werde Nichts thun, um Serbien und Montenegro anzuregen, könne sie aber auch nicht länger zurückhalten, wenn es zu keiner Pacification der aufständischen Provinzen komme. Hinsichtlich der Reformen meinte er, die Pforte sei unfähig, sie durchzuführen, die Forderungen der Insurgenten seien gemäßigt, es komme darauf an, die Andrassy'sche Note möglichst mit ihnen in Einklang zu bringen und gegen die Pforte die energischste Sprache zu führen. Neben der Omladina, welche besonders in den südslavischen Provinzen Oesterreichs und in Serbien arbeitete, traten die slavischen Comités in Rußland hervor, die eifrig Geld sammelten und als deren Agent Wessilitzky thätig war; das bulgarische Comité in Bucharest, das schon 1867 in Bulgarien einen Aufstand anzuzetteln gesucht, bestrebte sich, die Unzufriedenheit, die dort durch den Steuerdruck entstanden war, zu benutzen, und sandte Anfang März 20 Emissäre, welche überall Subcomités unter Vorsitz des Priesters und des Schulmeisters organisiren sollten. Der Plan war, die Städte, in denen hauptsächlich Türken wohnen, und die türkischen Dörfer in Brand zu stecken, die Eisenbahnen zu zerstören und die ganze Bevölkerung zur Erhebung gegen die Türken zu nöthigen; die Verschwörung ward verrathen und brach daher vorzeitig, Anfangs Mai, in einigen Dörfern aus. Dies verbreitete einen panischen Schrecken unter der sehr in der Minorität befindlichen muselmännischen Bevölkerung, und die Stimmung in Constantinopel ward so drohend, daß die Botschafter zum Schutz ihrer Angehörigen Kanonenböte verlangten; am 6. Mai wurden die Consuln Frankreichs und Deutschlands in Salonichi ermordet.

---

a formidable insurrection has been excited in districts which have hitherto remained quiet." (Elliot 7. April.)

Inzwischen war von den leitenden Ministern der drei Ostmächte eine Conferenz in Berlin bei Gelegenheit der Durchreise des Kaisers Alexander nach Ems verabredet, welche vom 10.—12. Mai stattfand. Fürst Gortschakow trat hier mit dem Project einer Occupation Bosniens, die durch Oesterreich, eventuell durch Italien im Namen Europa's zu vollziehen sei, da nur so die Pacification erzielt werden könne, hervor. Er begegnete aber hiermit dem entschiedensten Widerspruch Graf Andrassy's, dem Fürst Bismarck beitrat. Um andererseits das Einverständniß zu erhalten, kam der österreichische Minister, weit über seine eigenen Wünsche, denen Rußlands entgegen, und so entstand das „happy compromise“, wie Disraeli sagte, das Berliner Memorandum. Am 13. Mai wurde dasselbe von den drei Ministern den Botschaftern Englands, Frankreichs und Italiens mitgetheilt, wobei Fürst Gortschakow denselben bemerkte, sie würden, da er und Graf Andrassy bis zum 15. in Berlin blieben, die Verständigung sehr erleichtern, wenn sie durch telegraphische Mittheilung des wesentlichen Inhalts darauf hinwirken könnten, daß ihre Regierungen bis dahin sich äußerten. Frankreich und Italien antworteten wirklich am 15. zustimmend, in England aber sah man die Sache anders an. Schon die Art der Mittheilung und der Fristbestimmung, wobei Zustimmung vorausgesetzt schien, mißfiel in London höchlich; Jemand, der Disraeli unmittelbar nach Empfang der Nachricht sah, bemerkte, dessen Gesicht habe ihn lebhaft an das Lord Palmerston's erinnert, als derselbe den Abschluß der spanischen Heirathen erfuhr. Dem Grafen Schuwaloff erklärte der Premier, von einer telegraphischen Antwort könne keine Rede sein, das Cabinet werde das Memorandum sorgfältig zu prüfen haben, und fügte hinzu: „Monsieur l'Ambassadeur, c'est peut-être ainsi que l'on traite le Monténégro, mais on ne traite pas ainsi une grande puissance comme l'Angleterre.“ Abgesehen von dieser Formfrage erhob aber schon am gleichen Tage Lord Derby in einer Unterhaltung mit dem deutschen Botschafter starke Bedenken gegen den Inhalt des Memorandums, und am 19. lehnte er die Theilnahme an der vorgeschlagenen Politik ab, indem er diesen Beschluß durch eine Kritik der einzelnen Punkte begründete und zeigte, daß dieselben, obwol sich an die Andrassy'sche Note anschließend, doch eine Reihe neuer und undurchführbarer Forderungen enthielten.*) Namentlich betonte er, daß die Bemerkung am Schluß des Memorandums, welche, wenn die neuen Vorschläge nicht den gewünschten Zweck haben sollten, wirksame Maßregeln, um das Uebel zu hemmen, in Aussicht stellten, fast einer Aufforderung an die Insurgenten gleich komme, nicht nachzugeben. Disraeli erklärte am 9. November, daß mit jenen Maßregeln unzweifelhaft eine Besetzung türkischer Provinzen gemeint gewesen sei. In einem besonderen Erlaß sprach der Minister aus, daß es für die englische Regierung unannehmbar sei, wenn ihr eine Reihe von Artikeln vorgelegt werde, ohne daß ihr vorher Gelegenheit gegeben sei, dieselben im Einzelnen zu prüfen oder ihre Einwände geltend

*) Die Behauptung Gortschakow's in seiner Depesche vom 19. November: „Das Londoner Cabinet habe diese Vorschläge, welche das Andrassy'sche Programm weiter entwickelt, zurückgewiesen“ ohne dieselben zu prüfen, ohne sie zu berathschlagen — ist daher ebenso verletzend, als unzutreffend.

zu machen.*) Außerdem aber traf sie, im Gegensatz zu ihrer bisher passiven Haltung, die umfassendsten Anstalten zur Entfaltung einer imposanten maritimen Streitmacht im Mittelmeer, allerdings, wie Lord Derby sagte, zur Sicherung ihrer Unterthanen, wesentlich aber, wie Disraeli zugestand, um die Machtstellung Englands auf dem Schauplatz der Action wirksam zu vertreten.

Wir können hier, da das Memorandum keine weitere Rolle gespielt, von einer eingehenden Betrachtung des Inhalts absehen und uns auf die Bemerkung beschränken, daß Derby's Kritik gerecht scheint. Offenbar hatte Fürst Bismarck keinen Antheil an seiner Abfassung; die ganze Haltung desselben, das Unzusammenhängende seiner einzelnen Theile, das Durcheinander von unbewiesenen Voraussetzungen, Hoffnungen und versteckten Drohungen widersprechen gänzlich der Art, mit der der deutsche Kanzler Dinge behandelt, die ihm am Herzen liegen. Diese unklare Form verrieth den Ursprung in der zwiespältigen Politik Oesterreichs, der Inhalt kam von Rußland.**) Ebendeshalb wurde Englands Weigerung als ein schwerer Schlag in Ems,***) keineswegs in Berlin und Wien empfunden; Oesterreich wie Deutschland weigerten sich, auf die dringende Aufforderung Rußlands einzugehen, das Memorandum ohne England in Konstantinopel zu überreichen. Frankreich suchte im peinlichen Gefühl, voreilig gehandelt zu haben, vergeblich eine Manifestation zu combiniren, welche die Einheit der Action Europa's wiederherstelle.

Weit schwerer noch war die Niederlage, welche die russische Politik durch unerwartete Ereignisse am Bosporus erlitt. Die Aufregung der muselmännischen Bevölkerung war in der Hauptstadt nicht sowol gegen die Christen, als gegen die eigene unfähige Regierung gerichtet, die vollkommen in Ignatieff's Händen war. Dieser überredete auch den Großvezier, keine Truppen nach Bulgarien zu senden, da der dortige Aufstand Nichts auf sich habe und nur durch einige nichtbezahlte Eisenbahnarbeiter angeregt sei; andererseits suchte er den Schrecken, welchen die Vorgänge in Salonichi in der christlichen Bevölkerung verbreitet, möglichst zu erhöhen, indem er die zur Disposition seiner Gesandtschaft stehenden Montenegriner bewaffnet aufziehen ließ. Mahmud Pascha, der bei dem Sultan in Ungnade gefallen war, weil er demselben auch nicht genug Geld gab, hielt sich nur durch Ignatieff, und der Plan war bereits zwischen beiden discutirt, eine russische Besatzung zum Schutze Konstantinopels einrücken zu lassen.†) Allein an dem Botschafter sollte sich die Wahrheit des serbischen Sprichworts erproben: „Der Fuchs fängt sich im Eisen mit einem Bein, aber wenn er recht

*) „The northern powers had invented a totally new system of diplomacy. They drew up measures without any sort of consultation with the other powers, embodied the result of their deliberations in memoranda, which they summoned the other powers to accept or else to be responsible for the consequences," sagte der englische Gesandte in Rom.

**) Der italienische Minister Melegari erklärte dies sogar dem englischen Gesandten offen. „Although the demands had been presented by the three Powers collectively, they were the work of the Russian Cabinet only." II, 153.

***) „Die Folgen sind schreckliche gewesen," sagt Gortschakow in seiner Depesche vom 19. Novbr.

†) Hierauf spielte Lord Beaconsfield an, wenn er am 9. November als Grund für die Sendung der Flotte auch anführte, „having received intimation, that wild and daring schemes were in agitation."

schlau sein will, mit allen vieren.“ Durch jahrelange Arbeit hatte er sich eine ganz ausnahmsweise Stellung geschaffen, Englands Einfluß am Bosporus war unter dem Gladstone'schen Ministerium auf Null gesunken, Oesterreich durch innere Schwierigkeiten gelähmt, Frankreichs leitende Stellung seit Sedan vollständig gebrochen, Deutschland noch zu sehr mit seiner Consolidirung beschäftigt, um sich in die orientalischen Dinge näher einzulassen. Ohne daß Ali Pascha sich über die Ziele Rußlands täuschte, war daher die Pforte genöthigt, ein gutes Einvernehmen mit demselben zu suchen, das dessen Botschafter naturgemäß zum mächtigen Manne machte, namentlich nachdem 1871 beim Tode Ali Pascha's Mahmud gefolgt war und seine persönliche Begabung durch die Unbedeutendheit seiner großmächtlichen Collegen noch gehoben ward. Rußland seinerseits fand es vorläufig das Beste, das alte Gebäude zu conserviren und sich seiner asiatischen Aufgabe zu widmen. Einzelne Niederlagen kamen nicht in Betracht gegen den Rückhalt, den ihm der Dreikaiserbund gab, welcher Oesterreich im Orient neutralisirte. Der bosnische Aufstand brachte Ignatieff's Einfluß auf die Spitze; mit der einen Hand lähmte er die Action der Pforte, mit der andern leitete er die Fäden der unterirdischen Minirarbeit, welche ihre Existenz untergrub. Aber als das Ziel erreicht und die Tage des Vertrags von Unkiar-Skelessi zurückgekehrt schienen, brach das kunstvolle Gebäude zusammen. Einige energische Männer, vor allen Midhat Pascha, der erklärte Gegner Rußlands, waren längst überzeugt, daß nur durch einen Umschwung an höchster Stelle der Ruin des Reichs aufgehalten werden könne. Als nun der Aufstand auch in Philippopolis ausbrach, benutzten die Reformer den Schrecken, den dies hervorrief, um die Koranstudenten, die Softas, zu einer Action zu veranlassen. Diese zogen zum Sultan mit einer Petition, welche die Absetzung Mahmud's und des Scheich ul Islam verlangte, und Abdul Aziz, ohne zu ahnen, daß er damit sein eigenes Urtheil unterzeichnete, nahm gern diesen Anlaß wahr, sich Mahmud's zu entledigen. An die Stelle desselben trat Mehmed Rudschi, Hussein Avni ward zurückberufen, bald darauf trat auch Midhat ein. Scheich ul Islam ward Hassan Cheirullah. Es gelang Midhat bald, den Großvezier und Hussein zu überzeugen, daß man nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe: die Minister stellten dem Sultan noch einmal die Nothwendigkeit vor, seine Ausgaben einzuschränken. Als er erwiderte, er könne Nichts entbehren, ward seine Absetzung beschlossen; der Scheich ul Islam gab auf die Frage, ob der Herrscher der Gläubigen nicht entfernt werden müsse, wenn er Zeichen der Geistesstörung und Unkunde der politischen Lage gebe, auch mehr Geld ausgebe, als der Staat ihm gewähren könne, und dadurch denselben dem Ruin entgegenführe, eine bejahende Antwort, und dies Fetwa wurde sofort ausgeführt. Die Vorbereitungen wurden mit Geschick und Entschlossenheit getroffen; so viele Mitwisser es auch dabei geben mußte, so blieb doch das Geheimniß wohl bewahrt, weil die Ueberzeugung allgemein war, daß nur so eine Revolution vermieden werden könne. Abdul Aziz wurde am 29./30. Mai 1876 entthront, und nahm sich kurz darauf selbst das Leben. Mochte nun auch sein Nachfolger, wie sich bald herausstellte, ein an Leib und Geist zerrütteter Mensch sein, mochten einige der fähigsten Männer, welche ihn auf den Thron gesetzt, ermordet werden, das änderte Nichts an der

Thatsache, daß es wieder eine Regierung in Konstantinopel gab. Der Eindruck des Ereignisses wirkte am russischen Hoflager in Ems wahrhaft betäubend. Fürst Gortschakow war Anfangs gesonnen, dasselbe nicht ruhig hinzunehmen;*) aber die Friedensliebe seines Gebieters, die von Berlin wirksam unterstützt ward, siegte,**) und als der Kanzler erfuhr, daß der Kaiser sich nach dem gegenwärtigen Aufenthalt Walujew's, seines Nebenbuhlers, erkundigt hatte, fügte er sich wieder in das Concert der Mächte, zunächst abzuwarten und der neuen Regierung Zeit zu lassen, zu zeigen, was sie könne.***) Die von Frankreich ausgegangene Idee einer Conferenz ward von England und Deutschland als unzeitgemäß bezeichnet, so lange kein festeres Programm für dieselbe vorliege.

II.

Die Dinge schienen damit auf ihren Ausgangspunkt zurückgeführt: ob es der Pforte gelinge, aus eigener Kraft die Ordnung in den aufständischen Provinzen herzustellen; aber es schien auch nur so. Trotz aller Mahnungen der Mächte erklärte Serbien der Pforte den Krieg, und Montenegro folgte. Disraeli hat später in einer Rede gesagt, man habe nicht blos mit Kaisern und Regierungen zu rechnen, sondern auch mit den geheimen Gesellschaften und Revolutionscomités, welche fortwährend ihre Hand im Spiel hätten und höchst unerwartete Dinge zu Stande brächten. Dies war im gegebenen Falle vollkommen wahr. Unter einer freien Regierung, welche das Volk an den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt, haben geheime Gesellschaften keine Macht; unter dem Absolutismus, der die natürlichen Ventile schließt, beginnt ihre unterirdische Action. So wenig sich dieselben an das Tageslicht wagen dürfen und ängstlich alle äußere Opposition gegen das vermeiden, was als Abweichung von dem Einen maßgebenden Willen aussieht, so wirksam ist ihre Thätigkeit und erstreckt sich durch die ganze Beamtenwelt und Gesellschaft bis zu der Spitze des Regiments, von der anscheinend Alles ausgeht, die aber doch wesentlich bestimmt wird durch die mannigfachen unsichtbaren Fäden, die bis zu ihr hinaufreichen. Wie unter Napoleon III. die Marianne ihr Wesen trieb, so blühen die Geheimbünde in Rußland von den Dekabristen bis auf unsere Tage und haben wiederholt eine Macht geübt, mit der die Regierung zu rechnen hatte,†) niemals aber mehr als in der gegenwärtigen Verwicklung.††) Mochte der Kaiser Alexander dringende Warnungen

*) Er bezeichnet später diese „explosion“ als Folge der durch Englands Haltung gebrochenen „unanimité des cabinets, qui seule avait pu contenir les passions en présence sur le sol de l'Orient.“ II, p. 283. So auch wieder in der Depesche vom 19. November.

**) Die „Provinzial-Correspondenz“ vom 14. Juni bemerkte bezeichnend: „Wiederum hat sich in entscheidender Stunde die hochherzige Gesinnung bewährt, in welcher Kaiser Alexander so vollkommen eins mit unserm Monarchen ist.“

***) Disraeli erklärte im Unterhause: We have concurred with the other powers or rather the other powers concurred with us, that no undue pressure should be exercised upon the new Sovereign, that he and his ministers should have time to mature their measures.

†) „The language and conduct of Russian agents had not always been in accordance with what I could not doubt was the intention of the Government,“ sagte Lord Derby dem Grafen Schuwaloff. II, 260.

††) „My conviction is that had it not been for the money spent by Russian and by

von Ems an den Fürsten Milan richten, er konnte denselben nicht abhalten, sich von der Agitation fortreißen zu lassen. Schon Mitte Mai war der General Tschernajeff in Belgrad zur Organisation des serbischen Heeres eingetroffen. Früher General-Consul in Belgrad, hatte er sich durch die Einnahme Taschkend's einen Namen gemacht, war aber später von Bochara geschlagen und zur Disposition gestellt. Der Schule jener panslavistischen politisirenden Strategen angehörig, deren Typus der General Fadejew ist, hatte er die Herausgabe des „Rußki Mir" übernommen und war dadurch populär geworden. Er ging nun nach Belgrad, angeblich nur, um sich über die Situation zu unterrichten, fand aber, wie er seinem Blatt schrieb, Alles für den Krieg begeistert, trat in serbische Dienste, ohne als zur Disposition stehend die Bewilligung seiner vorgesetzten Behörde nachgesucht zu haben, und drängte nun eifrig zum Handeln. Am 22. Juni 1876 beklagte Fürst Milan sich lebhaft bei der Pforte, daß sie sein Land mit eisernen Reifen umklammere,*) und gleichzeitig schlug sein Minister Ristich derselben vor, der serbischen Regierung die Verwaltung Bosniens gegen Zahlung eines Tributs zu übertragen. Es war schwer, derartige Dinge ernsthaft zu nehmen; sie waren nur ungeschickte Vorwände zur Kriegserklärung, die am 30. Juni erfolgte.

Selten hat eine Regierung sich so unverantwortlich in den Krieg und ihr Land damit in's Verderben gestürzt. Selbst Gladstone muß zugeben, daß Serbien keinen haltbaren Grund zum Kriege hatte, aber meint, es gäbe eben Fälle, wo die Sympathie sich nicht durch die conventionellen Regeln des Völkerrechtes binden lasse. Einmal aber hat kein Staat mehr Ursache, dieselben sorgfältig zu beobachten, als Serbien, da seine ganze Existenz auf europäischen Garantieen beruht; andererseits aber war die behauptete Begeisterung des Volkes eine Fiction, vielmehr nur durch die Agitatoren der Omladina in den Städten angefacht. Die Serben sind eine Nation von Bauern, die sich über keinen Druck seitens der Türkei zu beklagen hatte, denen dagegen das Aufgebot der Milizen, welche die Hauptmenge des Heeres ausmachten, sehr wehe thun mußte. Der Zweck des Krieges war einfach Eroberung; man hoffte, wenn Serbien die Fahne erhebe, werde die ganze slavische Bevölkerung der Balkanhalbinsel aufstehen, die Pforte nicht zu widerstehen im Stande sein und das großserbische Reich wieder aufgerichtet werden. In keinem Fall aber, versicherte Tschernajeff dem Fürsten, habe er eine Verschlechterung seiner jetzigen Lage zu fürchten; davor würde ihn Rußland schützen. Diese hochfliegenden Hoffnungen erfüllten sich nun freilich in keiner Weise; trotz der dringendsten Aufforderungen von Belgrad hielten sich die Griechen vollständig stille, weil sie seit 1867, wo Rußland sie in der candiotischen Sache fallen ließ, sich von diesem wie von der slavischen Bundesgenossenschaft abgewandt haben, sie erkannten, daß die Ersetzung

Dalmatian Panslavist Committees upon certain influential chiefs, the insurrection would long since have collapsed," schreibt der englische Consul in Ragusa am 14. Juni.

*) Die Besetzung der Grenze durch die Türkei war einfach defensiv; ein in Bulgarien bei dem Agenten Kaplichko gefundenes Schreiben an die bulgarischen Comités sagte, daß, wenn Serbien und Montenegro noch nicht den Krieg erklärt hätten, sie denselben doch bereits unter dem Namen Bosniens führten.

der türkischen Herrschaft durch die russische für die politische und Culturentwicklung des Griechenthums eine große Gefahr sei. Diese Entfremdung steigerte sich noch durch den bulgarischen Kirchenstreit, in dem Rußland die dann wirklich erfolgte Constituirung eines selbständigen bulgarischen Exarchats befürwortete, womit ein förmliches Schisma zwischen dem slavischen und dem griechischen Theil der orientalischen Kirche in der Türkei eintrat.

Was aber Serbien selbst betraf, so zeigte es sich bald, daß die Voraussetzung, ohne welche man an Krieg nicht denken durfte, nämlich eine ausreichende Rüstung, vollständig fehlte; obwol sein großer Stratege schon damals von den slavischen Comités nach Möglichkeit unterstützt ward und zahlreiche russische Officiere in die Armee eintraten, so waren die schwachen Kräfte des Landes schon am 24. August so weit erschöpft, daß die Regierung die angebotene englische Vermittlung für einen Waffenstillstand annahm. England befürwortete einen solchen von nicht weniger als einem Monat in Konstantinopel (1. September), und die übrigen Mächte traten ihm bei. Die Pforte wollte Serbien als aufständischer Provinz keinen förmlichen Waffenstillstand bewilligen, stimmte aber einer Einstellung der Feindseligkeiten zu unter folgenden Bedingungen für den Frieden: 1) Die mit der fürstlichen Würde Serbiens bekleidete Person solle in Konstantinopel dem Sultan huldigen. 2) Wiederbesetzung der serbischen Festungen, welche sie 1867 aufgegeben. 3) Abschaffung der serbischen Milizen. 4) Rücksendung der Flüchtlinge aus den aufständischen Provinzen. 5) Kriegscontribution, eventuell Erhöhung des Tributs. 6) Bau einer Eisenbahn von Belgrad nach Nisch. Obwol die Pforte diese Punkte nicht als bestimmten Entschluß hingestellt, erklärte England sofort, ihr wie der serbischen Regierung, daß dieselben ganz unannehmbare Forderungen enthielten, vielmehr einfach der status quo ante herzustellen sei, suchte aber die Frage des Waffenstillstandes hiervon zu trennen. Es gelang ihr, eine Vereinbarung der Mächte und der Pforte hierüber herbeizuführen; aber nun verwarf plötzlich Serbien den Waffenstillstand. Dies erklärte sich durch innere Vorgänge in England, durch die Agitation über die „Bulgarian atrocities“.

Der früher erwähnte Aufstand war, wie sich nicht blos aus den türkischen Darstellungen, sondern den unverwerflichen Zeugnissen des englischen Commissars Baring und des amerikanischen Consuls Schuyler ergibt, lediglich das Werk auswärtiger Comités, die in den vielfach in Rußland ausgebildeten Schulmeistern und Popen ihre Werkzeuge gefunden. Die Masse des Volkes war so wenig hieran betheiligt, daß noch im März in Grabowa eine zahlreich unterzeichnete Adresse nach Konstantinopel gesandt ward, welche um Aufhebung der Militärsteuer und Heranziehung der wehrfähigen Jugend zum Militärdienste bat, weil der Wunsch der Bevölkerung sei, die Ehre und die Gefahren der Vertheidigung des Vaterlandes mit ihren Brüdern (also den Türken) zu theilen. Diese Forderung regte die muselmännische Minorität sehr auf, weil sie die Bewaffnung der Christen nicht dulden wollte, und als nun der angezettelte Aufstand ausbrach, fürchtete sie ein allgemeines Massacre. Dazu kam es freilich keineswegs, wenngleich die Aufständischen abscheuliche Dinge verübten; aber da zufolge Mahmud Pascha's strafbarer Sorglosigkeit keine genügende Truppenmacht vorhanden war, glaubte der Pascha, als die Bewegung auch nach dem Süden des

Balkans übergriff, sich nicht anders helfen zu können, als indem er die in Bulgarien angesiedelten Tscherkessen bewaffnete. Nun begannen die Greuel gegen die wehrlose christliche Bevölkerung, welche so gerechten Unwillen in ganz Europa hervorriefen und die auch dann nicht aufhörten, als regelmäßige Truppen kamen, da diese unter dem Einflusse der muselmännischen Bevölkerung standen, welche Rache forderte. Es ist sicher keine Entschuldigung, wenn der Großvezier auf die Vorwürfe Elliot's antwortete, die Gefahr sei so groß gewesen, daß der Aufstand um jeden Preis „ausgestampft" werden mußte; aber man darf nicht die Schuld Derjenigen vergessen, welche ihn hervorgerufen, noch weniger die Grausamkeiten, welche die Aufständischen zuerst begangen hatten. Diese Vorgänge benutzte nun Gladstone, um mit einigen seiner näheren Anhänger eine Agitation gegen die Regierung in Scene zu setzen, welche durch die Bedeutung seines Namens einige Zeit große Dimensionen anzunehmen schien. Mit glühender Beredtsamkeit schilderte er die Leiden der Christen, das schmachvolle Regiment der Türken; erklärte, es gäbe keine Lösung, als Vertreibung derselben aus Europa, und klagte das Ministerium auf das heftigste wegen seiner unfähigen Politik an. Aehnlich sprachen der Herzog von Argyll, Lowe und Bright; die Indignations-Meetings waren an der Tagesordnung.

Man kann das Verfahren Gladstone's nicht scharf genug tadeln. Es ist immer Parteitradition in England gewesen, daß die Opposition die Action des Ministeriums in auswärtigen Fragen nicht hemmen darf, weil es sich hier um nationale Interessen handelt. Die Tories hatten sich Gladstone's auswärtiger Politik gegenüber sehr zurückgehalten, obwol Vorgänge, wie die Behandlung der Alabama-Frage, wahrlich Gelegenheit genug zur Kritik boten. Und nun trat der Mann, der während seiner Verwaltung die höchste Unfähigkeit für die auswärtigen Interessen Englands gezeigt, der Anfangs offen für die Südstaaten Partei genommen und sich dann von Amerika die demüthigendsten Bedingungen hatte auferlegen lassen, der die Zerreißung des Pariser Vertrages durch Rußland ruhig hingenommen, gegen die Regierung mit einer Agitation auf, welche nicht auf einem wohldurchdachten Plane beruhte, sondern vielmehr die größte Unkenntniß der realen Verhältnisse zeigte. Seine Reden und Schriften*) waren der Ausdruck einer erregten Phantasie, die, aus theologischen Studien aufgeschreckt, sich plötzlich der nackten, rauhen Wirklichkeit gegenüber sieht. Nachdem er den Papst abgethan, sollte nun die Reihe an den Türken kommen. Während er noch in der letzten Debatte des Unterhauses keinerlei Vorschläge zur Lösung vorbrachte, trat er nun mit einem solchen hervor, dessen Ausführung ein Blutbad hervorrufen müßte, gegen das die bulgarischen Greuel ein Kinderspiel wären.**)

*) Man findet sie zusammen gedruckt in einem der neuesten Tauchnitz-Bände: „Bulgarian horrors and Russia in Turkistan. With other tracts. By the Right Hon. W. E. Gladstone, M. P. Copyright edition. Leipzig, Tanchnitz. 1876."

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

**) „Let the Turks now carry away their abuses in the only possible way, viz. by carrying off themselves—one and all, bag and baggage, shall I hope clear out from the province, they have desolated and profaned." Kein Wort der Mißbilligung wurde von den Leuten der Friedenscongresse, die gegen ihr eigenes Land die weitgehendsten amerikanischen For-

Allerdings hatte diese Bewegung, in der sich unklare Humanitäts- und Nationalitätsbestrebungen mit Parteizwecken verbanden, augenblicklich den Erfolg, die schon nicht sehr energische Hand der Regierung zu lähmen; sachlich aber die Folge, das Gegentheil der allgemein gewünschten Pacification zu bewirken. In Petersburg wie in Belgrad glaubte man, das Ministerium werde sich dieser Stimmung anbequemen, vielleicht Gladstone Platz machen müssen. Sodann begann der Kampf wieder und nun mehr mit offener Unterstützung Rußlands. Schon früher war das rothe Kreuz vielfach von russischen Freiwilligen gemißbraucht, jetzt aber strömten dieselben in Schaaren und voller Uniform herbei, so daß die serbische Armee eine russisch-serbische ward. Tschernajeff nahm thatsächlich die Regierung in die Hand und führte, obwol das türkische Heer auf serbischem Boden stand, die Comödie der Erhebung Milan's zum König im Lager auf.*) Das Verhalten Rußlands widerspricht den elementarsten Grundsätzen des Völkerrechtes, das es vor zwei Jahren zu verbessern unternommen. Die Entschuldigung, daß es kein der englischen „foreign enlistment act" entsprechendes Gesetz habe, welches solchen Zuzug verbiete, ist gänzlich hinfällig; mit demselben Argument hat seiner Zeit Russell die Ausrüstung der conföderirten Kreuzer in englischen Häfen vertheidigt, hat aber damit seinem Lande nur die Alabama-Entschädigung aufgebürdet. Die anerkannten Grundsätze des Völkerrechtes müssen beobachtet werden, unabhängig von den inneren Gesetzen, und einer der ersten dieser Grundsätze ist, daß ein neutraler Staat sein Gebiet nicht zur Operationsbasis gegen einen der kriegführenden Theile hergibt. Es handelt sich nicht um einzelne Freiwillige, die wie Byron und andere Philhellenen für die Griechen kämpften und damit dem Schutz ihres Heimathstaates entsagten; wenn eine Regierung mehr als 200 Officieren aller Grade und Waffengattungen und Tausenden von Soldaten Erlaubniß ertheilt, in fremde Kriegsdienste zu treten, wenn ihr Vertreter, wie es der russische Consul Karzow am 11. September in Belgrad that, in öffentlicher Rede erklärt: „Ja, meine Freunde und Brüder, Sie haben Recht. Russen und Serben vergießen jetzt ihr Blut im Kampfe gegen unseren gemeinsamen Feind", so ist von Neutralität keine Rede mehr.**) General Ignatieff hat in seiner bekannten Unterredung mit dem Correspondenten der Köln. Zeitg. vom 1. November die Freiwilligenzüge als das unentbehrliche Sicherheitsmittel bezeichnet, durch das der Ueberschuß der Begeisterung in Rußland sich Luft machte,

derungen vertraten, gegen den Friedensbruch Serbiens gehört; ja Gladstone scheute sich nicht, in einem späteren Artikel die Enthüllungen Schuyler's über die Ausrottung des Yomuden-Stammes durch General Kauffmann, als durch ein Mißverständniß veranlaßt, zu beschönigen.

*) Dies Pronunciamento ward allerdings in Petersburg übel vermerkt, Tschernajeff ward aufgefordert, unverzüglich nach Rußland zurückzukehren, und da er sich darauf berief, serbischer Unterthan zu sein, also vom russischen Kriegsministerium unabhängig dazustehen, aus der Liste der russischen Officiere gestrichen.

**) Als 1857, während Rußland mit den Tscherkessen im Kriege war, ein türkisches Schiff mit Munition, zwei Officieren und zehn Soldaten nach dem Kaukasus gehen wollte, erhob der russische Gesandte Einsprache, und die Regierung verbot die Abreise des Schiffes, dessen Ladung auf ein englisches transportirt ward. Nichts destoweniger richtete der Gesandte am 26. Februar einen scharfen Protest an die Pforte „contre un acte si contraire aux relations de paix et de bon voisinage".

und Kaiser Alexander sagte Lord A. Loftus, er habe den Officieren erlaubt zu gehen, vorausgesetzt, daß sie den russischen Dienst verließen, und habe gehofft, auf diese Weise die Aufregung zu beruhigen (de jeter de l'eau froide). Also eine erregte Volksstimmung, welche die Regierung selbst hatte groß werden lassen, soll den Bruch der einfachsten internationalen Pflichten rechtfertigen!

Jeder weniger schwache Staat, als die Pforte, hätte vielmehr ein solches Verfahren mit einer Kriegserklärung beantwortet. Nichts trug denn auch wirksamer bei, die öffentliche Meinung in England zu ernüchtern; Lord Hartington und Forster desavouirten Gladstone ziemlich offen. Den Serben ist diese Politik übel genug bekommen; trotz der russischen Unterstützung wurden sie immer weiter zurückgedrängt und Ende October durch die Einnahme von Djunis und Alexinatz matt gesetzt. Während dessen gingen die Verhandlungen über den Waffenstillstand fort; am 3. October schlug Rußland einen solchen von sechs Wochen vor. England kam auf seinen Vorschlag von mindestens sechs Wochen zurück und stellte diesen Antrag in Konstantinopel unter der Drohung des Abbruches der diplomatischen Beziehungen, wenn die Pforte sich weigere. Am 11. erklärte sich diese zu einem förmlichen Waffenstillstand von sechs Monaten bereit, der vom 1. October ab gerechnet werden sollte, ein Zeitraum, der für die Berathungen der von England vorgeschlagenen Conferenz sicher nicht zu lang bemessen war, wenn man erwog, daß dieselben bei Organisation des Libanon vom 22. Januar bis 9. Juni 1867 gedauert hatten. Zum allgemeinen Erstaunen aber lehnte Rußland ab, weil Serbien eine so lange Ungewißheit nicht ertragen und die schon unerträgliche finanzielle und commercielle Situation unter einem solchen Aufschub noch mehr leiden würde; man müsse deshalb auf vier bis sechs Wochen bestehen; nur Italien trat dem bei. England erklärte Rußland, daß es seinerseits die Antwort der Türkei als befriedigend ansehe, sie nicht zu einer Aenderung bewegen könne und sich deshalb weiterer Schritte in dieser Frage enthalte. Kaiser Alexander bemerkte in seiner Unterredung mit dem englischen Botschafter in Livadia am 2. November, er betrachte die Weigerung der Pforte, den sechswöchentlichen Waffenstillstand anzunehmen, als eine den Mächten gegebene Ohrfeige; außer Rußland scheint keine derselben diese verspürt zu haben, und als Serbien ohne irgend welchen Grund im September den Waffenstillstand ablehnte, hörte man kein Wort der Mißbilligung aus Petersburg. Wenn aber der Kaiser neben seinem sehnlichen Wunsch, sich nicht von dem europäischen Concerte zu trennen, betonte, wenn Europa gesonnen sei, sich diese wiederholten Zurückweisungen der Pforte gefallen zu lassen, so könne er es doch nicht länger mit der Ehre, der Würde oder den Interessen Rußlands vereinigen, so heißt das doch einfach fordern, daß die übrigen Mächte ratificiren, was Rußland verlangt.

Die Pforte unterhandelte nun direct mit General Ignatieff, der auf seinen Posten nach langer Abwesenheit zurückgekehrt war und die versöhnlichsten Gesinnungen zeigte, obwol man in London und Wien die Occupation der aufständischen Provinzen und eine gemeinsame Flottendemonstration vorschlug. Am 30. October Mittags war er mit dem Großvezier über einen Waffenstillstand von zwei Monaten einig geworden. Aber auf dies Andante folgte plötzlich ein Allegro furioso. Wenige Stunden, nachdem er den Vezier verlassen, lief ein

7 Uhr datirtes Ultimatum des Botschafters ein, welches in verletzender Form binnen 48 Stunden den Abschluß eines effectiven, unbedingten Waffenstillstandes von sechs Wochen bis zwei Monaten forderte, widrigenfalls er mit seinem Personal Konstantinopel verlassen werde. Gleichzeitig wurden mit Ostentation die Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Da materiell die Einigung erfolgt war, so war dies Vorgehen formell in der That, wie Lord Beaconsfield bemerkte, dem nicht unähnlich, wenn ein Gläubiger einen Schuldner verklagt, der schon die ganze verlangte Summe bei Gericht eingezahlt hat. Der Schlüssel des auffallenden Vorgehens lag nicht im Zögern der Pforte, sondern in Belgrad; die serbische Regierung, durch ihre letzten Niederlagen bedrängt, hatte ein Telegramm nach Livadia gerichtet, in welchem sie sofortige Bewirkung der Einstellung der Feindseligkeiten forderte und im Bewußtsein des Rückhaltes, den sie an der öffentlichen Meinung Rußlands besaß, mit separatem Friedensschluß und einer Compromittirung der russischen Regierung drohte, die diese vor Europa in das schlimmste Licht gestellt hätte. Das wäre eine moralische Niederlage gewesen, die kein späterer Erfolg hätte gut machen können, und darum erhielt Ignatieff den ihn selbst überraschenden Befehl, die schon geöffnete Thür einzustoßen.*) Das trat bald klar zu Tage. Die Pforte zeigte große Mäßigung; sie antwortete, sie stimme dem Abschlusse eines Waffenstillstandes von zwei Monaten zu und habe demgemäß Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten gegeben. Sie ersuchte dann die Mächte, die Demarcationslinie selbst festzustellen.

Mit dem Waffenstillstand aber war noch wenig für den Frieden gewonnen. Serbien allerdings trat zunächst vom Schauplatz zurück und büßt seinen Thatendrang schwer; drei seiner reichsten Provinzen sind verwüstet, der Handel Belgrad's ist ruinirt, die Finanzen und der Wohlstand des bisher blühenden Landes auf lange zerrüttet. Es mag sich dafür bei den Agitatoren und Rußland bedanken, gegen welches die größte Erbitterung herrscht, die durch des Kaisers Alexander Bemerkungen über die serbische Armee nicht gemindert ist.**) Nur die vollständige Hilflosigkeit Serbiens erklärt es, daß es sich fortan einfach Rußland unterordnen muß, und das Land jetzt bis in's Einzelne nach russischen Plänen und Zwecken reorganisirt wird, demgemäß wird der nach Petersburg entsandte Marinovitsch, ein unbedingt Rußland ergebener Mann, unzweifelhaft Ristich bald ersetzen.

Wenn aber die serbische Frage somit zurücktrat, so traten die der innern Organisation wieder hervor, über welche die Verhandlungen während der letzten Monate nicht geruht hatten. Fürst Gortschakow hatte schon am 21. Juni in London er-

*) Der Kaiser Alexander bemerkte in der Unterredung mit Lord A. Loftus: keiner sei bei Empfang dieser Weisung erstaunter gewesen, als General Ignatieff selbst, die Motivirung des Ultimatums durch die Befürchtung, daß den türkischen Siegen ähnliche Greuel folgen könnten wie in Bulgarien, wird dagegen schwerlich überzeugen.

**) Während serbische Soldaten von russischen Officieren bei Djunis mit Revolvern vorwärts getrieben werden mußten, fielen in einem Regiment von 22 russischen Officieren 18 durch den Rücken geschossen. Ein deutscher Chirurg zog serbische Kugeln aus den Wunden russischer Officiere im Hospital!

klären lassen, daß nach seiner Ansicht selbst ein „réglement", wie das für Creta angenommene, unzureichend sei, vielmehr nur die Bildung autonomer und tributpflichtiger Staaten eine Lösung geben könne, wodurch der Territorialbestand der Türkei unangetastet bleibe. Graf Andrassy hatte sich sofort am 27. Juni sehr bestimmt gegen dies Project verwahrt: in Bosnien und der Herzegowina sei die Bevölkerung jedes Dorfes gemischter Confession, eine Selbstverwaltung daher unmöglich; Jeder, der die Regierung des Landes als autonomen Vasallenstaats unternehmen würde, werde an dieser Schwierigkeit scheitern, da er sich auf eine Classe stützen müsse, folglich die andere gleich starke gegen sich haben würde. Die Pforte werde auf einen solchen Vorschlag nie eingehen, die Insurgenten in ihm nur die Ermuthigung finden, vollständige Unabhängigkeit zu erstreben; andere Provinzen wie Bulgarien, das reifer für Autonomie sei, würden dasselbe fordern. Hier trat also zum erstenmal ein entschiedener Gegensatz in Bezug auf die materielle Lösung zwischen Oesterreich und Rußland hervor. Obwol nun auf Lord Derby diese Bemerkungen so viel Eindruck machten, daß er am nächsten Tage dem russischen Botschafter bemerkte, er halte freie örtliche Institutionen bei zwei feindlichen Classen für schwierig, auch verstehe jede Partei den Ausdruck „locale Autonomie" verschieden, und obwol er Rußlands Auffassung kannte, machte er doch am 18. September einen Vorschlag, der ebenso vag war: Verwaltungsreformen in der Gestalt localer Autonomie für Bosnien und Herzegowina und Garantieen ähnlicher Art gegen Mißregierung in Bulgarien, deren Einzelheiten weiter zu vereinbaren seien. Auf Oesterreichs Einwendungen erwiderte er, daß mit „localer" oder „administrativer Autonomie" nichts Anderes gemeint sei, als ein System örtlicher Institutionen, welches der Bevölkerung eine gewisse Controle über ihre eignen Angelegenheiten und Gewähr gegen Willkür der Regierung geben sollte. Darauf gab Graf Andrassy seinen Widerstand auf, unter der Bedingung, daß ausdrücklich erklärt werde, die bereits früher in der Note vom 30. December verlangten und von der Pforte gewährten Reformen sollten die Grundlage der localen Autonomie bilden. Nachdem nun auch sämmtliche andre Mächte zugestimmt, formulirte England seine Vorschläge vom 25. September so: Die Pforte solle mit den sechs Regierungen ein Protokoll unterzeichnen, wodurch sie sich verbindlich mache, Bosnien und Herzegowina ein System localer oder (?) administrativer Autonomie zu gewähren, worunter ein System örtlicher Institutionen zu verstehen sei, das der Bevölkerung eine gewisse Controle über ihre eignen örtlichen Angelegenheiten und Garantieen gegen Willkür gebe. Von Errichtung eines Vasallenstaates sei keine Rede. Garantieen ähnlicher Art sollten auch für Bulgarien gegen Mißregierung gegeben werden, deren Einzelheiten später festgestellt werden sollten. Die Reformen sollten die für Bosnien und Herzegowina bereits festgestellten mitumfassen und, so weit dies sich als möglich zeige, auf Bulgarien ausgedehnt werden. Die Pforte wandte ein, daß ein derartig mit den Mächten zu unterzeichnendes Protokoll ihre Autorität angreife und daß der Begriff locale Autonomie vielseitig sei, und unstreitig war dies der Fall. Auch bei der letzten Fassung Lord Derby's waren noch die widersprechendsten Interpretationen möglich, am wenigsten die Einwürfe Oesterreichs gegen alle Selbstverwaltung in beiden aufständischen Provinzen widerlegt. Weit

eher wäre diese in Bulgarien möglich, wo die Verhältnisse ganz anders liegen als in Bosnien und Herzegowina; aber hier tritt nun eine andre Schwierigkeit hervor, nämlich die, was unter Bulgarien zu verstehen ist. Dieses Wort wird in doppeltem Sinne gebraucht: einmal dem conventionellen, politisch-administrativen, das Vilajet zwischen Donau und Balkan, Serbien und dem schwarzen Meer, sodann in dem ethnologischen Sinne des von Bulgaren bewohnten Landes. Die Bulgaren aber bewohnen nicht blos jenes Vilajet, sondern außerdem auch die Gebiete südlich vom Balkan bis tief in Rumelien, Thracien und Macedonien hinein, wo sie mit verschiednen andern Stämmen zusammentreffen.*) Eben deshalb suchte Rußland 1872 bei der Frage des bulgarischen Exarchats, wo eine Empörung nicht gegen die Türken, sondern gegen die Griechen drohte, territoriale Grenzen für dasselbe zu erreichen, um so dem ethnologischen Begriff Bulgariens eine politisch-administrative Bedeutung zu geben, was ihm aber nicht gelang; und ebenso war es nicht ohne Absicht, daß die Insurrection grade südlich vom Balkan angelegt wurde, um auch dies Gebiet als zu Bulgarien gehörig zu kennzeichnen, während es in Donau-Bulgarien fast ganz ruhig blieb.**) Lord Beaconsfield bezeichnete Bulgarien am 9. November als „that vast region“; die Vorschläge Derby's brauchten einfach das doppeldeutige Wort.

Das englische Programm ist daher noch ungemein vag und es ist begreiflich, daß die Pforte eine nähere Präcisirung verlangte, obwol sie klüger gethan hätte, einfach den Mächten zu überlassen, sich darüber zu verständigen, was unter Autonomie und Garantie zu verstehen sei. Sie wäre dabei sehr sicher gegangen, da eine solche Verständigung nie erzielt werden wird. Faßt man das in's Auge, was nach den realen Verhältnissen möglich ist, so muß man Bosnien und die Herzegowina von den übrigen Provinzen trennen; für erstere ist aus den von Graf Andrassy angeführten Gründen eine Autonomie sowol in dem englischen als in dem russischen Sinne unmöglich. Schon John Stuart Mill hat bemerkt, daß freie Institutionen fast unmöglich in einem Lande sind, welches von verschiedenen Nationalitäten bewohnt wird; wo vollends sich die Classen der Bevölkerung so feindlich gegenüberstehen wie in jenen Provinzen, hieße locale Autonomie nur Organisation eines dauernden Kriegszustandes. Hier ist nur dreierlei möglich: entweder Erhaltung des status quo ante mit verbesserter türkischer Verwaltung, oder eine agrarische Revolution, welche die muselmännischen Grundbesitzer vertreibt, oder endlich Annexion an eine Großmacht, die stark genug ist, Ordnung zwischen den feindlichen Brüdern zu halten, wie England in Indien, und dies könnte nur Oesterreich sein.

Sieht man von diesem nordwestlichsten Theile der europäischen Türkei ab, so läßt sich für dieselbe übrigens die orientalische Frage, wie sie sich heute stellt,

*) Thracien z. B. zählt 1,149,626 Muselmänner, 1,697,763 Bulgaren, 253,302 Griechen; Macedonien 2,022,081 Muselmänner, 1,076,673 Griechen, 401,042 Bulgaren.

**) Rußland wählt deshalb absichtlich diesen schwankenden Begriff, um ihn jenachdem zu gebrauchen. In seiner Unterhaltung vom 1. November sagte Ignatieff, „überall, wo die Türken sich durch ihre Mißregierung compromittirt haben, wo sie Dörfer verbrannt u. s. w., da ist die Bulgarei“; in einer andern Unterhaltung bezeichnete er wieder den Balkan als Grenze, der doch eben wol eine strategische Linie, aber keine Völkerscheide ist.

so fassen. Wir sehen ein Reich, bewohnt von verschiedenen Nationalitäten und Confessionen, unter der Herrschaft einer Race, deren Lebenskraft und Zahl eben so im Sinken, als die der Unterworfenen im Steigen begriffen ist. Sie fühlt selbst, daß die bisherige rein repressive und ausbeutende Politik nicht mehr möglich ist, daß sie nur durch Concessionen ihre Existenz fristen kann. Dies ist ein naturgemäßer Entwicklungsproceß, dessen ruhigen Fortgang zu sichern die Aufgabe der vermittelnden Mächte bilden sollte. Was die Verbindung mit andern Staaten betrifft, so könnte nur davon die Rede sein, Thessalien an Griechenland zu geben, da hier von 384,230 Seelen 341,850 Griechen und nur 38,750 Türken sind, während schon in Epirus 415,965 Griechen 318,955 Türken gegenüberstehen. Eine solche Annexion scheint uns durchaus empfehlenswerth, denn was man auch mit Recht gegen die griechischen Zustände sagen mag, es war ein Fehler, daß man das Königreich nicht lebensfähiger constituirte; auch haben die Griechen, die man nicht blos danach beurtheilen darf, wie sie sich in Athen und den levantinischen Städten zeigen, unstreitig während der letzten Jahre große Fortschritte in ihrer geistigen Entwicklung gemacht, und eine solche Gebietserweiterung würde am ersten der Regierung Kraft geben, die heillose Verfassung zu ändern, welche es zu keinen geordneten Zuständen kommen läßt. Von einer Annexion an Serbien wollen die Bulgaren nichts wissen, da dasselbe ihre Stammesgenossen im Osten Serbiens sehr schlecht behandelt. Wirklich unabhängige Staaten will Rußland am wenigsten, in einer Depesche vom 12. Februar 1830 erklärte Graf Nesselrode, es sei den Absichten des Kaisers durchaus entgegen „à substituer à l'empire ottoman des états, qui n'auraient pas tardé à rivaliser avec nous de puissance de civilisation, d'industrie et de richesse." Aber davon abgesehen ist keine der aufstrebenden christlichen Nationalitäten reif zur Selbständigkeit; von der Bildung eines Vasallenstaates im russischen Sinne könnte nur für Donau-Bulgarien die Rede sein, wo die Türken in großer Minorität sind. Die Errichtung solcher halbsouveräner Staaten ist aber überhaupt nicht empfehlenswerth, weil eben damit ein Zwitterzustand geschaffen wird, der nur fremden Intriguen Thor und Thür öffnet. Außerdem verlangen die Bewohner Donau-Bulgariens gar nicht nach einem solchen, der sie von ihren Stammesgenossen südlich des Balkans trennen würde. Die Bulgaren sind unstreitig das hoffnungsreichste Element unter den christlichen Nationalitäten der Türkei,*) arbeitsam, sparsam, intelligent, lenksam; sie haben große Fortschritte gemacht und drängen im Süden die Griechen zurück; aber ihre Entwicklung steht namentlich geistig noch in den Anfängen, sie verlangt nur Spielraum durch bessere Regierung. Dasselbe gilt von den Griechen in Macedonien, Thracien und Epirus. Die Frage ist also, soll dieser Entwicklungsproceß der aufstrebenden Nationalitäten unter der immer dünner werdenden Decke der türkischen Herrschaft ruhig fortgehen, oder durch gewaltsame Eingriffe von Außen gestört werden, so daß entweder Zwitterstaaten geschaffen würden, oder ein andrer stärkerer Staat dieselben absorbirte? Die Antwort scheint uns für Den nicht

*) Sie sind ein slavischer Stamm, welcher die Gothen aus der ihnen vom Kaiser Valens überwiesenen Provinz Mösien verdrängte, selbst dann von dem ugrischen Stamme der Bulgaren unterjocht ward, aber denselben so vollständig absorbirte, daß nur der Name blieb.

zweifelhaft, welcher lediglich das Wohl jener Nationalitäten im Auge hat. Die letztere Alternative verfolgt Rußland; es will nicht die Türkei erobern, weil es nicht stark genug ist, sie zu assimiliren, es will aber, wie es offen erklärt, sie in Vasallenstaaten auflösen, in denen es mittelbar herrscht. Die Durchführung dieses Planes würde ein großes Unglück sein, sie könnte nur gelingen durch einen furchtbaren Krieg, der die Türken aus Europa vertriebe und die ganze muselmännische Welt in die Waffen brächte,*) und würde der Islam schließlich unterliegen, so hätte man in der europäischen Türkei doch nur widerstreitende Elemente, die in fortwährendem Kampf mit einander sein würden, ohne die Bedingungen staatlicher Selbständigkeit zu besitzen.**)

Demgemäß muß die Aufgabe aller der Großmächte, welche dies nicht wollen, sein: den ruhigen Entwicklungsproceß der christlichen Nationalitäten zu sichern; also die nöthigen Reformen, aber auch nur diese, der Pforte aufzunöthigen. Worin diese bestehen, ist schon früher gesagt; sie klingen bescheiden im Vergleich zu den großartigen Programmen und Decreten, haben aber den Vortheil, durchführbar und wirksam zu sein, während jene stets auf dem Papier stehen bleiben. Sie müssen auch allgemein für das ganze Reich sein; den Bulgaren Etwas zu gewähren, was man den Griechen vorenthielte, hieße diese zum Aufstand reizen, um dasselbe zu erreichen.***) Das Widerstreben der Türkei, sich zur Durchführung vertragsmäßig zu verbinden, ist unhaltbar, weil sie sich nur durch den Schutz dieser Mächte gegen Rußland behaupten kann. In dieser Hinsicht sah schon 1853 Prinz Albert vollkommen klar, als er in seiner Denkschrift vom 21. October dem Ministerium empfahl, sich dagegen zu sichern, daß die Türkei nicht die Hilfe Englands mißbrauche, um ihre drückende Herrschaft über die Christen aufrecht zu halten; man müsse ungefesselt durch jede Verbindlichkeit gegen die Pforte in den Krieg gehen, der nicht für die Integrität des ottomanischen Reiches geführt werden solle, sondern lediglich gegen die Uebergriffe Rußlands und um einen Frieden zu erreichen, der den Interessen Europas und der Civilisation besser entspreche als der gegenwärtige Zustand, wozu eben die Verbesserung der Lage der christlichen Unterthanen der Pforte gehöre.†) Es fragt sich nur, welche Garantieen man von letzterer fordern kann; das Verlangen einer selbständigen Controle der Consuln würde nur den kleinen Krieg, der jetzt zwischen den Gesandtschaften in Konstantinopel besteht, durch die gesammten Provinzen verbreiten. Eine allgemeine Entwaffnung aller Muhammedaner, wie sie Rußland fordert, würde unstreitig ein Schritt zum Ziele sein, könnte aber nur durch eine

*) „A war of that kind however it began, would infallibly become a religious war and would not be confined to Europe," sagte Lord Derby am 9. Februar 1876.

**) „Qui ferait la police entre ces nationalités diverses, profondément divisées et rivales, acharnées les unes contre les autres," sagte Thiers treffend in einer Rede in Marseille im October 1876.

***) Dies wird durch die Meldung aus Konstantinopel vom 22. November bestätigt, daß die Griechen Rumeliens an ihren Patriarchen ein Memorial gerichtet, in welchem sie ihr Erstaunen darüber aussprechen, daß, wie es heiße, die Rebellen durch besondere Concessionen belohnt werden sollen, und jedenfalls dieselben für sich als loyale Unterthanen des Sultans gleichmäßig beanspruchen.

†) Martin, Life of the Prince Consort. II, p. 525. London 1876.

Occupation fremder Truppen durchgeführt werden. Und wird es überhaupt zu einer Discussion der Reformen im Einzelnen kommen, wo Rußland einfach die Annahme seiner Forderungen verlangt und im Falle der Nichtannahme selbständig handeln zu wollen erklärt?

Die Gegensätze der Mächte sind hoch gespannt; auf diese erübrigt uns noch einen Blick zu werfen. Wir können hierbei von Frankreich und Italien vorläufig absehen: von Frankreich, insofern es fest entschlossen ist, unter allen Umständen jetzt neutral zu bleiben; von Italien, weil es nicht im Stande ist, einzugreifen. Seine Finanzen verbieten ihm dies, trotz aller Sympathien und Demonstrationen „per la causa slava", die noch dazu recht unverständig sind, weil die Slaven in Dalmatien die dortigen Italiener so übel behandeln, daß nur die österreichische Regierung sie schützt. Die Rechnung aber, im allgemeinen Trubel das Trentino oder die „natürliche" Grenze nach Triest zu zu erwerben, dürfte doch sehr ohne den Wirth gemacht sein. Italiens innere Verhältnisse weisen es gebieterisch darauf hin, sich vorläufig mit dem Namen einer Großmacht zu begnügen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir denn auch bemerken, daß es keineswegs erstaunlich ist, wenn die Curie für die Türkei Partei genommen; Koran und Syllabus haben schon an sich manches Verwandte. Von religiöser Verfolgung der Christen ist keine Rede; daß aber die politischen Rechte in der Türkei von einer religiösen Qualification abhängig gemacht werden, kommt für Rom nicht in Betracht; es sieht in den Griechen zunächst Schismatiker und wird Mahomet stets Photius vorziehen.

Die beiden Staaten, die als Gegner in erster Linie stehen, sind Rußland und England. Das Ziel des ersteren ist vorher bezeichnet; ebenso erwähnt, daß es nicht den Aufstand verursacht hat, derselbe ihm vielmehr unzeitig gekommen ist. Es ist aber auch bemerkt, daß im Frühjahr 1876 die russische Politik eine Schwenkung vollzogen hat, und von da ab ist sie rasch auf der schiefen Ebene hinab geglitten, welche zum Kriege führt. Daß es damit einen Beweis der Stärke seiner Sache gegeben habe, wird man nicht behaupten können; indem Rußland im Berliner Memorandum Garantieen für Dinge forderte, die es selbst nicht definirte, und für den Fall der Weigerung mit Gewalt drohte, zog es sich die Niederlage der Ablehnung Englands zu, welche die türkische Reformpartei zu der Pallastrevolution ermuthigte, die Rußlands Einfluß in Konstantinopel brach. Der latente Krieg, den es in und durch Serbien gegen die Türkei machte, führte zur Niederlage seines Schützlings, und um eine vollständige Demüthigung desselben abzuwenden, mußte es, nachdem es in London und Wien eine Occupation vorgeschlagen, von der die Ablehnung im Voraus gewiß, zu einem Ultimatum greifen, dessen innere Zwecklosigkeit klar war. Der Czar hat nun freilich die durch seine Politik in England entstandene Erregung zu beruhigen gesucht, indem er Lord Loftus versicherte, daß alles, was man über Peters I. und Katharina's Pläne gesagt, Hirngespinnste seien, daß die Rußland untergelegte Absicht einer Eroberung Indiens eine Unmöglichkeit sei, endlich sein heiliges Ehrenwort verpfändete, daß er nicht die Absicht habe, Konstantinopel zu erobern, vielmehr seine Eroberung als ein Unglück für Rußland betrachten würde. Eins aber ist sicher, daß Rußland die Besetzung Bulgariens fordert; dies Verlangen haben

bereits General Sumarokow in Wien, Graf Schuwaloff in London im October formulirt, Kaiser Alexander hat es Lord Loftus bestätigt, Fürst Gortschakow sucht es in seiner Depesche vom 19. Novbr. England dadurch annehmbar zu machen, daß es bei der zugleich vorgeschlagenen Flottendemonstration die überwiegende Rolle spielen würde. Rußland bietet alles auf, die Zustimmung der Mächte zu erhalten, weil es hofft, daß die Pforte sich fügen würde, wenn es als Executor Europa's einrückte; aber es macht kein Hehl daraus, daß es auch ohne Zustimmung der Mächte zur Occupation entschlossen ist. Es kann aber nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß dieselbe den Krieg mit der Türkei bedeutet. Die Festungen Donaubulgariens, Widdin, Rustschuk, Silistria u. s. w. machen es für die Landseite zum Schlüssel Konstantinopels, die Pforte könnte schon kaum die Besetzung durch eine wirklich befreundete Macht zulassen, niemals eine russische Occupation, deren Ende nicht abzusehen wäre. Außerdem aber ist ein Ereigniß eingetreten, welches der ganzen Frage eine neue Wendung gegeben, die Ansprache des Czaren an die Vertreter des Adels und der Stadtgemeinde in Moskau vom 10. November. Ohne seiner beiden Alliirten mit einem Worte zu gedenken, erklärt der Czar, daß, wenn er nicht die nöthigen Garantieen für seine Forderungen von der Pforte erhalte, er entschlossen sei, allein zu handeln; er schreibt offen die Durchführung der slavischen Sache als Rußlands heiligen Beruf auf die Fahne, für welche „unsere Freiwilligen" in den serbischen Reihen ihr Blut vergossen haben, und gibt somit dem Conflicte eine unberechenbare Tragweite. Diesen Worten folgt die Mobilisirung.

Offen tritt hiemit auf die officielle politische Bühne der Panslavismus, der das Princip der Nationalität durch das der Race übertrumpfen will, denn es gibt keine einheitliche Nationalität oder Sprache, nicht einmal ein Alphabet der Slaven. Selbst die Nationalität hat kein absolutes, sondern nur ein relatives Recht; sollten die Grenzen der Staaten rein nach nationalen Rücksichten bestimmt werden so würde unheilvolle Verwirrung die Folge sein. Viel weniger aber hat ein Staat das Recht, sich zum Vertreter aller nationalen Gruppen einer Race aufzuwerfen. Der Anspruch Rußlands die „slavische Sache" zur seinen zu machen, der praktisch nur bedeuten kann, die kleineren slavischen Stämme in Abhängigkeit von ihm zu bringen, ist verhängnißvoll für das ganze europäische Staatensystem, er bedeutet speciell die Sprengung Oesterreichs.

Der Panslavismus ist allerdings ein mächtiges Werkzeug für Rußlands Politik gewesen; die Regierung entschied sich für ihn, als sie 1867 Griechenland in der candiotischen Frage im Stiche ließ; 1868 fand dann der ethnologische Congreß in Moskau statt, jene seltsame Ausstellung slavischer Typen, Costüme, Waffen u. s. w., die mit der Wissenschaft nichts zu thun hatte, sondern nur dazu diente, an die Sympathien „der unglücklichen und enterbten Slaven Oesterreichs und der Türkei" zu appelliren, deren Abgesandte als Pilger zum „Mons sacer" des Kremlin kamen und als Brüder empfangen wurden. Eine derartige Demonstration, an deren Spitze der Hof und die höchsten Würdenträger standen, wobei der Czar offen aufgefordert ward, die russische Fahne auf St. Sophia aufzupflanzen und alle Slaven unter dem Banner der hh. Cyrillus und Methodius zu sammeln, war noch nicht dagewesen. „Wenn unsere Gäste (unter denen

freilich die Polen fehlten) geneigt sind, ihre politischen Zustände mit den unsrigen zu vergleichen, so werden wir nicht so einfältig sein, sie zu überreden, daß die ihrigen günstiger für die slavische Entwicklung sind," sagte die vom Ministerium des Innern inspirirte „Correspondance Russe". Als Organ der Bewegung wurde das slavische Comité gegründet, dessen Zweigvereine und Agenten bald unter den Slaven Oesterreichs und der Türkei zu finden waren. Kein Zweifel, daß diese bald sanfte, bald stärkere Agitation eine wirksame Waffe für Rußland gegen seine Nachbarn war; aber gegenwärtig hat dieselbe sich gegen die Regierung gekehrt, insofern sie dieselbe fortgerissen hat. Bis Mitte Sommer 1876 konnte man drei Factoren unterscheiden: die panslavistische Partei, welche zum Krieg trieb, den Kaiser, der entschieden den Frieden erhalten wollte, und den Fürsten Gortschakow, der zwischen beiden zu vermitteln suchte. Aber die Bewegung ist der Regierung über den Kopf gewachsen, das Mittel treibende Kraft geworden. Seit man Belgrad zu ihrem Mittelpunkt werden ließ, gab man thatsächlich die Karten aus der Hand; mit Sendung von Geld und Arzneien fing man an, Waffen und Freiwillige folgten, bis die eigene Ehre engagirt war. Nicht nur die nationalen, auch die liberalen und radicalen Elemente haben sich der Agitation angeschlossen, alle Unzufriedenen und Ehrgeizigen, alle excentrischen Köpfe sehen in dem erwarteten Triumphzug über die Donau den Weg zur Verwirklichung ihrer Pläne und Hoffnungen.*) Dem Kaiser sind die unterwühlten inneren Zustände seines Landes, das eine tief eingreifende sociale Umwälzung durchgemacht, aber noch nicht überwunden hat, ebensowenig unbekannt, als der unfertige Stand der Armeereform. Er hat, so lange er konnte, Widerstand geleistet; aber man kann nicht liberal sein und sich weigern, national zu sein. Die Wendung der Dinge in Serbien, das dort vergossene russische Blut hat Rußland gezwungen, die slavische Sache offen zu der seinigen zu machen;**) der Kaiser stellt sich an ihre Spitze, um nicht von ihr überfluthet zu werden.

Es liegt uns fern, die Macht dieser Strömung zu unterschätzen; kommt es zum Kriege, so tritt Rußland in denselben nicht ein, wie im Krimkrieg, einfach dem Befehl seines Gebieters gehorchend, sondern mit der vollen nationalen und religiösen Begeisterung, um das Ziel zu erreichen, das dem Volke als seine Bestimmung vorschwebt. Aber wenn eine solche Strömung eine gewaltige Naturgewalt besitzt, so befördert sie auch sehr die politischen Illusionen. Rußland ist isolirt, seine beiden bisherigen Verbündeten schweigen, England sammelt sich und rüstet. Die Theilnahme des europäischen Publicums für die türkischen Slaven hat sich in dem Maße abgekühlt, in welchem Rußlands Sympathien für dieselben praktisch geworden sind. Der auswärtige Credit desselben ist tief gesunken, die russischen Papiere sind um mehr als 20% gefallen, ein auswärtiges Anlehen hat sich als unmöglich gezeigt; man fragt sich, ob die Regierung im Stande sein werde, wie während des Krimkriegs, ihre auswärtigen Gläubiger zu befriedigen. Am 1. Januar 1853 betrug die fundirte Schuld Rußlands nur

*) Die erregte Stimmung spiegelt sich sogar in den Depeschen der russischen Kanzlei wieder, die sonst ein Muster diplomatischen Styls, jetzt den Ton nationaler Manifeste anschlagen.

**) Ignatieff in seiner Unterredung vom 1. November anerkennt dies ausdrücklich.

$401\frac{1}{2}$ Mill. Rubel, davon nur 20 Mill. £ in London; jetzt ist die dort zahlbare Schuld auf 154 Mill. £, die gesammte Schuld auf 1883 Mill. Rubel gestiegen, dazu kommt eine schwebende von 687 Mill. und 786 Mill. Noten mit Zwangscours. In der Begeisterung stellen nun die Stände und Corporationen der Regierung Mittel zur Verfügung; aber wie lange werden dieselben für einen Krieg, wie den, um welchen es sich handelt, reichen? Bald dürfte ein Anlehen im Inlande mit dem Grade von Freiwilligkeit begeben werden, wie das österreichische Nationalanlehen von 1855, wo man die vermöglichen Personen und Corporationen für ihre Quote der Unterzeichnung taxirte und dann über diesen Betrag mit der Behörde gehandelt wurde, bis man sich um einen aliquoten Theil desselben einigte. Schon jetzt stockt der Verkehr, im Gouvernement Polen allein sind über 2000 Güter subhastirt, weil sie die landschaftlichen Zinsen nicht aufbringen können; wie wird das erst in einem großen Kriege werden? Außerdem darf man sich nicht darüber täuschen: die Erregung in der muselmännischen Welt ist eben so tief, als in der slavischen, von Marocco bis an die Grenze China's gährt es, von Tunis aus werden die Wälder in Algier in Brand gesteckt, obwol die französische Regierung sich ganz neutral gehalten. Schon seit dem Auftreten der Softas hat sich das muselmännische Element schroffer geltend gemacht, die Hats Abdul-Hamid's sind voll von Citationen aus dem Schéri, dem heiligen Gesetz, seine Nichtbeachtung wird als Grund des jetzigen Unglückes bezeichnet. Die Autorität des Sultans als Khalifäh, als Nachfolger des Propheten, ist zwar unbestimmt und nicht im ganzen Gebiet des Islam anerkannt; aber sie übt doch einen mächtigen Einfluß, und wenn in Konstantinopel die Fahne des Propheten entfaltet wird, so bricht unzweifelhaft ein großer Sturm aus. Rußland hat schon in Europa $2\frac{1}{2}$ Mill. muhamedanischer Unterthanen; wie würde es erst in Asien aussehen, wo seine neuen und nicht assimilirten Eroberungen fast ausschließlich von fanatischen Muselmännern bewohnt sind? Sollte dann, wenn es in einen großen Krieg verwickelt ist, nicht Yakub Beg seine Stunde für gekommen erachten?*)

Aber sehen wir hiervon auch ab und nehmen an, Rußland stehe der Türkei allein gegenüber. Es würde, da dieselbe ihm zur See überlegen ist, für den Angriff zu Lande zunächst die Donaufürstenthümer, die freiwillig sicher nicht mit ihm gehen, vielmehr officiell an den Schild der europäischen Garantie appellirt haben, mitreißen müssen. Wirkliche Hilfe kann es von ihnen so wenig erwarten, als von dem erschöpften Serbien; die Türken würden also hinter der Donau den Angriff erwarten. Wie wenig 1854 Rußland dort auszurichten vermochte, ist bekannt; aber nehmen wir selbst an, daß es bis Adrianopel vordränge, wie 1829, wo Müffling die bedrängte russische Armee rettete, was will es mit den besetzten Gebieten machen? Will es denselben die Autonomie gewähren, die es jetzt für sie fordert, die es aber seinen eigenen Unterthanen verweigert? Will es eine religiöse Toleranz proclamiren, die man in Rußland nicht kennt, während schon jetzt die amerikanischen Missionäre für den Fall den Schutz Englands und

*) Am 22. November ward aus Konstantinopel gemeldet, daß ein Gesandter desselben eintreffe, der mit dem Vicekönig von Indien mehrfache Besprechung gehabt.

Deutschlands anrufen, da alle Hindernisse, die sie bisher gefunden, von Rußland ausgegangen seien? Oder will es die Türken bis zum Balkan vertreiben, sich dann jene Gebiete einverleiben, mit denen es keinen territorialen Zusammenhang hat und die bald ein zweites Polen für es werden würden? Und selbst diese Rechnung würde besten Falls nur zu machen sein, wenn alle übrigen Mächte schweigend zusähen. Das wird aber nicht der Fall sein, England zunächst kann und wird nicht ruhig der Ausführung der russischen Pläne zusehen.

Wir haben niemals die Ansicht getheilt, daß England bereits zu der Stellung herabgesunken sei, die Holland im 18. Jahrhundert einnahm, welches zu reich, zu satt und zu verletzlich geworden, so daß es jeder Verwicklung ängstlich aus dem Wege ging. Die Politik Gladstone's hat allerdings Englands Einfluß vollständig erschüttert; die Billigkeit erfordert zu sagen, daß auch Lord Derby während seines ersten Ministeriums keine großen Lorbeeren geerntet und sich ebensowenig jetzt als großer und energischer Minister gezeigt; er hat sich vielmehr zaghaft zurückgehalten, wo er die Initiative hätte ergreifen müssen. „Ich habe keinen Plan vorzuschlagen," sagte er Graf Beust nach der Ablehnung des Berliner Memorandums; er nahm die Andrassy'sche Note an, obwol er nicht an ihren Erfolg glaubte, und beschränkte sich auf freundschaftliche Rathschläge in Konstantinopel. Er bemerkte hinsichtlich der Unterstützung Serbiens Rußland nur, daß dieselbe sich kaum in den Grenzen des Völkerrechts halte; er forderte endlich locale Autonomie, während er wußte, wie zweideutig dieser Ausdruck sei. Er hat, mit einem Wort, nicht eingesehen, was schon Prinz Albert 1853 betonte, daß man, um dem Brande zu steuern, die Pforte zu den möglichen, wirksamen Reformen nöthigen müsse. Aber Disraeli, dessen Ansicht im Cabinet entscheidet, hat ein lebhaftes Gefühl für Englands orientalische Machtstellung, wenn er demselben auch oft einen ungeschickten Ausdruck gibt, wie bei der Titelbill, oder den Mund etwas vollnimmt, und er weiß, wie Lord Derby dem russischen Botschafter bemerkte, daß für England Konstantinopel eine Lebensfrage ist.

Man hat auch dies für eine veraltete Auffassung erklärt, nach unserer Ansicht sehr mit Unrecht. Es war die egyptische Expedition Napoleon's, welche den englischen Staatsmännern die Ueberzeugung der entscheidenden Wichtigkeit eines Uebergewichtes auf dem mittelländischen Meere für die Behauptung des indischen Reiches gab; mit dem Verfall der Türkei zeigte sich die Gefahr einer neuen Seemacht, die vom schwarzen Meer aus den Bosporus beherrschen konnte; daher die Neutralisirung des ersteren im Pariser Frieden. — Diese hat allerdings Gladstone zerreißen lassen, aber der Bosporus ist wenigstens in der Hand der Türkei geblieben; eine Großmacht, die diesen besitzt, beherrscht strategisch den östlichen Theil des mittelländischen Meeres, und dagegen böte selbst die Herrschaft über Egypten kein Aequivalent. Es ist eingewendet, daß nicht der Bosporus, sondern die Dardanellen den Schlüssel bildeten, denn der Gebieter des ersteren beherrsche nur den südlichen Eingang des schwarzen Meeres; also wol Oesterreich und Rumänien, aber nicht England müßten verlangen, daß er nicht in russische Hände komme. Die Dardanellen dagegen beherrschten an ihrem schmalsten Punkt den Eingang südwärts wie nordwärts, so daß ihr Besitzer nicht blos die Durchfahrt vom schwarzen Meere, sondern auch von Konstantinopel

in Händen habe. England könne mithin den Bosporus Rußland überlassen, wenn es nur die Dardanellen bekomme. Das ist aber unrichtig, weil selbst, wenn es aus Gallipoli ein zweites Gibraltar machte, dies in der Nachbarschaft einer Großmacht wie Rußland nur ein prekärer Besitz wäre. Die Sache steht vielmehr genau so wie zu Anfang des Jahrhunderts; nicht das war der Fehler, daß man 1854 Krieg machte, sondern daß man sich 1856 zum Frieden drängen ließ, ehe die Zwecke des Krieges erreicht waren. Das Mittelmeer ist, wie Disraeli sagte, „eine der großen Heerstraßen des britischen Reiches, das Wahrzeichen und die Garantie seiner Macht. Wir sandten unsere Flotte, damit die Welt wisse, daß, was auch geschehen möge, dort keine große Veränderung im Länderbesitz stattfinden könne, ohne unsere Zustimmung.“ Die alte Politik Palmerston's und Stratford's, die nur Integrität und Unabhängigkeit der Pforte verfolgte, ist aufgegeben; aber das Ziel, wofür dieselbe das Mittel sein sollte, ist unverändert geblieben. W a n n England bei einem russisch-türkischen Kriege eingreift, mag fraglich sein, nicht d a ß es dies thun wird. Denn die Türken, welche dies Verhältniß wohl durchschauen, wissen auch, daß sie so lange aushalten müssen, bis die Ereignisse England nöthigen, Konstantinopel sicher zu stellen. Keinesfalls kann es deshalb zugeben, daß ein russisches Heer den Balkan überschreite, welcher zugleich den Bosporus und die Straße nach Konstantinopel beherrscht und somit hier die Bedeutung hat, welche die Linien von Torrès-Vadras in Wellington's Händen für die pyrenäische Halbinsel gewannen. Eine andere Frage ist, ob die Mittel Englands hierzu reichen, und dies sind wir geneigt zu bejahen. Allerdings würde seine Flotte wol wesentlich nur die russische eingeschlossen halten und den russischen Handel lahm legen, und die Ziffern seiner Armee nehmen sich klein neben den Heeren des Festlandes aus. Indeß immerhin würden 100,000 Mann gut ausgerüsteter Truppen auf Seiten der Pforte erheblich in's Gewicht fallen. Außerdem aber würde in einem solchen Kriege Englands indische Armee zum großen Theile disponibel werden, die 40 Millionen indischer Muhammedaner würden es mit Begeisterung begrüßen, wenn ihre Kaiserin für den Khalifen einträte; die Muselmänner von Bombay haben schon am 24. September eine sehr loyale Adresse an ihre Souveränin gesandt, in welcher sie dieselbe bitten, nicht die Zerstückelung des türkischen Reiches zuzugeben. Was schließlich die finanziellen Mittel anlangt, so zweifelt wol Niemand, daß England auf Jahre die nöthigen Summen für einen großen Krieg aufbringen kann.

Nächst England oder richtiger weit mehr noch ist O e s t e r r e i c h interessirt, daß Rußland seine Politik nicht durchsetzt; denn eine Absorbirung der Südslaven der Balkanhalbinsel müßte für die österreichischen wirken wie der Magnetberg auf Sindbad's Schiff, ganz abgesehen von der Unterbindung seiner Lebensader, der Donau. Und mehr noch als Lord Derby hat Graf Andrassy gegen die eignen Interessen gefehlt, wie z. B. durch das Gewährenlassen der Insurrection unter Hilfe der Dalmatiner und Croaten, welches höchstens verständlich war vom Standpunkt des slavenfreundlichen General Rodich. Mit dem Thronwechsel in Konstantinopel begann die Stellung Andrassy's Rußland gegenüber selbstständiger zu werden. Die Verabredung in Reichstadt, sich „von Fall zu Fall“ zu verstän-

digen, besagte Nichts. Thatsächlich trat Oesterreich Rußland entgegen, indem es in London die von letzterem geforderte Autonomie bekämpfte, sogar gegen die englische Formulirung derselben Bedenken erhob. Dies Auseinandergehen ist durch die Natur der widerstreitenden Interessen bedingt. Oesterreichs Zukunft liegt im Donauthal; wenn es gestattet, daß Rußland die Mündung der Donau oder gar den Bosporus beherrscht, so hat es nicht nur aufgehört, eine Großmacht zu sein, sondern seiner allmäligen Auflösung zugestimmt. Das war stets Metternich's Gesichtspunkt; und Graf Buol erklärte 1853 seinem Schwager, Herrn von Meyendorf, der sich über Undankbarkeit des Wiener Hofes beklagte, Oesterreichs orientalische Politik sei durch die Geographie vorgezeichnet. Es gibt zwar eine Partei am Hofe, welche geneigt wäre, die Beute mit Rußland zu theilen, diesem Bulgarien zu überlassen, dagegen Bosnien zu nehmen; indeß wird doch wol die Erinnerung an das Bündniß von Joseph II. und Katharina der Verwirklichung dieser Pläne entgegentreten. Vor Allem müssen die Magyaren eine solche Politik bekämpfen, wie sie jeder Vermehrung des slavischen Elements Feind sind; das ist begreiflich, denn damit würde das künstliche Gebäude des Dualismus unmöglich. Der Dualismus aber ist thatsächlich bankerott. Die Magyaren haben Zähigkeit und kluge Benutzung der Umstände in der Behauptung ihrer Rechte, sehr geringe Tüchtigkeit in der inneren Politik gezeigt. Obwol sie nur höchstens 38 Procent in den Ländern der ungarischen Krone bilden, haben sie die übrigen Nationalitäten unter schwerem Druck gehalten und sich in eine finanziell verzweifelte Lage gebracht. Diese ist nicht zu verbessern, so lange nicht der ungemessene Aufwand für die Honved-Armee aufhört, die militärisch doch keine Armee ist; wird diese aber beseitigt, so kann Ungarn seine bisherige Stellung nicht aufrecht halten. Die Entwicklung der orientalischen Verhältnisse aber wird diesen Proceß befördern. Der status quo läßt sich nur verbessern, wenn man ihn verändert, so daß er also nicht mehr status quo bleibt. Die Deutschen Cisleithaniens hatten ein lebhaftes Interesse an dem Dualismus, so lange eine klerikal-absolutistische Reaction zu fürchten stand; aber eine solche ist jetzt außer Frage. Dasselbe gilt für Deutschland, das an den Magyaren die beste Garantie gegen eine Revanchepolitik hatte. Seit Graf Beust zu den glücklich Beseitigten gehört, muß jeder österreichische Staatsmann die deutsche Allianz zum Grundpfeiler seiner Politik machen, weil Deutschland die einzige Großmacht ist, die wirklich Stütze gibt und Nichts von Oesterreich will. Tritt an die Stelle des unhaltbaren Dualismus ein Föderalismus unter Wahrung der Staatseinheit, so haben wol die Magyaren, nicht die Deutschen in Oesterreich von einer Vergrößerung der slavischen Bevölkerung zu fürchten.

Wir haben bereits erwähnt, daß eine Einverleibung Bosniens die richtige Lösung für das Land selbst wäre, weil allein Oesterreich im Stande, dort geordnete Zustände zu schaffen. Eine andere Frage ist, ob dieses die Einverleibung für sich zu wünschen hat. Die Gründe, welche dagegen sprechen, liegen nahe. Die Provinz ist schwer verwüstet und wird auf Jahre hinaus viel mehr kosten, als sie einbringen kann. Handel und Industrie fehlen fast gänzlich. Straßen sind erst zu bauen, die agrarischen Verhältnisse sind schwer zu ordnen, eine starke Besatzung ist nothwendig. Dennoch scheinen uns die Vortheile überwiegend.

Durch die Annexion gewönne Dalmatien sein natürliches Hinterland, die österreichische Industrie ein erweitertes Absatzgebiet, Ingenieure, Officiere, Beamten ein neues Feld der Thätigkeit, die Armee tüchtige Rekruten. Das Land selbst ist theilweise sehr fruchtbar, es hat große Eichenwaldungen, die jetzt aus Mangel an Communicationsmitteln verfaulen, Obst und Tabak; vor Allem aber würde der Besitz die Stellung und den Einfluß Oesterreichs im Orient unendlich steigern, es würde eine slavische Rivalin Rußlands, seine eigenen Südslaven würden aufhören, nach Außen zu gravitiren. Den Besitz Bosniens kann es aber nur gegen, nicht mit Rußland erreichen; es kann letzteres ruhig gegen die Türkei vorgehen lassen, denn es hat an Siebenbürgen eine natürliche Bastion, welche die Donaufürstenthümer beherrscht. So schrieb schon am 24. April 1810 Sir Robert Adair an Lord Wellesley: „Rußland muß als militärische Maßregel die Moldau und Wallachei räumen, sobald Oesterreich hervortritt (whenever Austria comes forward)." Dasselbe hat sich 1854 bewährt; deshalb sagt nicht blos General Fadejew: „der Weg nach Konstantinopel geht über Wien," auch Fürst Paskiewitsch erklärte 1853 dem Kaiser Nikolaus, da der Krieg mit der Türkei unvermeidlich sei, müsse zuerst Oesterreich besiegt werden, und Lord Sandhurst, der 1856 General-Consul in Warschau war, nahm als militärisch feststehend an, daß Konstantinopel nur durch Wien genommen werden könne. Sicherheit gegen diese Politik hätte Rußland, da es nicht in der Lage ist, zugleich gegen Oesterreich zu gehen, nur wenn Deutschland letzteres zurückhielte, wie Rußland es 1870 mit Oesterreich that. Wir halten es für unmöglich, daß Rußland eine solche Sicherheit hat, und dies führt uns schließlich auf Deutschlands Stellung, die von Vielen mit Unmuth, von Andern als räthselhaft betrachtet wird, und doch durch die Natur der Verhältnisse gegeben scheint.

Der leitende Gesichtspunkt für die deutsche Politik bleibt Frankreich, das seine Niederlage nicht als definitiv betrachtet und sich in einer Weise rasch erholt, die alle Berechnung getäuscht hat. Immerhin wird es noch auf lange Zeit nicht in der Lage sein, allein einen erfolgreichen Angriffskrieg gegen Deutschland zu führen, und Rußland ist der einzig mögliche Verbündete hierfür. Aber auch letzteres hält diesen Gesichtspunkt fest; als Fürst Gortschakow im Mai 1875 als Friedensstifter in Berlin auftrat, erklärte er unumwunden, das Interesse Rußlands verbiete eine weitere Minderung der Machtstellung Frankreichs, und der Kaiser Alexander sagte dem französischen Botschafter: „Comptez sur moi, si quelque danger sérieux vous menaçait, je serais le premier à vous en avertir." Die Möglichkeit der russisch-französischen Allianz ist somit die Gefahr der Zukunft, die Rücksicht darauf muß unsere Politik beherrschen. Wir können eine Steigerung der russischen Macht so wenig wünschen, als die der französischen; würde Fürst Bismarck eine solche von der jetzigen russischen Orientpolitik erwarten, so kann man sicher sein, daß er längst Rußland entgegengetreten wäre. Er wird aber eben der entgegengesetzten Ansicht sein und läßt es deshalb gewähren. Was würde die Folge sein, wenn er, so wie die Dinge liegen, mit England und Oesterreich sich gegen Rußland erklärt hätte? Einfach, daß letzteres zwar nachgeben müssen und somit eine diplomatische Niederlage erlitten hätte, aber, ohne geschwächt zu sein, Deutschland tief entfremdet worden

wäre und, während im Orient höchstens der unhaltbare status quo gefristet werden könnte, um so energischer an seiner inneren Reorganisation und der Befestigung der Allianz mit Frankreich arbeiten würde, das in einigen Jahren seinerseits schlagfertiger wäre. Wir hätten also, wollte der Reichskanzler jetzt den Friedensstifter spielen, künftig an Rhein und Weichsel zu kämpfen, statt jetzt dem Kampf an der Donau zusehen zu können. Nichts ist daher irriger, als den Fürsten zu großer Hinneigung zu Rußland zu beschuldigen. Da bis jetzt Deutschland in zweiter Linie steht, so hat er den Grundsatz befolgt, so lange Rußland und Oesterreich sich einigen, mitzugehen; an der Integrität der Pforte kann ihm Nichts liegen, und er kann nicht österreichischer als Oesterreich sein. Sobald letzteres aber sich gegen Rußlands Zumuthungen wehrte, wie bei der vorgeschlagenen Occupation Bosniens, hat er Andrassy gestützt und sein ganzes Gewicht gegen ein isolirtes Vorgehen mit Rußland in die Wage gelegt. Die ablehnende Antwort Englands auf das Memorandum nahm er mit dem Ausdruck eines Bedauerns auf, dessen Kühle erkennen ließ, daß ihn die Politik Lord Derby's nicht im mindesten verstimme. Im Uebrigen hat er die stricteste Neutralität beobachtet; er lehnte selbst die von England gewünschte Vermittlung in der Waffenstillstandsfrage ab, da er nach keiner Seite einen Druck ausüben wolle. Wenn der „Reichsanzeiger" den Text der Ablehnung des Waffenstillstandes seitens Rußlands brachte, so kann das wol mit Bezug auf eine frühere Aeußerung des Reichskanzlers als Beweis des Ernstes der Situation angesehen werden, nicht als eine Parteinahme für Rußlands Verhalten. Niemand wird sich klarer über die Unhaltbarkeit der Zustände im Orient sein, als Fürst Bismarck; schon in der vertraulichen Depesche vom 14. April 1867 an Herrn v. Werther, bei Gelegenheit der Sendung des Grafen Taufkirchen, glaubte er in diesem Punkte Nichts weiter sagen zu können, als daß er „nicht ohne Hoffnung sei, für einen beschränkten Zeitraum Rußlands Zustimmung zu einer Aufrechthaltung des status quo in den türkischen Grenzländern zu gewinnen". Der Dreikaiserbund konnte deshalb, was den Orient betraf, nur Erhaltung des status quo bedeuten; er hat seine volle Wirkung nach andrer Seite gethan, stürzt aber jener status quo in sich zusammen, so stehen wir vor einer neuen Situation. Ueber die Bedeutung Oesterreichs für Deutschlands Interessen im Osten ist sicherlich der Reichskanzler sich sehr klar; „wir brauchen Oesterreich für den Orient" antwortete er in Nikolsburg Denen, die den Sieg noch weiter ausbeuten wollten. Er bot in jener Depesche von 14. April 1867 ein dauerndes internationales Bündniß. Graf Beust's Revanchepolitik lehnte dies ab; aber unbeirrt dadurch, und obwol Niemand die feindlichen Absichten des österreichischen Kanzlers bei Ausbruch des französischen Krieges besser kannte, als Bismarck, bot er demselben schon von Versailles aus die Hand. Damit ist der Antagonismus beseitigt, das Wundfieber, welches der schmerzlichen, aber nothwendigen Operation der Trennung Oesterreichs von Deutschland folgte, ist vorüber, das deutsche Bündniß ist in Wien von jedem Urtheilsfähigen als das einzig Mögliche anerkannt, und Fürst Bismarck erklärte in der bekannten Unterhaltung mit Jokai, daß nicht nur Europa in seiner Mitte einen so consolidirten Staat wie die österreichische Monarchie verlange, sondern daß Der, welcher diese angreife, Deutschland sich gegen-

über finden müsse. Oesterreich kann daher sicher darauf rechnen, letzteres an seiner Seite zu finden, wenn es zur Selbsterhaltung handeln müßte. Die Beobachtung der strictesten Neutralität und Abstention war und ist noch für Deutschland geboten; weder das Beispiel Preußens im Krimkrieg, noch das Frankreichs 1866 sprechen dagegen. Preußen hatte 1854—1856 gar nicht die Absicht, einzugreifen, es hatte überhaupt keine Politik als die der Schwäche und Unentschlossenheit, die sich in zwecklosen Vermittlungsversuchen erschöpfte; Napoleon III. begünstigte 1866 allerdings den Conflict, um als Schiedsrichter aufzutreten, wenn beide Theile sich erschöpft haben würden, aber er verrechnete sich vollständig in der Schätzung der Kraft Preußens und war deshalb, als der Moment der Entscheidung eintrat, nicht fertig und nicht entschlossen.

Wir sind fertig, und niemand wird dem Fürsten Bismarck zutrauen, daß er sich in der Berechnung der Macht der Kriegsgegner ähnlich irre oder ihm die Entschlossenheit mangeln werde, im rechten Augenblick einzugreifen. Kühner Entschluß ist in einer Constellation der Politik ebenso geboten, wie ruhiges Abwarten in einer andern. Wir verwahren uns zwar gegen die Aeußerung des Abg. Lasker, daß noch eine mindestens fünfzigjährige Culturentwicklung dazu gehöre, bis öffentliche Besprechungen der auswärtigen Politik von Nutzen seien, nehmen vielmehr für den Reichstag das volle Recht des Mitsprechens aus eigener Initiative in Anspruch; aber wir glauben, daß in der gegenwärtigen Lage eine Debatte im Reichstage über die orientalische Frage und Deutschlands Stellung zu derselben zwecklos sein würde.

Europa fürchtet sich nicht vor Rußland, weil Deutschland sich nicht vor ihm fürchtet. Der Gang der Ereignisse ist für uns; die orientalische Frage drängt zur Explosion in einem Moment, wo Frankreich noch zur Neutralität genöthigt ist und Rußland dies unangenehm genug empfindet. Letzteres hat sich engagirt, nicht in Folge einer wohlberechneten Politik, sondern fortgerissen von einer nationalen Strömung; wir haben es nur seine Bahn verfolgen zu lassen, um mit Oesterreich, zur gegebenen Stunde, die Entscheidung durchzusetzen, welche den Interessen Deutschlands und Europa's entspricht.*)

*) Die vorstehenden Ausführungen wurden Ende November dem Druck übergeben; die Aeußerungen des Reichskanzlers am Abend des 1. December und in der Reichstagssitzung vom 5. konnten daher nicht mehr berücksichtigt werden, scheinen aber in keiner Weise dem zu widersprechen, was hier über die Stellung Deutschlands gesagt ist.

12. December. Der Verfasser.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau"

hat geglaubt, obigen Aufsatz, welcher ihr von hervorragend unterrichteter Seite zugegangen, in seinem ganzen Umfange mittheilen zu sollen, obwol sie sich nicht mit allen Ausführungen desselben einverstanden erklärt. Es handelt sich hier nicht um einfache Parteinahme für oder gegen eine der streitenden Mächte, sondern um eine historisch-politische Deduction, deren Schlußfolgerungen von der Zukunft bestätigt werden mögen, oder nicht; an denen zu modeln die Redaction sich aber nicht für befugt erachten konnte.

Literarische Rundschau.

Der neue Band der „Ahnen".

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. — Vierte Abtheilung. Marcus König. — Leipzig, S. Hirzel. 1876.

Schon bei Anzeige der „Brüder vom Deutschen Hause" wiesen wir an dieser Stelle darauf hin, wie der Dichter bisher nicht auf den sonnigen Höhen unserer Geschichte, sondern mit Vorliebe in schweren, dämmerigen Uebergangszeiten den Schicksalen und Wandelungen „unserer Ahnen" nachzugehen liebte. Das erste Morgengrauen der Völkerwanderung, die letzten Zuckungen der alten Volksreligion, Verfassung und Sitte, der Verfall des freien, altgermanischen Herrenstandes unter dem Einflusse des aufkommenden Lehnswesens und Hofdienstes, endlich der Niedergang der ganzen Kaiser- und Ritter-Romantik im Abendglühen der letzten Staufentage: das waren die ernsten Geschichtsbilder, von deren Hintergrund die Gestalten der Ingo, Ingram, Ingraban, Immo, Iwo sich abhoben. In „Marcus König" tritt dieser Grundzug der Dichtung zunächst noch schärfer hervor, um dann, wenn unser Gefühl uns nicht trügt, den Wendepunkt vorzubereiten, von dem aus für die noch ausstehenden (drei?) Theile eine entgegengesetzte, aufsteigende Bewegung sich anzukündigen scheint. Wir verließen Iwo, als er mit „den Bärtigen", den „Brüdern vom Deutschen Hause" der Heimath den Rücken wandte, um am fernen Weichselufer deutschem und christlichem Wesen eine neue Stätte bereiten zu helfen. Die Aussicht auf jene schönen Spätsommertage des sinkenden Mittelalters schien sich zu öffnen, in denen deutsche Tüchtigkeit im Einzelnen einzubringen und zu retten wußte, was verhängnißvolle Schicksalsfügungen und von Geschlecht zu Geschlecht forterbende Irrthümer im Ganzen und Großen verdorben hatten. Die siegreichen Heldenkämpfe des Deutschordens, das Aufblühen des Preußenlandes, die stolzen Blüthetage der Hansa, die deutsche Seeherrschaft im Norden! Boten sich da nicht verlockende Stoffe? Aber Gustav Freytag meint es anders. Er geht an der ganzen Herrlichkeit vorüber und führt uns mitten unter die schwersten, demüthigendsten Prüfungen, welche der deutsche Staat, die deutsche Gesellschaft und Sitte dort oben im Norden bestanden hat. Wir sind in Thorn, in Westpreußen, im Jahre 1519, dreiundfünfzig Jahre nach dem Frieden, der einst in derselben Stadt den Sieg Polens und das Unglück des Ordens besiegelte, sechs Jahre vor dem Frieden von Krakau, der dem Orden die Grabschrift schrieb. Schnell und schmählich ist die Spätblüthe ritterlich-christlicher Weltordnung gewelkt. Die preußischen Städte, der Landadel, die freien Bauern haben lieber den Fremden in's Land gerufen, als daß sie den Uebermuth und die Unfähigkeit des verrotteten, halbgeistlichen Junkerthums länger über sich duldeten. Der Pole herrscht im Weichsellande. Wol blühen Danzig, Elbing, Thorn noch in Wohlstand und deutscher Sitte; schon aber steigt rings um sie die slavische Sündfluth, der sie einst

selbst die Dämme geöffnet. Thorn zumal muß den Neid und die Zuchtlosigkeit der bösen Nachbarn bedenklich empfinden. Der polnische Priester bahnt dem polnischen Edelmanne den Weg, und beide überwachen mißtrauisch den deutschen Bürgergeist. Und noch schlimmer, womöglich, sieht es drüben aus, im Reste des Ordenslandes, jenseits der ostpreußischen Grenze. Der Orden, von Deutschland abgeschnitten, kann nicht leben, nicht sterben. Wol läßt er seinen Hochmeister schwören, eher die Hand zu verlieren, als sie zum Lehnseid für den verhaßten Polen zu erheben. Aber woher die Kraft nehmen, den Eid zu Ehren zu bringen? Das Land ist verwüstet, Bürger und Bauern zu Grunde gerichtet, zerschlagen in dem endlosen Unglück. Der Ritter will weder fechten noch zahlen, der Landsknecht verlangt Sold. Somit Krieg ohne Thaten, ohne Entscheidung, aber mit um so mehr Elend und Noth. Der unbezahlte Söldner „braucht sein Recht". Er liegt dem Bauer in Haus und Scheuer, plündert den Kaufmann, raubt auf der Landstraße und auf dem Strom, dient je nach Gelegenheit beiden Parteien. Es sind Scenen im Styl von Wallenstein's Lager, traurige Vorboten der für ganz Deutschland herannahenden eisernen Zeit, welche auf diesen Blättern das Treiben der unholden Gewalten mit ergreifender Anschaulichkeit zeichnen. Das Bild würde jedes Lichtschimmers entbehren, wenn es nicht gleichzeitig zeigte, wie aus der Tiefe des Volksgeistes heraus der rettende, reformatorische Gedanke sich Bahn schafft, überall die erstarrten Lebensformen brechend, die Rohheit bändigend, den Sinn der Geschlagenen und Gedrückten belebend, erneuernd. Daß der Dichter uns die Vertreter deutscher Wiedergeburt und Genesung dabei nicht im Fürstenmantel oder im Harnisch zeigt, sondern im bescheidenen Rock des Magisters, im schlichten Kleide der bürgerlichen deutschen Jungfrau und Hausfrau, das sei ihm von Herzen gedankt! Es gehört zu jenem Stempel der Wahrhaftigkeit, der hier, wie in den vorausgehenden Theilen des Werkes, seine ganze Auffassung deutschen Wesens und deutscher Schicksale kennzeichnet.

Aus diesem dunkeln geschichtlichen Hintergrunde tritt dann die frei geschaffene Handlung und Charakterzeichnung des Romanes keineswegs in glänzenden, schmeichelnden Farben und Formen hervor. Wir sind es schon gewöhnt, die Helden der „Ahnen" auf rauhen Wegen zu begleiten. Mit den Sonntags-Kindern moderner Social-Romantik haben sie nichts zu schaffen. Ihr Familienzug war von Anfang an selbstherrliche Wahrhaftigkeit, tapferes Herausarbeiten ihrer eigensten Natur. So mußten sie auf die Erfolge der fügsamen Schlauheit verzichten, und die Bewegung ihrer äußeren Lebenslage beschrieb im Ganzen keine aufsteigende Linie. Die Liebe zumal, die Vorsehung der Romanhelden aller Zeiten, war ihnen nie die freundliche Fee, welche ihre Lieblinge nur ein wenig plagt und neckt, um ihnen dann die überreiche Aussteuer desto schmackhafter zu machen. Was sie ihnen gewährte, inneres Glück und freudiges Fortleben in gesundem Nachwuchs, war durchweg durch schwere Opfer erkauft: von dem Tage, an dem die Trümmer der brennenden Burg über Ingo zusammenbrachen, bis zu jenem andern, da Iwo, die Kaisertochter verschmähend, mit der geliebten Bäuerin die Heimath verließ. Auf dem vorliegenden Blatte der fortschreitenden Bilderreihe werden die Farben nun vollends mit Rembrandtischer Strenge gemischt. Der Titelheld, „Marcus König", tritt uns von vorne herein als der ernste, düstere Träger eines historischen Gedankens entgegen, den nur der verhängnißvolle Faden ererbter Rachepflicht mit dem wärmeren Gebiete des persönlichen Empfindens verbindet. Die Nachkommen Iwo's, so erfahren wir, sind ansehnlich und stark geworden unter den alten Geschlechtern Thorn's und des Preußenlandes. Sie haben seiner Zeit selbst dem Orden einen Hochmeister gegeben. (Ludolf, König von Weißau, regierte 1341—45.) In dem alten, steinernen Hause am Markt hat sich stattlicher Reichthum gesammelt in Truhen und Schränken. Rüstungen, Waffen, Trophäen erinnern an ruhmvolle Kämpfe im waldigen Heidenland und auf der Salzfluth. Die Fahne der Altstadt trägt noch das Blau-Weiß des alten Vandalengeschlechts. Weithin im fruchtbaren Stadtgebiet gehört ihm schöner Besitz an Aeckern, Wiesen und Wald. Der Name der Könige von Thorn hat guten Klang auf den

Kontoren von Danzig, Brügge, Frankfurt, wie in den Trinkstuben der Artushöfe. Aber düster und unheimlich schaut aus aller der Herrlichkeit das Gesicht des Geschlechtsherrn, Marcus König, heraus. Fern hält er sich von Rath und Ehrenämtern der Mitbürger; selbst Bürgermeister Hutfeld, sein Schwager, empfängt nur noch kalten, förmlichen Gruß von dem längst verwittweten Manne. Marcus kann die Stunde nicht vergessen, da er einst, ein sechsjähriger Knabe, das Blut seines Vaters fließen sah, der im großen Bürgerkriege seine Treue für den Orden auf dem Schaffot büßte. Das blutbefleckte Gewand des Gemordeten hängt im alten Familienschranke neben der Eisenrüstung des hochmeisterlichen Ahns und neben dem Hochzeitsschmuck der geliebten, früh verlorenen Gattin. Das sind die Reliquien, vor denen der alte Marcus seinen Hausgottesdienst hält. Den Vater zu rächen, dem Orden das Land, die Stadt zurück zu gewinnen, die Polen hinaus zu werfen, das ist der Gedanke seines Lebens, dem er Alles opfert, Reichthum und Einfluß, den Genuß der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft, selbst die Erhaltung seines Hauses und das Glück des einzigen Sohnes. Sein Reichthum gehört dem Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, der mit dem Gelde des Kaufmannes seine Landsknechte, seine Staatsgewänder und Goldketten zahlt, um dann mit den Polen seinen Frieden zu machen und aus dem Schiffbruche seiner Rittterehre ein weltliches Herzogthum und — die deutsche Zukunft des Preußenlandes zu retten. „Sagt dem Herzog, Marcus König sei für ihn nicht bei Wege," läßt Marcus dem von Krakau zurückkehrenden Fürsten melden. „Er reitet über Land und läßt seinen Knecht henken, weil dieser ihm einen Eidschwur gehalten hat." Uebrigens zäh, hart, fest, vom echten Helden- und — Barbarenstamme urgermanischer Art. Der Kirche dient er mit der Pünktlichkeit des Kaufherrn, der nichts geschenkt nimmt, der den Preis aller Waaren kennt und es natürlich findet, daß man am Himmelswege die schwersten Zölle entrichtet. Das Buch seiner „guten Werke" wird ebenso sorgfältig geführt, wie das Hauptbuch des Kauf-Geschäfts. Um dem Alten den Segen für die Liebe und Ehe des einzigen Sohnes zu entreißen, bedarf es schwerster Schicksale; und kein Geringerer. als Dr. Martinus Luther selbst, der freudige Held des Jahrhunderts, muß herbei, um dem schwer zürnenden Manne die Versöhnung mit seinem „politischen" Herzoge abzugewinnen und seiner Seele den Frieden zu geben.

Ist das nun wirklich der Held und Träger der Dichtung, würdig mit Ingo, Ingram, Immo, Iwo in die Reihe zu treten? — Er könnte es für uns immerhin sein, aller Liebesromantik zum Trotz, wenn — er wirklich die Handlung führte, oder doch die Theilnahme auf sich concentrirte. Aber das ist doch nur in sehr beschränktem Sinne der Fall. Marcus König kommt bei aller gewaltigen und tiefen Anlage seines Charakters über den Rang und Einfluß einer hervorragenden Nebenfigur kaum hinaus. Er setzt die Handlung, welche sich vor unsern Augen vollzieht, nicht in Bewegung, wirkt in ihr nur retardirend, und von seinem politischen Wirken hören wir mehr, als daß wir es sehen. Nur freilich (und das wiegt nicht leicht bei Abschätzung des Kunstwerthes der Dichtung), nur freilich, daß aus der im Einzelnen reich, ja oft glänzend ausgestatteten Reihe der andern Gestalten des Romans auch kaum irgend eine hervortritt, die den Anforderungen in dieser Beziehung viel besser genügte. Auch Georg König kaum, Marcus' einziger Sohn, so glücklich auch die bekannten liebenswürdigen und heldenhaften Züge der „Ahnen" in ihm vertreten, und mit einem künstlerisch feinen Zusatze von Zeit- und Ortsfärbung gemischt und abgetönt sind. Georg, der stattliche Patriciersohn, ist lebenslustig und vertrauend, heiter und tapfer wie die Jugend und die Kraft. Er vereinigt in sich alle Herzensgüte, allen Edelmuth, alle Treuherzigkeit und Opferfreudigkeit, die man von dem besten Romanhelden billiger Weise erwarten kann. Er liebt ebenso warmblütig als tugendhaft, schlägt sich wie ein Löwe, hält selbst dem Teufel sein Wort, oder doch den Landsknechten, die schlimmer sind als der Teufel; und daß er im Punkte der edeln Musica seinem thüringischen Blute keine Schande macht und auch in den beiden übrigen bekannten Hauptartikeln des Katechismus Luther's sich wacker erweist, wird ihm bei wohl-

denkenden Lesern nur zu weiterer Empfehlung gereichen. Aber bei alledem ist er schwerlich stark genug angelegt, um statt seines alternden Vaters den Bau der Fabel zu tragen. Wir lachen von Herzen über seine Fastnachtspäße, lassen uns seine Serenaden für Jungfer Anna, des Magisters Tochter, ein paarmal gefallen, gönnen ihm von Herzen die Erfolge seiner langen und beschwerlichen Liebesmüh', freuen uns, wenn er einen unbarmherzigen Vogt prügelt oder, den Pfaffen und Ketzerrichtern zum Trotz und seinem Magister zu Liebe einem tückischen Polaken den Kopf zerschlägt. Auch seine gefährlichen und tragischen Abenteuer im Gefängniß und unter den Landsknechten gehen uns ernstlich zu Herzen. Dennoch macht sich ein Zug des Zufälligen, Planlosen in seinem Gehaben bemerklich; es ist ein äußerliches Nebeneinander und Durcheinander in seinen Schicksalen, welches den epischen Strom des Romans zu voller, ruhiger, gleichmäßiger Stärke nicht recht anwachsen läßt. Bald fluthet er, wie das Sommer-Hochwasser der wilden Weichsel, brandend an seine Dämme; bald scheint er sich in Sandbänken und Untiefen fast zu verlieren. Zumal, da das zwischen Marcus und Georg König hin und her wogende Interesse noch durch zwei weitere Gestalten in Anspruch genommen wird, die für Nebenpersonen fast zu bedeutend, für Hauptpersonen nicht bedeutend genug sind: übrigens beide vorzüglich gezeichnet und zu dem culturhistorischen Grundzuge der Dichtung in allernächstem Verhältniß.

Magister Fabricius ist einer jener prächtigen Geisteskämpfer, wie das Jahrhundert der Reformatoren und Humanisten sie aus dem echtesten und besten deutschen Stoffe so zahlreich formte, wie sie dann in den Zeiten der Noth und Bedrängniß uns zum Trost und zur Zierde gereichten, die aber in der Milliarden-Atmosphäre des „neuen Reiches" kaum noch zu gedeihen scheinen. Dieser kleine, muntere, bescheidene, genügsame, und doch auch wieder feste, gravitätische und unter Umständen starre, eigensinnige, grundgelehrte Schulmeister verhält sich zu dem Troß seiner heutigen, „gehobenen" Standesgenossen, wie — ein grober, reinlicher Hemdkragen von Hausleinen zu feinster amerikanischer „Papierwäsche". Als Marcus und der Bürgermeister ihn zum Professor eloquentiae für ihre erwachsenen Söhne anwerben wollen, zeigt er zunächst gar nicht große Rührung über die angetragene Ehre. „Es ist nicht meine „Sache, als Lehrer Andern angenehm zu sein, sondern die Knaben, welche ich „lehre, sollen mir angenehm werden, das will sagen, sie sollen etwas Ordentliches „lernen, denn das ist die Freude des Lehrers; wollen sie das nicht, so kränkt mich „die verlorene Zeit, selbst wenn die Faulen, mit Verlaub zu sagen, Söhne eines „Bürgermeisters sind." Und wie geht er gegen die Pfaffen in's Feuer, wie packt ihn der Lebensathem der neuen Zeit, als nun auch im Preußenlande, und dort mit zuerst, die Geister auf einander platzen! Wie bewahrt er den fröhlichen, bescheidenen Sinn, die aequa mens in Noth und Gefahr! Als es dann aber an den Kern seines Lebens geht, als er die Ehre der geliebten Tochter gegen den harten, geld- und geburtsstolzen Patricier vertheidigt, wie wächst der kleine Mann dem ganzen, öden, äußerlichen Kram über den Kopf. „Und wahrlich, Herr, für euer stolzes Haus wäre „es ein Segen und ein Glück, wenn mein Kind als Schwiegertochter darin hauste. „Und ich versichere euch, Herr, hätte ich eine Ahnung gehabt, daß euer Sohn im „Geheimen meine Tochter im Herzen trug, ich hätte ihn, wie werth er mir auch als „Schüler geworden war, aus dem Hause gejagt auf Nimmerwiedersehen. Denn „Nichts ist mir in meinen Tagen, nächst den Lügen der Pfaffen, so „verhaßt gewesen, als der Dünkel der Reichen!" — Es ist dabei sehr der feine Tact hervorzuheben, mit dem G. Freytag die bekannten Schroffheiten, Wunderlichkeiten und Unzulänglichkeiten der schulmeisterlichen Standesbildung gezeichnet und dichterisch verwerthet hat, ohne der Bedeutung und Würde des Charakters auch nur das Geringste zu nehmen.

Ein Meisterstück in jeder Beziehung endlich ist Anna: eine hochsymbolische Gestalt, wie nur je eine, und dabei in jedem Zuge wahr, persönlich, geschaut und empfunden. In diesem so demüthigen und so stolzen, so charakterfesten und so warmherzigen, so schlichten und so grundgediegenen deutschen Mädchen verkörpern sich alle

guten Geister, die nachher so lange, unter der Noth trostloser Zeitläufte, im Heiligthume des deutschen Bürgerhauses den Lebenskeim unserer Volkskraft gesund halten sollten. Ein Zug von eckigen, harten Formen, eine leise Schattirung von Pedanterie, ein gelegentlicher, fröstelnder Hauch naturfeindlicher Geistigkeit gehört wesentlich mit zu dem Bilde; nur wurde Freytag's Hand erfordert, um diese Schatten aufzusetzen, ohne die Schönheitslinie des Ganzen zu stören und das Kolorit zu verdüstern. „Anna spricht anders und hält sich anders, als unsere Mädchen," meint Georg in seiner ersten Liebesnoth zu seinem Schulkameraden. „Sie ist aus Kursachsen," entgegnet der Andere. „Soll ich dir meine Meinung sagen? Sie ist eines Magisters Kind, Topf wie Kessel, sie ist eine Schulmeistersche." Wie dann die „Schulmeistersche" unter den Landsknechten das Evangelium verkündigt und „Sitte lehrt und Erkenntniß", wie sie sich wacker und fest, und doch auch so lieb und so menschlich hält bei der Zähmung des wilden Georg: das Alles mag wol den epischen Strom hie und da ein wenig ablenken und hemmen. An sich gehört es zu den besten Leistungen unserer neudeutschen Dichtung, ganz neben Immermann's „Lisbeth" zu stellen.

Wir sind, wie man eben sah, durch diese Bemerkungen über die Hauptgestalten des Romans unmittelbar genöthigt worden, seine schwache, oder lieber seine weniger starke Seite anzudeuten. Wir meinen einen gewissen unruhigen, bald springenden, bald stockenden Gang der Erzählung, die sich hie und da auch wol einmal in die culturhistorische Schilderung verliert. Der Mangel eines eigentlichen Haupthelden, die zu gleiche Vertheilung der Anziehungskraft auf mehrere Gestalten, hängt damit zusammen. Marcus verhält sich zu passiv, Georg zu planlos, Fabricius ist zu sehr Episode, Anna, bei aller Lieblichkeit und Trefflichkeit, von zu geringem Einfluß auf die meisten äußeren Vorgänge. Auch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Ausführung macht sich namentlich in den späteren Capiteln bemerklich. Es zeigen sich, wenn nicht gerade Lücken und Widersprüche, so doch weniger klar und vollständig behandelte Partien; man muß wiederholt lesen, auf's Aufmerksamste jeden Wink, jedes hingeworfene Wort beachten, um nur zu folgen. Eine feierlich angekündigte Katastrophe, nichts Geringeres als der Tod des Magisters, Anna's und ihres Söhnchens, wird stillschweigend zurückgenommen, ohne ein Wort der Erklärung. Eine einzige, leise, versteckte Andeutung muß unserer Phantasie den Weg weisen zur Ausfüllung eines mehrjährigen Zwischenraums in den Schicksalen der unsern Herzen so nahe gerückten Familie. Was aus Georg endlich wird, können wir auch nur vermuthen. Wir sehen ihn als Kaufmann gekleidet und hören, daß er vom Main herauf nach Koburg geritten ist. Ist er in Frankfurt ansässig geworden? Oder in Nürnberg? Wie? In welcher Lage? Solche Ungewißheit stört nicht gerade den Schlußeindruck, aber immerhin schwächt sie ihn und läßt eine gewisse Unruhe zurück. Wir müssen uns ein nebelhaftes Verschwinden gefallen lassen da, wo wir gern klare, vollständige Schlußbilder hätten. — Seltsamer noch gewisse geflissentliche Härten, an die wir sonst bei Freytag, bei aller Tragik seiner Romane, nicht gewöhnt sind. Mag z. B. Georg, als Fähnrich der Landsknechte, in einem grausigen Massenzweikampf, Fähnlein gegen Fähnlein, schwer verwundet werden. Nichts natürlicher. Aber warum muß ein Kamerad, ein Lanzknecht seiner Schaar, in Rachsucht wegen einer einst in ehrlichem Kampfe empfangenen Wunde, ihm tückisch die rechte Hand abhauen? Warum muß der Held als Krüppel zu Weib und Kind zurückkehren? Das Leben hat ja leider nur zu oft solche grundlose Tücken. Aber die Dichtung? — Und gar die Todesscene Dobise's, des „letzten alten Preußen"! Zum Galgen verurtheilt, empfängt der diebische, sonst aber ganz gutherzige Hausdiener des alten Marcus die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen. Aber er muß die Rückkehr eidlich geloben, die Rückkehr zur Hinrichtung! Wann? Das ist ganz seine Sache. Und nach einigen Jahren kehrt er wirklich zurück; Marcus König, ohne einen Gedanken an Gnade, geleitet ihn feierlich zum Galgen, und wir werden Zeugen eines längeren, humoristischen Gespräch (buchstäblicher Galgenhumor) zwischen dem armen Sünder auf der

Leiter und Hans Buck, dem leutseligen, gemüthlichen Henker, der auf dem Balken über ihm sitzt, die Schlinge in der Hand. Das sind Shakespeare'sche Züge, aber nicht etwa nachgeahmte. Man fühlt mit leisem Frösteln, wie ein gewisses unheimliches Etwas, ein gewisser dunkler Zug in der Grundanlage des Werkes (oder in der Stimmung des Verfassers?) sie hier bedingt. Man erinnert sich an das Colorit von „Maaß für Maaß“, wenn nicht von „Timon“.

Daß wir bei alledem den vierten Band der „Ahnen“ mit wärmster Theilnahme gelesen haben: ist es zu sagen erst noch nöthig? — Mit allen seinen Vorgängern theilt der Roman vor Allem die Gewalt der plastischen Gestaltung, die Meisterschaft der Färbung. Es ist Alles lebendig, wirklich, handgreiflich, kein Schattenspiel, keine Schablone! Die ganze Gesellschaft der Reformationszeit zieht an uns vorüber: Kaufherr und Edelmann, Bauer und Bürger, Schüler, Magister und Pfaffen, Landsknechte und Fürsten: überall Leben und Wärme, geschichtliche Wahrheit, tactvoll aufgetragener Localton, ohne alles archäologische Prunken mit Notizen, Wortkram und Anekdoten. Die Sprache ist in der Erzählung modern, aber stylvoll, der Würde des Gegenstandes entsprechend. Nur an charakteristischen Hauptstellen, im Dialog, wird der Ton des sechzehnten Jahrhunderts so geschickt und mäßig, als wirkungsvoll angeschlagen. Die Schilderung des Landsknechttreibens ist für die künstlerische Oekonomie des Ganzen, wie schon bemerkt, immerhin ein wenig breit ausgeführt. Sie dehnt sich behäbiger aus, als ihre Bedeutung für die Haupthandlung rechtfertigen möchte. Aber an sich ist sie ein Meisterstück. Hauptmann Hans, für den Georg die Fahne trägt, kann sich ganz ebenbürtig neben Walter Scott's Capitän Dalgetty (in der Legende von „Montrose“) stellen. Ergreifend, von höchster tragischer Wirkung ist die Verhandlung mit den Kameraden in polnischem Dienst, über den Zweikampf. Wie sie sich, in erschreckender Naivetät, zum Knechtsdienst des rothen Goldes bekennen: „Der Pan Stibor kam erst gestern zu uns geritten, auf jeder Sattelseite einen „Beutel mit Geld. Er hat allen Rückstand bezahlt, doppelten Sold verheißen und „ehrliche Ablohnung zum nächsten Monat, damit wir heimkehren, wenn wir vorher „euch aus der Burg werfen und die Herrschaft über euern Garten in seine Hand „geben.“ Auf solche Art ist bekanntlich seiner Zeit die Marienburg in die Hände der Polen gefallen. Es ist, als hörte man König Bisino über die römische Gesandtschaft berichten, an die er den Gastfreund verkauft, den er liebt; auch Hagen's Moral in Bezug auf den Schatz der Nibelunge wird von demselben Gedankenzuge beherrscht. Der alte Fluch unsers in Armuth und hartem Lebenskampf aufgewachsenen Stammes! — Und wie dann jene kerntapfern, auf ihre Art ritterlichen, aber barbarisch rohen, von Unglück und Entbehrung gehärteten Gesellen, die entarteten Vertreter germanischer Waffenkraft, sich zu dem deutschen Nationalgedanken ihrer Zeit stellen! Nicht unempfindlich sind sie gegen Luther's Worte aus Anna's Munde. Sie fühlen sich doch nicht mehr recht sicher bei dem alten Trost, „daß die Lands- „knechte vor dem Teufel sicher sind, weil selbst der mit ihnen nicht auskommen kann.“ „Aber wer kann auf die Länge wider die Noth? Die neue Verkündigung mag gut „sein für solche, die an ihrem Sammetwamms einen runden Geldbeutel tragen. Für „die Knechte aber ist es schädlich, wenn sie um die Gnade sorgen, statt wie sie „sich und dem Troß den leeren Magen füllen. Seither, wenn Jemand zuviel auf „sein Gewissen geladen hatte, wandte er einiges Geld an die Pfaffen und ging rein „gewaschen von dannen. Jetzt soll er jammern und die Hände aufheben, welches „einem Kriegsmanne übel ansteht; er soll auch meiden, was er gern thut. Es wird „uns gelesen von zehn Geboten, die wir halten sollen, wir aber vermögen kaum „eines zu beachten.“ Die Engländer erfreuen sich mit Recht an Cromwell's gottseligen Dragonern, wie Walter Scott sie ihnen schuf. Diese Landsknechte G. Freytag's sind jenen typischen Gestalten in Bezug auf innere Wahrheit und künstlerische Abrundung vollkommen gewachsen.

Die mehrmals höchst kunstreich und wirksam herbeigeführten Ueberraschungen, welche die Erzählung beleben und die Spannung steigern, werden wir hier

natürlich nicht verrathen. Es ist nicht Sache des Kritikers, dem Künstler und dem Leser die Freude zu verderben. Einiger Scenen aber muß mit gebührendem Danke gedacht werden. Wir rechnen dahin das ländliche Fest auf Marcus König's Gut, namentlich den Waldspaziergang zur alten Eiche; dann Anna's und Georg's Hochzeitsmorgen auf der grünen Haide, endlich das doppelte Auftreten Martin Luther's: ganz in dem großen geschichtlichen und nationalen Sinne, in der feinen Auffassung und mit der gewaltigen Formgebung, wie sie unter den Lebenden in diesem Maße wol nur G. Freytag zu Gebote steht. Es ist die Versöhnung der beiden feindlichen Väter zur Anerkennung der vor Gott und unter der Fahne geschlossenen Ehe Anna's und Georg's, und dann die Aussöhnung des alten, starren Marcus König mit dem Herzoge, der in weltklugem Sinne seinen Schwur auf dem Altare der politischen Zweckmäßigkeit opfert: die hochsymbolische Schlußhandlung des Romans. Um unser Urtheil kurz zusammen zu fassen: „Marcus König" bleibt hinter dem Ideal des historischen Romans einigermaßen zurück durch eine gewisse Unruhe der Bewegung, eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Ausführung, einen gewissen Mangel an Einheit des Interesses. Er entschädigt aber durch die Vorzüge der Charakteristik, durch eine Fülle von überraschenden Einzelschönheiten, auch in der Erzählung, durch die treffliche Verarbeitung des reichsten und bedeutungsvollsten culturgeschichtlichen Stoffes und durch eine ergreifende Hoheit und Tiefe der geschichtlichen Auffassung. Wie drängt sich diese in dem schönen Schlußwort zusammen: „Da klang über den Lauten „der Natur die feierliche Stimme des Mannes, in welchem sich die Kraft, die Größe „und die Einfalt des deutschen Wesens vereinten, wie nie vorher in einem einzelnen „Menschen. Auch an dem Geschlecht des Todten übte er sein hohes Amt, indem er „die Trauernden ermahnte, jeden Tag und jede Stunde mit ihrem Gott zu leben, „den er nach alter Ueberlieferung als gebietenden Herrn und liebenden Vater ver„stand. Spätere Enkel desselben Geschlechts deuteten das Unermeßliche nach dem „Maß ihres Erkennens und nach dem Bedürfniß ihres Herzens zugleich freier und „bescheidener; aber alle späteren, wohin sie auch der himmlische Landwirth nach „dem Bedarf seiner Wirthschaft säete, wurden Dank schuldig für ihre Freiheit und „für ihre Frömmigkeit dem Doctor Martinus Luther."

G. Freytag hat den Weihnachtsbaum unsers Volks heuer wieder mit der im vorigen Jahre so schmerzlich vermißten Gabe geschmückt. Möge ein freundliches Geschick ihm und uns gewähren, das in großem Styl begonnene Werk der „Ahnen" einst planmäßig, zu dauernder, reiner, harmonischer Gesammtwirkung vollendet zu sehen! F. Kreyssig.

Spielhagen's neuer Roman.

Sturmfluth. Roman in sechs Büchern von Fr. Spielhagen. 3 Bde. Leipzig, L. Staackmann. 1877.

Der neue Roman ist weitaus das Beste, was Spielhagen seit „Hammer und Amboß" geschrieben; ich freue mich um so mehr darüber, da ich in seinen letzten Werken starke Spuren der Erschlaffung wahrzunehmen glaubte. Hier ist die alte Frische, das specifische Talent des Dichters zeigt sich wie in seinen besten Zeiten, und die Unarten, die man ihm früher mit Recht vorwarf, sind fast ganz vermieden.

Der Roman ist ein Gewebe aus drei Motiven. Das erste ist die Gründerei, die Lasker'sche Rede bringt die Katastrophe hervor; ein großes Banquierhaus stürzt, und Alles in der Nähe wird in Mitleidenschaft gezogen.

Das zweite Motiv ist die Sturmfluth, welche auf der Insel Rügen großen Schaden anrichtet. Die beiden Motive sind dadurch ineinander gewebt, daß zu den schwindelhaften Unternehmungen, an denen das Haus betheiligt ist, auch eine Nordbahn gehört, die zu einem projectirten Kriegshafen auf der Insel führen soll. Der eigentliche Held des Romans, Capitän Reinhold Schmidt, hat von vornherein auf die Gefahr einer Sturmfluth aufmerksam gemacht, sie tritt dann am Schluß wirklich ein und verstärkt die Wirkung des Krachs.

Das dritte Motiv endlich ist der politische Gegensatz zwischen zwei alten Starrköpfen, einem aristokratischen General und einem Achtundvierziger, der sich zu einem reichen Fabrikanten aufgeschwungen hat, aber seinen alten republikanischen Gesinnungen treu bleibt. Zwischen den jungen Leuten der beiden Familien entspinnen sich Liebesverhältnisse, außerdem werden beide trotz der Ehrenhaftigkeit ihrer Chefs durch Verwandte in die Gründerei verstrickt.

Es ist schade, daß Spielhagen sich an diesen drei kunstvoll ineinander verarbeiteten Motiven nicht hat genügen lassen, daß er der Ausschmückung wegen noch einen greulichen Jesuiten einführt, der sich mit Windthorst verschwört und auch bei der Gründerei die Hände überall im Spiel hat. Diesen melodramatischen Deus ex machina hätte ich dem Dichter gern geschenkt; er ist unlebendig und auch historisch nicht zu rechtfertigen.

Held und Heldin sind diesmal durchaus untadelhaft, die letztere sogar sehr liebenswürdig; der scrupulöseste Moralist könnte nichts gegen sie einwenden. Bei dem Namen Schmidt hatte ich anfangs Bange; mir lag Oswald Stein im Sinn, und ich fürchtete, es könnte doch Einer von der Bank gefallen sein. Aber meine Besorgniß erwies sich als unbegründet. Alle Leute behalten ihren ehrlichen Namen, Schmidt bleibt Schmidt, und dem Zeitgeist wird nur insofern einige Concession gemacht, als der Lootsencommandant schließlich zum vortragenden Rath im Handelsministerium avancirt.

Die Nebenfiguren sind zum Theil sehr gelungen, mein Liebling ist Tante Riekchen: die Echtheit kann ich dem Dichter aus eigener Erfahrung bescheinigen.

Von den drei Hauptmotiven tritt am glänzendsten das der Sturmfluth hervor. Spielhagen hat in diesem Gebiet schon früher Vorzügliches geleistet, er hat sich diesmal weit übertroffen. Die Bilder der erregten Natur können sich dreist neben die besten Schilderungen von Dickens stellen.

Das andere Motiv, das Connubium zwischen Adel und Bürgerstand, zeigt insofern einen großen Fortschritt in der politischen Bildung des Dichters, als es durchaus wohlwollend behandelt ist. Früher empfing man aus Spielhagen's Romanen den Eindruck, Deutschland könne nicht eher auf einen grünen Zweig kommen, als bis alle Junker mit Stumpf und Stiel ausgerottet wären. Diesmal werden die guten Seiten des Junkerthums und der strammen militärischen Erziehung nicht nur mit Vorliebe, sondern auch mit Einsicht hervorgehoben. Der starre Republikaner muß zuletzt erkennen, daß auch Bismarck nicht zu verachten ist, und daß man im Streit mit böswilligen Fabrikarbeitern die Polizei nicht umgehen kann. General Werben ist durch und durch ein Ehrenmann, neben ihm tritt ein höchst ausgezeichneter Major auf und ein nicht minder ausgezeichneter Präsident. Die höheren Stände sind würdig vertreten und können vollkommen zufrieden sein. Zuletzt, nachdem die unsoliden Elemente der beiden Familien untergegangen sind, reichen sich die beiden Häupter ernst, aber versöhnt, die Hände. Eine Rede in diesem Sinn schließt den Roman; sie hätte allenfalls wegbleiben können: wenn Spielhagen sich rhetorisch versucht, schlägt ihm leicht die Stimme über.

Ich bin natürlich mit dieser Wendung in den Ansichten des Dichters sehr einverstanden; nur frage ich mich, ob er nicht etwa zu weit geht? Früher schien ihm die Kluft zwischen den beiden Ständen unausfüllbar, heute macht er den Uebergang zu leicht. Was er bei den beiden Alten als Zeichen von tadelhafter Starrköpfigkeit anzusehen scheint, finde ich im Gegentheil sehr naturgemäß. Wenn der alte General

seinem Sohn, der durch fortgesetzten Leichtsinn bis zur Entehrung gekommen ist, ein Pistol zuschickt, so habe ich nicht das Mindeste dagegen zu erinnern; ebenso wenig, wenn der Republikaner seiner etwas hysterischen Tochter erklärt, mit ihrer Verbindung mit dem liederlichen Officier würde sie aufhören, seine Tochter zu sein. Solche Züge sind echt; bei der Hochherzigkeit dagegen, mit welcher der General seine Standesvorurtheile durch Gewissensgründe beseitigt und ein doppeltes Connubium mit dem Bürgerstand zugibt, muß ich den Kopf schütteln. Diese Figur hat W. Alexis in seinem „Isegrim“ besser herausgebracht. Abgesehen von diesen Bedenken sind übrigens die betreffenden Scenen vortrefflich ausgeführt.

Vielleicht am wenigsten gelungen ist die Gründerei. Das Sinnliche der Handlung allerdings kommt sehr gut heraus, wie alles rein Epische bei Spielhagen; aber man möchte doch auch gern in das Innere der Menschen blicken. Spielhagen führt uns nur ganz gemeine Spitzbuben vor, an denen es ja auch bei solchen Gelegenheiten in der Wirklichkeit nicht fehlt, die aber doch nur den Troß bilden: das eigentliche Interesse liegt in den Menschen von überschwellender Kraft, die dadurch verführt werden, das Unmögliche zu wagen, und endlich physisch und moralisch in Schwindel verfallen. Ich habe Strousberg's Selbstbiographie mit äußerstem Interesse gelesen; man sieht, daß es sich doch noch um andere Dinge handelt, als um die bequemste Art, sich Tausende oder Millionen betrügerisch in die Tasche zu stecken. Wäre das Buch früher erschienen, so hätte Spielhagen für seinen Roman viel daraus lernen können.

Die Sitten der Gründer, die uns Spielhagen vorführt, sind erstaunlich; und hier möchte ich mir eine bescheidene Frage erlauben.

Eine Lieblingsfigur Spielhagen's, ein Künstler, sagt bei Gelegenheit eines Festes, als ein Parasit der Gründer vorüber geht: „Mach' ihm kein verdrießliches Gesicht und schleudre ihm kein Anathema nach aus der Tiefe Deines verletzten demokratischen Gewissens! Es soll der Dichter mit dem König und es muß der Künstler mit dem Gründer gehn. Das sind Gesetze, die wir zu respectiren haben.“

Er geht auch auf das Banket des Banquiers, ißt und trinkt sich voll, und bringt dann einen Toast auf Lasker aus. Da bereits Alles betrunken ist, und Keiner den Andern hört, wird er nicht hinausgeworfen; außerdem erscheint eben der Constabler, um den Gründer beim Kragen zu nehmen.

Ist dies Verfahren nun das normale? — In Paris gibt es erstaunlich viel Liederlichkeit und Gaunerei, aber es gibt auch eine anständige Gesellschaft, die sich entschieden davon zurückhält. Das Tuch zwischen den beiden Sphären ist völlig zerschnitten. — Sollte das nicht auch in Deutschland angehn? — Wenn eine Gesellschaft auf Kosten eines Gründers schwelgt und zecht, bis der Schwindler vom Constabler geholt wird, so sagt — zwar nicht der Constabler, aber der ästhetisch gestimmte Beobachter: Mit gefangen, mit gehangen!

Julian Schmidt.

ϱ **Aus Europa.** Neue Sammlung Hildebrandt'scher Aquarellen. Nach Originalen aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers. Chromofacsimilirt von R. Steinbock und W. Loeillot. 2. Lieferung. Berlin, R. Wagner. 1876.

Selten hat ein Unternehmen der deutschen Kunst und der deutschen Kunstindustrie zugleich so sehr zur Ehre gereicht, als diese Reproduction der Hildebrandt'schen Aquarellen, welche nun schon seit Jahren ununterbrochen fortgesetzt, sowol der ungewöhnlichen Gunst des Publicums, als der höchsten Auszeichnungen von Seiten der Kritik und competenten Fachmänner theilhaftig geworden ist. Wie seinerzeit in Wien, ist diesem Werke jüngst auch in Philadelphia die Preis-Medaille zuerkannt worden, so daß wir hier wenigstens auf eine Leistung zu blicken haben, die weder schlecht noch billig ist, von beiden vielmehr das Gegentheil. Der Preis des Ganzen, soweit es bis jetzt vorliegt, einschließlich der „Reise um die Erde" beläuft sich bereits auf nahe 500 Mark. Dennoch hat es so zahlreiche Käufer gefunden, daß seine Verbreitung, sogar im Auslande bis in die fernsten Gegenden des Ostens und Westens, deren malerische Schönheiten es so wunderbar wiedergibt, sich nach vielen Tausenden von Exemplaren beziffert; während von der ersten Lieferung der neuen Collection „Aus Europa" zwei starke Auflagen in weniger als drei Monaten vergriffen waren. Die neue Lieferung enthält 5 Blätter: „La Penta Cintra" (Portugal), „Freshwater-bay" (Insel Wight), „Drontheim" (Norwegen), „Potsdam" und „Mondscheinlandschaft am Nordcap". Von dem märchenhaften Zauber dieses letzteren Blattes zu sprechen, sollte nur der Dichter unternehmen, nicht der kritische Referent. Es ist von einer Poesie der Stimmung und der Farben, welche selbst unter Hildebrandt's Aquarellen unübertroffen ist. Hildebrandt's eminenter Sinn für das Charakteristische der Landschaft, des Himmels und des Wassers kann nicht deutlicher erkannt werden, als wenn man die vier übrigen Blätter mit einander vergleicht: den Spiegel der Havel mit dem Spiegel des Meeres, die funkelnden Klippen des portugiesischen Felsenschlosses mit dem ruhigen Ernst, welcher über der ältesten Stadt Norwegens und ihrer berühmten Kirche liegt. Der Heimath wie der Ferne wußte Hildebrandt jenen verborgenen Reiz abzugewinnen, der ihr innerstes Geheimniß ist; ihre Seele gleichsam, wenn so etwas von einer Landschaft gesagt werden kann. Wie er hier mit einer gewissen Innigkeit die Enge traulich beisammen liegender Menschenwohnungen umfaßt, so scheint dort sein Geist über der grenzenlosen Weite des Meeres der Unendlichkeit zuzuschweben; die lächelnde Fülle des Südens, die Herbigkeit des Nordens, die sonnige Heiterkeit, die Schwermuth des Himmels: man sieht sie nicht nur, man empfindet sie fast wie eine Melodie, und wenn irgendwo, so kann man bei Hildebrandt's Aquarellen von Farbentönen sprechen. Daß es der Nachbildung gelungen, keinen dieser feinen Züge, durch welche der Künstler gewirkt hat, verloren gehen zu lassen: das ist das höchste Lob, welches man ihr spenden kann und mit gutem Gewissen spenden darf. Nicht unerwähnt bleibe, daß als äußere Hülle dieser unvergleichlichen Sammlung die Verlagshandlung sehr reich und kostbar ausgestattete Mappen, wie sie sich wol für einen solchen Inhalt schicken, hat anfertigen lassen. Jede derselben ist mit einem unter Glas gesetzten, photographischen Brustbild des Künstlers geschmückt, wie wir ihn jahrelang gekannt haben und nimmermehr vergessen werden. —

ϱ **Deutsches Künstler-Album.** Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. Neue Folge des „Düsseldorfer Künstler-Albums." Zehnter Band. Der ganzen Serie 26. Jahrgang. Der Text gesammelt und herausgegeben von Ernst Scherenberg. Düsseldorf, Breidenbach & Baumann. 1877.

Es ist keine Frage, daß der vorliegende neue Jahrgang des Albums, welches seit sechsundzwanzig Jahren seinen Platz mit Ehren behauptet, in künstlerischer Hinsicht seine nächsten Vorgänger übertrifft. Unter den Farbendrucken sind, außer Caspar Scheuren's Blättern, Marie Remy's Blumenstücke („Im wunderschönen Monat Mai"), Oswald Achenbach's „Der Constantinsbogen bei Mondenschein" und Elisabeth Jerichau-Baumann's „Christliche Märtyrerinnen in den Katakomben Rom's" rühmend hervorzuheben. Unter den Lithographien haben wir, mit Ausnahme der „Norwegischen Landschaft" von Andreas Achenbach, die allerdings des höchsten Preises werth, wenig Ansprechendes gefunden, sei es daß die Vorlage oder sei es daß die Ausführung uns nicht befriedigt; besonders mißlungen scheinen uns die lithographischen Versuche im Humor. Unumschränktes Lob dagegen verdienen die in den Text eingedruckten Holzschnitte, wenn wir uns recht besinnen, eine Neuerung gegen die früheren Jahrgänge, welche mehr cultivirt werden sollte. Die beisteuernden Dichter vertreten so ziemlich den ganzen Parnaß der gegenwärtig Lebenden; mit Wehmuth erblicken wir auch die Namen von zweien, welche uns inzwischen genommen worden: von Anastasius Grün und Karl Simrock. Einem Dritten, Ferdinand Freiligrath, widmet Hermann Grieben ein sehr schönes, warm empfundenes, gerecht abwägendes Gedicht, welches den Hauptaccent in Freiligrath's dichterischer Thätigkeit auf sein Herz legt, dieses große, volle, warme Herz, welches mehr und länger zu lieben verstand, als zu hassen, und welchem noch das hohe Glück wurde, sich auszusöhnen mit den Geschicken seines Vaterlandes, bevor es still stand für immer. Der Herausgeber, Ernst Scherenberg, hat sein Werk mit Umsicht, Geschmack und Liebe gethan; er hat einen Kranz neuester deutscher Dichtung gewunden, welcher Vielen Freude bereiten wird.

ω **Goethe's Leben und Werke** von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verf. übersetzt von Dr. J. Frese. 2 Bde. Elfte Auflage. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe. 1877.

Es ist ein vortreffliches Zeugniß nicht nur für den Verfasser und das Buch, sondern auch für die gesammte deutsche Nation, daß von dieser Muster- und Meister-Biographie die elfte Auflage nöthig werden konnte. Das Werk des Engländers ist in der Uebersetzung Frese's zu

einem wahren „Standard-work" jeder deutschen Bibliothek geworden, „die sich respectirt", und so scheint es überflüssig, noch etwas Besonderes zum Lobe eines Buches hinzuzufügen, das freilich in keinem Hause fehlen sollte, in welchem sich Goethe's Werke befinden. Wenn wir bei diesen elf Auflagen etwas beklagen, so ist es das Eine, daß es ein Engländer sein mußte, der dem deutschen Volke seinen Goethe so voll und ganz erschloß, wie dies durch Lewes geschehen. Aber als Zeichen der liebevollen Bewunderung des Auslandes für den deutschen Geistesheroen muß uns schlechterdings diese Biographie nur um so willkommener erscheinen.

ω. **Schiller's Leben und Werke** von Emil Palleske. 2 Bde. Neunte, neu verbesserte Auflage. Stuttgart, Verlag von C. Krabbe. 1877.

In den Tagen des vaterländisch-begeisterten Aufschwungs geschrieben, welche der Schillerfeier vorausgingen, hat sich seither das Werk Palleske's, in Plan und Aufbau an Goethe's Leben von Lewes sich anlehnend, in der Gunst des deutschen Publicums dauernd erhalten. Und es verdient diese Gunst. Vielleicht nicht so objectiv in der Darstellung, wie der Brite, welcher uns Goethe als Mensch und Dichter in classischer Weise geschildert, erscheint Palleske wie beherrscht von dem gewaltigen Gegenstande seiner begeisterten Darstellung. Nur ein Deutscher konnte über Schiller schreiben, nur ein Deutscher konnte so über Schiller schreiben, wie Palleske, der in der Aufgabe, die er sich gestellt, förmlich aufgeht. Das Patriotische in der Auffassung des Autors schlägt immer durch, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu bietet; und dies gibt dem Buche, gerade Angesichts alles Dessen, was Deutschland geworden und was der Dichter vorahnend ersehnte, nur einen Reiz mehr. Druck und Papier der neunten Auflage sind zu loben; aber warum sind die beiden Bände nicht einmal geheftet?

ρ. **Ohne Flitter.** Novellen von Helene von Hülsen. Berlin, Verlag der Plahn'schen Buchhandlung (Henri Sauvage). 1877.

Es ist eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens, welche aus allen Novellen der Frau von Hülsen spricht; und das Vergnügen, welches sie — fern von jeder sensationellen Erregung — dem Leser gewähren, ist das der Unterhaltung mit einer hochgebildeten, gemüthvollen, feinfühlenden Dame. Von den vorliegenden neuen Novellen — die trotz ihres prachtvollen Einbandes mit Recht „Ohne Flitter" heißen, denn das ganze Wesen der Verfasserin ist mit diesem Worte bezeichnet — scheint uns die dritte „Sie hat es gewollt" die beste zu sein. Das Glück der ersten Ehestandswochen, die leichte Trübung derselben, die Mißverständnisse, zuletzt die befriedigende Lösung und das Alles auf dem sonnigen Hintergrunde der lieblichen Scenerie des Comer-Sees: das ist so recht für die Feder der Verfasserin, und das hat sie liebenswürdig erzählt. Der Darstellung der ernsteren Conflicte des Lebens leiht sie sich nur, um wie in „Eine offene Frage" oder „Sonnenschein und Sturm" versöhnende Lichter auf den Schluß fallen zu lassen. „Ein Traum aus alter Zeit" ist ein sehr reichbewegtes Familienleben in einem sehr knappen, fast allzu knappen Rahmen — ein Tadel, der beinahe wie ein Lob klingt. Wir möchten die Lectüre dieser Novellen namentlich der jungen Damenwelt empfehlen; im Gegensatze zu vielen anderen, selbst von Frauen geschriebenen Büchern, welche Spannung nur zu oft um den Preis von Geschmacklosigkeiten, um nicht zu sagen Rohheiten, zu erzielen wissen, oder ärger noch, zu erzielen suchen, befinden sie sich hier in guter und gewählter Gesellschaft, in welcher sie Manches lernen können und jedenfalls Nichts hören und Nichts sehen werden, wovor eine Mutter ihre Tochter lieber bewahrt wissen möchte. Und diese Sicherheit ist doch auch etwas werth!

ρ. **Aus der See.** Gedichte von Heinrich v. Littrow. Vierte, vermehrte Auflage. Triest, F. H. Schimpff. 1876.

Die Lieder eines Seemanns — eines österreichischen Seemanns, der im Leben und auf dem Meere „manchen Sturm erlebt", aber auch manchen guten, sonnigen Tag des Glückes, und für Beides einen vollen, frischen, wir möchten fast sagen naiven Ton zu treffen weiß. Es ist etwas Treuherziges in diesen Gesängen, etwas Anheimelndes, was uns in den — vielleicht etwas zu zahlreichen — Gelegenheitsgedichten gleichsam den ganzen Haushalt des Sängers offenbart. Doch frei von jeder Prätension gibt er uns sein poetisches Lebensbild, in welchem auch die Töne der Wehmuth nicht fehlen. Das reich ausgestattete Buch — ein Schiff mit vollen Segeln in Golddruck ziert seinen Einband — ist der frühverstorbenen Gattin, „piis manibus optimae uxoris", gewidmet. Möge die Sammlung auch in dieser vierten Auflage mit ihrem Cargo von Jovialität und tüchtigem Lebensmuth glückliche Fahrt haben und manchen befreundeten Hafen grüßen.

Wir möchten diesen Zeitpunkt der Jahreswende nicht vorübergehen lassen, ohne wiederholt auf die trefflichen illustrirten Monatshefte **„Deutsche Jugend"**, herausgegeben von Julius Lohmeyer (Leipzig, Dürr) aufmerksam zu machen. Mit außerordentlicher Sorgfalt geleitet, frisch und anziehend geschrieben, von unsern besten Meistern illustrirt, empfiehlt diese Zeitschrift sich als ein ausgezeichnetes Bildungsmittel, welches den Geist der jungen Leser und Leserinnen angenehm beschäftigt, ihre Kenntnisse bereichert, ihrem Geschmack eine gesunde Richtung gibt. Nichts Unedles, nichts Triviales, hat jemals die Blätter dieser Jugend- und Familienbibliothek verunziert; ihr Patriotismus ist frei von Aufdringlichkeit, ihrem gemüthvollen Ton liegt nichts ferner, als Sentimentalität. Die „Deutsche Jugend" ist genau das Blatt, welches ein sorgsamer Vater ohne das geringste Bedenken seinen Kindern, Knaben und Mädchen, in die Hand geben kann: sie werden bald Freundschaft mit dem monatlich wiederkehrenden Gaste schließen.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. December 1876 zugegangen, verzeichnen wir ferner:

(A.—F. siehe Umschlag.)

Friedrich's des Großen ausgewählte Werke. In's Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. Eingeleitet von Dr. Franz X. Wegele, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Würzburg. Band III. 1. Hälfte. Briefwechsel Friedrich's des Großen. I. Theil. Briefe an Voltaire. Würzburg, Verlag von A. Stuber's Buch- u. Kunsthandlung. 1876.

Fritze. — Sakuntala. Metrisch übersetzt von Ludwig Fritze. Schloß-Chemnitz, Verlag von Ernst Schmeitzner. 1877.

Gerstäcker. — Irrfahrten. Humoristische Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Volks-Ausgabe. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.

Geschichte, Illustrirte, der Vereinigten Staaten von Amerika. Text von Benson J. Lossing, Zeichnungen von Felix Darley. 1. 2. Lfg. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach.

Goeler-Ravensburg. — Die Darwin'sche Theorie. Eine kritische Darstellung der organischen Entwickelungstheorie in kurzer Uebersicht und für das Verständniß weiterer Kreise. Von Friedrich von Goeler-Ravensburg. Berlin, Denicke's Verlag. 1876.

Goethe's Faust. 1. Theil. Mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling, Director der königl. Kunstschule in Nürnberg. 8 Lign. München und Berlin, Friedr. Bruckmann's Verlag.

Gottschall. — Erzählende Dichtungen von Rudolf Gottschall. I. Bd. Carl Zeno. 3. Aufl. II. Bd. Die Göttin. 2. Aufl. Breslau, Verlag von Ed. Trewendt. 1876.

M. W. Götzinger's Deutsche Dichter. Fünfte Auflage, um- und zum großen Theile neubearbeitet von Dr. Ernst Götzinger. 17.—19. Lfg. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. 1877.

Gregorovius. — Wanderjahre in Italien. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfter Band: Apulische Landschaften. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877.

Grimm. — Goethe. Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin von Hermann Grimm. 2 Bde. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1877.

Grisebach. — Die treulose Wittwe. Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur von Eduard Grisebach. Stuttgart, Verlag von A. Kröner. 1877.

Grün. — In der Veranda. Eine dichterische Nachlese von Anastasius Grün. 2. Aufl. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1877.

Gsell-Fels. — Die Schweiz von Dr. Gsell-Fels. Mit Bildern und Zeichnungen von A. Bachelin, J. Balmer, F. Bocion, G. Closs, E. T. Compton, C. Fröhlicher, E. Kirchner, A. de Meuron, E. Rittmeyer, G. Roux, P. Weber, J. Zimmermann u. A. 1.—12. Lfg. München & Berlin, Friedr. Bruckmann's Verlag.

Hahn. — Ein Mann unserer Zeit, Paul Lindau, von Albert Hahn, Redacteur der Tonkunst. Berlin, Verlag von E. Mahlo.

Hanno. — Liebe und Weisheit. Auswahl aus hinterlassenen Schriften Raphael Hanno's. Herausgegeben von Dr. C. Fortlage, Professor an der Universität Jena. 2 Theile. Jena, Verlag von H. Dufft. 1876.

Hanslick. — Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Von Dr. Eduard Hanslick, Professor an der Wiener Universität. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1876.

Hartmann. — Moderne Idyllen von Oscar Hartmann. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. 1876.

Hartmann. — Briefe an eine Studentin. Von Dr. Oscar Hartmann. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. 1876.

Hauser. — Styl-Lehre der architektonischen Formen des Alterthums. Im Auftrage des K. K. Ministeriums für Cultus und Unterricht verfaßt von Alois Hauser, Architekt, K. K. Professor, Docent an der Kunst-Gewerbeschule des K. K. Oesterr. Museums &c. Mit 173 Original-Holzschnitten. Wien, Verlag von A. Hölder, Hof- u. Univ.-Buchhandlung. 1877.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift. Herausgegeben von P. K. Rosegger. I. Jahrg. Nr. 2. 3. November und December 1876. Graz, Verlag von Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Lfg. 20—22. Augsburg, Verlag von Lampart & Comp. 1876.

Henle. — Anthropologische Vorträge von J. Henle. 1. Heft. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1876.

Heß. — Der Golf von Neapel, seine classischen Denkmale und Denkwürdigkeiten in Bildern aus dem Alterthum. Allen Italienfahrern und Alterthumsfreunden gewidmet von Wilhelm Heß. Mit einer Ansicht des Golfs von Neapel in Farbendruck und 4 Orientirungskarten. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1877.

Hetsch. — Anleitung zum Studium der Perspective und deren Anwendung. Von G. F. Hetsch. Nach der dritten dänischen Auflage deutsch bearbeitet von Dr. J. Scholz. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1877.

Hirsch. — Der Frauen-Anwalt. Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerb-Vereine unter Mitwirkung von Frau Fanny Lewald in Berlin, Frl. Louise Büchner in Darmstadt, Prof. Dr. Fr. von Holtzendorff in München, Redacteur A. Lammers in Bremen, Director Dr. Emminghaus in Gotha, Prof. Dr. V. Böhmert in Dresden. Herausgegeben von Jenny Hirsch, Schriftführerin des Lette-Vereins in Berlin. VII. Jahrgang. Heft 7.—10. 1876. Berlin, Verlag von Webelind & Schwieger. (C. Kempke.)

Holmes. — Der Tisch-Despot. Von Olivier Wendell Holmes. Deutsch von L. Abenheim. (Philosophen der Neuen Welt 1. Band.) Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach.

Hörmann. — Tiroler Volkstypen. Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Von Dr. Ludwig von Hörmann. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1877.

Hunfalvy. — Ethnographie von Ungarn. Von Paul Hunfalvy. Mit Zustimmung des Verfassers in's Deutsche übertragen von Prof. J. H. Schwicker. Budapest, Franklin-Verein. 1877.

Jumben eines greisen Ghibellinen. Bonn, Verlag von P. Neusser. 1876.

Jordan. — Epische Briefe von Wilhelm Jordan. Frankfurt a./M., W. Jordan's Selbstverlag. 1876.

Julian Apostata. — Tragödie in fünf Acten von G. D. Elberfeld, Commissions-Verlag von E. Lucas. 1876.

Kaden. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauern-

feind, A. Braith, Alexander Calame, Arthur Calame, L. Dill, Andr. L. Disen, Th. von Eckenbrecher, G. Franz, K. Groß, E. Haeberlin, A. A. Hertel, C. Heyn, C. Jungheim, A. Kindler, K. Kröner, A. Leu, Diethelm Meyer, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, W. Riefstahl, R. Ritz, C. Roux, Matthias Schmidt, G. Schönleber, Ad. Schrödter, Fr. Specht, B. Vautier, Ih. Zügel, Holzschnitte von Adolf Cloß in Stuttgart. Lfg. 9—11. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Katter. — Entomologische Nachrichten. Herausgegeben von Dr. F. Katter. II. Jahrg. 1876. In Commission bei Ch. Fr. Vieweg in Quedlinburg.

Kayser-Langerhannß. — Gedichte von Agnes Kayser-Langerhannß. Dritte, verbesserte und durch neue Gedichte ergänzte Auflage. Dresden, Verlag von E. Pierson. 1877.

Kette. — Carolina Brocchi. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Kette. Breslau, Verlag von A. Gosohorsky's Buchhandlung.

Kinder-Welt, Fröhliche. In Reimen von H. J. Horwitz, und Silhouetten von Karl Fröhlich. 4. Aufl. Berlin, Verlag der Plahn'schen Buchhandlung. 1877.

Klaiber. — Eduard Mörike. Zwei Vorträge über ihn von Julius Klaiber. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach. 1876.

Klapp. — Die Bankgrafen. Roman aus der Schwindelzeit in 2 Bänden von Michael Klapp. Bern, Verlag von G. Frobeen & Co. 1877.

Klassiker, Pädagogische, Auswahl der besten pädagogischen Schriftsteller. Mit kritischen Erläuterungen versehen. Herausgegeben von Dr. G. A. Lindner. I. Band. Johann Amos Comenius, Große Unterrichtslehre mit einer Einleitung: J. Comenius, sein Leben und sein Wirken. Einleitung, Uebersetzung und Commentar von Dr. G. A. Lindner. — II. Band. C. A. Helvetius, Vom Menschen, seinen Geisteskräften und seiner Erziehung. Mit einer Einleitung: Claude Adrien Helvetius 1715—1771. Ein Zeit- und Lebensbild. Einleitung, Uebersetzung und Commentar von Dr. G. A. Lindner. Wien, Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn. 1877.

Klein. — Geschichte des englischen Drama's von J. L. Klein. II. Band. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1876.

Kruse. — Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Künstler-Autographen-Verzeichniß. 1877. Nr. XIII. Eine Auswahl interessanter eigenhändiger Briefe und Manuscripte der berühmtesten Tonkünstler, Sänger und Schauspieler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Archäologen, Kunstschriftsteller und Kunstsammler. Leipzig, O. A. Schulz.

Kürnberger. — Literarische Herzenssachen. Reflexionen und Kritiken von Ferdinand Kürnberger. Wien, Verlag von L. Rosner. 1877.

Lassalle's Liebe und Tod. Eine wahre Geschichte von N. N. N. Leipzig, Verlag von B. Köhler.

Laufberger. — Vorhang für die komische Oper im K. K. Opernhause in Wien. Erfunden und ausgeführt von Prof. Ferd. Laufberger. München & Berlin, Friedr. Bruckmann's Verlag.

Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte, der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet nach den besten Hülfsmitteln. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 109 Illustrationen. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert. 1876.

Leitschuh. — Der gleichmäßige Entwicklungsgang der griechischen und deutschen Kunst und Literatur. Dargestellt von Dr. Friedrich Leitschuh. Culturhistorische Studien. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1877.

Leutner. — Geschichten aus Tirol und Oberbaiern. Von Josef Friedrich Leutner. Zweite Auflage, herausgegeben von P. K. Rosegger. Magdeburg, Verlag von Emil Baensch, Königl. Hof- und Verlagsbuchhandlung.

Leyden. — Schlichte Gedichte von Eugen Leyden. 2. Buch. Zürich, Verlagsmagazin. 1877.

Lichtenstein. — Gedichte von Julius Lichtenstein. Weimar, Verlag von H. Böhlau. 1876.

Lindau. — Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht. Von Paul Lindau. Illustrirt von J. Ehrentraut. Berlin, G. Grote's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Lindau. — Ueberflüssige Briefe an eine Freundin von Paul Lindau. Breslau, Verlag von S. Schottländer. 1877.

Lindau. — Robert Ashton. Roman von Rud. Lindau. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1877.

Lipiner. — Der entfesselte Prometheus. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Siegfried Lipiner. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1876.

Löwicke. — Knackmandeln und harte Nüsse. Verstandesübungen, arithmetische Aufgaben und Scherze, Räthsel, nebst einem Anhang mit Spielen. Für die Jugend und ihre Freunde erdacht und herausgegeben von Dr. Rob. Löwicke. Stuttgart, Verlag von Wilh. Nitzschke.

Mannfeld. — Durch's deutsche Land. Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich. In Original-Radirungen von B. Mannfeld. Nebst begleitendem Text, redigirt von Aemil Fendler. Lfg. 5. 6. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler. 1876.

Marx. — Gemüth und Welt. Gedichte von Friedrich Marx. Dritte, um die Hälfte vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von C. J. Günther. 1877.

Mauro. — Il principio della sapienza per Antonino Pennisi Mauro. Roma. 1876.

Mestorf. — Der internationale Anthropologen- und Archäologen-Congreß in Budapest vom 4. bis 11. September 1876. Achte Versammlung. Aufzeichnungen von J. Mestorf. Hamburg, Verlag von O. Meißner. 1876.

Metschnikoff. — Die neuen administrativen Eintheilungen Japan's. Von Leo Metschnikoff. Mit Karte. Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Meyer. — Studien und Kritiken von Bruno Meyer. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1877.

Meyer. — Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte. Von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1876.

Meyer. — Selbstbiographisches vom Himmel. Darstellung der jüngsten Resultate der astronomischen Forschung in ihren Beziehungen zur Vergangenheit und Zukunft des Weltgebäudes. Von Dr. M. Wilh. Meyer. Leipzig, Verlag von Edw. Schloemp. 1877.

Michelet. — Das System der Philosophie als exacter Wissenschaft, enthaltend Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie von C. L. Michelet. 2 Bde. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Milow. — In der Sonnenwende. Neueste Gedichte von Stephan Milow. Heidelberg, Verlag von G. Weiß. 1877.

Minnesänger, Deutsche, in Bild und Wort. Gezeichnet von C. v. Luttich, gestochen von E. Forberg, Text von Dr. H. Holland. 1. Lfg. Wien, Verlag von P. Kaeser.

Mohr. — Die Unverantwortlichen. Trauerspiel in vier Aufzügen. Von M. L. F. Mohr. Amsterdam, Verlag von J. C. A. Sülpke. 1875.

Mohr. — Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft im Lichte der Baireuther Aufführung, betrachtet von Dr. Wilh. Mohr. Köln, Verlag der Du Mont-Schanberg'schen Buchhandlung. 1876.

Mohr. — Achtzehn Monate in Spanien. Von Dr. Wilhelm Mohr. Erster Theil. Abenteuer eines spanischen Kriegs-Correspondenten. Zweiter Theil. Frühlingstage in Andalusien und Marokko. Köln, Verlag der Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung. 1876.

Montelius. — Führer durch das Museum vaterländischer Alterthümer in Stockholm. Ausgearbeitet von Oscar Montelius. Uebersetzt von J. Mestorf. Hamburg, Verlag von O. Meißner. 1876.

Moscheles. — Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein. Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles, weil. Professor am Conservatorium in Leipzig. 7. Aufl. Mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werke. 6.—12. Lfg. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.

Müller. — Essays von Max Müller. IV. Band; Aufsätze hauptsächlich sprachwissenschaftlichen Inhalts enthaltend. Mit Register zum dritten und vierten Bande. Aus dem Englischen mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übertragen von Dr. R. Fritzsche. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 1876.

Nach der Schule. — Illustrirte Zeitschrift zur Unterhaltung und belehrenden Beschäftigung der Jugend. Herausgegeben von Friedrich Seidel in Weimar. I. Jahrg. 1. Heft. Leipzig, Verlag von Ferd. Hirt & Sohn.

Naschér. — Das Judenthum der Aufklärung. Reden für die Gebildeten aller Confessionen von Dr. S. Naschér, Israelitischer Geistlicher in Berlin. Magdeburg, Verlag von W. Simon. 1876.

Naturkräfte, Die. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. Bd. I/XIX. München, Verlag von R. Oldenbourg.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nr. 1. Buch von der deutschen Poeterei von Martin Opitz. Nr. 2. Aller Praktik Großmutter von Johann Fischart. Nr. 3. Horribilicribrifax, Scherzspiel von Andreas Gryphius. — Halle, Verlag der Lippert'schen Buchhandlung. 1876.

Niemeyer. — Ueber die akustischen Zeichen der Pneumonie. Habilitations-Vorlesung am 18. Juli 1876, gehalten vor der medicinischen Facultät. Mit Zusätzen und einem Anhange über Berechtigung und Methode der populären Lehrthätigkeit, herausgegeben von Dr. Paul Niemeyer. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke. 1876.

Nohl. — Unsere geistige Bildung von Dr. Ludwig Nohl. Leipzig, Verlag von Edw. Schloemp. 1877.

Nordmann. — Unter dem Krummstab. Epische Dichtung von Johannes Nordmann. Wien, Verlag von L. Rosner. 1877.

Osterdinger. — Christoph Martin Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von Prof. Dr. L. F. Osterdinger. Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger. 1877.

Oesterreich und die **Orientfrage.** Wien, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Oetker. — Belgische Studien. Schilderungen und Erörterungen von Dr. Friedrich Oetker. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach. 1876.

Otte. — Archäologisches Wörterbuch zur Erklärung der in den Schriften über christliche Kunstalterthümer vorkommenden Kunstausdrücke. Deutsch, Lateinisch, Französisch und Englisch. Von Heinrich Otte. Zweite, erweiterte Auflage, bearbeitet vom Verfasser unter Mithilfe von Otto Fischer. Mit 285 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1877.

Pachler. — Die erste Frau. Roman in vier Büchern von Faust Pachler. 2 Bde. Wien, Verlag von C. Gerold's Sohn. 1877.

Paul. — Die neue Sphinx. 500 Räthsel gedichtet für Alt und Jung, nebst einer auf die hervorragendsten Erscheinungen der Räthselliteratur hinweisenden Erklärung des Titelbildes von Dr. M. Paul. Leipzig, Verlag von Emil Berndt. 1877.

Pecht. — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Erste Reihe. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1877.

Petermann's Geographische Mittheilungen 1876. Heft 12. Geographie und Erforschung der Polar-Regionen. Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Petersen. — Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung der medicinischen Therapie von Dr. Jul. Petersen. Kopenhagen, Verlag von A. F. Höst & Sohn. 1876.

Petrich. — Stargarder Skizzen-Buch. Alte Bilder in neuem Rahmen. Von Hermann Petrich. (Mit einer Ansicht von Stargard.) Stargard i/P. Verlag der Weber'schen Buchhandlung. 1877.

Philokalon. — Das Reinmenschliche bei Richard Wagner. Von Philokalon. Berlin, Verlag von Alfred Weile. 1877.

Philokalon. — Das Wunder von Marpingen in Kurlebach von Philokalon. Berlin, Verlag von A. Weile. 1877.

Pierer's Universal-Conversations-Lexikon. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. VII. 1. 2. Oberhausen, Verlag von Ad. Spaarmann. 1876.

Plutarch, Der Neue. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. 4. Theil. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Preller. — Odyssee-Landschaften von Friedr. Preller. Ausgabe in Aquarell-Farbendruck, nach den im Großherzogl. Museum in Weimar befindlichen Original-Gemälden. 1. Lfg. Abzug aus der Höhle des Cyklopen Polyphemos. — Abfahrt vom Lande der Cyklopen. — Odysseus auf der Insel der Kirke. 2. Lfg. Der Zauber der Kirke. — Odysseus in der Unterwelt. — Odysseus empfängt von Hermes das Moly. München & Berlin. Friedr. Bruckmann's Verlag.

Preyer. — Ueber die Aufgabe der Naturwissenschaft. Ein Vortrag von W. Preyer. Jena, Verlag von H. Dufft. 1876.

Pröhle. — Lessing — Wieland — Heinse. Nach den handschriftlichen Quellen in Gleim's Nachlasse dargestellt von Heinrich Pröhle. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. 1877.

Quitzow. — Metelnbörger Geschichten. Vertelt för Jung un Olt von Wilhelm Adolph Quitzow

II. Band. Leipzig, Verlag von C. A. Koch. 1877.

Radenhausen. — Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte. Von C. Radenhausen. III. Bd. Hamburg, Verlag von O. Meißner. 1876.

Rahl. — Vorhang für die tragische Oper im K. K. Opernhause in Wien. Entworfen von Prof. Carl Rahl, ausgeführt von E. Bitterlich und C. Griepenkerl. München & Berlin, Friedr. Bruckmann's Verlag.

Räthsel. — Gereimte Räthsel aus dem Deutschen Reich. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1876.

Reichenau. — Die Abstammung der Vögel und Vogelleben in den oberbairischen Voralpen. Mainz, Verlag von J. Diemer. 1876.

Reichslaterne, Deutsche. Herausgegeben von Karl Böttcher. 1. Heft. Leipzig, Expedition des Allgem. Literarischen Wochenberichts. 1877.

Reinhardstoettner. — Luiz de Camoens, der Sänger der Lusiaden. Biographische Skizze von Dr. Carl von Reinhardstoettner. Leipzig, Verlag von C. Hildebrandt & Co. 1877.

Religion. — Die confessionslose. Von Dr. W. L. Berlin, Verlag von Elwin Staude. 1877.

Reuleaux. — Briefe aus Philadelphia von F. Reuleaux, Professor. Vom Verfasser durchgesehene und durch Zusätze vermehrte Ausgabe. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1877.

Reuleaux und die deutsche Industrie auf der Weltausstellung zu Philadelphia. Eine unparteiische Sammlung der durch die ersten vier Briefe des Herrn Prof. Reuleaux hervorgerufenen wichtigeren Streitschriften. Leipzig, Verlag von G. Hirt. 1876.

Revista Contemporánea. Director Dr. José del Perojo. Tomo V. Vol. III. IV. Tomo VI. Vol. III. IV. Madrid. 1876.

Revue de France. 57me. 58me. 59me. Livraison. 1876. Paris, Bureaux de la Revue de France.

Revue Historique dirigée par M. M. G. Monod et G. Fagniez. Première année. Tome second Octobre-Décembre 1876. Paris, Verlag von Ballier et Cie.

Reymond. — Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahl-Dorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther von M. Reymond. Bern, Verlag von G. Frobeen & Co. 1877.

Reymond. — Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwickelung des Menschengeschlechts. Nach Häckel's Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Bern, Verlag von G. Frobeen & Co. 1877.

Rheinfahrt. — Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. Baur, C. F. Deiker, W. Diez. Holzschnitte von Adolf Cloß. Lfg. 24—27. (Schluß.) Stuttgart, Verlag von A. Kröner.

Ribot. — Die Erblichkeit. Eine psychologische Untersuchung ihrer Erscheinungen, Gesetze, Ursachen und Folgen von Th. Ribot. Deutsch von Dr. med. Otto Hotzen. Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1876.

Riedel. — Ansichten des Lebens. Ethische Versuche von Ernst Riedel. Berlin, Verlag von Mitscher & Röstell. 1876.

Rig-Veda. — Uebersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Professor Hermann Graßmann. 1. Theil. 3. u. 4. Lfg. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Robbers. — Gedichte von Wilhelm Robbers. Köln, Verlag der Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung. 1876.

Roquette. — Dramatische Dichtungen von Otto Roquette. Bd. II. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Roquette. — Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit von Otto Roquette. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Roßmäßler. — Die vier Jahreszeiten. Von E. A. Roßmäßler. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Prachtausgabe. Mit vier Charakterlandschaften in Tondruck, nach Zeichnungen von F. H. von Kittlitz und zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt und Typen-Naturselbstdruck, nebst dem Bildniß des Verfassers. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1877.

Rutenberg. — „Von der Zinne der Partei." Literarische Kriegs- und Friedensbilder von Adolf Rutenberg. Berlin, Denicke's Verlag. (Georg Reinke.) 1877.

Saar. — Novellen aus Oesterreich von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Verlag von G. Weiß. 1877.

Sallwürk. — Ferientage. Pädagogische Erwägungen. Von Dr. E. von Sallwürk. Langensalza, Verlag von H. Beyer & Söhne. 1876.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XI. Serie. Heft 253—57. Berlin, Verlag von Karl Habel. (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.) 1876.

Samter. — Gesellschaftliches und Privat-Eigenthum als Grundlage der Socialpolitik. Von Adolph Samter. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1877.

Sauer. — „Intermezzo." Neue Erzählungen von Carl Marquard Sauer. Breslau, Verlag von S. Schottländer. 1877.

Scherr. — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 1. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Schlechta. — Ephemeren. Dichtungen von Weiland Franz Freiherrn von Schlechta-Wssehrd. Mit einem Vorwort von Heinrich Laube. 2. Aufl. Mit dem Portrait des Dichters. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Schletterer. — Richard Wagner's Bühnenfestspiel von H. M. Schletterer. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1877.

Schmeidler. — Geschichte des Königreichs Griechenland. Nebst einem Rückblick auf die Vorgeschichte. Von Dr. W. F. Carl Schmeidler, Heidelberg, Verlag von Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. 1877.

Schmid. — Winland oder die Fahrt um's Glück. Erzählende Dichtung von Hermann von Schmid. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1877.

Schmidt-Cabanis. — Zoolyrische Ergüsse. Ein Album zwei-, vier- und mehrfüßiger Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis. Mit 31 Illustrationen von G. Mützel. Berlin, Denicke's Verlag.

Schuler von Libloy. — Aus der Türken- und Jesuitenzeit vor und nach dem Jahre 1600. Historische Darstellungen, zumal Fürsten- und Volksgeschichte in den Karpathenländern, von Friedrich Schuler von Libloy. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1877.

Schwebel. — Culturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg. Von Oscar Schwebel. Berlin, Verlag von A. Weile. 1877.

Sepp. — Görres und seine Zeitgenossen 1776—1848.

Von Prof. Dr. Sepp. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1877.

Shakespeare's dramatische Werke. Nach den Schlegel-Tieck'schen Uebersetzungen für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Oechelhäuser. Ausgabe für Bühne und Familie. XVII. Band: Othello. XVIII. Band: König Johann. Weimar, A. Huschke's Hofbuchhandlung. 1876.

Shew. — Geburtshülfe, Frauenkrankheiten, Schwangerschaft und Wochenbett. Briefe eines Arztes an gebildete Frauen. Mit zahlreichen Behandlungsfällen. Von Dr. med. J. Shew. Deutsche Ausgabe von C. Weilshäuser. Mit einer lithogr. Abbildung. Leipzig, Verlag von L. Denicke. 1877.

Siegmey. — Die neue Odyssee. Tragikomische Irrfahrt durch moderne Culturgebiete von Siegmey, illustrirt von Duyffke. Berlin, Denicke's Verlag.

Siegmund. — Untergegangene Welten. Eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung und der Wunder der Vorwelt. Nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft bearbeitet von Ferd. Siegmund. 5.—7. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Simrock. — Italienische Novellen. Ausgewählt und übersetzt von Karl Simrock. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1877.

Soennecken. — Die Rundschrift. Methodische Anleitung zum Selbst-Unterricht und zum Gebrauche in Schulen, mit einem Vorworte von Prof. F. Reuleaux, Director der Kgl. Gewerbe-Akademie zu Berlin etc., herausgegeben von F. Soennecken. Nebst 25 Stück Rundschriftfedern in 9 Sorten. Vierte, verbesserte Auflage. Bonn, F. Soennecken's Verlag. 1876.

Sovaux. — Im Kornfeld. Lieder und Träumereien. Von Ludwig Sovaux. Hamburg, Verlag von Hoffmann & Campe. 1876.

Spielmann. — Gastronomisches Allerlei. Kochrecepte und Küchenwinke von C. Spielmann. Berlin, Verlag von A. Weile.

Spinoza. — Der Briefwechsel des Spinoza im Urtexte herausgegeben und mit einer Einleitung über dessen Leben, Schriften und Lehre versehen von Hugo Ginsberg, Doctor der Philosophie. Angehängt ist: La vie de B. de Spinoza par Jean Colerus. Leipzig, Verlag von Erich Koschny (L. Heimann's Verlag). 1876.

Spitzer. — Wiener Spaziergänge. Von D. Spitzer. Dritte Sammlung. Wien, L. Rosner. 1877.

Steffens. — Volks-Kalender für 1877. Herausgegeben von Karl Steffens. 37. Jahrgang. Mit Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitt-Illustrationen. Berlin, Verlag von L. Gerschel.

Steiger's Katalog Nr. 13. Wissenschaftliche Bibliothek, Verzeichniß deutscher Bücher und Zeitschriften aus den Gebieten der Naturwissenschaften, Mathematik, Kriegs- und Handelswissenschaft. New-York, E. Steiger. 1876.

Steiger's Katalog. Nr. 20. Historisch-geographische Bibliothek. Verzeichniß deutscher Bücher, Karten und Zeitschriften aus den Gebieten der Geschichte, Geographie und verwandter Fächer. Mit Sachregister New-York, Verlag von E. Steiger. 1876.

Stein. — Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschung. Handbuch der Anwendung des Lichtes und der Photographie in der Natur- und Heilkunde, in den graphischen Künsten und dem Baufache, im Kriegswesen und bei der Gerichtspflege. Von Dr. med. S. Th. Stein in Frankfurt a. M. Mit 431 Text-Illustrationen sowie 12 photo-typischen und chromolithographirten Tafeln. Leipzig, Verlag von O. Spamer. 1877.

Stein. — Die Photographie der Töne von Dr. S. Th. Stein zu Frankfurt a. M. 1876. (Vom Verfasser zu beziehen.)

Stern. — Milton und seine Zeit. Von Alfred Stern, außerord. Professor der Geschichte an der Universität Bern. I. Theil. 1. Buch. Vor dem Ausbruch der Revolution. 1608—1639. Mit einem Portrait des einundzwanzigjährigen Milton. I. Theil. 2. Buch. Während der Revolution. 1640—1649. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1877.

Stieve. — Das kirchliche Polizeiregiment in Baiern unter Maximilian I. 1595—1651 von Dr. Felix Stieve, Privatdocent an der Universität München. München, Verlag der M. Rieger'schen Univ.-Buchhandlg. 1876.

Storm. — Aquis submersus. Novelle von Theodor Storm. Mit einem Titelbilde von Paul Meyerheim. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.

Strauß, David Friedrich, Gesammelte Schriften. Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von Eduard Zeller. II. Band. Bonn, Verlag von Emil Strauß. 1876.

Streckfuß. — Auf Urlaub. Novelle von Adolf Streckfuß. 2 Bde. Berlin, Verlag von B. Brigl.

Sturz. — Der wiedergewonnene Welttheil, ein neues gemeinsames Indien von J. J. Sturz. Mit einem Anhange bezüglicher Erläuterungen. Berlin, Verlag von J. Bohne. 1876.

Sulzberger. — Une visite chez M. Alfred Stevens par Max Sulzberger. Bruxelles, Verlag von C. Muquardt, Hofbuchh. 1876.

Sybel. — Historische Zeitschrift herausgegeben von Heinrich von Sybel. XVIII. Jahrg. 1876. 4. Heft. München, Verlag von R. Oldenbourg.

Taschenbuch, Historisches. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. 6. Jahrg. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Tegnér. — Axel. Romanze von Elias Tegnér. Deutsch von Dr. Max Vogel. Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther. 1877.

Teichmann. — Etude sur l'affaire de Bauffremont envisagée au point de vue des législations française et allemande par Albert Teichmann, professeur de droit à l'université de Bâle. Basel, Chr. Meyri's Buchh. 1876.

Thiel's Landwirthschaftliches Conversations-Lexikon. I. Bd. 4.—7. Heft. Straßburg, Verlag von Fr. Thiel. 1876.

Tonkunst, die. Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik. Herausgeber Albert Hahn in Berlin. I. Band. Berlin, Verlag von Georg Stilke.

Traun. — Die Aebtissin von Buchau. Eine Novelle von Julius von der Traun. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.

Trevelyan. — Leben und Briefe Lord Macaulay's. Herausgegeben von seinem Neffen G. O. Trevelyan. M. P. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger. Mit Porträt. 2 Bände. (4 Halbbände.) Jena, Verlag von H. Costenoble. 1877.

Trewendt's Haus-Kalender für 1877. Dreißigster Jahrgang. Mit einem Titelbild und 12 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Trewendt's Volkskalender für 1877. Dreiunddreißigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen und 21 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Ulrici. — Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandter Aesthetik. Von Dr. Hermann Ulrici, ordentl. Professor an der Universität zu Halle a/S. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1876.

Veit. — Kleines Lieder- und Bilderbuch von Ernst Veit. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Verena. — Aus der Pension. Briefe einer Fünfzehnjährigen an eine Siebenzehnjährige. Frei nach dem Englischen des B. Mayhew von Sophie Verena. 2. Aufl. Mit Illustrationen von A. Holländer. Berlin, I. Guttentag (D. Collin). 1876.

Verne. — Der Courier des Czaar. Von Moskau nach Irkutsk. Von Julius Verne. 2 Bände. (Verne's Schriften. XXII. XXIII. Band). Wien, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Völckerling. — Göran Persson. Trauerspiel in 5 Acten. Von Albert Völckerling. Berlin, Verlag von R. Kühn. 1876.

Volkelt. — Der Symbol-Begriff in der neuesten Aesthetik. Von Dr. Johannes Volkelt, Privatdocent in Jena. Jena, H. Dufft. 1876.

Wachenhusen. — Die neue Lorelei. Roman vom Rhein. Von Hans Wachenhusen. 2 Bände. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1877.

Walcker. — Die Notenbank — und die Währungsfrage. Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. Karl Walcker. Berlin, Verlag der Haude'- & Spener'schen Buchhandlung. 1876.

Walcker. — Die Silber-Entwerthungs-Frage. Kritische Uebersicht der währungspolitischen Ansichten der namhaftesten europäischen und amerikanischen Nationalökonomen von Dr. Karl Walcker. Straßburg, Verlag von J. Schneider. 1877.

Walcker. — Ein preußisches Unterrichtsgesetz, oder ein Reichsgesetz über die militärische Jugenderziehung? Mit besonderer Berücksichtigung der Reformideen Scharnhorst's, Gneisenau's und des Prinzen August von Preußen. Von Dr. Karl Walcker. Berlin, Verlag von Theobald Grieben. 1877.

Wallishausser'sche Sammlung deutscher Bühnenwerke. Nr. 8—18. Wien, Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung. 1877.

Wallishausser'scher Theater-Katalog. Neue Folge. Nr. 6. Inhalt: Verzeichniß von 6600 Stücken der modernen und auch der älteren bühnenfähig gebliebenen Theater-Literatur, ausgewählt aus dem handschriftlichen Lager-Katalog der Wallishausser'schen Buchhandlung. Wien, Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung. 1876.

Wattenbach. — Geschichte des Römischen Papstthums. Vorträge von Wilhelm Wattenbach. Berlin, Verlag von Wilh Hertz. 1876.

Weber. — Friedrich Christoph Schlosser, der Historiker Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken. Eine Festschrift zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier am 17. November 1876. Von Dr. Georg Weber. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 1876.

Weck. — Principien der Uebersetzungskunst. Zugleich praktisch nachgewiesen an einer Uebertragung des „Dämon" von Lermontoff von Dr. Gustav Weck, Königl. Realschuldirector. Breslau, Verlag von Maruschke & Berendt. 1876.

Weech. — Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte von Dr. Friedrich von Weech. 5. — 12. Lfg. Leipzig, Verlag von F. Lange. 1876.

Weitershausen. — Uebersicht der Stadt- und Landeshauptmannschaft Hof. Von Philipp Ludwig von Weitershausen. Hof, Verlag von G. A. Gran & Cie.

Welf. — Ein seltenes Leben von Paul Welf. Zürich, Verlag von Caesar Schmidt. 1877.

Wenck. — Lose Blätter und leichte Waare. Gedichte für Stunden heiterer Einsamkeit und banger Freiwilligen-Prüfung von Woldemar Wenck. Leipzig, Verlag von Bernhard Schlicke. 1877.

Wernau. — Die Kinder des Vaterlandes. Roman in sechs Bänden von Fr. Wernau. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1876.

Western. — A Journal of Literature, education and art. New Series. Vol. II. No. 9. —11. (September—November, 1876.) St. Louis.

Westphal. — Geschichte der Stadt Metz von Westphal, Major von der Armee. II. Theil: Bis zum Jahre 1804. Mit einem Plan der Stadt 1652. Metz, Verlag der Deutschen Buchhandlung. 1876.

Widmann. — An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll von Joseph Victor Widmann. Zürich, Verlag von Caesar Schmidt. 1877.

Wiener. — Judenthum und Christenthum. Ein Beitrag zur Klärung einer religiös-socialen Streitfrage. Von J. Wiener. Zürich, Verlags-Magazin. 1877.

Wirth. — Künstler und Fürstenkind. Novelle von Bettina Wirth. Mit 12 Illustrationen. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1877.

Witte. — Salomon Maimon. Die merkwürdigen Schicksale und die wissenschaftliche Bedeutung eines jüdischen Denkers aus der Kantischen Schule von Dr. J. H. Witte. Berlin, Verlag von H. R. Mecklenburg. 1876.

Witte. — Zur Erkenntnißtheorie und Ethik. 3 philosophische Abhandlungen von Dr. J. H. Witte. Berlin, Verlag von H. R. Mecklenburg. 1877.

Wolf. — Selbstbiographie des Malers Karl Blaas 1815—1876. Herausgegeben von Adam Wolf. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1876.

Wülcker. — Fünfzig Feldpostbriefe eines Frankfurters, aus den Jahren 1870 und 1871, von Richard Paul Wülcker. 2. Aufl. Halle, Verlag der Lippert'schen Buchhandlung. 1876.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band I. Heft 5. Vier Jahre Culturkampf von Dr. Ferdinand Schroeder. Heft 6. Die Verfassung der evang. Landeskirche Preußens. Rückblicke und Aussichten von einem Mitgliede der außerordentlichen Generalsynode. Frankfurt a. M., Verlag der Zimmer'schen Buchhandlung. 1876.

Zeit- und Streit-Fragen. Deutsche Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Fr. von Holtzendorff und W. Oncken. Jahrgang V. Heft 74. 75. Berlin, Verlag von Carl Habel. (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.) 1876.

Zeitungs-Verzeichniß und Insertions-Tarif des Central-Annoncen-Bureaus der Deutschen Zeitungen. Actien-Gesellschaft in Berlin, Mohrenstraße 45.

Zu Schutz und Trutz am Grabe Schön's. Bilder aus der Zeit der Schmach und der Erhebung Preußens. Von einem Ostpreußen. 1.—3. Lfg. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1876.

Zwiedineck. — Dorfleben im achtzehnten Jahrhundert Culturhistorische Skizzen aus Innerösterreich von Hans von Zwiedineck-Seidenhorst. Wien, Verlag von C. Gerold's Sohn. 1877.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Dritter Jahrgang. **Heft 5.** Februar 1877.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Mehri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universi.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen. Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell

Inhalts-Verzeichniß.

Züricher Novellen.

Von
Gottfried Keller.

III.

Der Narr auf Manegg.

Einige Zeit nach dem Spaziergange, den Herr Jacques mit seinem Pathen gemacht, wunderte es diesen, wie es dem jungen Adepten des Originalwesens ergehe und welche Fortschritte er darin gemacht habe. An einem schönen Septembertage ging er darum in das Haus der Gevattersleute, um seinen Jungpathen heimzusuchen und etwa zu einem Gang vor das Thor einzuladen. Nur mit halbsäuerlicher Höflichkeit wurde er hiefür empfangen: denn man hielt ihn trotz seiner weißen Haare und seines gewaltigen Jabots für einen jener frondirenden Herren, welche, stets kühl gegen die Kirche und kritisch gegen die Staatsbehörden, sich zwar wohl hüten, irgendwo an einer praktischen Thätigkeit wirklichen Antheil zu nehmen, nichtsdestoweniger aber einer radicalen, wo nicht frivolen Gesinnung bezichtigt werden, einer Gesinnung, vor deren Einfluß besonders die Jugend zu bewahren sei.

Der alte Herr ließ sich aber nicht abschrecken, seinen Taufschützling selbst aufzusuchen, und fand denselben im obersten Stockwerke des Hauses in seinem Sommerquartier, einer großen geweißten Kammer, deren hohe Fenster noch aus unzähligen runden Scheiben zusammengesetzt waren. In diesem Gemache standen die ältesten Schränke des Hauses, nicht etwa die schönen Nußbaumschränke, welche die Vorsäle der untern Gemächer zierten, sondern uralte, baufällige Kasten von Fichtenholz, mit Blumen und Vögeln bemalt. Von der Decke hingen verschollene Zierstücke, große Glaskugeln, die inwendig mit bunten Ausschnittbildern, Damen in Reifröcken, Jägern, Hirschen u. dgl., beklebt und mit einem weißen Gipsgrunde ausgegossen waren, so daß sie bemaltem Porzellane glichen. Auch prangten an den Wänden einige Familienbildnisse, welche wegen zu schlechter Arbeit aus den Wohnräumen verbannt worden. Ihre Gesichter lächelten alle ohne andere Ursache, als weil die Maler die Mundwinkel mit angewöhntem eisernem Schnörkel so zu formen gezwungen waren. Diese grundlose Heiterkeit

der verjährten Gesellschaft machte fast einen unheimlichen Eindruck. Die guten Maler und die Vorfahren schienen nicht immer gleichzeitig gerathen zu sein. Dazwischen hingen wunderliche Bilder, die mit Harzfarben unmittelbar auf die Rückseite von Glastafeln gemalt waren, und vergilbte Kupferstiche, welche Prospecte zürcherischer Staatsceremonien oder militärischer Schaustücke zum Gegenstande hatten. Seltsamer Weise war hier noch ein kleines Rähmlein versteckt mit längst gesprungenem Glase und einem gestochenen Bildnisse Karl's I. dahinter; mit verblichener Tinte war darauf geschrieben:

König Karl von Engelland
Ward der Krone quitt erkannt.
Daß er dürfe keiner Krone,
Machten sie ihn Köpfes ohne.

Der Schreiber dieser Zeilen war aber nicht unter den thöricht lachenden Ahnen, die hier im Exil hingen, zu finden; derselbe weilte vielmehr, von einem guten Künstler gemalt, in einer ganz anderen Stadt in der Gemäldesammlung eines dortigen Liebhabers. Es war ein ernsthafter Mann in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts, dessen eisengraue Augenbrauen und Knebelbart wie Sturmfahnen zu flattern schienen. Nicht nur als eifriger Antipapist lebte er im Gedächtniß, sondern als ein Ungläubiger und Unbotmäßiger überhaupt, der zu verschiedenen Malen verwarnt und gebüßt worden sei; und da eine geheime Tradition im Hause dahin lautete, daß es besser wäre, wenn nie eine Empörung stattgefunden hätte, nie ein König enthauptet worden und auch keine Kirchentrennung entstanden wäre, so war das Bild von einem Nachkommen für unangenehm befunden und einem fremden Kenner guter Sachen verkauft worden. Noch lieber hätte man längst das kleine Bildchen mit der frechen Aufschrift entfernt. Allein es ging die abergläubische Sage, daß jedes Mal, so oft dies versucht würde, der alte Empörer nächtlich umgehe und mit entsetzlichen Hammerschlägen das Rähmlein wieder an der Wand befestige; der Schreck habe einst einen Hausgenossen so angegriffen, daß er daran gestorben sei.

Mitten auf dem röthlichen Kachelboden der Kammer stand der Tisch, an welchem Herr Jacques sein Wesen trieb, wenn er in der guten Jahreszeit sich in diesen unheizbaren Raum zurückzog, in Erwartung eines eigenen Studirzimmers, das ihm nicht mehr lange entgehen konnte. Als der Pathe kam, saß er eben vor einem Reißbrett, worauf ein großer Pergamentbogen gespannt war. Derselbe zeigte eine kranzartige Schilderei von Landeswappen, Fahnen, Waffen, Musikinstrumenten, Büchern, Schriftrollen, Erdglobus, Eulen der Minerva, Lorbeer- und Eichenzweigen u. dgl., hervorgebracht von einer jugendlich unerfahrenen Hand. Besonders zwei Löwen waren von allzu unsicherer Gestaltung; sie schienen mitten im Kampf um's Dasein, wie man jetzt sagen müßte, auf einer untern Entwicklungsstufe erstarrt zu sein und lächelten dabei unweise, wie die Ahnenbilder an der Wand. Im innern Raume aber entstand so eben in großen Lettern die Aufschrift: „Zürcherischer Ehrenhort", und Herr Jacques war beschäftigt, die vorgezeichneten Buchstaben aus einer Muschel mit Gold zu überziehen. Je dicker er aber das Gold auftrug, desto weniger wollte es glänzen.

„Dick auftragen hilft nicht immer, mein Lieber, sondern gut poliren!" sagte

der Pathe, der ihm einen Augenblick zuschaute. Er nahm eine kleine Agatkugel, die mit andern Sachen an seiner Uhrkette hing, und zeigte ihm, wie durch die Handhabung derselben die Schrift bald zu schimmern begann.

„Aber was in aller Welt soll denn diese bunte Projection vorstellen und welchem Zwecke soll sie dienen?" fragte er nun den Herrn Jacques.

Und dieser vertraute ihm, wie er über den Verlust der Handschrift Manesse seit jenem Spaziergange nachgedacht und ausfindig gemacht habe, auf welche Art und Weise der Vaterstadt ein würdiger Ersatz geschafft werden könnte. So sei er auf den Gedanken gerathen, sein Leben daran zu setzen und einen Codex zu stiften und auszuführen, dessengleichen anderswo nicht zu finden wäre, und dies hier sei eben das Titelblatt, mit dem er begonnen habe. Alles, was der Stadt und Republik Zürich seit ihrem Entstehen zu Schmuck und Ehren gereiche, wolle er in schönen Versen erzählen und mit schönen Bildern illustriren, wobei die Entwicklung von den schwächern Anfängen bis zur Vollkommenheit des Endes von selbst den gleichen Verlauf nehmen werde, wie der Gegenstand des Werkes. So gedenke er einen Schatz und Wahrzeichen, einen Ehrenhort zu gründen, wie er des schweizerischen Athens, des Athens an der Limmat allein würdig sei!

Bei dem letztern Ausdrucke verzog der Pathe, der erst gelächelt, das Gesicht, wie wenn er einen Schluck sauren Bieres erwischt hätte.

„Hast Du diese schwache Redensart auch schon aufgeschnappt?" sagte er verdrießlich; „wenn ich sie nur nie mehr hören müßte! Fühlt Ihr denn nicht, daß Eitelkeit, die sich auf Kosten Anderer bläht, in diesem Fall also auf Kosten von Bundesgenossen, die jederzeit wol so klug und gebildet gewesen sind, wie wir, daß eine solche Eitelkeit immer das gleiche Laster bleibt, ob sie der eigenen Person, oder dem Gemeinwesen gelte, dem man angehört? Da wird allerdings eine gewisse naßkalte frostige Bescheidenheit getrieben; Jeder sieht dem Andern auf die Finger, ob er sich nicht zu viel einbilde; dafür wird aber in der Gesammteinbildung geschwelgt, daß die Mäuler triefen, und kein Gleichniß ist zu stark, um die Vortrefflichkeit Aller zu bestätigen! Darum sieht man auch so manche schwächliche Gesellen herumlaufen, die am Gesammtdünkel fast zu Grunde gehen, eben weil die Persönlichkeit unzulänglich ist, ein so Ungeheures mitzutragen! — Doch das wirst Du alles genugsam erleben und vielleicht mitmachen; jetzt wollen wir uns nicht dabei aufhalten, sondern wieder ein Mal miteinander in's Freie gehen, wenn es Dir beliebt!"

Jakob hatte mit ängstlicher Miene zugehört, weil er die Uebertreibung des alten Krittlers nicht zu bemessen wußte; diese erstmalige Erfahrung, daß auch eine höchststehende Heimatstadt, ja vielleicht ein ganzes Vaterland eine schwache, wol gar lächerliche Seite haben könne, gleich einem einzelnen Menschenkinde, beklemmte sein Herz, und er fühlte sich durch die Einladung des Pathen dankbar erlöst. Sie wurden einig, abermals die Ueberbleibsel der Burg Manegg zu besuchen, und machten sich alsobald auf den Weg.

Nachdem sie im Pachthofe am Fuße der Burg sich durch eine landesübliche Erfrischung gehörig gestärkt hatten, wozu die einfache und mäßige Lebensweise auch der Reichen jederzeit Lust und Fähigkeit verlieh, erstiegen sie vollends den Hügel. Unter den breiten Schirmwipfeln der schlanken Föhren machten sie es

sich bequem. Der Pathe setzte seine Meerschaumpfeife in Glut und gab dem Herrn Jacques eine Cigarre, um ihm das Rauchen beizubringen. Er war nämlich einst ein Bewerber um die Hand von dessen Mutter gewesen und führte, nachdem die Sache sich zerschlagen, seither stets einen kleinen Bosheitskrieg gegen sie. An der Erziehung und Förderung ihres Söhnchens alle Theilnahme beweisend, konnte er doch niemals lassen, der gestrengen Mama kleine Aergernisse zu bereiten nach dem Sprichworte: Alte Liebe rostet nicht! und so gewährte es ihm heute ein besonderes Vergnügen, den Herrn Jacques als einen angehenden Raucher nach Hause zu bringen. Allein er kam bereits zu spät. Jakob konnte schon rauchen, weil er diese Kunst gleich nach dem Bombenschießen, wo er die Pfeifen hielt, gelernt hatte. Sie spazierten also auf dem Burgraume schmauchend auf und nieder, wie in einer Studirstube, und Jacobus ging würdevoll an der Seite des Alten einher. Er frug den Herrn Pathen nach dem weiteren Schicksale des Geschlechtes der Manessen und der Burg Manegg.

„Ihre verschiedenen Zweige," erzählte Jener, „haben in geistlichen und weltlichen Würden und auch in dunkleren Trieben noch über hundert Jahre geblüht. Jedoch ist nur ein an Tugend Ebenbürtiger des Liederfreundes aufgetreten, nämlich dessen Urenkel Rüdiger, der gegen fünfzig Jahre lang Rathsmann und Staatshaupt in Zürich gewesen ist. Auch dieser war in That und Leben mustergültig, fest und gelassen, ohne sich jedoch als ein Originalmensch zu geberden. Aus Schule und Zunftleben ist Dir bekannt, wie in den dreißiger Jahren des vierzehnten Säculums auch in Zürich der Patrizierstaat der Autochthonen sich in den freien Bürgerstaat, nach damaligen Bedingungen, umgewandelt hat, und wie dieser einige Jahre später dem jungen Bunde der Eidgenossen beigetreten ist, um sich gegen die feindlichen Herrenmächte zu schützen. In diesen Uebergängen stand das Geschlecht der Manessen, das doch seit einem Jahrhundert mitgeherrscht hatte, bürger- und freiheitsfreundlich auf Seite der Stadt und der neuen Zeit.

Am echtesten erwies sich dies gute Blut in jenem jüngeren Rüdiger, der hiedurch in der Stunde der Gefahr sich zur wirklichen und classischen Originalität erhob.

Auch das Ereigniß von Dätwil zu Weihnachten 1351 ist Dir geläufig. Der erste Bürgermeister der neuen Ordnung, Rudolf Brun, ist mit der zürcherischen Kriegerschaar, ohne weitere Hilfe, ausgezogen, die habsburg-österreichische Macht aufzusuchen, welche die Stadt wiederholt bedroht. Er trifft sie nicht an erwarteter Stelle, sieht sich aber, zur Seite ziehend, erst gegen Abend plötzlich in einem Thalkessel von ihrer Ueberzahl, die alle Höhen besetzt hat, umringt. Da verläßt den Haupturheber der neuen Zustände, den klugen, listigen und energischen Führer des Volkes, der alle Ehre und Macht in dessen Namen an sich gezogen hat und ausübt, der das große Wort führt, jählings jeder Muth, und er flieht sofort vom Schlachtfelde, sich zu bergen. Schon einmal hat er in entscheidender Stunde, als die Gefahr unmittelbar an ihn trat, das Lebensopfer eines Getreuen durch Verwechslung des Mantels angenommen, als die Verschwörung der Vertriebenen die nächtliche Stadt durchtobte. Das war als glückhaft und nützlich angesehen worden. Jetzt zeigt er aber wiederholt, daß er, der fremdes Blut zu vergießen wohl versteht, sein eigenes hinzugeben nie gewillt ist.

Der sinkende Tag findet das kleine Heer rathlos und vom Untergang bedroht; allein jetzt tritt Manesse, Brun's Statthalter, ruhig hervor, als ob nichts geschehen wäre. Die Flucht des Führers stellt er als selbstverständlich und nothwendig, als eine Maßregel der Vorsorge dar und faßt sodann laut und volltönig, mit begeistertem Zuruf, die Bürger zum Nothkampfe zusammen. Fest und unerschüttert steht er im Geschrei und Getöse der beginnenden Schlacht, die tief in Nacht und Dunkelheit hinein dauert, und zieht im Scheine der Morgenröthe, die Leichname der gefallenen Brüder mit sich führend, mit Fahnen und Beute als Sieger heimwärts. Als nun die Volksgunst dem flüchtigen Staatshaupte sich schnell wieder zuwendet und dasselbe feierlich mit dem Stadtbanner aus seinem Schlupfwinkel als vorsorglicher Vater heimgeholt wird, reitet Manesse, ohne ein Gesicht zu verziehen, neben dem Stolzen einher und amtet still und verschwiegen unter ihm weiter; denn er hat erwogen, daß es gut ist, wenn ein Gründer der Freiheit bei Ehren bleibt, wenigstens so lang er sonst tauglich ist.

Dieser Manesse starb hochbetagt, wenn ich nicht irre, um das Jahr 1380; mit ihm sank aber der Stern jener Linie; seine Söhne lebten sternlos dahin, wie Alles ein Ende nimmt, und namentlich Ital, der jüngste, ist es, der die Burg hier verloren hat.

Gleich seinen Vorfahren war Ital Manesse ein anmuthender und begabter Mann; allein es mangelten ihm Geduld und Vertrauen; es war, als ob er den Niedergang und das Aussterben des Geschlechtes hätte ahnen und befördern müssen. Bei keiner Verrichtung und Thätigkeit konnte er ausharren, von jedem Geschäfte trieb ihn die Unruhe, abzuspringen, und er schlüpfte Allen, die ihm wohlwollten, ängstlich aus den Händen, wenn sie ihn festzuhalten glaubten. So gingen seine Umstände stets rückwärts. Ein Besitzthum, Hof und Landgut nach dem andern mußte er dahin geben und gerieth immer tiefer in Schulden, und weil er dabei ruhelos lebte, so nannte man ihn allgemein den Ritter Ital, der nie zu Haus ist.

Als im Jahre 1392 in Schaffhausen ein großes Turnier abgehalten wurde, bei welchem sich Hunderte von Fürsten, Grafen und Edelleuten einfanden, nahm auch Ital Theil daran, da es eine gute Gelegenheit bot, sein unruhiges Herz von Hause weg zu tragen. Seines alten Stammes und rühmlichen Namens wegen gerieth er in gute Gesellschaft und gewann die Neigung einer reichen, thurgauischen Erbin, deren Hand ihn wol von aller Sorge befreien konnte. Seiner übeln Umstände bewußt, verhielt er sich schüchtern und zurückhaltend gegen die freundliche Schönheit der ganz unabhängigen Freiin, die ihm dafür, damit er Zeit und Besinnung gewänne, in dem Festgeräusche mit holder Geistesgegenwart kund zu thun wußte, daß sie ehestens eine Base heimsuchen würde, die in der Abtei zu Zürich lebe. Von Hoffnung und Freude, aber auch von neuer Unruhe erfüllt, ritt er mit seinem Knechte vom Turniere hinweg und durchstreifte wochenlang die Landschaften von Ort zu Ort, um bei Freunden die Zeit in Zerstreuungen zu verbringen. Als er endlich heimkehrte und der Erscheinung der Schönen gewärtig war, sah und vernahm er nichts von ihr, als daß sie sieben Tage in Zürich zugebracht habe, dann aber wieder abgereist sei.

Freudelos lebte er nun dahin und sah sein Wohl mehr und mehr schwinden.

Als etwa ein Jahr vergangen und der Sommer wieder da war, schritt er eines Tages von der Manegg, wo er einsam hauste, herunter und in die Stadt hinüber. In der Nähe derselben begegnete er lustwandelnden Frauen, unter welchen er mit jäher Ueberraschung die thurgauische Dame erblickte. Sie gab keiner kalten Förmlichkeit Raum, sondern kam seinem Gruße mit offenbarer Huld entgegen, da sie keine Zeit auf gefährliche Weise verlieren mochte. Ital Manesse lag ihr einmal im Sinn, und sie war nur seinetwegen wieder nach Zürich gekommen, während sie andern Bewerbungen von bester Hand aus dem Wege ging. Die Freundinnen, die mit ihr waren, ahnten wol ihre Gesinnung, und um ihr zu helfen, zwangen sie den flüchtigen Menschen, eine Stunde bei ihnen zu bleiben und mit ihnen zu gehen. Dann suchten sie auf geschickte Art Weiteres zu verabreden und ihn zu künftigem Besuche zu verpflichten. Die eilige Schöne unterbrach jedoch diese Unterhandlungen und erklärte, sie gedenke, in den kommenden Tagen den Herrn auf seinem Burgsitze selbst aufzusuchen, den zu sehen es sie gelüste, und sie vertraue, daß er ihr für eine Viertelstunde Einlaß bewilligen werde. Natürlich erfüllte er gerne die Pflicht, sie bei solch' günstiger Verheißung zu behaften, verabschiedete sich alsbald von den Frauen und eilte hocherfreut vollends in die Stadt, um zierliches Geschirr, Teppiche und anderes Geräthe, was dort von den Vätern her noch im Hause lag, nach der Manegg zu schaffen.

Den nächsten Tag verwendete er, den Burgsitz so gut als möglich zu schmücken, wobei ihm der bejahrte Diener behilflich war, der ihm einzig übrig geblieben und sein Marschalk, Mundschenk und Küchenmeister zugleich war. Derselbe hielt auch den nöthigen Vorrath bereit, um den anmuthigen Besuch anständig bewirthen zu können, und rüstete sich, im rechten Augenblicke schnell frische Kuchen zu backen, was er wohl verstand.

Am dritten Tage war Alles bereit und die schönste Sonne am Himmel; der Alte ging noch auf den Meierhof hinunter, der am Fuße der Burg lag, um sich zu versichern, daß dort junge Tauben vorräthig seien oder ein paar junge Hähne, auch um anzuordnen, daß auf den ersten Wink eine oder zwei Weibspersonen in gutem Gewande auf die Burg kämen, ihm zu helfen. Unversehens kam der Alte in großer Hast und mit dem Berichte zurückgelaufen, es sei aus den großen Forsten ein Stück Schwarzwild auf die Ackergüter des Meierhofes gebrochen. Sogleich nahm Herr Ital Jagdzeug und Hunde und begab sich mit dem Diener hinunter, das Wild zu suchen und zu erlegen. Unter dem Thor besann er sich, eh' er den Fuß hinaus stellte, noch einen Augenblick, ob es nicht besser gethan wäre, da zu bleiben, weil die schöne Heimsuchung gerade heute eintreffen könnte. Allein es schien ihm doch nicht wahrscheinlich, daß sie es für schicklich befinden würde, so bald zu kommen, als ob sie große Eile hätte, und so schritt er ohne Weiteres vorwärts; die eifrigen Jäger schlossen das Burgthor sorgfältig zu, nahmen den Schlüssel mit und jagten das Wild weit in die Forste hinauf, bis die Abendschatten sanken, wo sie dann mit ziemlicher Beute heimkehrten, also daß sie zu den übrigen Vorräthen noch schöne Bratenstücke gewonnen hatten.

Leider war alles dies nicht mehr nöthig, weil das edle Fräulein an eben diesem Tage dagewesen war. Von einem Klosterknechtlein begleitet, hatte sie

vor der verschlossenen Pforte gestanden und keinen Einlaß gefunden. Nachdem sie vergeblich das Knechtlein hatte klopfen und rufen lassen und über eine halbe Stunde ausruhend auf einem Steine gesessen und gewartet, hielt sie sich für genarrt und verschmäht und machte sich beschämt und schweigend, aber entschlossen und unaufhaltsam auf den Rückweg. Sie blickte, bald von tiefem Roth übergossen, bald erbleichend, nicht vom Boden weg, auf dem sie wandelte, und bereitete sich, kaum in der Stadt angekommen, zur Abreise, die sie noch am gleichen Tage antrat. So war sie für Ital, der nie zu Hause war, schon verloren, als er endlich vor seiner Hausthüre anlangte und nicht ahnte, daß Jene vergeblich vor der stummen Pforte gewartet hatte.

Ebenso vergeblich harrte er noch mehrere Tage und hielt sich seinerseits für gefoppt, als Niemand sich zeigte. Traurig ließ er alles Zubereitete wegräumen und den Dingen ihren Lauf.

Auf seinen unruhigen Streifzügen stieß er zwar noch auf eine magere Adelstochter aus dem Aargau und ehelichte dieselbe in aller Hast. Allein es ging um so schneller mit ihm berghinunter, und er sah sich bald genöthigt, seine Wohnung in der Stadt und das Gut mit der Manegg an einen Juden zu veräußern, dessen Wittwe später das letztere den Cistercienserfrauen in der Selbenau oder Selnau, wie wir jetzt sagen, verkaufte. Im Besitze jener Nonnen ist um das Jahr 1409 die Burg durch Schuld eines Narren abgebrannt, der über dem Laster, immer etwas Anderes vorstellen und sein zu wollen, als man ist, verrückt geworden war.

Dieser Unglückliche galt auch für eine Art Abkömmling der manessischen Herren; einer der Söhne des liedersammelnden Ritters Rüdiger, der ebenfalls ein geistlicher Stiftsherr in Zürich gewesen, hatte von drei Nachtfrauen, wie die alten Schriften sich ausdrücken, vier uneheliche Töchter hinterlassen. Was es mit solchen Nachtfrauen für eine Bewandtniß hatte, kann nicht näher beschrieben werden, da nichts Schönes dabei herauskäme; genug, einer jener unehelichen Töchter entsproß wiederum ein Sohn, welchem sie durch Gunst die Pfründe an der St. Egidien-Capelle hier dicht unter der Manegg zu verschaffen wußte, eine Pfründe, welche von den Manessen gestiftet worden ist. Dieser kleine Pfaffe in der Einöde that sich nicht minder mit nächtlichem Volk zusammen und zeugte an dem wilden Geschlechte weiter, welches so durch ein volles Jahrhundert an der Sonne herum briet und immer wieder an der Berghalde dort hängen blieb. Sie hatten von dem Blut, das zu einem Theile in ihnen floß, verworrene Kunde und kehrten daher stets dahin zurück, wo ihre dunklen Ahnfrauen geweilt hatten.

Ein letzter Sprößling der Sippschaft war also der Narr auf Manegg oder der Falätscher, wie er genannt wurde, Buz Falätscher, weil er in einer alten Lehmhütte unten an der Falätsche hauste, der tiefen Kluft, die einst ein Bergrutsch zurückgelassen hat, wie wir sie da mit ihrem unheimlichen kahlen Wesen vor uns sehen. Da bisweilen jetzt noch Gerölle, Steine und Sandmassen die steile Wand herunterkommen, so würde jene Hütte ein unsicherer Aufenthalt gewesen sein, wenn nicht ein struppiges Buschwerk hinter ihr gestanden hätte, welches mit der Hütte zusammen eine kleine Insel in dem Schuttwerke bildete.

Der Buz Falätscher sah nicht weniger einöd aus, als seine Behausung. Eine dürre Gestalt, trug er Gewand, das von ihm selbst aus lauter Fischotterfellen zusammengenäht war; dazu trug er im Sommer ein von Binsen geflochtenes Hütchen, im Winter eine Kapuzenkappe aus der Haut eines abgestandenen Wolfshundes. Aus seinem Gesicht konnte man nicht klug werden, ob er alt oder jung sei; doch gab es viele kleine Flächen darin, die immerwährend zitterten, wie ein von der Luft bewegter Wassertümpel, und unaufhörlich schienen Unverschämtheit und Bekümmerniß sich darin zu bekämpfen, während die Augen mit lauerndem Funkeln auf dem Zuschauer hafteten, auf den Erfolg begierig, welchen er bei ihm hervorbrachte. Denn, ob es Tag oder Nacht, ob er satt oder hungrig war, sobald er auf ein menschliches Wesen stieß, redete er auf dasselbe ein und wollte ihm etwas aufbinden, es zu einem Glauben zwingen und ihm einen Beifall abnöthigen.

Einst hatte er geschult werden sollen, lernte aber nothdürftig etwas Weniges lesen und schreiben und einige lateinische Worte, da es ihm bei aller Zungenfertigkeit an wirklichem Verstande gebrach. Als ein unwissender Frühmesser oder Caplan hausirte er im Lande herum und plagte die Bauern mit der unaufhörlichen Vorstellung, daß er gleich seinen Vorfahren als Stiftsherr an ein großes Münster gehöre, wol gar zu einem Prälaten bestimmt sei, bis er plötzlich den Vorsatz faßte, ein Feldhauptmann zu werden. Er verwandelte sich demgemäß in einen Soldaten und lief bei allen Händeln hinzu, wo ein kleinerer oder größerer Haufen auszog, sei es in den inneren Fehden damaliger Zeit oder gegen Savoien oder im ersten Mailänder Kriege u. s. w. Hierbei fühlte er einen unbezwinglichen Drang, sich auszuzeichnen und überall die Gefahr aufzusuchen und im vordersten Gliede zu stehen; wie aber die Gefahr dicht vor ihm stand, schloff er ebenso unwillkürlich jedesmal unten durch, um nachher mit grimmigen Blicken seinen bewiesenen Muth zu rühmen, was er wol durfte, da er den Muth wirklich empfunden hatte. Das belustigte die wackeren Kriegsgesellen, die sonst keine Feigheit duldeten, dermaßen, daß sie den Buz als eine Art Narren gern mit sich führten und redlich verpflegten. Nur mußte er sich, wenn der Tag ernstlich wurde, allmälig mehr im Hintertreffen aufhalten, trotz seines Sträubens; er entnahm hieraus, daß sie ihn für die größte Gefahr und Noth sichtbarlich aufsparen wollten.

Einst litt es ihn aber nicht mehr in der Unthätigkeit. Er lag mit einer eidgenössischen Schaar im lombardischen Feld, unweit eines Heerhaufens von wälschen Söldnern. Da eben Verhandlungen zwischen den Herren Visconti und den Schweizern obschwebten, so ruhte der Streit eine Weile, und diesen Augenblick benutzte Buz, sich endlich hervorzuthun. Er ging hin und forderte den Hauptmann des wälschen Trupps zum besondern Zweikampfe heraus, mit so kühnen Worten, daß jener die Herausforderung annahm. Weil aber der Wälsche seinerseits ein dicker großer Prahler war, so ließen die Schweizer, um ihn zu foppen, das Abenteuer vor sich gehen. Beide Parteien lagerten sich einander gegenüber. Der feindliche Führer, ein gerüsteter Goliath, trat mit seinem Spieße hervor und stellte sich furchtbar auf. Mit mannlichen Schritten ging auch Buz ihm entgegen, von seinen Gesellen gewappnet, wie ein Vorgesetzter, mit

Helm, Schild, Schwert und Lanze beladen; schnaufend und aufgeregt, aber ohne Zögern, stampfte er unter seinen klirrenden Waffen vorwärts, bis er zwei Schritte vor dem dräuenden Löwen stand und das Weiße in dessen Augen sah. Martialisch setzte er die Beine in Positur und senkte den Speer, dem Gegner ängstlich in's Gesicht starrend; sowie der aber seinen Spieß ebenfalls hob, drehte Buz sich im Kreuz seines Rückens so glatt wie eine Thür in der Angel und lief mit der Schnelligkeit einer Spinne über das Feld weg, in weitem Bogen, bis er hinter der Wand seiner Landsleute geborgen war.

Das war so possierlich anzusehen, daß ein brausendes Lachen durch beide Lager rollte und die wälschen Heerknechte, welche den Auftritt als einen ihnen zum besten gegebenen guten Spaß betrachteten, den Schweizern ein Faß Wein schickten, worauf diese ein fettes Schwein zurücksandten.

Aus der Lustbarkeit, die hierauf folgte, wurde dem Buz Falätscher endlich klar, welche Meinung es mit seinem Kriegerstand hatte; er entlief stracks dem kleinen Wehrkörper und machte sich über die Berge heimwärts.

Als er das Reußthal hinunter wanderte, waren die Felswände mit Wolken behangen und es regnete so verdrießlich, daß ihm das Wasser oben in den Nacken und unten aus den Schuhen lief. Da weinte er bitterlich über die Verbannung und schlechte Behandlung, die ihm überall zu Theil wurde; je stärker es regnete, desto heftiger greinte und schluchzte der mißliche Kriegsmann, bis er von einem Weiblein eingeholt wurde, das in rothen Strümpfen rüstig daher wanderte, eine zerknitterte weiße Haube am Arme und ein Bündel Habseligkeiten schwebend auf dem Kopfe trug, gar geschickt, ohne es mit der Hand zu stützen. Dieses Weiblein oder Dirnlein, als es einige Schritte an ihm vorübergegangen war, wendete sich um und fragte ihn, wer er sei und warum er denn so greine, da er doch einen so langen Spieß habe, die Unbill abzuwehren? Und er antwortete, er sei ein Mensch, mit dem es Niemand gut meine und welchem Keiner glauben wolle, was er sage.

Da sagte das Weiblein voll Mitleid, es würde es schon gut mit ihm meinen und ihm Alles glauben, was ihn freue; denn es war ein thörichtes Mensch, das, wie Jener, nach Anerkennung dürftete, sich nach einem Mann sehnte und nach einem solchen umher pilgerte. Buz aber, dem das Wesen keineswegs häßlich schien, ließ seine Thränen trocknen, soweit es in der feuchten Luft möglich war, und kehrte das Gesicht und seine Gedanken der neuen Sachlage zu. Sofort leuchtete ihm ein, daß wer nur erst das Haupt einer Familie sei, auch das Haupt von Mehrerem werden könne. Wie Mancher, dachte er, ist durch den Rath einer klugen Frau ein Mann bei der Chorpflege, wol gar Bürgermeister geworden, und obschon ich immerhin klüger bin, als jegliches Weib, so ist diese hier gewiß sehr gescheidt, sonst hätte sie nicht auf den ersten Blick erkannt, wer ich bin!

Sie zogen also einträchtig miteinander dahin, und Buz brachte statt des Hauptmannstitels eine für ihn ganz artige Frau nach Hause, das heißt in die erwähnte Lehmhütte, welche halb verfallen war. „Ist das nicht ein schöner Hof?“ fragte er die Frau mit ernster Stimme, und sie versicherte, es sei ein so herrliches Heimwesen, wie sie es nur wünschen könne. Ungesäumt begann

sie, die Wände und das Strohdach auszubessern und das Häuschen wohnlich zu machen; denn sie war geschickt und rüstig in mancherlei Arbeit und ernährte ihren Mann Jahre lang damit. Der that nämlich gar nichts, als herumstreichen, sich in Alles einmischen und die Leute hintereinander hetzen, um sich wichtig zu machen, bis er weggejagt wurde. Dann ging er heim, verlangte sein Essen und das Lob seiner Verrichtungen, die er unaufhörlich schilderte und pries, und wenn das Weiblein nicht Alles glaubte und rühmte, so schlug er dasselbe und behandelte es auf das Uebelste. Für jedes verweigerte Lob erhielt die arme Frau Beulen und blaue Flecke, so daß sie, wenn sie ihn nur von Weitem kommen sah, vor die Hütte lief und voll Furcht die Hände erhob und seine Thaten besang, ehe sie dieselben kannte.

So erging es der guten Frau nicht zum Besten, bis das Glück, einen Mann zu besitzen, durch das Mißvergnügen, das er ihr bereitete, überwogen wurde, und da sie keine Kinder von ihm bekam, welche ihr die Zeit vertrieben und das Herz erfreut hätten, verlor sie die Geduld und wurde zuweilen störrisch in den Lobpreisungen.

Als Buz eines Abends heimkehrte und die Erzählung seiner Tagesarbeit mit der Versicherung abschloß, daß er nicht ruhen werde, bis er in den Stand seiner Ahnen eingesetzt und zum Ritter geschlagen sei, sagte sie unbedacht:

Stiefel an, Stiefel aus,
Wird nie nichts draus!

„Was soll das heißen?" fragte der Falätscher verwundert und sah sie groß an.

„Ei," erwiderte sie, „es fiel mir ein Mann in meiner Heimat ein, den man den Stiefelschliefer nannte; der hatte gelobt, nach Jerusalem zu reiten, und zog jeden Morgen ein Paar große Stiefel an und am Abend wieder aus, ohne jemals vom Hause weg zu kommen, und damit die Stiefel sich nicht einseitig abnutzten und nicht krumm getreten würden, wechselte er sie alle Tage. Aber sie gingen doch zu Grunde, und auch das Pferd starb, ohne daß er nach Jerusalem geritten wäre."

Da merkte der Mann, daß seine eigene Frau ihm nicht mehr glaubte und seiner spottete. Er fiel über sie her und würgte sie so stark am Halse, daß sie blau im Gesichte wurde und eine Weile für todt am Boden lag. Als aber der Mann schlief, regte sie sich wieder, zog sich reisefertig an, packte ihre Habseligkeiten zusammen und verließ die Hütte, nachdem sie ihm noch ein Frühstück zurecht gestellt hatte. Also wanderte das Weiblein in dunkler Nacht von dannen und verschwand für immer aus der Gegend.

Verwundert fand Buz sich am nächsten Morgen allein in seiner Behausung. Er aß, was an Speise vorhanden war, und harrte mehrere Tage auf die Wiederkehr des Weibleins, das sein guter Geist gewesen. Als sie nicht mehr kam, ward er bekümmert und ganz verstört; jedoch trieb ihn der Hunger, sich Nahrung zu verschaffen, welche er instinctiv im Wasser und am Boden herum suchte. Er stürte Dächse aus, fing fette Hamster in den Wiesen und Fischottern in den Wassern, auch allerlei Vögel im Unterholz, und erwarb eine große

Geschicklichkeit, allen diesen Thieren nachzustellen, nicht wie ein gelernter Jäger, sondern wie ein Raubthier, und aus den Fellen machte er sich seine Bekleidung.

Darüber gewann seine Narrheit einen geregelten Bestand, und als er eines Tages entdeckte, daß die Burg Manegg, die nun den Klosterfrauen gehörte, gänzlich unbewohnt war, richtete er sich in den verlassenen Räumen derselben ein und nannte sich einen Ritter Manesse von Manegg. Niemand störte ihn in diesem Treiben; vielmehr wurde ihm aus Mitleiden mancherlei Beisteuer zugewendet, die er herablassend entgegennahm. Bald verstieg er sich so weit, indem er ein oder das andere rostige Waffenstück über seine Otterselle hing und eine Hahnenfeder auf das Binsenhütlein steckte, in die Stadt zu gehen und sich dort als Ritter aufzuthun. Wegen der närrischen Reden, die er führte, und besonders der seltsamen Gesichter, die er schnitt, wurde er auf den Trinkstuben der derben Bürger ein beliebter Zeitvertreib, gut bewirthet und oft scharf geneckt, was er aber Alles mit der bekannten Narrenschlauheit über sich ergehen ließ. Wenn sie nur seine Ritterschaft gelten ließen, war er zufrieden und hütete sich mit geheimer Vorsicht, über die Aufrichtigkeit dieser Anerkennung zu grübeln.

Selbst die Edelleute auf ihrer Stube zum Rüden verschmähten es nicht, die wunderliche Gestalt einzulassen, und die wirklichen Ritter gewöhnten sich sogar mit tieferem Humor daran, den Mann im Ottergewande als ein Sinnbild und Wahrzeichen der Nichtigkeit aller Dinge zu ihren Gelagen zu ziehen.

Bei einer solchen Gelegenheit, es war an einem Herbstgebote, hatte Herr Ital Manesse, der nie zu Hause war, von seiner geschmolzenen Habe das große Liederbuch mitgebracht, von welchem jüngst nach langer Vergessenheit die Rede gewesen. Das Buch war jetzt, wenigstens in seinen Anfängen, schon über hundert Jahre alt. Das Betrachten der schönen Handschrift, welche freilich nur den erfahrungsreicheren Herren noch ganz geläufig war, und besonders der Bilder gewährte verschiedenen Gruppen der Junkergesellschaft Vergnügen, wie denn namentlich manche auswärtige Gäste mit Verwunderung und Antheil ihre Wappenschilde und die Bildnisse ihrer sangesbeflissenen Vorfahren in den frisch glänzenden Gemälden entdeckten. Ein junger Freiherr von Sax fand sogar zwei seiner Ahnen, den Bruder Eberhard und den Herrn Heinrich von Sax, und gerührt las er deren Gedichte, welche in seinem Hause längst verschwunden und verschollen waren.

Auch heute war der Narr von Manegg anwesend und diente, als die Stunden vorrückten, mit seinen Reden den Herren zur Lustbarkeit. Mochte es aber die Mahnung der Vergangenheit oder ein Hauch der Milde sein, der aus dem Buche sich verbreitet hatte: die Scherze, die sie mit dem Narren vornahmen, waren dieses Mal sanfter und zierlicher als sonst. Nur Ital Manesse fühlte begreiflicher Weise den Wechsel irdischen Looses tiefer, als alle Andern, und gefiel sich darin, den Narren, der sein Nachfolger auf der Burg war, mit einiger Heftigkeit zum Trinken anzuhalten und sich selbst nicht zu schonen. Jenen aber schien der Wein nicht im mindesten närrischer zu machen, während Ital spät in der Nacht in halber Betrunkenheit den Schlaf suchte.

Am Morgen ging er zeitig nach dem Zunfthause, das Buch, das er außer Acht gelassen hatte, zu holen; allein es war nicht zu finden und blieb, allem Nachsuchen zum Trotz, verschwunden.

Es wurde allgemein großes Bedauern über den Vorfall geäußert, welchen Ital selbst am tiefsten empfand als einen neuen Schlag seines trüben Schicksals. Auf Buz Falätscher, der das Buch entwendet und nach der Manegg geschleppt hatte, fiel am wenigsten ein Verdacht, weil man den Narren für zu einfältig hielt, als daß er nach dem geistigen Schatze hätte trachten sollen. Eher war man zu der Vermuthung geneigt, daß einer der übrigen Gäste der Aneignung nicht habe widerstehen können, da es schon dazumal stehlende Bücherfreunde gab. Man beschränkte sich demnach auf gelegentliche Nachforschungen.

Unterdessen brütete Buz auf der öden Burgfeste tagelang über dem Buche, das er nur höchst unvollkommen lesen konnte; er gewann eine schwache Ahnung, um was es sich darin handle, und beschloß sofort, ein alter Minnesänger zu sein. Ohne Verstand und Zusammenhang schrieb er mit elender Hand verschiedene Seiten aus und ergänzte sie mit Verszeilen eigener Erfindung, Verse von jenem schauerlichen Klang, der nur in der Geistesnacht ertönt und nicht nachgeahmt werden kann. Solche Anfertigungen trug er bei sich, wenn er umherstreifte, und wenn er auf den Waldpfaden oder auf einsamer Straße arglosen Leuten begegnete, drängte er sich auf unheimliche Weise dicht an sie und ging so lange neben ihnen her, bis sie seine Gedichte anhörten und erklärten, daß er ein guter und gelehrter Singmeister sei. Zögerte Einer, das zu thun, oder lachte er gar, so machte der Narr böse Augen und griff nach dem langen Messer, mit welchem er die unter dem Wasser laufenden Fischottern zu tödten pflegte, wenn er sie jagte.

Sogar einem wohlbewaffneten Jäger, den er im dunkeln Forste traf, wurde er auf diese Weise gefährlich; denn er schien seine Natur geändert zu haben und vor keiner Bedrohung mehr zurückzuschrecken. Andere wußte er in sein Malepartus zu locken und so in Bedrängniß zu bringen, daß sie mit Noth den Mauern und der Gefahr entrannen. Dabei hielt er das geraubte Buch sorgfältig verborgen und ließ sich in der Stadt einstweilen nicht mehr sehen.

Am Aschermittwoch, der nach jenem Herbstgelage folgte, waren auf allen Zunfthäusern die Bürger beim Schmause versammelt, um die Fastnachtsfreuden abzuschließen. So saßen auch die Junker auf dem Rüden mit allen Genossen, ausgenommen den Narren, dessen Abwesenheit ihnen auffiel. Da nun auch seine neuesten Thorheiten und Gewaltsamkeiten zur Sprache kamen und kund wurden, fiel es den Herren wie Schuppen von den Augen, und sie überzeugten sich, daß das verschwundene Liederbuch nirgends anders als auf der Manegg liegen könne.

Sogleich wurden die jüngeren Gesellen, aufgeregt und vom Weine begeistert, einig, aufzubrechen und dem Narren eine lustige Fehde zu bereiten durch Belagerung und Erstürmung des Schlosses und Einholung des Buches. Gegen zwanzig Jünglinge versahen sich mit Fackeln und zogen unter Trommel- und Pfeifenklang aus der Stadt, scheinbar zu einem fröhlichen Umzuge. Auf dem Wege gesellten sich junge Männer von anderen Zünften zu ihnen, so daß ein

Haufe von vierzig bis fünfzig raschen Gesellen, zum Theil noch in allerhand Mummerei gehüllt, mit Fackelglanz durch die Nacht marschirte, nicht ohne ein Faß Wein auf einem Karren mit sich zu führen und mit Kannen und Bechern hinreichend versehen zu sein.

Mitternacht war schon vorüber, als die muthwillige Schaar bei der Manegg anlangte. Trommelschlag, Lärm und Gesang weckten den Narren auf, der den Wald rings von Fackeln erhellt sah. Wie der Blitz fuhr er mit einem Lichtlein in der Burg umher, was man an den flüchtig erhellten Fenstern bemerkte; bald war er hier, bald dort in den Sälen und zuletzt zu oberst im Thurm, als eine Zahl Männer auf der Schloßbrücke stand und donnernd an das Thor pochte. Wieder fuhr er herunter und erschien in einer Mauerritze über dem Thor. Der aber klopfte, war ein großer Mann in einer Bärenhaut, das heißt ein als Bär Verkleideter, den die Metzger an diesem Tage herumzuführen pflegten. Entsetzt floh der Narr wieder zurück, denn er glaubte, die ganze Hölle sei vor der Thüre. Nachdem er vergeblich aufgefordert worden, die Festung zu übergeben und das Thor zu öffnen, wurde dasselbe mit einer alten Geländerstange von der Brücke eingestoßen, und der Bär drang mit einigen bunten Schellenkappen hinein, den belagerten Schalk aufzuspüren und zu fangen.

Zu gleicher Zeit aber schleuderte auf einer andern Seite der Burg ein Unbesonnener seine Fackel in weitem Bogen über den Graben und in ein Fenster, mehr um seine Kraft zu erproben, als um Schaden anzurichten. Allein unglücklicher Weise reichte die Kraft gerade aus, daß die Fackel in das Innere des Gemaches fiel und das warme Heulager des Narren entzündete. Da der erwachende Frühling mit einem starken Föhnwind darein blies, so stand die alte, morsche Burg bald in Flammen, und der arme Narr irrte mit erbärmlichem Geschrei zwischen dem Feuer und dem Bären umher. Jetzt drang jedoch der von Sax, der den Zug hauptsächlich des Buches wegen mitmachte, in das Innere, um letzteres zu retten. Ungeachtet der Gefahr verfolgte er den Narren, als der Bär mit seinen Gesellen und mit angesengtem Pelze schon zurückwich, bis er ihn fassen konnte und fand, daß er glücklicherweise das Buch bewußtlos mit sich schleppte und krampfhaft umklammerte. Mit großer Mühe brachte der muthige und gewandte junge Mann den Narren sammt dem Buche aus der brennenden Burg, ersteren freilich von Schreck oder Schwäche entseelt.

Man legte den Todten auf grünes Moos unter den Bäumen; friedlich und beruhigt lag er da, erlöst von der Qual, sein zu wollen, was man nicht ist, und es schlummerte mit ihm ein unechtes Leben, das über hundert Jahre im Verborgenen gewuchert hatte, endlich ein.

Stiller geworden, tranken die Gesellen, in weitem Ringe sitzend, ihren Wein, obschon nicht sehr zerknirscht, und betrachteten den Untergang der Burg, die jetzt in vollen Flammen zum Himmel lohte und in das Morgenroth hinein, das im Osten heraufstieg. Einige alte Bäume, Zeugen ihrer besseren Tage, brannten mit und legten der verglühenden Nachbarin ihre brennenden Kronen zu Füßen.

Der von Sax aber eilte mit dem Buche, das er in seinen Mantel einschlug, der Schaar voraus und traf den Ital Manesse noch auf der Rüdenstube,

wo er als der letzte Gast hinter dem letzten Becher saß, blaß und kalt, wie der Morgen, der in den Saal trat.

„Hier hast Du das Buch!" rief Jener voll Freuden. Ital blätterte einige Augenblicke darin; es war wohlerhalten. Dann schloß er es und gab es dem Freunde.

„Nimm es," sagte er gelassen, „und verwahre es auf deiner starken Veste Forsteck; es wird dort besser aufgehoben sein, als in meinen Händen!"

So kam das Buch in die Hände der Herren von Sax und blieb zweihundert Jahre auf Forsteck. Als aber 1615 die Zürcher die Herrschaft Sax ankauften, war es wieder verschwunden. Von dem Felsen, auf dem die Forsteck im Rheinthale gestanden, ging die Sage, daß derselbe im Hochsommer und bei heller Witterung, wenn Reisende vorbeizögen, ein liebliches Tönen und Klingen hören lasse, als von vielen silbernen Glöcklein und Saitenspielen. Das Volk hielt es für Musik der kleinen Bergmännchen, der Naturforscher Scheuchzer dagegen für eine Folge der Tropfsteinbildung im Innern des Berges. Wir aber wissen, daß es die guten Geister des Liederbuches waren, welche dort tönten und klangen, wie aus Dankbarkeit dafür, daß die letzte Frau von Hohensax sich von dem pfälzischen Churfürsten und seinen Gelehrten das Buch nur ungern und nach langem Zögern hatte abdrängen lassen.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Friedrich Kapp.

Es kann nicht die Aufgabe einer Monatsschrift, wie der Deutschen Rundschau, sein, die Tagesereignisse in ihren verschiedenen Durchgangspunkten Schritt vor Schritt zu verfolgen. Sie wird sich vielmehr im eigenen Interesse am besten darauf beschränken, in dem auf- und abwogenden Treiben der Parteien den Kern von der Schale zu lösen, das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen festzuhalten, kurz den eigentlichen Inhalt des geschichtlich Werdenden aufzudecken.

Der Leser wolle deshalb auch nicht befürchten, daß ich ihn bei einer Besprechung der jüngsten Präsidentenwahl in die schmutzigen Irrgänge der amerikanischen Wahlpolitik führen, oder daß ich ihm umständlich die Kämpfe erzählen werde, in welchen die schlimmsten Parteileidenschaften aus voller Breitseite aufeinander platzten. Für den fremden Beobachter haben alle diese Verdächtigungen und Rohheiten höchstens ein pathologisches Interesse. Auch die officiellen Verheißungen der beiden kämpfenden Parteien, die sogenannten „Platformen", können hier füglich ganz außer Ansatz bleiben. Sie sind höchstens der Ausdruck dessen, was das Volk hofft und wünscht, geben nur die politischen Stimmungen und Tagesströmungen wieder und enthalten im günstigsten Falle scheinbar feierliche Gelübde, welche man von vornherein gar nicht oder nur gelegentlich zu lösen beabsichtigt. Die gespreizten Redensarten, welche von Republikanern und Demokraten auch bei der jüngsten Wahl aufgetischt wurden und sich wie ein Ei dem andern gleichen, so daß man mit Umstellung der obligaten Parteigehässigkeiten die Demokraten mit den Republikanern und diese mit jenen verwechseln könnte, haben so wenig thatsächliche Bedeutung, so geringen Einfluß auf die Gestaltung der Politik, wie ihn die gegenseitigen Angriffe und Beschuldigungen der beiden Dickens'schen Zeitungsschreiber, des Hrn. Samuel Slumkey von der Eastviller „Gazette"

und des Horatio Fizkin, Esq. vom dortigen „Independent", auf die englischen Parlamentswahlen hatten.

Wichtiger dagegen und einer eingehendern Würdigung werth sind die beiden Präsidentschafts-Candidaten Rutherford B. Hayes und Samuel J. Tilden, von denen jener der Bannerträger der Republikaner und dieser der Führer der Demokraten in dem eben beendigten Kampfe waren. Beide haben sich im bürgerlichen Leben persönlich als höchst ehrenwerthe und tüchtige Männer bewährt, beide stehen zur Zeit als Gouverneure an der Spitze zweier großer Staaten, der eine von Ohio, der andere von New-York. Aber damit hat die Aehnlichkeit zwischen ihnen auch ein Ende.

Hayes war früher Advocat in Cincinnati, zeichnete sich im Bürgerkriege als patriotischer und tapferer Officier aus, wurde später ein unbestechliches, wenn auch unbedeutendes Mitglied des Congresses und ist zur Zeit ein guter Durchschnitts-Gouverneur seines Geburtsstaates Ohio. Persönlich läßt sich nur Gutes und nichts Schlechtes von ihm sagen. Gerade diese negative Tugend empfahl ihn seiner Partei denn auch ganz besonders als Candidaten, weil er eben keine, Manchem anstößige Vergangenheit zu vertheidigen hat, also auch den Angriffen der Gegner keine Blößen bot. Jeder Stimmgeber konnte sich bei ihm denken, was er wollte. Während das Land das größte Interesse daran hat, einen Präsidenten die Zügel der Regierung ergreifen zu sehen, welcher sich schon in seiner frühern Lebensstellung durch Energie und Erfahrung, sowie durch positive, außerordentliche Leistungen ausgezeichnet hat, greifen die politischen Parteien aus naheliegenden Interessen viel lieber zu einem Candidaten, welcher guten Willen, ehrenwerthen Charakter und mäßige Begabung zeigt. Hayes war ein solcher großer Unbekannter und diente darum den Zwecken der Partei vortrefflich. Er stellte bei seiner Ernennung einen Versuch vor, wie er seiner Zeit erfolgreich mit Polk (1844), Pierce (1852) und Frémont (1856) gemacht wurde. Hayes' Annahmebrief war jedoch viel bedeutender, sein ganzes späteres Auftreten dabei offener und männlicher, als selbst seine besten Freunde erwartet hatten, und es ist nicht zu viel gesagt, daß er während der Wahl die Aussichten seiner Partei auf den Sieg entschieden verbesserte, wenn auch bei näherer Betrachtung seiner Politik seine sanguinische Auffassung der Dinge und seine Unterschätzung des Charakters seiner Mitarbeiter weniger Vertrauen einflößten. Eine tiefe Kluft freilich, welche namentlich gegen Ende des Wahlfeldzugs immer tiefer wurde, konnte Hayes nicht überbrücken: es war der persönliche und sachliche Zwiespalt zwischen den verächtlichsten Drahtziehern und politischen Wegelagerern, welche als nationaler Wahlausschuß die Campagne für ihn leiteten, und zwischen den entschiedensten und reinsten Reformern, welche für seinen Sieg arbeiteten, aber zuletzt nicht mehr gegen den Strom zu schwimmen vermochten.

Tilden dagegen ist ein Mann aus anderm Holze. Einen bessern Candidaten hätte die demokratische Partei gar nicht aufstellen können. Ein angesehener Advocat in der Stadt New-York, zu den Zierden des Barreau's gehörend, ein schlauer und geriebener Politiker, ein unabhängiger, ja reicher Mann, kannte er seit Jahrzehnten das Parteigetriebe in seinem innersten Wesen, hatte lange an der Spitze der Demokraten seines Wohnorts gestanden und die Massen nicht

allein zu gebrauchen, sondern auch zu beherrschen gelernt. Zu diesen persönlichen Vorzügen gesellten sich in neuester Zeit seine Verdienste um den Sturz des berüchtigten Tammany-Ringes in New-York, für welchen ihm seine Freunde einen förmlichen Heiligenschein woben, obgleich Tilden bei der Reinigung der Stadt New-York von der Tweed'schen Corruption erst in zweiter Linie genannt zu werden verdient. Wer die Geschichte jener gewaltigen Volksbewegung des Jahres 1871 kennt, der weiß auch, daß der letzte demokratische Präsidentschafts-Candidat mit der Entdeckung und Enthüllung der Schurkereien der Tweed'schen Bande nicht das Geringste zu thun hatte, sich vielmehr als Vorsitzender des demokratischen Centralausschusses des Staates New-York zunächst auf ein passives Wohlwollen beschränkte und erst, als der politische Sieg über die demokratischen Diebe endgültig gewonnen war, in ihrer civilrechtlichen Verfolgung energisch gegen sie auftrat. In diesem Stadium des großen Reinigungsprocesses erwarb er sich als Advocat das große Verdienst, die schwer zu beschaffenden Beweise für die Theilung der Beute unter den Verschwörern gefunden und für den spätern erfolgreichen Proceß nutzbar gemacht zu haben. Hierfür ist er übrigens reichlich belohnt worden, indem sein Name dadurch weit über Gebühr mit der Reformsache in Verbindung gebracht und er dadurch selbst Gouverneur von New-York, ja einer der populärsten Männer der Vereinigten Staaten geworden ist. Tilden wußte aber die ihm bereitete günstige Situation vortrefflich auszubeuten. Während sonst die Partei ihren Candidaten wie einen Preisfechter, wie ein Racepferd trainirt und jeden seiner Schritte überwacht, ihm seine politische Diät vorschreibt, ihn je nach Umständen der Oeffentlichkeit entzieht oder dem Volke vorführt, schweißte Tilden die einander widerstrebenden Elemente seiner Partei, Tammany-Hall und irischen Pöbel, südliche Barone und aufrichtige Reformer in eine große Wahlmaschine zusammen und drang ihr sein Interesse, seinen Willen als höchstes Gesetz auf.

Zwischen diesen beiden Männern nun schwankte die jüngste Wahl. Bekanntlich ist sie bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden und wird voraussichtlich frühestens am zweiten Mittwoch im Februar durch den Senatspräsidenten entschieden werden. Zu einer gültigen Wahl gehört nämlich die unbedingte Mehrheit sämmtlicher 369 Elektoralstimmen; es bringen also ihrer 185 die Entscheidung. Nun hat aber Tilden nur 184 erhalten, so daß er noch einer Stimme bedarf, um gewählt zu werden. Hayes hat deren 166; er und seine Partei rechnen jedoch noch auf die sämmtlichen 19 Stimmen der drei, noch ausstehenden Staaten Süd-Carolina (8), Louisiana (7) und Florida (4). Wenn der Präsident statt indirect mittelst des allgemeinen Stimmrechts gewählt würde, so unterläge Tilden's Wahl nicht mehr dem mindesten Zweifel, da er etwa annähernd 300,000 Volksstimmen mehr als Hayes hat. Welcher von den beiden Candidaten schließlich der erfolgreiche sein wird, läßt sich zur Zeit schwer sagen. Die drei genannten, politisch unbedeutenden Staaten bilden jetzt den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses der ganzen amerikanischen Bevölkerung. Beide Parteien haben ihre Vertreter nach Columbia, New-Orleans und Tallahassee geschickt, um bei der, wie es scheint, absichtlich verzögerten Zählung der Stimmen ein wachsames Auge auf den Gegner zu haben. Die Demokraten werfen den Republi-

kanern Betrug vor und umgekehrt; indessen hat es gegenwärtig noch den Anschein, daß die Frage sich friedlich lösen, und daß der unterliegende Theil die endliche Entscheidung, von wem sie auch kommen mag, als bindend anerkennen werde. Wer aber auch Präsident werden mag, er wird nur eine, der ziemlich gleich getheilten Stimmung des Landes entsprechende, jedoch keine stricte Partei-Politik verfolgen können, denn dem Demokraten Tilden steht, wenn auch nur mit geringer Mehrheit, ein republikanischer Senat, und dem Republikaner Hayes, wenn gleichfalls auch nur mit wenigen Stimmen, ein demokratisches Abgeordnetenhaus gegenüber.

Mag also Tilden oder Hayes Präsident werden, die Stellung des Landes gegenüber den großen politischen Tagesfragen, welche während der Wahl absichtlich nur zu sehr verdunkelt oder in den Hintergrund gedrängt wurden, wird im Großen und Ganzen dieselbe bleiben. Die Reformer aber, welche sich diesmal nicht stark genug fühlten, um selbständig in den Kampf einzugreifen, werden im Laufe der nächsten vier Jahre hoffentlich mächtig genug werden, um 1880 mit ihrem eigenen Candidaten und einem, von der großen Mehrheit des Volkes angenommenen Programme hervorzutreten.

Dieses Programm betraf und wird für die nächste Zukunft wieder betreffen die drei Hauptfragen der heutigen amerikanischen Politik. Es sind dies die Beilegung der Wirren im Süden, die Reform des Civildienstes und die Wiederaufnahme der Goldzahlung. Ich will sie hier in dieser, ihrer relativen Bedeutung entsprechenden Reihenfolge näher beleuchten. Also zunächst die Lage des Südens!

I.

Wenn auch nicht unmittelbar, so führen doch mittelbar die heutigen Parteigegensätze auf den jüngsten Bürgerkrieg, also in letzter Linie auf die Sklaverei, zurück. Es sind jetzt schon fast zwölf Jahre, seit der unterliegende Süden vor dem siegreichen Norden die Waffen gestreckt hat; allein die Fragen, welche sich nach der Uebergabe Lee's zur Entscheidung aufdrängten, sind noch immer nicht von der Tagesordnung verschwunden. Allerdings war die Aufgabe eine so schwierige, wie sie selten, selbst den begabtesten Staatsmännern gestellt worden ist: die Sieger standen einer vollständig, politisch und wirthschaftlich desorganisirten Gesellschaft gegenüber, welche sich nicht nach vorgefaßten Meinungen, nicht nach einer staatsrechtlichen Theorie oder einem Verfassungsparagraphen, sondern nur mit Berücksichtigung der wirklichen Thatsachen und Bedürfnisse wieder einrenken ließ.

Die Frage ließ sich dahin fassen: 1) Welches soll die Stellung der secedirten und durch den Krieg wieder unterworfenen Staaten zur Union sein? und 2) welches soll die Beziehung der ehemaligen Sklaven zur Gesellschaft sein, in welcher sie jetzt als Freie dastehen? Diese beiden Fragen mußten im Interesse des äußerlich wieder geeinigten Landes je schneller, desto besser gelöst werden, damit dieses sein, nur künstlich unterbrochenes natürliches Leben wieder beginnen und innerlich wieder zusammen wachsen konnte.

Der republikanische Congreß — die Demokraten kamen gar nicht in Betracht,

indem sie damals selbst zur erfolgreichen Opposition zu schwach waren — glaubte, soweit die erste der obigen Fragen in Betracht kommt, in der Bundesverfassung das Mittel zu finden, mit welchem er die secedirten Staaten wieder in die Union einzuführen vermöchte. Während die geschlagenen Pflanzer und ihre nördlichen Freunde, die Demokraten, wähnten oder wenigstens zu glauben vorgaben, daß der Süden durch seine Unterwerfung wieder in den Vollbesitz seiner früheren politischen Rechte getreten sei, ließen sich die siegreichen Republikaner wenigstens soweit von ihnen beeinflussen, daß sie in ihrer Reconstructionspolitik von der verfassungsrechtlichen Stellung des Südens ausgingen. Eine solche gab es aus dem einfachen Grunde nicht, weil keine Bundesverfassung ihrer Natur nach Bestimmungen gegen die Rebellion oder den Krieg der Staaten unter einander treffen kann. Auch im vorliegenden Falle durfte deshalb nur der Wille des Siegers, das Recht des Stärkern, entscheiden, und es konnte sich nur darum handeln, welches in Zukunft die Stellung der ausgeschiedenen Staaten auf Grund jenes allein maßgebenden Willens sein sollte. Der schlimmste Fehler also, welchen der Congreß begehen konnte, war die von ihm eingeschlagene „would be“ legale Politik, welche bei dem ersten Widerstand in ihr Gegentheil umschlagen mußte. Eine für beide Theile verderblichere Maßregel hätte kaum erdacht werden können, als erst die südlichen Staaten wieder in ihren früheren Rechtszustand einzusetzen und zwei Jahre darauf die Militärherrschaft in ihnen einzuführen; sie erst zu reorganisiren und dann wieder als Territorien zu behandeln, als welche sie zum zweiten Mal die Reorganisation unter harten Bedingungen zu erlangen suchen mußten, oder auch da, wo die Schwarzen die Mehrheit bildeten, selbst beim besten Willen nicht erlangen konnten. Selbst die rücksichtslose Politik des alten Thaddäus Stevens, welcher das Vermögen der Pflanzer confisciren und den ganzen Süden rechtlos machen wollte, selbst die unbeschränkteste Militärherrschaft, weil ihrer Natur nach vorübergehend, war weniger grausam und jedenfalls dem Verlangen des Senators Sumner vorzuziehen, welcher den constitutionellen Bedenken gerecht zu werden versuchte und eine bis auf den heutigen Tag dauernde Rechtsunsicherheit erzeugte. Eins oder das Andere; aber nicht Beides vermischt, oder in umgekehrter Ordnung einander ablösend! Aus dieser falschen Politik erzeugte sich ein willkürliches Proconsularsystem, eine beständige Reibung zwischen Siegern und Besiegten, und zwischen den letzteren selbst.

Eine andere wichtige Folge dieser falschen Maßregeln bestand darin, daß die durch den Krieg zur Seite geschobenen und ohnmächtigen Demokraten wieder eine Mission in der Landespolitik erlangten und daß ihre Bedeutung mit den Fehlern der Republikaner täglich wuchs, so daß sie zur Zeit die volle Hälfte aller Stimmen in sich vereinigen. Während Ruhe und friedlicher Verkehr zwischen beiden Racen im Süden in demselben Verhältniß gewachsen sind, als die einzelnen Staaten in die Hände der Demokraten übergingen, zeigt sich der größte Haß und die höchste Erbitterung da, wo die Washingtoner Regierung sich einmischt und die Reconstruction in ihrer Weise zu fördern sucht. Aus den Staaten, in welchen die Conservativen am längsten wieder am Ruder sind, aus Virginien, Nord-Carolina und Georgia, hört man am wenigsten von Mord, Raub und

Todtschlag; in den Staaten dagegen, in welchen die Conservativen bisher keinen festen Fuß zu fassen vermocht haben, wie in Süd-Carolina, Florida und Louisiana, sind Leben, Freiheit und Eigenthum so unsicher, wenn nicht unsicherer, als in den schlimmsten Zeiten des Krieges.

Um mich nun zur zweiten der obigen Fragen, die Beziehung der ehemaligen Sklaven zu ihren früheren Herren, zu wenden, so wurden die Schwarzen zwar durch ein Amendement zur Constitution am 18. Mai 1865 gesetzlich frei; allein sie, welche nie Etwas ihr Eigen genannt hatten, standen ihren früheren Herren arm und hülflos gegenüber. In dieser Lage wären sie thatsächlich im Laufe der Zeit einer eben so harten Abhängigkeit wieder verfallen, wenn sich die Bundesregierung ihrer nicht angenommen hätte. Auf die besiegten Sklavenhalter konnte sie sich zudem nicht stützen, ja sie mußte jeden Augenblick, wenn bei der materiellen Erschöpfung auch nicht neue Aufstände, so doch offener Feindseligkeit und selbst im günstigsten Falle eines passiven Widerstandes gewärtig sein. Sie konnte sich also nur auf die ehemaligen Sklaven verlassen, welche durch den Sieg der Bundeswaffen frei geworden und aus Dankbarkeit sowol als aus persönlichem Interesse ehrliche Freunde der Sieger waren. Um also die früher allein herrschende, im ganzen Süden allmächtige Classe noch mehr zu schwächen und in ihrer Ohnmacht zu erhalten, andererseits aber, um die früher dienende Classe zu heben und im Interesse der Gesammtentwicklung des Landes zu verwerthen, verlieh der Congreß den Schwarzen das allgemeine Stimmrecht.

Vom ersten Augenblick an verhehlte man sich in den maßgebenden Kreisen nicht die gefährliche Tragweite dieses gewagten Experiments. Schon im Interesse des Baues des südlichen Hauptstapelartikels, der Baumwolle, hätte man am liebsten einen Uebergangszustand, eine glebae adscriptio für einen gewissen Termin geschaffen. Hochherzige Patrioten, wie der Gouverneur Andrews von Massachusetts, wiesen darauf hin, wie man durch das den Negern zu bewilligende Stimmrecht den Süden dem Chaos und der Anarchie zutreiben werde, und empfahlen, die besten Männer des Südens für die Reconstruction zu gewinnen, weil diese sich sonst als vergeblich erweisen würde; allein leider gab es damals solche Männer im Süden entweder nicht, oder sie befanden sich in zu geringer Zahl. Nüchterne und berechnende Politiker, wie der Senator Morton von Indiana, verlangten sogar Uebergangs- und Vorbereitungsbestimmungen, zumal das Wahlrecht auch das Recht auf Aemter einschließe, und meinten, man solle den Negern zehn bis zwanzig Jahre Zeit geben, um erst Etwas zu erwerben. Indessen Noth kennt kein Gebot, denn die Frage war zu brennend, als daß noch Zeit zu Versuchen gewesen wäre. Es handelte sich um Sicherung der Früchte des Sieges, um die Einfügung des Südens in die wirthschaftliche und politische Ordnung des Staates, um unbedingte Ausrottung der Sklaverei, um nationales Sein oder Nichtsein. Diese unerläßlichen Ziele konnten aber wirksam nur durch Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Schwarzen gesichert werden. Wären diese rechtlos geblieben wie bisher, so hätten sie kein Mittel der Vertheidigung gegen die besiegten Herren gehabt, die sie vermittelst ihrer bessern politischen Einsicht und geistigen Ueberlegenheit leicht unter anderm Namen wieder in die alte Abhängigkeit gebracht hätten. Andererseits aber waren die Schwarzen das einzige

loyale Element, welches den Stamm für die Bildung der neuen freien Staaten abgab. Das allgemeine Stimmrecht war die Waffe, durch welche sie in der Vertheidigung ihrer Freiheit widerstandsfähig wurden; ohne sie hätten sie sich nie dem Einflusse und der Herrschaft der geschlagenen Rebellen entziehen, noch einen neuen Ausgangspunkt für den Süden anbahnen können. Alle Befürchtungen vor dem Mißbrauche dieses Rechts prallten machtlos an der Nothwendigkeit ab, in erster Linie die nationale Continuität und Culturaufgabe zu retten. Was später auch kam oder kommen konnte, es war, so schlimm es auch sein mochte, trotz alledem noch das verhältnißmäßig geringere Uebel.

So viele Fehler und Unterlassungen die republikanische Partei in ihrer spätern Geschichte sonst auch auf dem Gewissen haben mag, in dieser Frage handelte sie unter reiflicher Erwägung der höchsten und edelsten auf dem Spiele stehenden Interessen des Landes. Sie konnte eben die ihr zugefallene Erbschaft nicht cum beneficio inventarii antreten, sie hatte keine tabula rasa vor sich, auf der sie ein logisch ganz untadelhaftes politisches Bauwerk hätte aufführen können; sondern sie hatte, wie jeder Politiker, mit gegebenen Factoren, mit dem Vermächtniß früherer Generationen und vor Allem mit den Sünden der demokratischen Partei zu rechnen. So wenig das allgemeine Stimmrecht jedem männlichen Individuum, welches nur einige Stufen über dem Affen steht, als Geschenk in die Wiege gelegt werden soll, so wenig befreiend und culturfördernd dieses Recht in Händen roher Massen zu wirken vermag, so war doch die große Mehrheit der Bevölkerung des Nordens in dem vorliegenden Falle darüber einig, daß diese Maßregel, wenn auch ein gefährliches, zweischneidiges Schwert, doch als das geringere von zwei Uebeln angesehen werden mußte.

Als Mittel für die Sicherung der Freiheit der Schwarzen bewährte sich ihr Stimmrecht zunächst vortrefflich, denn hier lag die Frage einfach und verständlich selbst für den verwahrlosesten Plantageneger vor. Dagegen hatte sich die herrschende Partei in einer ihrer Hauptvoraussetzungen arg getäuscht. Sie hatte nämlich geglaubt, daß die früheren Sklavenhalter ihren alten Ruf als kluge Politiker bewähren und, Emancipation wie Stimmrecht der Neger als vollendete, nicht mehr umzustoßende Thatsachen anerkennend, diese in ihrem eigenen Interesse ausbeuten und die Exsklaven zu sich herüberziehen würden. Diese in allen Künsten des politischen Ränkespiels geübten Aristokraten — der kleine weiße Mann stand ihnen wenig oder gar nicht im Wege — brauchten blos aus einer andern Tonart zu sprechen, Schmeichelworte statt Drohungen im Munde zu führen, um ihren alten Einfluß auf die Schwarzen wieder zu gewinnen und sie, unbeschadet ihrer persönlichen Freiheit, politisch im eigenen Nutzen zu verwerthen. Die Söhne waren aber nicht die geistigen Erben ihrer klugen Väter und Großväter; sie blieben deshalb grollend im Schmollwinkel sitzen. Durch dieses Nichtmitspielen der besiegten Rebellen wurde einem neuen verderblichen Elemente der Weg gebahnt, das man bisher noch gar nicht als tonangebend in der amerikanischen Politik gekannt hatte, dem von der heimischen Scholle losgelösten und in den Süden einwandernden „Carpetbaggerthum". Unter „carpetbagger" versteht man in des Wortes eigentlicher Bedeutung einen Menschen, der sein ganzes Vermögen in einer Reisetasche (carpetbag) mit sich

trägt, und bildlich einen Schnapphahn, einen im Norden unmöglich gewordenen politischen Demagogen, der in den Süden zieht, um hier auf ehrlichem Wege, wenn es geht, mit faulen Mitteln, wenn es sein muß, Einfluß, Stellung und Reichthum zu gewinnen.

Nach Ansicht des „Carpetbaggers" bestand das Wesen der Reconstruction darin, daß er sich durch die Stimmen der Schwarzen zuerst einen Sitz in der Staatsgesetzgebung sicherte, dann als Gesetzgeber einer Eisenbahn den Credit des Staates verschaffte und endlich die von diesem garantirten Original-Obligationen und so viele nachgemachte, als nur möglich, zu irgend einem Preise verkaufte. Im Laufe der Jahre bemächtigte sich dieses Gesindel der einflußreichsten und einträglichsten Aemter, wurde Gouverneur, Oberrichter, Abgeordneter oder gar Senator in Washington, begnügte sich aber auch mit weniger fetten Bissen, wenn die fettesten schon vergeben waren. Mit dem sicheren Instincte eines hungrigen Wolfes erspähten Hunderte, wenn nicht Tausende der verworfensten und gewissenlosesten nördlichen „Politicians" die im Süden ihrer harrende Beute und fraßen das Land schneller wie ein Heuschreckenschwarm leer. Ein Regiment der Schande und Schamlosigkeit, der Corruption und Repudiation war die Folge; einzelnen Staaten wurden vierzig, ja fünfzig und sechszig Millionen Dollars Schulden aufgebürdet; Louisiana und Süd-Carolina können am meisten davon erzählen. „Der Süden" — sagte Carl Schurz schon in einer Rede des Jahres 1872 über die dort von Washington aus eingeführten republikanischen Regierungen — „der Süden wurde nicht so sehr durch den Krieg, als durch die schamlose Corruption der Staatsregierungen verheert. Betrug, Plünderung und Räubereien, das sind die charakteristischen Merkmale der Regierung der südlichen Staaten. Wer ist dafür verantwortlich? Die wirksamste Unterstützung wurde ihnen durch die Bundesregierung zu Theil, und die nächste mächtige Hülfe suchten sie in den Stimmen der unwissenden Neger. Die Diebe controlliren diese Neger, und unter ihrem Einfluß machen die Neger Front gegen die Weißen. Die Neger und die Weißen stehen sich feindlich gegenüber, da sich die Neger unter dem Einfluß der schurkischsten Hallunken befinden, denen jemals erlaubt wurde, dieses große Land zu verunglimpfen. Wenn es Etwas gibt, was schlimmer ist, als Bürgerkrieg, so ist es ein Racenkrieg, und jene Schurken haben gerade die Mittel ergriffen, welche zu einem solchen Kriege führen. An der Spitze der Neger stehen die großen Diebe, welche den Süden regieren und die sich auf Grant's Unterstützung verlassen. Diese Unterstützung wurde ihnen reichlich zu Theil. Die productive Arbeit im Süden ist fast überall eingestellt, die Grundlagen der Gesellschaft sind untergraben und die Staaten nahezu bankerott. Die republikanische Partei ist für den gegenwärtigen Zustand des Südens verantwortlich. Im Namen welcher Partei sind die Schnappsäckler-Regierungen gegründet worden? Im Namen welcher Partei wurden diese aufrecht erhalten und vertheidigt? Geschah es nicht im Namen der republikanischen Partei? Können wir die Liebe eines Mannes gewinnen, dessen Taschen wir leeren? Ich bin nicht Republikaner gewesen, bin keiner und werde keiner sein, um das südliche Volk der schlimmsten Schurkenbande, welche jemals zu politischer Macht gekommen ist, in die Hände zu liefern."



Des Präsidenten Grant eigener Schwager, Casey, die Gouverneure Kellogg und Chamberlain, sind classische Exemplare von Carpetbaggern. Ex uno disce omnes! Moses, der frühere Gouverneur von Süd-Carolina und jetzt vorsitzende Richter des höchsten Gerichtshofes dieses Staates, einer der schlimmsten Carpetbaggers, aß eines Tages in einem Charlestoner Hotel zu Mittag. Während dessen beobachtete ihn ein aufwartender Kellner so auffällig und scharf, daß Moses ihn ungeduldig anfuhr, er solle ihn allein lassen und sich zum Teufel scheeren. „Das werde ich wol bleiben lassen," erwiderte der Kellner; „ich bin von meinem Herrn beauftragt, darauf zu passen, daß Sie Löffel und Tischzeug nicht stehlen." Der Mann aber ließ sich diesen Beweis von Hochachtung nicht anfechten und aß ruhig weiter. Die Washingtoner Regierung trifft der berechtigte Vorwurf, daß sie solches heillose Treiben gewähren ließ und selbst unterstützte. Natürlich wehrten sich die weißen Eingeborenen des Landes in ihrer Weise mit Hängen, Verbrennen und Lynchen, ihr langverhaltener Grimm kam zum fürchterlichen Ausbruch. Bei ihnen war bestialisches Wüthen und Toben, was bei ihren Feinden feige Hinterlist und Tücke war. Das Thier war auf beiden Seiten im Menschen entfesselt. Die alten Parteibeziehungen wurden zu wesenlosen Namen. Der einzige stets gegenwärtige Gegensatz bestand im Hängen und Gehängtwerden, im Brennen und Verbranntwerden. So entstanden die Kuklux-Organisationen mit ihren mittelalterlichen barbarischen Verfolgungen. Es kam in fast sämmtlichen Staaten des Südens zu Gewaltthaten aller Art, zu Mord und Todtschlag. Die blutigen Vorgänge in Kentucky und Süd-Carolina, der Zusammenstoß der Parteien in Arkansas und Louisiana bilden nur einzelne hervorragende Glieder in einer ganzen Kette von Greueln, welche derselben Quelle ihren Ursprung verdanken. In den noch gegenwärtig von den Carpetbaggern beherrschten Staaten, jenen drei Eingangs genannten, Süd-Carolina, Louisiana und Florida, welche zur Zeit die Wahl des Präsidenten in der Hand halten, herrscht noch immer ein Zustand der Gesetzlosigkeit und Verwilderung, welcher diese von der Natur so reich gesegneten Länder an den Rand der Barbarei gebracht hat, ein roher Rache- und Racenkrieg, welcher jetzt endlich bei der Ermüdung der sich Befehdenden zum Abschluß gelangen zu wollen scheint.

In diesem Kampfe um die politische Herrschaft werden und müssen schließlich die Weißen siegen, weil sie die erfahrenere, gebildetere und reichere, also auch mächtigere Classe sind. Den schlagenden Beweis dafür liefert schon jetzt die Thatsache, daß die Neger nur da die Zügel der Regierung ergreifen konnten, wo sie an Zahl die Mehrheit bildeten, also mittelst des allgemeinen Stimmrechtes die Wahlen entschieden. Ihre Thaten werden aber selbst dem sentimentalsten Schwärmer für die „angeborenen Menschenrechte" klar gemacht haben, daß die Schwarzen nicht im Stande sind, das wirthschaftliche und politische Leben in die rechten Bahnen zu lenken, Gesetze zu machen, überhaupt die Gesellschaft neu zu organisiren. Die durch die Erfahrung der Vergangenheit belehrte weiße Race wird, wenn auch unter der veränderten Grundbedingung der nämlichen freiheitlichen Gesetze und des gleichen rechtlichen Schutzes für Schwarze und Weiße, ihre Herrschaft wieder im Süden antreten und die herrschende bleiben. Der Süden büßt in diesem Kampfe noch immer für die Sünden der

Sklaverei. Er hat jetzt seit länger als anderthalb Jahrzehnten nur für die Bedingungen seiner Existenz gekämpft und das alte Capital so gut wie aufgezehrt; aber der Instinkt der Massen und der Verstand der Einzelnen streben gleichmäßig darnach, neues Capital zu gewinnen und ein neues Leben anzufangen. Völker oder ganze Volksstämme können sich einmal nicht durch Selbstmord aus einer unleidlichen Lage befreien; sie haben eben einfach wieder von vorn zu beginnen. Die bittere Nothwendigkeit drängt zum Begraben der alten Streitaxt.

Neue Kräfte müssen herangezogen, Capital und Arbeit aus dem Norden und aus Europa gewonnen werden, um die Neger in die ihnen gebührende Stellung als ackerbauende und das Kleingewerbe betreibende Bevölkerung zurückzuweisen. Es handelt sich hier um die schwere Arbeit des Neubaues des ganzen staatlichen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, überhaupt um die allmälige Ausgleichung der grundverschiedenen Lebensgewohnheiten, Sitten und Anschauungen der beiden, bis jetzt nur durch ein äußeres Band zusammengehaltenen Classen der Bevölkerung, deren eine, die bisher herrschende, sich in ihrem übermüthigen und rohen Haß gegen die andere, die dienende, den verachteten Neger, nur zu brutal gespreizt hatte. Die Zeit für die Heilung der Wunden, welche eine große geschichtliche Katastrophe verursacht hat, dauert genau so lange, als die Vorbereitungen, welche nöthig waren, um den Schlag zu führen. Wie lange es nun auch währen mag, bis endlich einmal sich aller Welt der Segen offenbaren wird, welcher dem ganzen Lande aus der Abschaffung der Sklaverei erwachsen muß, so steht die südliche Frage doch hoch über dem gewöhnlichen Parteigezänke; sie wird und muß ebenso im Interesse und unter Mithülfe des Nordens gelöst werden, weil sie die drohendste Gefahr für alle gesunden Gewohnheiten des politischen Lebens und für die constitutionelle Haltung der Regierung in sich birgt. Die endliche Lösung der südlichen Frage wird aber von denselben natürlichen Gesetzen bedingt, welche überhaupt die Bewegungen der Gesellschaft beherrschen. Zur Zeit freilich ist es sehr fraglich, ob die beiden Parteien des Landes dazu gelangen werden, friedlichere Zustände im Süden anzubahnen. Zwar sprechen sowol die beiderseitigen Platformen, als auch die Candidaten die Nothwendigkeit aus, daß der Süden unbedingt als vollberechtigtes Mitglied wieder in den Bund eintreten müsse, und erklären, für den ihm so nothwendigen Frieden wirken zu wollen. Ob es ihnen aber mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gelingen wird, den Süden sich selbst wieder zu geben, die beiden Racen mit einander zu versöhnen und auch die bisherige Entfremdung zwischen Norden und Süden zu verwischen, das dürfte bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther mehr als zweifelhaft sein und sich erst im Laufe der Jahre verwirklichen lassen.

II.

Eine nicht minder hervorragende Stellung nahm bei der letzten Präsidentenwahl die Frage der Reform des Civildienstes ein. Man versteht unter dieser Reform eine Dienstpragmatik in dem Sinne, wie sie Deutschland schon längst hat und wie sie kein Staat entbehren kann, wenn er überhaupt als civilisirter gelten will, also die Einführung fester Grundsätze für die Prüfung

und Anstellung der Beamten, deren Beförderung und Besoldung, je nach Tüchtigkeit und Dienstalter, und ihre Pensionirung beim Rücktritt. In dem Heere und in der Flotte bestehen derartige Bestimmungen seit der Einsetzung der Bundesregierung; aber im bürgerlichen Dienste herrscht seit bereits fünfzig Jahren ein System, welches die öffentlichen Aemter zum Belohnungsobjekt für die von untergeordneten Politikern den Parteiführern geleisteten Dienste erniedrigt.

Während noch Jefferson und seine nächsten demokratischen Nachfolger selten oder nie einen Beamten aus politischen Gründen seiner Stellung entsetzten, brachte Jackson*) die politische Corruption in jenes verderbliche System, welches allmälig seine Verzweigungen in alle Adern des öffentlichen Lebens erstreckte und nationale, staatliche und städtische Interessen dem unbedingten Machtgebot der Parteiführer unterthänig machte. Wie jener gewaltthätige Präsident, dem Geiste der Verfassung zuwider, den demokratischen Repräsentativ-Staat in eine radikale Demokratie umprägte, so schuf er auch, zur Befestigung seiner Herrschaft und zur Belohnung seiner persönlichen Freunde, eine Classe von handwerksmäßigen Politikern, welche den unter seiner Regierung zuerst aufgestellten frechen Satz, „daß dem Sieger die Beute gehöre", allmälig bis in seine äußersten Schlußfolgerungen ausdehnten und ausbeuteten. Diese gewissenlosen Werkzeuge des Demagogismus fanden ihre wirksamste Stütze in den südlichen Sklavenhaltern, welchen sie den stimmberechtigten Pöbel des Nordens zuführten und dadurch die ganze Macht des Bundes in die Hände spielten. Natürlich erhielten die Herren Barone die fettesten Bissen, wogegen die plebejischen Bundesgenossen die vom Tische fallenden Brodkrumen auflesen durften. Dies Bündniß währte, mit jedem Jahre an Verderblichkeit wachsend, bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges und befestigte die Herrschaft der Sklaverei. Aber es rächte sich neuerdings auch furchtbar an den südlichen Pflanzern. Ja, die Nemesis schreitet schnell! Dieselben Männer, welche dem Lande und namentlich den großen Städten des Nordens eine so verderbliche Ochlokratie aufluden, müssen sich jetzt von demselben, durch sie großgezogenen und zu Einfluß gelangten Gesindel in ihrem eigenen Lande das Gesetz vorschreiben lassen. Der Carpetbagger ist nach der demokratischen Lehre nichts als der Sieger, „welchem die Beute gehört", und der mit dem Stimmrecht beschenkte Neger stellt nur die letzte Consequenz des allein seligmachenden allgemeinen Stimmrechts dar; nur hält es jetzt — das ist der ganze Unterschied — der Carpetbagger nicht mehr mit dem Herrn, sondern mit dem frühern Sklaven, weil er mit dessen Hülfe mehr machen kann. Mit Jackson also fing in der amerikanischen Politik der nichtswürdige Aemter-Bettel und -Schacher an, und mit jeder neuen Regierung wühlte sich dieser verzehrende Krebs tiefer und verderblicher in den Staatskörper hinein. Wer den einflußreichsten Vetter oder Freund hat, der bekommt das beste Amt, um es spätestens nach vier Jahren zu verlieren. Die Einzelstaaten erhalten je nach ihrer Be-

*) Der Leser, welcher die unheilvolle Einwirkung Jackson's auf die amerikanische Politik näher verfolgen will, wird auf H. v. Holst's vortreffliche kleine Schrift: „Die Administration Andrew Jackson's in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Demokratie in den Vereinigten Staaten von Amerika; Düsseldorf, Julius Buddeus, 1874, verwiesen.

deutung einen bestimmten Procentsatz an der Beute und in ihnen wieder die hervorragenden Politiker die Procente von den Procenten. Man pflegt über den schmachvollen Schacher wie über ein legitimes Geschäft zu verhandeln, ja er ist durch Gewohnheit und Ueberlieferung zu einem solchen geworden. Als ich im Jahre 1863 den Staatssecretär Seward für einen verdienten Mann um ein unbedeutendes Viceconsulat bat, ward mir die Antwort: „Ich bedauere, daß ich Ihnen selbst diesen kleinen Gefallen nicht thun kann, so gern ich es thäte; allein ich habe bis jetzt noch nicht einmal fünf Procent meiner politischen Verbindlichkeiten abtragen können." Alle Unzulänglichkeit und Unfähigkeit, welche in der Verwaltung der Bundes- und Einzelstaaten vorkommt, wurzelt in letzter Instanz in dieser Beutetheorie.*) Die colossalen und stets wiederkehrenden Betrügereien der letzten, wie der früheren Jahre sind nichts als der logische Schluß aus jener falschen Prämisse. Ohne Jackson und Marcy kein Tweed und Connolly, kein Belknap und kein Whiskey-Ring! So hat man denn in den Vereinigten Staaten statt des Beamtenthums ein Beamtenproletariat; statt fähiger und ehrlicher Staatsdiener in der Mehrzahl der Fälle gewissenlose, auf ihren Privatvortheil bedachte Lohndiener; statt einer stolzen Ueberlieferung und eines unabhängigen esprit de corps keinen inneren Zusammenhang unter den einzelnen Beamten, sondern der Mehrzahl gemeinsam höchstens Ausbeutung der vorübergehenden Stellung.

Denkende Politiker haben die Nothwendigkeit einer Reform auf diesem Gebiete schon lange erkannt, und vor Allem gebührt dem frühern Abgeordneten Jencks das große Verdienst, die Bedeutung des Uebels auch in weiteren Kreisen zum Verständniß gebracht zu haben. Auch in der Präsidentenwahl des Jahres 1872 regten die Liberal-Republikaner die Frage zuerst wieder an und zwangen durch ihr Vorgehen sogar die Demokraten, daß sie die gründliche Verbesserung des öffentlichen Dienstes in ihr Programm mit aufnahmen. Ebenso haben sich in der jüngsten Wahl beide Parteien, durch die Volksströmung vorwärts gedrängt, in derselben, wenn auch ziemlich unbestimmten Weise ausgesprochen. Beide Präsidentschafts-Candidaten erkennen die Nothwendigkeit der Reform an, Hayes spricht sich mit Wärme und Verständniß, Tilden mit Zurückhaltung und Kälte darüber aus. Beide aber verlangen eine Radikalcur des vorhandenen Uebels, also zunächst Rückkehr zu den von den Vätern des Bundes befolgten Grundsätzen, wonach Fähigkeit und Amtstreue bei Besetzung der Stellen den Ausschlag gaben. Während beide Candidaten einen der Hauptgründe des Uebels in dem Mißbrauche der Macht und Patronage erblicken, welche mit dem Amt des Präsidenten nothwendiger Weise verbunden sind, erklärt Hayes, auf seine eigene Wiederwahl verzichten zu wollen, so daß Tilden sich gezwungen sieht, ihn zu doubliren, und den Präsidenten, „da keine Reform des Civildienstes ohne eine solche Bestimmung vollständig und dauernd sein würde," verfassungsmäßig zur Wiederwahl für unfähig erklärt wissen will.

Bei diesem um die öffentliche Gunst angestellten Wettrennen scheint es mir denn doch mehr als fraglich, ob sich beide Candidaten die Schwierigkeit ihrer

*) S. „Aus und über Amerika" von Friedr. Kapp, II, S. 88.

Aufgabe und die Vorbedingungen klar gemacht haben, unter welchen allein die Abstellung der schreiendsten Uebelstände bewirkt werden kann. Wenn gewählt, so müßten sie sich doch auf die Partei stützen, welche sie in's Amt gebracht hat; so hätten sie sich aus ihr die Minister zu nehmen, welche ihnen bei der Ausführung ihrer Reformen hülfen. Da haben nun Hayes sowol wie Tilden nach amerikanischem Parteigebrauche Männer zu berücksichtigen, welche das gerade Gegentheil von dem sind und wollen, was jene anzustreben erklären. So hätte z. B. Hayes seinen erfolgreichsten Mitbewerber, den anrüchigen Blaine zum Minister-Präsidenten zu ernennen, den corrupten Cameron, welcher seine Wahl in Pennsylvanien durchsetzte, und den verworfenen Chandler, welcher während der Wahl die republikanische Parteimaschine im Gange hielt, als verantwortlichen Rathgeber beizubehalten, trotzdem daß sie jede Reform des bestehenden Unfugs als eine Thorheit verhöhnen. Selbst wenn er einen ihm gleichgesinnten Mann, wie Carl Schurz, in sein Cabinet bringen wollte, welche Stellung würde dieser gegenüber der Majorität seiner Collegen, den Anschauungen des Senats und den Ansprüchen seiner Partei haben? Ganz dasselbe Verhältniß findet sich im demokratischen Lager wieder. Wird Tilden es wagen, sich zur besseren Durchführung seiner Reform von der Partei loszusagen, kann er deren fortschrittliche und ehrenwerthe Elemente, wie z. B. Lucius Robinson und Bigelow, im Widerspruch und Gegensatz zu den Forderungen der „Regulären" in seinen Rath berufen, darf er die Ansprüche von Tammany-Hall und ähnlichen corrupten Organisationen zurückweisen, muß er nicht, schon um den Gegensatz zu den Republikanern scharf auszuprägen, den südlichen Führern Sitz und Stimme in seinem Cabinet einräumen?

Aber selbst den Fall gesetzt, daß Hayes und Tilden ein Cabinet fänden, mit welchem im Einklange handelnd sie die versprochenen Reformen in Angriff nähmen, wie würde sich dann der Congreß ihnen gegenüber verhalten? Die Politiker, Republikaner sowol, wie Demokraten, sind in ihrer großen Mehrheit gegen die Abschaffung des jetzigen Systems, weil sie dann ihren persönlichen Einfluß und die selten versagenden Mittel zu ihrer Wiederwahl verlieren würden; sie werden sich deshalb höchstens zu scheinbaren, nicht tiefgehenden Zugeständnissen verstehen. Seit ein starker Präsident, wie Jackson, die sämmtlichen von der Bundesregierung zu vergebenden Aemter zu einem persönlichen Mittel des Raubes und der Plünderung erniedrigte, hat der Congreß, vor Allem der Senat, im Laufe der Jahre die executive Machtfülle den Händen schwacher Präsidenten entrungen, so daß jetzt die gesetzgebende Gewalt den ursprünglichen Raub des obersten Vollziehungs-Beamten als etwas ihr Gehöriges und von Rechtswegen Zukommendes vertheilt. Jede entschiedene Reformmaßregel muß also auf einen erbitterten Kampf zwischen Congreß und Präsidenten hinauslaufen, in welchem dieser die ihm ursprünglich gehörende und später genommene Macht wieder zu erlangen suchen wird. Was das bedeuten will, hat das „impeachment" des Präsidenten Johnson gezeigt, welcher übrigens in diesem Punkte gegen den Senat ganz im Rechte war und wegen seines Auftretens gegen dessen usurpirte Rechte ganz besonders den Haß seiner Gegner herausgefordert hatte. Eine Oligarchie, wie der amerikanische Senat, wird nie freiwillig, sondern erst nach hartem Kampfe solche

werthvolle Vortheile aufgeben und sich selbst bei der ersten Niederlage nicht beruhigen. Bisher ist es nur dem vom Repräsentantenhause unterstützten Präsidenten Jackson gelungen, den Senat zu brechen. Weder Hayes noch Tilden haben die revolutionäre Kraft in sich, sein Beispiel nachzuahmen. Erst ein, nicht von den heutigen Parteien gewählter Präsident wird stark genug sein, den Kampf mit dem Senate durchzuführen. Dazu bedarf er aber der Unterstützung des Volkes, welches bisher nur ein theilweises Verständniß für die gefährliche, die Regierung in ihren Wurzeln anfressende Krankheit gehabt hat. Die sogenannten Reformer und unabhängigen Wähler haben bis heute vergeblich versucht, dem Lande die schwere Tragweite des Uebels klar zu machen. Es wird also eine neue Partei in das politische Leben eintreten und diese wird die Civildienstreform zum hauptsächlichsten Gegenstande ihrer Agitation machen müssen, wenn auf den endgültigen Sieg gerechnet werden soll. Die jetzigen Parteien vermögen das, wie gesagt, nicht. Der demokratische Candidat für die Vicepräsidentschaft, Hendricks, deutet das auch an, indem er meint, daß kein Beamter nach der Wahl Tilden's in seiner Stellung belassen werden solle, welcher Geld zur Corruption der Wahlen hergegeben habe. Da nun jeder republikanische Beamte von seinem Vorgesetzten so gut wie gezwungen wurde, seinen Beitrag zur Erwählung von Hayes beizusteuern, so ist nach dieser demokratischen Ansicht von Reform Nichts einfacher und natürlicher, als daß sämmtliche republikanische Beamten am 4. März 1877 den Demokraten Platz machen müssen. Dann fängt das alte Lied wieder von vorn an. Uebrigens kann auch das Unkraut, welches fünfzig Jahre lang gewuchert hat, nicht in der kurzen Zeit von vier Jahren ausgerottet werden; ein ganzes Menschenalter reicht dafür kaum aus. Die verderbliche Richtung der amerikanischen Politik, eine Erbschaft der Sklavenhalterherrschaft, hat sich vorzugsweise darin geäußert, daß Parteirücksichten und Parteiziele die Constitution theilweise zum todten Buchstaben gemacht haben. Diese selbst ist viel weniger das, was die geschriebene Urkunde vom 17. September 1787 sagt, als das, was unter dem zerbröckelnden und die Einzelbestimmungen in ihr Gegentheil verwandelnden Aenderungen daraus geworden ist. Es handelt sich jetzt darum, die Parteien auf die ihnen gesetzlich zukommende Thätigkeit zu beschränken. Die Parteien stellten sich und stellen sich noch heute über die Constitution; fortan aber muß ihre Stellung zu derselben umgekehrt, also ihr untergeordnet werden. In officiellen Kreisen wird voraussichtlich Alles beim Alten bleiben, zumal das lebende Geschlecht keine andere Anschauung von dem öffentlichen Dienste hat, und die nächsten vier Jahre werden günstigsten Falls im Volke einen Uebergang zum besseren Verständniß der Civildienstreform bilden.

III.

Die letzte Frage, welche bei der jüngsten Wahl eine befriedigende Antwort verlangte, die Wiedereinführung der Goldwährung, ist mehr noch wirthschaftlicher, als politischer Natur, denn ein schwankendes, entwerthetes Geld ist in erster Linie ein großes, sociales Uebel und erzeugt erst in seinen Folgen eine solche Fülle von politischen Verlegenheiten und Nachtheilen, daß es

nicht allein sämmtliche Staatsangehörigen, und ganz besonders den kleinsten Mann, in Mitleidenschaft zieht, sondern auch den Staat selbst isolirt und in einigen seiner wichtigsten Interessen auf's empfindlichste schädigt.

Bekanntlich ist die gegenwärtige Lage der amerikanischen Finanzen auch eine der Folgen des letzten Bürgerkrieges. Um ihn zu führen, hatte man es gleich bei seinem Ausbruch für nöthig gehalten, massenhaftes Papiergeld auszugeben und mit Zwangscurs zu versehen. Unmittelbar nach dem Frieden, am 31. August 1865, belief sich die Gesammtschuld des Landes auf 2,845,907,626 Dollars, darunter 684,138,959 Dollars unfundirter Schatzscheine. Am 1. April 1876 war sie allerdings auf 2,198,216,749 $^{47}/_{100}$ Dollars, darunter 479,996,139 $^{21}/_{100}$ Dollars unfundirte Schatzscheine, gesunken, woraus sich ergibt, daß die fundirte Schuld in viel stärkerm Verhältniß, als die unfundirte abgetragen wurde, zumal wenn man bedenkt, daß zu letzterer die laufenden, bei Beendigung des Krieges noch ausstehenden Rechnungen gehörten. Statt also die unfundirten Zahlungsversprechungen einzulösen oder wenigstens zu zinstragenden Papieren zu erheben, griff die Regierung zu einem sehr wohlfeilen, höchstens die ländliche Bevölkerung blendenden Kunstgriff, indem sie das eingehende Geld zur Abtragung der fundirten Schuld verwandte, die unfundirte aber so gut wie unvermindert ließ. Es ist das ungefähr dieselbe ökonomische Weisheit, als wenn ein Privatmann die auf seinem Grundeigenthum stehenden und noch lange nicht fälligen Hypotheken mit großen Kosten kaufte, seine laufenden Rechnungen dagegen unbezahlt ließe, um in den Augen des Capitalisten als reicher Mann zu gelten, während er sich dem kleinen Gläubiger gegenüber in den verdienten Mißcredit bringt. Das amerikanische Volk freute sich, um mit dem Oesterreicher zu reden, dieser kindlichen „Finanzgebahrung", hielt den Schein für das Wesen und merkte in seiner Selbstverblendung Jahre lang nicht, daß das Land die kostspieligste öffentliche und Privathaushaltung führte, daß es jährlich Hunderte von Millionen verlor, und daß das einzig vollgültige Zahlungsmittel in's Ausland floß, während die Papierzeichen, die Zahlungsversprechen, wohlweislich zu Hause blieben. Die Kurzsichtigkeit des Volkes in finanziellen Dingen war überhaupt so groß, daß ihm in der Präsidentenwahl des Jahres 1868, der ersten nach dem Kriege, die demokratische Partei unter der Führung von Horatio Seymour die Zahlung der Bundesschuld in Papiergeld als vortheilhafter zu empfehlen wagen durfte. Grant's Erwählung vereitelte diese Pläne. Bei der Wahl des Jahres 1872 traten die Republikaner wiederum energisch für die Verbesserung der Valuta durch Wiedereinführung der Goldwährung ein, wie denn auch die große Mehrheit des Volkes die Regierung zur Wiederaufnahme der Metallzahlungen drängte. In Folge der großen wirthschaftlichen Krisis des Jahres 1873 aber, welche bis auf den heutigen Tag in den Vereinigten Staaten wie in Deutschland wüthet, glaubten namentlich die westlichen Bauern und überhaupt die ganze ländliche Bevölkerung in der Vermehrung des Papiergeldes das einzige Heilmittel für die große wirthschaftliche Noth zu finden. Die Mehrzahl der Politiker, statt das Volk über seinen verderblichen Irrthum zu belehren, stimmte diesem bei und suchte es für seine Zwecke zu gewinnen. Besonders lehrreich in dieser Beziehung sind die Congreßverhandlungen des Winters 1874/75. Hervorragende Mitglieder,

wie Butler, Kelley und Morton, priesen das Papiergeld als das eigentliche demokratische Zahlungsmittel an; Gold, hieß es in den Reden der Herren Logan und Cameron, sei die boshafte Erfindung der Tyrannen und Pfaffen, um den biedern Bauer zu betrügen und den kleinen Mann noch ärmer zu machen. Papiergeld sei das einzige wohlfeile Zahlungsmittel, denn es koste so gut wie Nichts, und je mehr davon ausgegeben werde, desto reicher sei das Land und desto zufriedener das Volk. Durch welchen geheimnißvollen Proceß aber das Papier in die Taschen des armen Mannes gelangen sollte, wenn er es sich nicht mit hartem Schweiße erarbeitete, diese große Kunst freilich vergaßen die Apostel der Papiergeldlehre ihren gläubigen Zuhörern zu offenbaren. Allein das verschlug Nichts. Die Demagogen rechneten auf die in der Brust der meisten Menschen lauernde Lust, sich einen unerlaubten Vortheil zu sichern, und auf die nur zu große Geneigtheit des Schuldners, den Gläubiger mit geringeren Werthen als mit den empfangenen zu bezahlen. Bald widerhallte das ganze Land von ungestümen Rufen nach Verwässerung des schon so zahlreich vorhandenen Papiergeldes, und die Stimmen der Ehrlichen und Verständigen vermochten nicht, sich im Lärm der schmutzigsten Leidenschaften geltend zu machen.

Zu dieser faulen Strömung gesellte sich noch der kurzsichtige Haß der westlichen Farmer gegen die Eisenbahnen und die moderne Industrie. Die von ihnen als Reaction dagegen in's Leben gerufene „Granger-Bewegung" ist zwar als Parteiorganisation längst begraben, indessen bildet sie den eigentlichen Ausdruck der Verwilderung der wirthschaftlichen Begriffe, welche in jenem Theil des Landes herrscht, und hat als solche auch auf die Parteiprogramme der letzten Präsidentenwahl entschieden eingewirkt. Die „Grangers" — von „grange", Scheune, also etwa Scheunenbesitzer — sind in der That ein ernster und gefährlicher, wenn auch ungebildeter und unartikulirter Protest zunächst gegen das gegenwärtige amerikanische Eisenbahnsystem. Zwischen den von Osten nach Westen führenden großen Eisenbahnen des Landes, wie der New-York Central-, Erie-, Pennsylvania Central- und Baltimore und Ohio-Gesellschaften, sowie ihren Verlängerungen bis an die Seen und den Mississippi findet seit Jahrzehnten eine stete Concurrenz von den Ausgangs- bis zu den Endpunkten statt, während das örtliche Geschäft der verschiedenen Gesellschaften das ausschließliche Monopol der sonst concurrirenden verschiedenen Linien bildet. So verhältnißmäßig niedrig deshalb auch die Durchgangsfrachten sind, so theuer ist der Zwischenverkehr, ja aus diesem suchen sich die Bahnen sogar für die Verluste bezahlt zu machen, welche sie durch jene erleiden. So kostet eine Kiste von New-York nach Chicago, also auf eine Entfernung von etwa 1000 englischen Meilen, nur fünf Dollars, während der im Lande nur 100 Meilen von Chicago entfernt wohnende Empfänger für diese kleine Strecke fünf bis sechs Dollars zu zahlen hat. So lange die Zeiten gut und die Preise hoch waren, so lange die Farmer billige Märkte und baaren Absatz fanden, erregte dieser Mißbrauch nur geringen Anstoß. Seit 1873 aber, wo die Kaufkraft des Ostens geringer wurde, die Ernte meist sehr reichlich ausfiel und in Folge der starken Einwanderung der letzten Jahre Hunderttausende von Ackern neu in Cultur traten, drohten die Frachten den ganzen Profit des Farmers aufzuzehren. Es lohnte sich kaum mehr der Mühe,

überhaupt Brodfrüchte zu ziehen. Man hatte den Bauern so lange erzählt, daß sie das Mark und der Stolz des Landes seien, ja daß sie mit der kräftigern Entwicklung der Industrie des Ostens nicht allein in dem Ankauf ihrer Bedürfnisse, sondern auch in dem Verkauf ihrer Producte bedeutend gewinnen würden — und jetzt war das gerade Gegentheil der Fall. Zunächst wandte sich der Grimm der Farmer gegen die Frachtsätze der Eisenbahnen; in tappig plumper Weise suchten sie dem Uebel durch die Gesetzgebung abzuhelfen.

Der ganze Westen der Vereinigten Staaten verdankt seine unverhältnißmäßig schnelle Entwicklung, nächst der Einwanderung, dem Bau der Eisenbahnen, welche schon Mitte der fünfziger Jahre die Ostküste mit dem Mississippi und den westlichen Seen, und seit Ende der sechziger Jahre den atlantischen mit dem stillen Ocean verbanden, wodurch dem Inland der Verkehr mit den großen Häfen der beiden Küsten gesichert wurde. Obgleich das Eisenbahnsystem des Westens in seinen Hauptzügen schon 1870 gesichert war, glaubte jede Gemeinde, jede Stadt und jeder Staat des Westens, durch Erbauung neuer Linien ohne große Mühe wohlhabend und reich zu werden. So stürzten sie sich in Schulden, um für ihr Eigenthum einen möglichst nahen Anschluß an die Hauptverkehrsadern zu gewinnen. Von 1868—1873, also in nur fünf Jahren, vermehrten sich die Eisenbahnen in den Haupt-Grangerstaaten Illinois, Wisconsin, Jowa, Minnesota, Nebraska und Kansas von 6992 englischen Meilen auf 17,645, also um volle 254 %. Allein trotz alledem wollte die erhoffte Prosperität nicht kommen; im Gegentheil, die Schulden erdrückten fast den Westen, welcher wieder einmal seine Zukunft für die nächsten zwanzig Jahre discontirt hatte. Statt sich aber zu sagen, daß seine einseitige Productionsweise, die Entfernung von den großen consumirenden und industriellen Theilen des Landes und der, einem Einführungsverbote fast gleichkommende hohe Schutzzoll auf Eisen und sonstige, zum Bau der Bahnen unentbehrliche Bedürfnisse diese Vertheuerung der Transportmittel bewirkten, erblickten sie in den Eisenbahnen ihren einzigen gefährlichen Feind. So wandten sich denn die „Grangers“ mit derselben Erbitterung, mit welcher der Socialdemokrat den „Schlotjunker“ befeindet, gegen den „bloated bondholder“ (den geschwollenen Obligationeninhaber) und gingen, wie alle politisch ungebildeten Menschen, welche sich nur widerwillig dem Zwange des Rechtes beugen, direct und indirect auf die ihnen entgegenstehenden Hindernisse los. Warum auch nicht? Wenn ein Gesetz den Zinsfuß regeln und den angeblichen Wucher bestrafen kann, warum kann es nicht auch die Tarife der Eisenbahnen bestimmen? In Wisconsin und Minnesota z. B. setzten die „Grangers“ es durch, daß die von diesen Staaten bewilligten Freibriefe (charters) kurzer Hand beseitigt wurden, trotzdem daß sie als Verträge zwischen den betreffenden Staaten und Corporationen als unverletzlich hätten geachtet werden müssen, zumal sich jene Staaten nicht einmal ein Widerrufsrecht vorbehalten hatten. Solche Bedenken kümmerten die biederen Landbewohner nicht. Sie kämpften, wie sie erklärten, einfach für ihr Eigenthum und ihre menschenwürdige Existenz; sie traten, wie sie der Welt verkündigten, für den Grundsatz der revolutionären „Sires“ ein, wonach Besteuerung ohne Vertretung des Besteuerten ein rechtmäßiger Grund zur Revolution ist. Es fehlte nur noch, daß die guten Farmer als Befrachter und Fahrgäste der

Bahnen Sitz und Stimme in deren Verwaltungsräthen durch Majoritätsbeschluß ihrer eigenen Gesetzgebungen sich beigelegt hätten.

So bestimmte unter Anderem das von den Grangers in Wisconsin durchgesetzte berüchtigte „Pottergesetz", daß die Legislatur im Interesse des Volkes die Frachtsätze einer den Staat berührenden Eisenbahn willkürlich herabsetzen könne. Auf Grund dieses Gesetzes reducirte dieser Staat, dessen Farmer schon im Jahre 1858 durch die schmachvolle Repudiation ihrer Hypothekenschulden, gegenüber der Milwaukee- und Lacrosse-Eisenbahn, sich gekennzeichnet hatten, die Frachten um 50 % und entwerthete durch diesen Gewaltstreich Millionen fremden Capitals, welche in den dortigen Eisenbahnpapieren angelegt waren. In Minnesota setzte u. A. die St. Paul- und Sioux-City-Eisenbahn, um Geschäfte anzuziehen, ihre Frachtsätze um 50 % freiwillig herunter. Gleichwol erklärte die Gesetzgebung dieses Staates eine solche bedeutende Reduction für unzulänglich und verfügte eine weitere, den gesetzgebenden Grangers genügend erscheinende Herabsetzung der Frachten. Natürlich stellte die Bahn ihre Zahlungen und ihre Züge ein. Es folgten ihr andere Bahnen in anderen Staaten; wieder andere Bahnen rächten sich, wenn sie längere Strecken befuhren, dadurch, daß sie an keiner innerhalb des Staates gelegenen Station, sondern nur an den Endpunkten hielten. — Die Grangers wußten aber noch auf einem andern Wege dem „geschwollenen Capitalisten" beizukommen. Aus der Periode jenes übertriebenen Eisenbahnbaues hatten sich die nordwestlichen Staaten mit Eisenbahnschulden überladen, die einfach zu reduciren nur den übrigen volkswirthschaftlichen Grundsätzen jener Musterreformer entsprach. Illinois, welches den fremden, in seinen Eisenbahnen angelegten Capitalien seinen Wohlstand verdankte, zahlte nur 42 % von seinen 44 Millionen Dollars Eisenbahnschulden, Iowa 47 % bei 23 Millionen Schulden, Kansas hat 71 Millionen Eisenbahnschulden, auf welche es keine Zinsen zahlt, Minnesota zahlt von 55 Millionen nur Zinsen auf 20 Millionen Dollars, Nebraska nur auf 7 und Wisconsin auf 5 Millionen Dollars. Die genannten sechs Staaten haben zusammen 183 Millionen Eisenbahnschulden, auf welche sie keinen Cent Zinsen zahlen; rechnet man dazu die Northern-Pacific-Eisenbahn, so steigt die Gesammtheit unverzinster Schulden auf mehr als 200 Millionen Dollars.

Die naturgemäßen Folgen eines solchen Beginnens sind denn auch nicht ausgeblieben. So ist im Westen der Vereinigten Staaten, hauptsächlich auf Grund des Vorgehens der Grangers, der Bau der Eisenbahnen eingestellt; Verdienst und Löhne sind gefallen, das Arbeitsangebot übersteigt die Nachfrage, und die europäische Einwanderung sinkt täglich mehr an Zahl. Die weitere Antwort auf die plumpe Bauernpolitik haben die Börsen in Wallstreet, in London, Amsterdam und Frankfurt gegeben: außer einer Bundesanleihe ist dort jede andere amerikanische Anleihe unmöglich. Auch der im Laufe der beiden letzten Jahre erfolgte Widerruf der anstößigsten Gesetze, wie des Potter'schen, konnte der Lage der Grangers nicht wieder aufhelfen, welche fortan in der Masse der Stimmgeber verschwanden und sich höchstens noch als die Fanatiker der Papierverwässerung bemerkbar machten.

Im Gegensatz zu ihnen waren die Kaufleute und der Großhandel der

Städte, die gewerbetreibenden und arbeitenden Classen in ihrer großen Mehrzahl zur Einsicht gelangt, daß diese ewig schwankende Papierwährung ein Fluch für ihr Geschäft und für das Land ist, daß sie selbst dabei nicht wohlhabender, sondern zu Gunsten der „Goldbörse" täglich ärmer wurden, und daß nur die Wiederaufnahme der Goldzahlung den öffentlichen und privaten Credit wieder heben könne. So spaltete sich denn in dieser Währungsfrage das Land in zwei ziemlich gleich starke Lager. Unter solchen Umständen war der einzige und zwar nur halbe Erfolg, welchen die Vertheidiger des ehrlichen Geldes erringen konnten, das Gesetz vom 14. Januar 1875, wonach der Finanzminister an und nach dem 1. Januar 1879 die Schatzscheine der Vereinigten Staaten gegen Münze einlösen, sowie zur Vorbereitung der Einlösung die nicht anderweitig verwendeten Einnahmeüberschüsse benutzen konnte.

Bei der jüngsten Präsidentenwahl handelte es sich zunächst um die Annahme, resp. das Versprechen der Ausführung dieses Gesetzes. Die republikanische Partei steckte sich dahinter, um ein Hinterthürchen offen zu behalten; die demokratische sprach sich offen dagegen aus: so sehr waren in den letzten vier Jahren die Massen in ihrem Verständniß der Geldfrage zurückgegangen, so sehr ließen sich die leitenden Politiker von den Vorurtheilen der Farmer bestimmen! Es ist ein ernster, durch die demokratischen Anschauungen und Sitten erzeugter Uebelstand, ja selbst ein nationales Unglück, daß diese Politiker ängstlich hin und her horchen, woher der Wind weht und wohin er möglicher Weise umschlagen mag, daß sie selten oder nie ein Vorurtheil angreifen, geschweige denn vernichten, sondern daß sie sich lieber ihm beugen und nachgeben, um dem Gegner den Rang abzulaufen oder wenigstens mit dem Winde zu segeln. So auch in dieser Frage. Die beiden Republikaner Hayes und der Vicepräsident Wheeler waren übrigens unbedingt für die Maßregel. „Es ist meine Ueberzeugung," sagte jener in seinem Annahmeschreiben — „daß das Gefühl der Unsicherheit, welches mit einem uneinlöslichen und beständig schwankenden Papiergeld untrennbar verbunden ist, eines der großen Hindernisse gegen das Wiederaufleben des Geschäftes und Vertrauens, also gegen die Rückkehr bildet. Wir müssen die Hartgeldzahlungen wieder einführen. Je länger aber die Unsicherheit dauert, desto größer ist der Schaden für unsere materiellen Interessen und alle Gesellschaftsclassen. Wenn gewählt, werde ich mich jedem Schritt widersetzen, welcher uns zurückwirft, und jede Maßregel fördern, welche zu jenem Ziele führt." Das war eine offene und männliche Sprache, der man auch nicht vorwerfen kann, daß vom Finanzminister noch keine Vorbereitungen für die Ausführung jenes Gesetzes getroffen waren, und daß vom Zusammentritt des neuen Congresses im December 1877 an bis zum 1. Januar 1879 nur dreizehn Monate liegen, innerhalb deren sich schwerlich das erforderliche Gold sammeln läßt. Jedenfalls aber wußte das Land, woran es mit Hayes in dieser Frage war. Tilden, der übrigens persönlich ein tüchtiger, erfahrener Finanzmann, also auch Freund der Maßregel ist, während der demokratische Vicepräsidentschafts-Candidat Thomas A. Hendricks, als einer der verbissensten Papiergeldleute behufs Erlangung der westlichen Stimmen neben ihm aufgestellt war — Tilden also benutzte, um seiner Partei zu gefallen, den Umstand, daß noch keine Reserven gelegt, noch überhaupt irgend

welche Vorbereitungen zur Ausführung jenes Gesetzes getroffen sind, und erklärte sich für dessen Widerruf. „Statt eines werthlosen Versprechens der Wiederaufnahme der Baarzahlung" — meinte er — „brauchen wir ein System der Vorbereitung, welches sich zu der bloßen Versprechung wie das Wesen einer Sache zu ihrem Schatten verhält. Die Regierung kann nach meiner Ansicht zu einer Wiederaufnahme der Baarzahlungen unter Berücksichtigung ihrer Schatzscheine schreiten, wenn sie stufenweise und sichere Maßregeln ergreift, welche darauf abzielen, die gegenwärtige Geschäftsstockung zu heben." Noch deutlicher verlangte Hendricks den Widerruf des Gesetzes, weil durch Unterlassung aller Vorbereitungen keine Bürgschaft für jene Ausführung getroffen sei. Man solle also das Land durch eine antecipirte Zwangsaufnahme der Baarzahlung nicht in Verlegenheit bringen und den gethanen falschen Schritt durch seine Annullirung wieder gut machen, damit der Rückkehr zur Baarzahlung keine Hindernisse in den Weg gelegt würden. Nun handelt es sich aber nicht um ein bloßes einseitig zurückzunehmendes Versprechen, sondern um ein constitutionell erlassenes Gesetz, um den feierlichen Ausdruck des Willens des Landes, den man doch, wenn man nicht wortbrüchig werden will, nicht wieder mit einem Federstrich beseitigen kann! Wie denn das auch sein möge, weder von der einen, noch von der andern der sich bekämpfenden großen Parteien läßt sich die Entscheidung erwarten.

Also die Lage des Südens, die Reform des Civildienstes und die Wiederaufnahme der Goldzahlung sind, wie wir gesehen haben, die Hauptfragen, welche der letzten Präsidentenwahl zu Grunde lagen, aber noch ihrer Lösung harren. Wenn sie auch vor dem persönlichen Scandal der Parteien in den Hintergrund treten mußten, so haben sie selbstredend Nichts von ihrer Bedeutung verloren, sondern werden auf der Tagesordnung stehen bleiben, bis sie gelöst sind, sei es nun 1880 oder 1888 oder gar erst 1900 und noch später. Je eher aber, desto besser für das Land! Gegenüber diesen mächtigen Lebensfragen der Nation ist es von ziemlich untergeordneter Bedeutung, wer der nächste Präsident sein wird. Selbst beim besten Willen kann der, welcher am 14. Februar 1877 oder später in's Amt hineingezählt oder interpretirt werden wird, wenig zu einer Zeit leisten, wo das Volk sich in zwei ziemlich gleiche Theile scheidet. Betrübend ist es allerdings, daß trotz des Drängens der unabhängigen und einsichtigen Wähler, trotz der Agitation der besten und erprobtesten politischen Köpfe des Landes zunächst voraussichtlich die alte elende Parteimaschine mit unveränderter Kraft weiter ausarbeiten und, sei es auf das Geheiß Chandler's und Cameron's, sei es unter Mitwirkung des „Boß" Kelley und der Tammany-Hall, nach wie vor dem Volke Gesetze vorschreiben wird. Mag aber immerhin der politische Raubbau mit unveränderten Mitteln weiterbetrieben werden, auch die Reformbestrebungen werden nicht ruhen und sich über ihre nächsten Ziele noch klarer werden.

Gerade im Begriffe, diesen Aufsatz zu schließen, erhalte ich von zwei amerikanischen Freunden Briefe vom 17. resp. 20. November, deren Inhalt bezeichnend für die augenblickliche Stimmung und Lage der Dinge in den Vereinigten Staaten ist. Ich erlaube mir, die betreffenden Stellen hier zum Schluß zu über-

setzen. „Wir befinden uns" — schreibt mir der erste Correspondent, ein loyaler Südländer, zur Zeit in Philadelphia — „in der größten politischen Aufregung. Es ist äußerst zweifelhaft, ob Hayes oder Tilden Präsident werden wird. Beide Theile werfen sich Einschüchterung, Bestechung und Corruption vor. Das Schauspiel ist wahrhaft ekelerregend für den Unbetheiligten. Aber Eins ist sicher: unsere Institutionen zielen dahin, unsere öffentlichen Männer gemein zu machen und zu demoralisiren. Scandalösere Dinge, als sie innerhalb der letzten Jahre der republikanischen Herrschaft hier vorgekommen sind, konnten sich im zweiten Kaiserreiche kaum ereignen. Nepotismus, Aemterschacher, Erbrechen der feuerfesten Regierungsschränke durch hochgestellte Beamte, Whiskey-Ringe, Betrügereien aller Art, Unterschlagung, Diebstahl, Stellenverkauf, freche Verletzungen der Verfassung und tausend ähnliche Schandthaten liefern uns ein politisches Bild, dessen Gleichen höchstens in den Blättern des Tacitus gefunden werden kann. Viele glauben, daß wir am Vorabend eines andern und blutigern Kampfes stehen, welcher den Norden ebenso vollständig verwüsten wird, wie der letzte Bürgerkrieg den Süden heimsuchte, und ich muß bekennen, daß ich bereits die Anzeichen eines verzweifelten Vernichtungskrieges erblicke. Diejenigen, welche Böses prophezeihen, schicken ihr Vermögen nach London und Paris." Mein zweiter Correspondent ist ein alter tapferer und hochstehender Republikaner, der aus der Stadt New-York schreibt: „Unsere öffentlichen Angelegenheiten befinden sich in einer schrecklichen Verwirrung. Wir sind alle sehr besorgt. Die einzige Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeit scheint in einem Amendement zur Verfassung zu liegen, welcher deren casus omissus ausfüllt und einen Schiedsrichter für zweifelhafte Stimmen in dem höchsten Gerichtshof ernennt. Natürlich müßte dieses Amendement vor der, am 14. Februar 1877 erfolgenden Zählung der abgegebenen Stimmen vorgenommen werden. Geschieht es nicht, so befürchte ich Blutvergießen, wenn nicht Revolution. Wie Sie sehen, hält das allgemeine Stimmrecht der ungebildeten Massen im Norden der Unwissenheit im Süden das Gleichgewicht, und das allgemeine Stimmrecht der Neger entscheidet!"

Ich theile übrigens nicht die Befürchtungen meiner Freunde. Ein Land, welches vor kaum zwölf Jahren einen so blutigen und kostspieligen Krieg geführt hat, scheut wie ein gebranntes Kind das Feuer; allein auch positive Anzeichen, wie der niedrige Stand des Goldes, die Haltung der Presse, die patriotische Einsicht hervorragender Männer und die versöhnliche Stimmung des Congresses deuten auf eine friedliche Lösung der allerdings nicht gering anzuschlagenden Schwierigkeiten. Wenn aber die republikanische sowol als demokratische Partei in ihrer gegenwärtigen Form an dieser Wahl zu Grunde gehen, so kann das sicher kein Unglück genannt werden. Sie haben ihre Aufgaben längst erfüllt und können sich deshalb füglich begraben lassen.

Berlin, 7. December 1876.

Bagirmi, der Sklavenhandel
und die Brüsseler internationale Association zur Erforschung und Erschließung Inner-Afrika's.

Von

Dr. G. Nachtigal.

I.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die Erschließung des gänzlich unerforschten Inner-Afrika's zu vollenden, ist Sklavenjagd und Sklavenhandel, die eine schwer übersteigbare Barrière fast von allen Seiten um den äquatorialen Kern des Continents errichtet haben.

Wenige, welche Gelegenheit hatten, bei den Mohamedanern in Egypten, Arabien, der Türkei, auf der Nordküste Afrika's die Sklaverei zu beobachten, und sich der Milde zu freuen, mit der dieselbe gehandhabt wird, ahnen die Greuel, durch welche die Opfer menschlicher Barbarei passiren mußten, ehe sie in den Hafen des Friedens einliefen. Dort, wo fern im Innern Afrika's Islam und Heidenthum zusammenstoßen, muß man die Schreckenskämpfe gesehen haben, welche Jahr aus Jahr ein Tausende ihrer Heimath, ihrer Familie, ihrer Freiheit und aller Hoffnung berauben, muß fast die Hälfte Aller unter dem Kummer, den Anstrengungen, dem Hunger, der Krankheit haben erliegen sehen, und Zeuge gewesen sein der Schrecken der ersten Transporte dieser Unglücklichen, um sich nie mehr blenden zu lassen von der guten Behandlung, die der Ueberlebende endlich bei Arabern und Türken gefunden hat. Freilich existirte die Sklaverei seit undenklichen Zeiten dort, doch war sie mehr eine Folge der Kämpfe unter den Stämmen, als der Zweck derselben. Wie es christlicher Humanität und europäischen Ideen von Menschenwürde gelungen ist, wenn auch nicht ohne blutige Anstrengungen, in andern Ländern diese Barbarei fast ganz auszurotten, so würde es auch nicht allzuschwer werden, derselben, sofern sie allein innerafrikanischer Sitte ihren Ursprung verdankt, ein Ende zu machen. Doch von Norden und Osten her bis weit in's Innere wird der Islam diese Anstrengungen noch lange unfruchtbar machen. Zwar ist es dem politischen Einflusse Europa's gelungen, in den mohamedanischen Küstenländern die Absatzquellen in Etwas zu

verstopfen; doch gelang dies nur durch den zwingenden Einfluß europäischer Macht, nie durch den guten Willen, die bessere Ueberzeugung eines mohamedanischen Fürsten.

Wo der Islam und seine Herrscher können, werden sie das Institut der Sklaverei mit allen seinen Consequenzen als ein legitimes aufrecht erhalten, und wenn sie die Macht hätten, würden sie mit den Christen verfahren, wie sie es mit den Heiden Inner-Afrika's thun. Nur unter naher Berührung mit europäischer Ueberlegenheit und Machtentfaltung scheint der Fanatismus und seine Folgen abgeschwächt; doch fern von denselben hat er seinen alten, starren Charakter bewahrt und verlangt mit dem ihm eigenthümlichen Hochmuthe die Sklaverei als eine Anerkennung des eigenen Werthes und als ein legitimes Mittel seiner Ausbreitung.

Mit der fortreißenden Kraft seiner mächtigen Organisation überfluthete der Islam, kaum nachdem er gegründet war, die Nordküste Afrika's. Weder das Meer konnte ihn im Norden aufhalten, noch die große Wüste im Süden. Schon vor fast einem Jahrtausend drang er nach Central-Afrika, so im Westen zum Niger, so im Centrum nach Bornu. Das erste Islamreich im Westen ist lange dahin gesunken; doch andre mohamedanische Elemente, voll Kraft, Ausdauer und Fanatismus, die Fellata oder Fulān, gründeten danach auf seinen Trümmern eine neue Herrschaft, die noch heute sich ausdehnt und mit allmäliger Sicherheit gegen den Aequator hin vordringt. Bornu hat ebenfalls schon an Thatkraft verloren; doch die östlicheren Sudanstaaten, Dar For, Wadaï und Bagirmi, entstanden, und zwar alle durch Einwanderer, getragen von der Kraft des Islam. Dieser hat an Stelle der kleineren heidnischen Gemeinwesen mit ihrem lockeren Verbande geordnete Staatswesen geschaffen und mit dem Koran eine Richtschnur des Rechtes an Stelle des dominirenden Einflusses des Stärkeren gesetzt. Sein Verdienst ist ohne Zweifel groß, doch mit der fertigen Errichtung des Gebäudes ist es erschöpft. Der Islam bleibt eine starre Form, an der kein Geist biegen oder ändern kann. Seine Jünger werden jeder individuellen Initiative, der Bedingung allen Fortschrittes, beraubt; die mächtige Organisation trägt durch Lähmung des Geistes den Keim der Zersetzung, des Verfalls in sich. Nur da, wo das Werk äußerlich, formell fortschreiten kann, blüht es scheinbar; so im Innern Afrika's.

Von den drei letztgenannten Ländern ist Dar For der älteste mohamedanische Staat Ost-Sudan's; es sah den Islam schon vor einem halben Jahrtausend, ohne ihn gleichwol zur allgemeinen Geltung kommen zu lassen. In neuester Zeit ist es von Egypten erobert und so dem zwingenden Einflusse europäischer Mächte zugänglicher geworden. Wadaï wurde dem Islam erst vor wenig mehr als zweihundert Jahren gewonnen, während Bagirmi schon vor mehr als drei Jahrhunderten eine centralisirte Herrschaft wurde. — Diese beiden Staaten sind die Hauptquellen aller Sklavenausfuhr nach Norden und Nordosten, und wenn von beiden Wadaï das größere und mächtigere Land ist, so spielt doch Bagirmi in dieser Beziehung eine fast noch wichtigere Rolle, da es den am weitesten in die heidnischen Landstriche vorgeschobenen Posten des Islam bildet.

Auch für Bagirmi vermittelten Einwanderer, wie gesagt, die Staatenbildung, und wenn auch die Könige des Landes vergeblich versuchen würden,

nach der Sitte selbst mohamedanischer Neger, den Ursprung ihrer Dynastie aus Arabien herzuleiten, so kamen jene Einwanderer doch zweifelsohne von Osten, wie denn die Einwohner noch heute von ihren westlichen Nachbarn mit dem Namen „Mokode" benannt werden, Bezeichnung, welche dem Namen „Makada", den die Araber den Leuten der abessinischen Grenzlande geben, nicht blos äußerlich nahe zu stehen scheint.

Als vor 350 Jahren die später herrschende Familie einwanderte, fixirte sich zwar der erste Prinz derselben in dem heidnischen Centrum, Kenga, das noch heute den Islam nicht angenommen hat, und war vielleicht selbst Heide; doch ihre zweite Colonie wurde von einem ihrer Sklaven gegründet, der durch seinen Namen Cheralla, aus dem für den Ort der Name Hirla ward, einen Zusammenhang mit mohamedanischen Ländern verrathen dürfte. Ein Stamm Bagirmi existirte zu der Zeit nicht, sondern bildete sich erst allmälig durch die Vereinigung der isolirten, kleinen Herrschaften am Schari und seinem kleineren, nördlichen Arme und ihre Islamisirung heraus. Die Sprache der heutigen Bagirmi zeigt uns ihre nächsten Verwandten im heidnischen Volke der Sara am mittleren Schari, ihre ferneren in den Bewohnern der Fittri-Gegend, den Kuka oder Kuku, und nähert sie im weiteren Südosten, an den westlichen Zuflüssen des weißen Nil, den Dor-Negern. Die Ausbreitung des Stammes scheint sich demnach längs der Ufer des Schari von Südosten nach Nordwesten gemacht zu haben. Die vorgeschobensten Abtheilungen der Familie, die Kuka und die Bagirmi, wurden zu Mohamedanern, während sich die Sara und die Dor noch im Heidenthum gefallen. Seit der Bildung des Staates haben 22 Fürsten derselben Familie die Gegend beherrscht, ohne die Zusammensetzung des Landes wesentlich zu ändern oder die Religion weithin auszubreiten, doch stets in gleicher Weise bestrebt, durch Sklavenjagd und Sklavenhandel die Superiorität des Islam zu zeigen.

Bagirmi (Land und Einwohner führen denselben Namen) übersteigt in seinem Kernlande an Ausdehnung von Nord nach Süd nicht zwei Breitegrade, und in der von Ost nach West nirgends zwei Längengrade. Es hat eine ovale Form und umfaßt die beiden Ufer des eigentlichen Schari, von der Grenze von Bornu bis etwa zum 10° nördlicher Breite, die des nördlichen Armes desselben, den man wol als Ba Irr oder Ba Batschikam bezeichnen hört, bis zum Flusse von Kirsua, der den Rest der westlichen Abflüsse des Marra-Gebirges in Dar For darstellt, und die Insel zwischen dem Ba oder Schari (beides sind generelle Ausdrücke für Fluß) und dem Ba Batschikam. — Die West-, Südwest- und Süd-Grenze ist eben das linke Ufer des Schari; die Ostgrenze wird von den bergigen Heidenlandschaften der Sokoro gebildet, welche sich östlich vom Flusse von Kirsua zwischen Bagirmi und dem südlichen Wadaï einkeilen; und die Nordgrenze endlich besteht in den Steppen, welche sich zwischen Tsade und Fittri ausdehnen und von eingeborenen nomadischen Arabern als Weideplätze benutzt werden. — Das ganze Territorium des eigentlichen Bagirmi erreicht nicht eine Oberfläche von 1000 □M. und zählt höchstens eine Million Einwohner.

Der Schari oder Ba scheint im Dar Banda südlich von Wadaï zu entspringen, hat einen durchschnittlichen Verlauf von Südosten nach Nordwesten

und erlangt schnell die ungefähre Bedeutung der Elbe in ihrem mittlern Laufe. Oestlich von ihm, sobald er aus den felsigen Gebieten der ferneren Heidenlandschaften herausgetreten ist, waltet weithin der Sandboden vor, wie sein eigenes Bett mit zahlreichen, ausgedehnten Sandinseln durchsetzt ist. Doch nach Westen, zwischen ihm und dem Flusse von Logon, mit dem er sich kurz vor seiner Auflösung im Tsade vereinigt, sind Lehm- und fetter Humusboden vorherrschend. Diese Gegend ist fruchtbar an Sorghum und Mais und in der nassen Jahreszeit vielfach Sumpf. Der Osten des Landes dagegen, fern von den Armen des Schari, ist hier und da sogar wasserarm und dadurch Mißernten ausgesetzt; er eignet sich mehr zur Cultur der Duchn (Penicillaria) genannten Getreideart. Ueberall werden Erdnüsse (Arachis und Voandzeia) und der ebenfalls ölreiche Sesam gebaut; in vielen Gegenden Baumwolle. In der unmittelbaren Nähe der Gewässer kommt es zu dichter Waldbildung, doch fern von ihnen hat das Land den steppenähnlichen Charakter der Nachbarländer und fällt in den lichten Mimosenwald, der als breiter Gürtel in der Zone der einmaligen Sommerregen den Kontinent umgibt. Von den übrigen Bäumen finden sich der Hedschlidsch oder Seifenbaum (Balanites aegyptiaca), der Nebek (zizyphus spinae Christi), die feigenartigen und Kautschukbäume, die majestätische Delebpalme (borassus aethiopum), Tamarindenbäume, die mächtige Murraja mit ihren adstringirenden Blättern und bitteren ölreichen Fruchtkernen, der Serrach und der Dschochan mit ihrem harten Holze, hier und da die Dumpalme, der monumentale Affenbrodbaum, die sonderbare Kandelabereuphorbie und manche andre, welche der Botaniker vielleicht noch namenlos finden würde.

Von den Hausthieren finden sich am häufigsten die Ziegen, seltener die Schafe und Rinder; das Kameel kann nur für kurze Zeit und während der trockenen Jahreszeit in Bagirmi existiren und das Pferd sich nur durch beständige Einfuhr von Bornu erhalten. In der Wildniß ist das zweihörnige Rhinozeros fast so häufig als in Wadaï, und tritt der Elephant seine tiefen, regelmäßigen Pfade. Die Hyäne überschwemmt das Land und der Büffel ist von großer Häufigkeit. Löwen und Leoparden scheinen in mäßiger Anzahl vertreten zu sein, und im Reichthum an Antilopen hat Bornu den Vorrang. Flüsse und Sümpfe wimmeln von Krokodilen und Flußpferden.

Bagirmi wird, da der Name neueren Ursprungs ist, in den Chroniken des Sudan erst spät und nur selten genannt. Doch in der neueren Zeit war es in den Nilländern und auf der Nordküste überall wohl bekannt, denn nur allzuhäufig stieß man dort unter den aus Inner-Afrika gekommenen Sklaven auf solche, welche Bagirmi als ihre Heimath bezeichneten. Im Anfange dieses Jahrhunderts berührte Major Denham, der bis nach Logon vordrang, seine Grenze; doch erst Barth gelang es, das Innere des Landes zu besuchen und sich längere Zeit in der Hauptstadt Massenja aufzuhalten.

Trotz seiner geringen Ausdehnung, seiner bescheidenen Einwohnerzahl, seiner theilweisen Unfruchtbarkeit hat sich der Staat seit seiner Gründung stets einer großen Prosperität erfreut. Dabei hatte derselbe nicht einmal, wie die übrigen Sudanstaaten, einen directen Weg zum Mittelmeere, sondern mußte Waaren der Nordküste vielfach aus zweiter Hand auf den Bornumärkten kaufen, oder erhielt

dieselben wenigstens durch den weiteren Transport erheblich vertheuert, und konnte seine Producte, Elfenbein und Sklaven, meistens ebenfalls nur durch Vermittelung der Bornuleute absetzen. Doch der Ueberfluß an Sklaven wog reichlich alle Nachtheile auf. Seit drei Jahrhunderten haben sich die Bagirmikönige angelegen sein lassen, die reichen Sklavenquellen, die von allen Seiten das Land umgeben, in regelmäßiger, systematischer Weise auszunutzen. Einen Theil der Menschenbeute verwendeten sie zur Erhöhung ihrer Kriegsmacht, die ihrerseits wieder jene vermehrte; der Rest wurde in österreichischen Maria-Theresia-Thalern, in Edelkorallen, in Bernstein und silbernen Arm- und Beinspangen im königlichen Schatze aufbewahrt.

Als König Abd er Rahman mit dem Zunamen Gauranga, der trotz des Islam und des Widerspruches der Gelehrten des Landes seine Gottlosigkeit so weit trieb, die eigene Schwester zu seiner Lieblingsfrau zu machen und dadurch den sittenstrengen Nachbarkönig von Wadaï, Abd el Kerim, der Sabūn genannt wurde, zum Kriege reizte, wurde die Hauptstadt Massenja zum ersten Male erobert, und ein großer Reichthum, Frucht der Sklavenjagden, im Königspalaste gefunden. Seitdem sind etwa sechzig Jahre verflossen; doch die Tributpflichtigkeit an Wadaï datirt noch nicht von diesem Kriege. Der Sohn Gauranga's, Burkomanda, hatte einen langen, im Ganzen nicht glücklichen Krieg gegen seinen obersten Feldhauptmann zu führen und konnte nach langen Jahren von Wechselfällen und Niederlagen Ruhe für das Land und für sich nur mit Hilfe Wadaï's gewinnen. Daraus resultirte die Abhängigkeit von diesem Lande, welche viel härter auf dem stolzen, übermüthigen Sinne der Bagirmi lastete, als auf ihrem Vermögen. Der Tribut wurde alle drei Jahre entrichtet und bestand aus 100 Sklaven, 30 zu Concubinen geeigneten Sklavinnen, 100 Pferden und 1000 Hemden oder Toben. Trotz der schlechten Wirthschaft unter Gauranga, dem langjährigen Bürgerkriege unter Burkomanda und dem Abhängigkeitsverhältniß zu Wadaï konnte der Nachfolger des letztgenannten, der verständige König Abd el Kader, der von 1846—58 herrschte und zu dessen Zeit Barth in Massenja war, den Königlichen Staatsschatz in der kurzen Zeit seiner Regierung wieder sehr reich ausstatten. Er war aber nicht allein ein sehr verständiger Fürst, sondern auch ein großer Sklavenjäger. Jahr für Jahr war er unterwegs auf Kriegs- und Raubzügen gegen die angrenzenden Heidenländer, und die Märkte von Bornu und Wadaï zeugten von ihren Erfolgen. Sein Sohn Mohammedu trat in dieser Beziehung in die Fußtapfen des Vaters und sammelte der Schätze genug, compromittirte aber ihren Besitz und Reich und Leben durch unverständigen Uebermuth seinem Lehnsherrn gegenüber. Verletzende Anekdoten über die Person König Ali's von Wadaï circulirten beständig am Hofe von Bagirmi; die schlechtesten Sklaven und Pferde wurden zur Bezahlung des Tributs an ihn ausgesucht; mit Vorliebe wurde die Nachricht seines Todes verbreitet und dann glänzende Freudenfeste im ganzen Lande auf Veranlassung Mbang (König) Mohammedu's gefeiert. Der beleidigte Lehnsherr, ein sehr ruhiger, verständiger Mann, schwieg zu Vielem, warnte den kecken Vasallen bei manchen Gelegenheiten und beschloß erst, als alle übrigen Mittel nicht fruchteten, ihn ernstlich zu züchtigen.

Es war Ende des Jahres 1870. Im Juli war ich von Norden in Bornu angekommen, wartete in der Hauptstadt des Landes, mich der reichen Gastfreundschaft des Scheich Omar erfreuend, das Ende der Regenzeit ab, welche Juli, August und September umfaßt, und beabsichtigte dann, den Inselbewohnern des Tsad-Sees einen Besuch zu machen. Schon war Alles mit dem Herrscher verabredet, als plötzlich die Nachricht, König Ali habe heimlich seine ganze Kriegsmacht aufgeboten und sei ebenso heimlich mit ihr nach Westen aufgebrochen, meinen Plan über den Haufen warf. Bornu war in großer Besorgniß. Der Vater König Ali's, Mohammed Scherif, der seiner Zeit den vortrefflichen Vogel erschlagen ließ, war schon einmal gegen den Scheich Omar zu Felde gezogen und im Ganzen siegreich gewesen. Das ohnehin durch nationale Verschiedenheiten kühle Verhältniß zwischen beiden Reichen wurde danach zu empfindlicher Kälte, und bald hörte fast jeder Verkehr zwischen den Höfen und Völkern auf. So bekannt auch der junge Wadaïkönig für seinen verständigen Sinn, für die Hebung von Handel und Wandel und für das treue Freundschaftsverhältniß, das er zwischen Wadaï und seinem Erbfeinde Dar For hergestellt hatte, geworden war: in Bornu schrieb man ihm ehrgeizige Pläne zu, die sich jetzt realisiren zu sollen schienen. Nun zeichnen sich die Bornuleute durchaus nicht durch überflüssigen Muth aus; der Scheich Omar ist ein frommer, gelehrter Mann des Friedens, seine Höflinge aber die traurigsten Feiglinge, die ich je sah, versunken in Wohlleben und Frauenliebe, entwöhnt des Krieges und harter Anstrengungen, nur denkend auf bequemen Genuß. Man hatte nicht einmal die Energie, sich gegen den befürchteten Angriff Wadaï's zu rüsten. Man begnügte sich damit, die einfachen Gelehrten (Fokkera) des Landes aufzubieten, in gottgefälliger Vereinigung Tag und Nacht den Koran zu lesen, um das Unheil abzuwenden, und erschlug die zahlreichen Hunde der Stadt, deren nächtliches Geheul in mystischen Zusammenhang mit der nächsten Zukunft gebracht wurde. Erst als zahlreiche, nach Osten gesandte Späher die Nachricht brachten, König Ali lagere im Nordosten Bagirmi's und habe nur die Absicht, seinen übermüthigen Nachbarn und Vasallen Mohammedu zu züchtigen, beruhigte man sich in Bornu.

Indessen floh der bedrängte Bagirmikönig nicht bei der Annäherung des Wadaï-Heeres, wie es etwa seine Vorfahren gethan hatten, nach der Stadt Bugoman, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte, auf dem Westufer des Schari, sondern schloß sich in seiner Hauptstadt Massenja ein, wo er so viel Krieger und Getreide als möglich concentrirte. Bornu's Sympathien waren mit Bagirmi. In Kuka wurden täglich siegreiche Ausfälle der letzteren erfunden und colportirt, und wenn man den Gerüchten Glauben schenken wollte, die im Höflingskreise Kuka's ihren Ursprung hatten, so decimirte Hunger und Elend die Wadaïtruppen. Da eines Tages war Massenja erobert. Als der verständige König Ali nach zwei Monaten erkannt hatte, daß er gegen die Stadtmauer Nichts auszurichten vermögen würde — denn die Wadaïleute, so tapfer sie sind, stehen derartigen Befestigungen der Ortschaften, wie sie in ihrem eigenen Lande unbekannt sind, ganz rathlos gegenüber —, so hatte er sich die Lehren europäischer Kriegskunst zu Nutze gemacht, einfach eine Mine gegraben, einige Centner Pulver

geopfert und einen Theil der Stadtmauer, auf dem grade ein Improvisator Hohn- und Spottlieder auf die Wadaïleute sang, in die Luft gesprengt. Seinen Zweck erreichte er jedoch nur halb. Der ritterliche, belagerte König stieg sofort mit einer kleinen Schaar Getreuer zu Pferde, eilte der Bresche zu, und während die Feinde, nur an Beute und Plünderung denkend, in die Stadt drängten, schlug er sich unerkannt durch, erreichte bald den südlich von Massenja vorüber fließenden, kleinen nordöstlichen Arm des Schari und eilte jenseits desselben nach Bugoman. Wäre der wackere König getödtet oder gefangen worden, so hätte das Land wenigstens Ruhe gefunden; doch so mußte sich der Sieger begnügen, im Centrum des Reiches einen Bagirmi-Prinzen, der Abd er Rahman hieß und ein Onkel Mohammedu's war, als neuen Regenten einzusetzen, ihm einstweilen einige seiner Heerführer mit ihren Leuten als Hilfstruppen zu geben und das Land einem Bürgerkriege zu überlassen, der noch heute nicht beendigt ist.

Mit dem Könige Ali, als er in seine Residenz Abesche zurückkehrte, wanderten ein für dortige Verhältnisse unglaublich reicher Schatz manchen Centners Silber und Korallen, und etwa 15,000 Menschen, Freie und Sklaven, nach Wadaï. Die Sklaven wurden vertheilt und allmälig verkauft, die Freien zuweilen zu Sklaven gestempelt und dann ebenfalls verkauft, oder als Handwerker in der Hauptstadt oder als Ackerbauer im Lande angesiedelt, denn in den Künsten des Friedens sind die Bagirmi den rohen Wadaïleuten sehr überlegen. Der Haupterfolg des Sieges war für König Ali nicht der erbeutete Schatz, sondern der civilisatorische Einfluß der Kriegsgefangenen auf seine Unterthanen. Noch jetzt hält der kluge Fürst in seiner Hauptstadt die Sattelmacher, Lederarbeiter, Weber, Schneider und Architekten aus Bagirmi hoch, und beim Reisen durch's Land erkennt man schon aus der Ferne eine Bagirmikolonie an dem sorgfältigen Anbau der Gegend und dem comfortablen, soliden und doch zierlichen Aussehen der Hütten. Ihrer Wenige, glaube ich, würden, so lange König Ali in Wadaï herrscht, von einer etwaigen Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, Gebrauch machen, obgleich doch ihre gezwungene Auswanderung erst vor kaum sechs Jahren statthatte.

Unmittelbar nach Eroberung Massenja's im Frühjahr 1871 war ich nach Kanem und Borku in die östliche Wüste gereist, und als ich Anfang 1872 nach dem zehnmonatlichen, unbefriedigenden Leben eines Nomaden und Räubers wieder in mein Hauptquartier Kuka zurückkehrte, setzte der König Mohammedu noch unentmuthigt von seinen Städten am Schari aus den Kampf gegen seinen Onkel und Gegenkönig und dessen Bundesgenossen fort. Die Sympathien des Landes waren mit dem angestammten Könige; nur der größte Theil der eingeborenen Araber hielt sich zu Abd er Rahman. Doch das Land war wüst und entvölkert, eine Stätte der Unsicherheit und Furcht, des Hungers und Kampfes. Die Einen hielten sich im Kriegslager des legitimen Herrschers, die Andern in dem des Gegenkönigs, noch Andre hatten sich auf die unzugänglichen Inseln des Stromes zurückgezogen und die Unsicherheit des Kriegslebens mit dem sicheren Hunger der Sandinseln des Schari vertauscht. Sowol Abd er Rahman als Mohammedu litten arge Noth; doch hatte der letztere, welcher im äußersten Nordwesten des Landes hauste, in dem fruchtbaren Logon, einem Vasallenstaate Bornu's,

dessen König ihm nicht besonders befreundet war, eine zwar unerlaubte, doch reiche Getreidequelle, während sein Feind und Onkel höchstens im Fittri-Gebiete, das er nicht anrühren durfte, da es seinem Lehnsherrn gehörte, Nahrung gefunden haben würde. Als auch der nahegelegene Theil von Logon gänzlich ausgesogen war, zog sich Mohammedu nach Busso im äußersten Süden des eigentlichen Bagirmi zurück, um, wie man in Bornu sagte, von dort die ihm anhängenden Heidenstämme der Somraï, Ndam, Bua u. s. w. mit ihrer zahllosen Reiterei an sich zu ziehen, sein Reich wiederzuerobern und sich an Wadaï zu rächen.

So lagen die Dinge, als ich im Januar 1872 aus Kanem in Kuka eintraf. Noch hatte ich mein Hauptziel, Wadaï, das Grab Eduard Vogel's, nicht gänzlich aufgegeben. Doch als Scheich Omar, mein großmüthiger Beschützer, noch Nichts von einer Reise dorthin hören wollte, bat ich ihn, mich zum entthronten Bagirmikönige ziehen zu lassen. Dieser Plan erschien ihm viel leichter ausführbar. Schon in den letzten Tagen des Februar reiste ich ab zu dem abenteuerlichen Zuge durch ein Land in offenem Bürgerkriege, zu einem landflüchtigen Könige, der auf die Unterstützung der Heidenstämme angewiesen schien, denen er und seine Vorfahren eine beständige Drohung des Verlustes ihrer Habe, ihrer Familie, ihres Lebens gewesen waren. Doch welche Perspective andererseits! Schon sah ich mich im Geiste am oberen Schari, inmitten von Gegenden und Menschen, die, auch nicht einmal dem Namen nach bekannt, mir eine Fülle nie gesehenen Lebens erschließen mußten, und meine schrankenlose Phantasie, die hoffnungbelebende und energieerweckende Begleiterin des Reisenden, versetzte mich ohne Schwierigkeit in die fernen Länder der Quellengebiete des Nil. Freilich sah ich des Interessanten genug und hörte des Neuen viel, so wenig auch räumlich meine Erwartungen erfüllt wurden; doch noch viel mehr des Entsetzlichen, das den Menschenfreund in mir oft mit so tiefer Wehmuth, mit so schmerzlichen Zweifeln über die Natur und die Zukunft des Menschengeschlechtes erfüllte, daß die Resultate des Entdeckungsreisenden dafür keinen Ersatz zu bieten vermochten.

Ich war begleitet von zwei Geleitsmännern des Königs, deren einer, Namens Almas, die Perle, einst ein freigelassener Türkensklave, Diener Eduard Vogel's gewesen war und später Gerhard Rohlfs in Bornu begleitet hatte; von einem mit mir von Norden gekommenen Marokkaner und zwei Knaben, welche ich als Sklaven vom Scheich Omar entnommen hatte. Ein Pferd war] mein Reitthier und zwei Ochsen trugen das Gepäck. Dazu gesellte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Kaufleuten, welche dem entthronten Bagirmikönige Pferde und Kleider zum Verkaufe zuführen wollten, da ihnen durch meine Vermittlung der Weg zu demselben eröffnet wurde. König Maruf von Logon nämlich, aus schon erwähnten Gründen sein Feind, hielt den durch sein Gebiet führenden Weg verschlossen und schädigte jenen dadurch beträchtlich, denn der landflüchtige König hatte im fernen Süden zwar Sklaven in Menge, doch keine Absatzquelle als Bornu, dessen Märkte überdies allein ihm Kleider und Pferde liefern konnten. Der König von Logon aber ist ein Vasall des Bornuherrschers, und von diesem führte ich einen schriftlichen Befehl zur Eröffnung des Weges bei mir.

Wir zogen auf dem Westufer des Tsade nach Süden, zuerst nach Ngornu, der zweiten Stadt des Bornureiches, passirten die unmauerte Stadt Jedi, welche ursprünglich von Tsadeinsulanern bewohnt war und diesen vielleicht ihren Namen „Jedina" gab, und befanden uns damit im Districte der Ngomatibu, einer Abtheilung der Kanuri oder Bornuleute, deren Frauen durch ihre kleidsame, stolze Haartracht in der Form eines hohen, breiten Helmkammes, der durch ein leichtes Holzgestell getragen wird, unsere in dieser Hinsicht sonst so erfindungsreichen Damen beschämen. Bald begann die Reihe der Städte, welche nicht blos durch einen Bürgermeister oder Billama verwaltet werden, sondern mit der nächsten Umgebung unter erblichen Gouverneurs stehen, die aus früheren Zeiten, in denen die Gegend aus zahlreichen, unabhängigen Stadtgebieten bestand, noch den Titel „Mai" oder König führen. Damit betraten wir die volkreiche Provinz Kotoko, welche von Mekkari bewohnt ist und einst durch den Widerstand ihrer ursprünglichen Bewohner, der sagenhaften Sou oder So, den jetzt in Bornu herrschenden Stämmen die Eroberung der Gegend so sehr erschwerte. Die Sou werden von den Mekkari als von ihnen selbst verschiedene Autochthonen betrachtet, welche die nächste Verwandtschaft mit den Tsadeinsulanern hatten. Es sind von ihnen keine Bruchtheile erhalten, doch im Munde des Volkes sind sie wohl bekannt als ein Geschlecht von Riesen, denen viele Bornukönige zum Opfer fielen. Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts hören sie in den Bornuchroniken auf, als Feinde der Eroberer erwähnt zu werden, und sind um diese Zeit wol theils in das Innere des Tsade gedrängt worden, theils in den Mekkari, welche von Südosten kamen, aufgegangen.

In Ngala, einer unsrer folgenden Stationen, einst einer Stadt der Sou, findet sich ein interessantes Erdmausoleum, das aber nicht diesen, sondern schon den folgenden Mekkari angehört. Dasselbe ist viereckig, etwa 8 Fuß hoch und hinlänglich in der Fläche ausgedehnt, um 35 Königsleichname zu enthalten, welche nach der Sitte in sitzender Haltung bestattet wurden und deren jeder eine kegel- oder zuckerhutförmige Grabzierde aus gebranntem Thon erhielt. Selbst der Islam konnte diese Sitte der Königsbeerdigung nicht zerstören, und als jeder einfache Mekkarimann längst in rechtgläubig mohamedanischer Weise — den Kopf nach Süden, das Gesicht nach Mekka gerichtet — begraben wurde, als Ngala schon lange nur noch eine einfache Provinzialstadt Bornu's war, wurden die Chefs derselben, die Abkömmlinge der alten Könige, noch stets in jener heidnischen Weise bestattet. Erst die letzten fünf konnten in dieser Hinsicht an den Segnungen des Islams participiren. Seitdem zerfällt das Mausoleum; seitlich ragen überall die königlichen Knochen hervor, und oben fallen allmälig die Thondenkmäler in Trümmer. Sind die Zahlenangaben richtig, so müssen die Mekkari ungefähr vier Jahrhunderte in der Gegend gehaust haben, und hier ist es interessant zu constatiren, daß die gewaltigen Sou seit fast fünf Jahrhunderten in den Chroniken nicht mehr erwähnt werden und daß die Einwanderung der herrschenden Classe in Bagirmi, welche die Mekkari nach Westen drängte — denn diese sollen aus der Gegend von Busso am mittleren Schari gekommen sein —, sich mit einiger Sicherheit auf den Anfang des 16. Jahrhunderts festsetzen läßt.

Wie Ngala, so waren Ren, Afade, Maffate und fast alle Städte des südöstlichsten Bornu nach den Sou von den Mekkari bewohnt. Eine wasserreiche Gegend, in der theils von Süden und Südwesten selbständige Zuflüsse in den Tsad-See münden, wie der Komodugu Mbulu, theils Arme des Flusses von Logon oder des vereinigten Schari sich träge zum See senken, theils von diesem, wo es unbedeutende Niveauverschiedenheiten gestatten, sich Arme (im Arabischen wol als „redjul", Füße, bezeichnet) und Hinterwässer, in's Land erstrecken. Erst im November, wenn der Tsade seinen höchsten Wasserstand erreicht, bedecken sich die Südwestufer des Sees bis weit in's Land hinein mit Wasser, und wenn auch während der Regenzeit die Zuflüsse des Sees anschwellen und der Boden hier und da von Regenwasser aufgeweicht wird, so ist doch im Winter, oft bis Ende Januar, die Gegend schwerer passirbar, als selbst auf der Höhe der Regenzeit.

Mit dem Reichthum an Wasser wächst die Schönheit und Ueppigkeit der Vegetation, und mit dieser nimmt die Mannigfaltigkeit des Thierlebens zu. Während Anfangs der steppenartige Charakter mit spärlicher Mimosenwaldung und Ebenen, mit der Senna und dem Oschar bestanden, vorwalten, ziert hier ein dichter, farbenreicher Wald die Ufer der Flüsse und Hinterwässer. In seinem Schatten treiben Meerkatzen und Paviane ihre munteren Spiele, brechen Büffel und Elephanten ihre Wege durch das Dickicht; auf seinen Lichtungen tummeln sich zahlreiche Antilopenheerden; am Wasser beleben Pelikane, Kraniche, Reiher, Gänse und Enten die Scenerie, und in der Nähe sumpfiger Hinterwässer haust das wilde Schwein.

Die dazwischen liegenden Ortschaften waren groß, nahe aneinandergelegen und von reichen Feldern umgeben. Neben den üblichen Getreidearten (Sorghum, Mais und Penicillaria) wurden Baumwolle, Bohnen, Tabak, Indigo, Erdnüsse und Sesam überall cultivirt. Die Einwohner bestanden neben den die Hauptpopulationscentren innehabenden Mekkari aus Kanuri und eingeborenen Arabern (Schoa). Von den Mekkari-Chefs wurden wir, sofern dieselben als Gouverneurs und Beamte des Scheich Omar fungirten, Dank den energischen Forderungen meiner königlichen Geleitsmänner, denen dies Amt hauptsächlich obliegt, gastfreundlich genug aufgenommen, doch die gewöhnlichen Leute werden in der Ausübung dieser Tugend von den gutmüthigen, leichtlebigen Kanuri weit übertroffen. Am tiefsten stehen in dieser Hinsicht die Schoa oder eingeborenen Araber; sie haben den gastlichen Sinn ihrer Vorfahren, welcher die heutigen Araber andrer Gegenden noch ebenso ziert als die Zeitgenossen des Propheten, vollständig eingebüßt.

Von Kuka erreicht man in fünf Tagemärschen südöstlicher Richtung die Grenze Logon's, welches kleine Vasallenländchen Bornu's ebenfalls überwiegend von Mekkari bewohnt wird. Diese bilden mit den Leuten von Mandara oder Wandala, einem ebenfalls dem Bornu-Herrscher tributpflichtigen Nachbarstaate, mit den Gamergu, einem halbheidnischen, schlechtunterworfenen Stamme im Süden des eigentlichen Bornu, mit den Marghi, einem theilweise unterworfenen Heidenstamme auf der Südgrenze des Landes, mit den heidnischen Musgo, welche beide Ufer des Flusses von Logon auf weite Strecken bewohnen, und vielleicht theilweise mit den Tsade-Insulanern eine Familie, wie die Sprach-

verwandtschaft beweist, trotzdem sie auch hier und da durch abweichende Sitten und verschiedengradige Civilisation getrennt sind. Nach dem zahlreichsten der genannten Stämme, den Musgo, und ihrem eigentlichen Namen wollen wir die ganze Familie als die der Massa bezeichnen.

Der civilisirteste Theil der Massa-Familie, die Mekkari von Bornu und Logon, welche für die Bagirmi-Reise fast ausschließlich in Betracht kommen, sind physisch und psychisch außerordentlich von den ihnen nahewohnenden Kanuri und Bagirmi verschieden. Mächtige, meist sehr dunkelfarbige Leute, in ihrem wasserreichen Klima sehr zur Fettbildung geneigt, mit vorwaltend häßlichen Zügen, doch mächtiger körperlicher Entwicklung. Wie etwas plump von Körper, so sind sie auch schwerfällig in ihren Bethätigungen, ernst, ceremoniell, berechnend, speculirend, zurückhaltend, geheimnißvoll. Ihrem Wesen entspricht der Charakter ihrer Wohnstätten. Betritt man eine von ihnen bevölkerte Stadt, so wird man eigenthümlich geheimnißvoll berührt von der Solidität, ja Großartigkeit der Bauten, von der massigen Erscheinung der Einwohner in ihren weiten, dunkeln Gewändern, von der Eigenartigkeit des Ganzen. Da sind nicht allein jene runden Hütten mit dem Unterbau aus Thonerde und dem halbkugeligen Strohdache, welche man „Bongo“ nennt, größer und oft auf hoher Terrasse errichtet — Letzteres wol wegen der Sumpfnatur des Landes —, sondern da finden wir hohe, viereckige, sich nach oben verjüngende Thonhäuser mit stumpfwinkligem Giebeldache aus Stroh, welche in der Bornu-Architektur keinerlei Analogie finden; und da imponiren uns mächtige, castellartige Bauten mit crenelirten, riesigen Mauern und eigenthümlichen Eckthürmchen, welche neben der Solidität auch nicht des Geschmackes entbehren. Ein sauber mit kleinem Erdwalle eingefaßter und mit reinem Sande oder Stroh bedeckter Platz vor dem Eingange dient als Betplatz oder zum Empfange von Fremden. Durch eine Thür, welche oben viel breiter ist als unten, betritt man das Innere, wo massige, viereckige und sich nach oben verjüngende Säulen das platte Dach tragen. Einen großen Theil des Raumes nimmt eine mehrere Fuß hohe Thonestrade ein, auf welcher der Hausherr sitzt, und die Wände und Säulen zieren lineare Verzierungen eigenen Geschmackes. Ueberall zeigt sich das Bestreben, das Ruinenartige, dem sonst die Thonbauten so leicht anheimfallen, zu vermeiden und Solidität mit Sauberkeit und Comfort zu verbinden. Selbst die bescheidenen Constructionen der uncivilisirten Musgo oder Massa, wie Barth sie beschreibt, erinnern in ihrer Solidität, Kunst und Reinlichkeit an die vorgeschritteneren Bauwerke ihrer civilisirteren Vettern von Logon und Bornu.

Das Solide in ihren Bauten und ihr eigenthümlicher Geschmack drücken sich auch in den übrigen Erzeugnissen ihrer Industrie aus, die sich auf Korbflechterei, Indigofärbekunst, Herstellung ihrer Kleidung und Waffen, Bau der Fahrzeuge und Verfertigung andrer Holzarbeiten erstreckt. Ihre Körbe, Schüsseldeckel, Matten und Vorhängethüren sind weit und breit berühmt. Eßschüsseln aus Holz wissen sie in einer Größe und Schönheit herzustellen, wie kein Nachbarstamm. Die Planken ihrer Boote, welche etwa 50 Fuß lang und 3—4 Fuß breit sind, schneiden sie aus dem Holze des Giraffenbaumes, den langen Schnabel derselben aber aus dem harten Holze des Dschochan oder der Murraja. Ihre Nahrung

ist eben so substantiell als reichlich, und wenn mir nicht so unglaubliche Quantitäten vom Könige von Logon als Gastmahlzeiten geschickt wurden, als seiner Zeit Barth von dessen Vater, so waren dieselben doch immer noch ungewöhnlich, die Zeiten übrigens viel schlechter geworden, und König Maruf mir nicht gerade wohlgesinnt, da ich zu seinem Feinde reiste. Speciell Logon ist reich an Honig und eßbaren Wurzelknollen, welche von der süßen Patate des westlichen Südens abweichen und an Fischen, welche leider gewöhnlich in trockenem Zustande und widerwärtig duftend genossen werden.

Den eigenthümlichen Eindruck, den diese Massa-Stämme auf Fremde machen, bringen dieselben auch auf ihre Nachbarn hervor. Für jeden Bornu-Mann ist es eine ausgemachte Thatsache, daß die Mekkari alle mehr oder minder Zauberer sind, daß sich die meisten Nachts in Hyänen verwandeln und dann das Fleisch der Verstorbenen genießen, und daß sie mit ihrem bösen Blicke unendlich viel Unheil stiften. Verschiedene Ortschaften haben in diesen schlimmen Künsten einen verschiedenen Ruf. Ihr eigener Glaube an Zauberei ist ebenfalls lebhaft, und der König von Logon konnte sich nicht entschließen, mich zu empfangen, nicht allein, weil er mir zürnte, daß ich zu seinem Feinde reiste, sondern auch aus Furcht vor meinen teuflischen Künsten.

In der Hauptstadt des Ländchens, Karnak Logon, hatten sich die beunruhigendsten Nachrichten über meine Ankunft verbreitet. Die vielen Leute und Pferde in meinem Gefolge (jener hatte ich etwa 60, dieser 30) unterstützten das Gerücht, demzufolge ich gekommen sei, durch natürliche und übernatürliche Mittel den Bagirmi-König von seinen Feinden zu befreien und ihm wieder zu seinem Lande zu verhelfen. Der König Maruf war in die höchste Unruhe, um nicht zu sagen Besorgniß oder Furcht, versetzt worden. Dieser Herrscher ist der Sohn Jsef's (anderer Name für Jussef), der zur Zeit Barth's regierte und ein sehr braver Mensch und Fürst gewesen zu sein scheint. Maruf kam etwa gleichzeitig mit dem landflüchtigen Bagirmi-Könige zur Regierung und erfreut sich im Ganzen der Zuneigung seiner Unterthanen, obgleich er ein hohler, wenn auch unschädlicher Poltron ist. Schon einige Tage vor meiner Ankunft hatte er in Aussicht dieses wichtigen Ereignisses seinen Kriegshauptmann Bogolo zu sich entboten, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein. Anfangs suchte er Zeit zu gewinnen und durch alle möglichen Ausflüchte mein Betreten der Hauptstadt hinauszuschieben. Bald war er noch nicht genügend vorbereitet, um eine so ansehnliche Person, wie meine Wenigkeit, einen so fremden, außerordentlichen Mann würdig zu empfangen; bald war ein Bote des Scheich Omar in nächster Nähe, der noch mich betreffende Briefe bringe; bald sollte eine Streitigkeit mit dem Thronfolger erst beigelegt werden. Doch nach anderthalb Tagen ließ ich mich nicht mehr zurückhalten und vernichtete bei meinem Einzuge den letzten Rest von Maruf's Muth, indem ich nicht allein mein Gesicht mit dem Litham (d. h. einer das Gesicht verschleiernden Turbantour) bis zu den Augen verhüllte, sondern diese selbst noch durch eine blaue Brille seinem Forscherblicke entzog. Vergebens suchte ich am folgenden Tage eine Audienz zu erlangen; er war äußerst erfinderisch in Ausflüchten aller Art. Auch am dritten Tage konnte er sich nicht entschließen, mir eine private Audienz zu ge-

währen, sondern empfing mich mit allen Gliedern der Karavane gemeinschaftlich in seinem Empfangshofe. Er saß oben auf einem Schattendache in einem Mattengemache, dessen übliche Vorhängethür, aus langen Binsen nach Art unsrer Holzjalousieen verfertigt, dem im Innern Befindlichen den Blick nach Außen gestattet, während er selbst für die Außenwelt unbemerkbar bleibt. Wir hockten alle in dem sauberen Sande des Empfangshofes — es ist in den dortigen Negerländern gerade so unziemlich, vor einer hohen Persönlichkeit aufrecht stehen zu bleiben, als in Europa, sich ohne Aufforderung vor ihr zu setzen —, die Leute von Logon und die von Bagirmi ihrer Landessitte entsprechend mit entblößtem Oberkörper. Der officielle Dolmetscher hielt sich auf der Höhe des Schattendaches vor der Thür des Mattengemaches und übertrug uns die Worte des Königs in die Kanuri-Sprache. Während dieser nun den Befehl des Scheich, mir den Weg zum Mbang (König) Mohammedu frei zu geben, anerkannte, suchte er meine Weiterreise durch eine übertriebene Schilderung der Hungersnoth auf dem ganzen Wege zu demselben und der dringenden Gefahr, in der der entthronte König und seine Begleiter schwebten, zu verhindern. Als ich taub für alle Warnungen und blind für alle Bilder des Entsetzens blieb, die er mir in den schwärzesten Farben vormalte, ließ er mich fragen, ob ich überhaupt auf seinen Rath zu hören geneigt sei. Ich bejahte dies nicht allein sehr höflich, sondern in so überschwänglichen Ausdrücken, als Sitte und Sprache jener Gegenden erheischen, und darauf schlug er mir denn vor, von meinen und seinen Leuten eine Untersuchungs-Commission nach Bugoman, das sehr gut in anderthalb Tagen zu erreichen war, zu senden, um ganz sichere Nachrichten einziehen zu lassen. Wenn nun König Abd er Rahman sich in seiner gewöhnlichen Residenz Bidderi, in nächster Nähe Massenja's, aufhielt, so konnte man ihn auf gutem Pferde in zwei bis drei Tagen erreichen, und ich hielt Herrn Maruf nicht für unfähig, uns, unsre Pferde und Waaren an denselben zu verrathen. Ich dankte ihm also für seine gute Absicht, erklärte ihm aber fest, am nächsten Tage abreisen zu wollen, da mir Scheich Omar, sein und mein Herr, die größte Schnelligkeit und Heimlichkeit anbefohlen habe, und da ich etwaige bestimmte Nachrichten in dem so nahen Bugoman selbst zu hören vorzöge.

Nach diesem Mißerfolg seinerseits konnte er sich erst recht nicht entschließen, mich in privater Audienz zu empfangen. Vergebens ließ ich ihn an die freundschaftliche Aufnahme erinnern, die Barth bei seinem Vater Jsef gefunden habe, vergeblich arbeitete seine eigene Neugierde und sein Wunsch, Medicamente oder Zaubermittel von mir zu erhalten, für mich: mehrmals ließ er mich zu ganz vertraulichem Besuche einladen, doch jedesmal fehlte ihm, wenn ich im Vorhofe wartete, schließlich der Muth.

Den Entschluß, mir die Fußpassage freizugeben, erleichterte ich ihm Tags darauf durch ein Extrageschenk und konnte so am 17. März auf das jenseitige Ufer übersetzen. Der Fluß fließt hart unter den Mauern der ansehnlichen Hauptstadt, die 12—15,000 Einwohner hat, vorüber, war zu dieser Jahreszeit 400—500 Schritt breit und konnte an einigen Stellen durchwatet werden. Flußpassagen in Afrika haben ihre Bedenken und machen Tage ernstester Sorge und peinlichster Aufregung. Sind die Flüsse selbst nur klein und so flach, daß

Mensch und Thier hindurchzuwaten im Stande sind, so macht doch das ungeschickte Kameel seine Fehltritte, oder weigert sich ein hartnäckiger Esel, sich mit dem ihm unsympathischen Elemente zu befreunden, oder wirft ein Ochse seine Ladung vom Rücken: Verlust oder Schädigung von Werthstücken, deren man wahrlich nicht überflüssig mit sich führt, sind meist unumgänglich. Sind die Flüsse tiefer, so stellt man wol primitive Fähren oder Transportmaschinen aus mehreren hohlen Kürbissen her, die unter einander verbunden sind, oder aus dem federleichten Ambadsch-Holze, oder hat gar nur thönerne Wasserkrüge, in denen das Gepäck von Schwimmern übergeführt wird und deren permeable Wendungen dasselbe nicht einmal vor Durchnässung zu schützen vermögen. Naß wird das Gepäck hier, zerstückelt dort, gestohlen jedenfalls von den diese Vehikel schwimmend vor sich herstoßenden Fährleuten. Hier in Logon gab es glücklicherweise große Kähne der früher erwähnten Art, und wenn dieselben auch nicht sehr dicht halten, da die Planken, zwar durch Stricke aneinander genäht, die gleichzeitig Binsenbüschel auf die Spalten drücken, selten gut aneinanderpassen, so genügten sie doch für unsre Zwecke vollständig. Dazu war glücklicherweise die Zeit niedrigen Wasserstandes. Uebrigens resultiren, wie angedeutet, die Hauptunannehmlichkeiten der Passage größerer Flüsse hauptsächlich aus der Ueberführung der Thiere. Der Esel, so intelligent er sonst in Afrika ist, läßt sich gewöhnlich nur durch Anwendung einer gewissen Gewalt überreden, die Schwimmpartie zu unternehmen, und macht, wenn keine großen Boote vorhanden sind, ernstliche Schwierigkeiten; das Pferd ist unruhig, ungeschickt, furchtsam, schlägt den Nachen um oder verletzt das Nachbarpferd; das Kameel geht auch nicht gutwillig in's Wasser, so gut es auch nachher schwimmt, und nur der Ochse findet sich mehr oder weniger in seinem Elemente.

In dem Landstrich zwischen den beiden Armen des Schari, den wir in Südsüdost-Richtung durchreisten — bis Bugoman hat man in derselben ein und einen halben Tagemarsch —, war das Terrain niedrig gelegen, wasser- und sumpfreich, doch glücklicherweise ohne Lehmboden. Einige bisher nicht beobachtete Leguminosen-Bäume und eine einem verkrüppelten Apfelbaume ähnliche Gardenia traten zu den bisher vorwaltenden Bäumen, und das wilde Schwein, das in der ganzen Mekkari-Landschaft, sowol in Bornu als in Logon, nicht gerade selten ist, wurde hier das verbreitetste Wild. Die Einwohner des in der Mitte zwischen der Hauptstadt Logon und Bugoman gelegenen Städtchens Kultschi betrieben die Jagd auf dies unreine Thier mit Vorliebe und schämten sich seiner culinarischen Verwerthung durchaus nicht. Freilich gehörten dieselben einer Classe der menschlichen Gesellschaft an, welche weder in Bornu noch in Logon als besonders anständig gilt und weder von den Kanuri noch von den Mekkari als ihres Gleichen anerkannt wird. Man sagt, sie seien Reste der Autochthonen der Tsade- und unteren Schari-Ufer, nächste Verwandte der oben erwähnten Sou und der Tsade-Insulaner, welche sich von den Einwohnern weder haben vollkommen absorbiren noch in das Innere des Sees drängen lassen. Sie heißen „Keribina", führen meist ein unstätes Waldleben und ernähren sich von dem in jenen Gegenden nicht besonders angesehenen Gewerbe der Jagd. Was übrigens das dortige Wildschwein betrifft, so erscheint

der Genuß seines Fleisches selbst vielen sonst gläubigen und strengen Mohamedanern, wenn auch nicht anständig, so doch nicht sündhaft. Sie stützen diese Anschauung auf die Thatsache, daß dies Thier nicht identisch sei mit dem Schweine des alten Testamentes und damit in die Kategorie derjenigen Gegenstände falle, deren Genuß nicht „haram“ d. h. Sünde, sondern nur „mäkro“ d. h. unziemlich sei. Die übrigen Ortschaften auf unserem Wege, welche meist unbedeutende Dörfer darstellten, waren zum größeren Theile von Kanuri, zum kleineren von Mekkari bewohnt. Von Kultschi ab waren dieselben fast alle vom Bagirmi-Könige, so lange er in Bugoman Hof gehalten hatte, in seiner Getreidenoth und seinem Hasse gegen den Logon-König zerstört worden.

Kurz vor der Stadt Bugoman, welche hart am Flusse auf dem etwa 20 Fuß hohen, steil abfallenden Westufer liegt, kamen wir in Sicht des östlichen oder eigentlichen Schari, der hier 500—600 Schritt breit und in seinem westlichen Drittel tief und kräftigen Stromes war. Jenseits war flaches Sandufer, welches die Spuren eines zeitweilig höheren Wasserstandes weithin deutlich an sich trug. Bugoman, eine Stadt von etwa 6000 Seelen, war zum großen Theil kürzlich durch eine Feuersbrunst zerstört und die ursprünglichen runden Hütten mit Thonwänden und Strohdach durch improvisirte, leichte Strohhütten ersetzt worden. Die Einwohner, wie auch die des ebenfalls auf dem Westufer des Schari zwei Stunden weiter südlich gelegenen Städtchens Miskin waren ihrem angestammten Könige um so leichter treu geblieben, als sie durch den Schari gegen Abd er Rahman und die Wadaï-Leute ziemlich gesichert waren, und ich wurde in Folge dessen so glänzend aufgenommen, als es die von Hunger und Elend arg mitgenommenen Patrioten nur immer vermochten. Man sah in mir nicht mehr den Christen, sondern einen gottgesandten Retter für König und Vaterland. Freilich Viele waren auch wol in religiösen Angelegenheiten nicht bewandert genug, um die ganze Bedeutung der Bezeichnung eines Christen ermessen zu können, sondern begnügten sich, aus meiner hellen Hautfärbung die kühne Diagnose auf meine Abstammung vom Propheten, auf meinen Adel eines „Scherif“ zu stellen. Wenn die Leute mit mir zufrieden waren, so war ich durch ihre Erscheinung nicht minder angenehm überrascht. Hier traten mir zum ersten Male Bagirmi in Menge entgegen, und der äußere Eindruck fiel im Vergleiche sowol mit den Kanuri als mit den Mekkari entschieden zu ihren Gunsten aus. Sie übertrafen jene an Höhe und Kraft, diese an Ebenmaß und Eleganz. Die ganz schwarze Hautfarbe, die ich erwartet hatte so vorwaltend in Bagirmi zu finden, schien hier seltener, als im eigentlichen Bornu. Besonders die Frauen zeichneten sich durch schlanken, eleganten Wuchs aus und übertrafen die Männer durch die Zierlichkeit und Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge. Dazu hatten sie ein reizend kokettes Wesen, das sie hoch über die Gefallsucht der Bornu-Damen stellte. Die schöne, kleidsame Helmkamm-Coiffüre der Ngomatibu-Frauen macht bei den Mekkari einer durchaus häßlichen Haartracht Platz, die in fünf oder sechs vom Scheitel ausgehenden, am Ursprunge dicken, sich dann allmälig verjüngenden und in freien Spitzen endigenden, in regelmäßigen Zwischenräumen dem Kopf durch ihr Ursprungshaar fest aufliegenden Zöpfen besteht. Bei ihrer Häßlichkeit, ihrem mystischen Wesen bekommen sie durch diese Tracht etwas ent-

schieden Hexenartiges. Die der Bagirmi-Frauen ist weniger ungeheuerlich, läßt aber für unsern Schönheitssinn freilich ebenfalls viel zu wünschen übrig. Sie scheeren das gesammte Kopfhaar gleichmäßig kurz, so daß es gerade nur hinreicht, um auf jeder Seite drei bis fünf schmale Flechtchen aus Schafshaaren oder schwarz gebeizten Pflanzenfasern zu befestigen, deren Endpunkte vorn und hinten zusammenstoßen, so daß ein spitzes Oval gebildet wird. Eine Wittwe des Königs Abd el Kader, welche hier lebte, erwies mir in Miskin Gastfreundschaft, und ich kann versichern, daß die Dame, trotzdem sie doch die in jenen Gegenden bedenkliche Grenze der Dreißig überschritten hatte, durch ihre ebenmäßige Gestalt, ihre ausdrucksvollen, zierlichen Gesichtszüge und ihr anmuthiges Wesen auch bei uns für eine hübsche junge Frau gelten konnte.

Bei Miskin überschritten wir den Schari, da das Westufer häufig von räuberischen Musgo bestrichen wurde, und keinerlei Bagirmi-Ortschaften trug, zogen auf dem Ostufer nach Süden, passirten den kleinen nordöstlichen Arm des Schari, oben als Ba Irr oder Ba Batschikam aufgeführt, der bei dem Dorfe Mebi sich wieder mit dem eigentlichen „Ba" vereinigt und an unsrer Uebergangsstelle etwa 100 Schritt breit und 4 Fuß tief war, und erreichten selbigen Tages Mandschafa oder Maisa. Diese Stadt gilt eigentlich für die zweite Hauptstadt des Bagirmi-Reichs, ist nahezu so groß als Bugoman und liegt hoch auf dem sich hier steil bis zu 40 Fuß erhebenden Ostufer hart am Flusse. Dieser war etwa 700 Schritt breit und bot den getreidelosen, hungrigen Einwohnern durch einen wahrhaft unglaublichen Fischreichthum ausreichende Existenzmittel. Ich erhielt am ersten Tage als Gastgeschenk einen Fisch von 6 Fuß Länge und fast menschlichem Umfange. Trotzdem König Mohammedu hier nach der Eroberung seiner Hauptstadt ebenfalls eine Zeitlang residirt hatte — sein ältester Sohn, der Thronfolger, fiel hier im Kampfe gegen Abd er Rahman —, so waren die Einwohner doch von allen Bagirmi-Anwohnern des Schari am zweifelhaftesten in ihrer Treue gegen den angestammten König.

Mandschafa war der einzige Ort auf dem rechten Ufer des Schari, dessen Einwohner innerhalb der Mauern wohnen geblieben waren. Alle andern Ortschaften waren verlassen und halb zerstört, und ihre Bewohner lebten auf den zahlreichen Sandinseln des Stromes von den Fischen desselben und dem Grassamen der Ufer. Seit Jahr und Tag waren die Armen durch Ueberfälle und Ausplünderungen so abgehetzt, daß keines der Inseldörfer uns in größerer Anzahl auf ihre Insel kommen ließ, trotzdem sie von der Harmlosigkeit unsrer Intentionen wol überzeugt sein konnten. Eine Anzahl Sklaven des Königs hatte uns in Bugoman erwartet, um uns als Escorte und Wegweiser zu dienen; doch auch sie flößten den Einwohnern — und wol nicht mit Unrecht — nicht das gehörige Vertrauen ein.

Als wir nach drei weiteren Marschtagen auf dem Ostufer den größeren Ort Baingana erreicht hatten, sahen wir uns der Nachrichten über die Bewegungen des Königs Abd er Rahman wegen, der ebenfalls nach Süden gezogen war, genöthigt, unsre Reise auf dem linken Ufer des Stromes fortzusetzen. Nach anderthalb weiteren Tagen erreichten wir Maffale und hatten nur noch zwei Tagereisen bis Busso, in dessen Nähe der Gegenkönig lagerte. Abgesandte von

ihm befanden sich gleichzeitig mit uns in der erstgenannten Stadt und machten die Einwohner in ihrer Treue gegen den legitimen Herrscher schwankend.

Hier mußten wir den herrlichen Strom mit seinen hohen Uferwaldungen, seinen im Sande träumenden und gähnenden Krokodilen, seinen belebten Inseln verlassen, um dem König Mohammedu zu folgen, der in die südlichen Heidenländer gezogen war. Wir hatten nahezu die Südgrenze des Kernlandes Bagirmi erreicht. Busso stellt dort gleichzeitig die Landesgrenze und die des Islam dar und ist schon zur Hälfte von Heiden bewohnt. Südöstlich von da folgt die Landschaft Sarua, von diesem südlich liegt Miltu und weiter in derselben Richtung das Njillem-Land auf beiden Seiten des Flusses. Südlich vom Territorium des Njillem ist das kleine Land der „Frau" oder der „Königin", dessen Einwohner mit den Njillem identisch zu sein scheinen, und südlich von diesen bilden die zahlreichen Abtheilungen der Sara die Grenze der dort bekannten Welt. Die letzte bekannte Station in dieser südöstlichen Richtung war Dai oder Sara Dai d. h. die Sara von Dai, von denen einige Tagereisen südlich oder südöstlich die Trennung des eigentlichen Schari und des Flusses von Logon aus einem Stamme statthaben soll. Nach dieser südlich von Bagirmi verbreiteten und von dortigen Heiden mir oft bestätigten Ansicht, deren Richtigkeit mir aber später bei meiner Rückkehr während der Regenzeit durch das ungleichmäßige und ungleichzeitige Anschwellen beider Ströme sehr zweifelhaft wurde, müßte das ganze Land zwischen beiden eine langgestreckte, ovale Insel bilden, deren nordwestlichste langausgezogene und umgebogene Spitze in dem östlichen Theile von Logon bestehen und bei Kusseri endigen, während der südöstlichste Theil, abgerundeter, von Sara-Landschaften eingenommen sein würde. Von der Sara-Gegend, dem Flusse von Logon nach Nordwesten folgend, gelangt man zu den Gaberi und von diesen zu den Massa, die bis Logon reichen. Das Innere der Gegend zwischen beiden Strömen wird dann occupirt von den Kuang, welche zwischen den Musgo und Busso wohnen und den Schari erreichen; von den Somraï, welche südlich von den Kuang und von Busso ihren Sitz haben; den Ndam, welche die Somraï von den Miltu trennen, und südlich von diesen endlich den Tummok, deren Territorium rings von Sara und Gaberi umgeben ist.

Nach Südwesten geht die Kenntniß der Bagirmi-Leute nicht über den Fluß von Logon hinaus. Jenseits desselben wohnen die Bai, deren einzelne Ortschaften wol hier und da ausgeplündert werden, die jedoch nicht mehr zu den eigentlichen Heidenstämmen Bagirmi's, zu seinen Sklavenquellen, gerechnet werden können. Doch östlich von Schari dehnen sich die Bua-Landschaften aus, welche in regeren Beziehungen zu den Bagirmi-Königen stehen und nördlich von diesen, östlich vom Flusse von Kirsua, leben in ihren Felsensitzen die Sokoro, welche zum großen Theile ihrer Nähe wegen in geregeltem Abhängigkeitsverhältnisse zu Bagirmi stehen, zum Theil aber auch, durch die Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze geschützt, sich unabhängig haben erhalten können.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb.

VIII.

Mc. Clellan, dessen Verbindung mit dem Haupt-Depot in White-house durch Stuart's Cavallerie bedroht war, und der auf die Cooperation Pope's nicht mehr rechnen durfte, fand seine Stellung zu ausgedehnt. Er änderte seine Front und wollte soweit südlich gehen, daß sein rechter Flügel den White-Oak-Swamp, sein linker den James-River berührte, seine Verpflegungslinie wurde vom York-River nach dem James-River verlegt. In dieser neuen Stellung waren seine Flügel besser angelehnt, seine Armee war nicht durch einen Fluß mit sumpfigen Ufern und schnell wechselndem Wasserstande getheilt, endlich sicherte ihm der James-River die Mitwirkung der weittragenden Geschütze auf den Kanonenbooten. Beim Beginn der Ausführung dieser Bewegung am 26. Juni wurde sein äußerster rechter Flügel bei Mechanicsville angegriffen und der Angriff am folgenden Tage bei Gaines-Mill wiederholt. Lee soll durch geheime Anhänger der Conföderation in Washington von Mc. Clellan's Plan unterrichtet gewesen sein; er war auch durch Jackson verstärkt, der am Tage vorher in Ashlad eingetroffen war und den Auftrag hatte, Mc. Clellan's rechten Flügel auf dem linken Ufer des Chikahominy zu umgehen, und dessen Hauptstützpunkt in White-house zu bedrohen. Dort waren das Depot und alle Erdwerke schon geräumt, der Train und die Munitions-Colonnen passirten unter dem Schutze der gut placirten Artillerie die schmalen Defiléen des Sumpfes. Am 29. erfolgte bei Peak-Orchard ein neuer Angriff, den ebenfalls das Feuer der überlegenen Artillerie zurückwies. Es gelang Mc. Clellan, die ganze Armee bis hinter den Sumpf und bis an den James-River zu führen. Während er am 30. seine Divisionen zur neuen Gefechtsstellung ordnete, wurde er durch mehrere aus Richmond kommende Colonnen mit solcher Energie angegriffen, daß seine Truppen zu weichen begannen. Erst das Feuer der Kanonenboote vom Flusse aus und ein Offensivstoß, den Heinzelmann mit seinem Corps unternahm, warfen die Angreifer zurück. Am 1. Juni griff Lee, von Richmond aus, noch

*) Pollard, the first, second and third year of the war.

einmal den linken Flügel der Unirten an; eine von Mc. Clellan gewählte Geschütz-Position bei Malvern-Hill und das Feuer der Kanonenboote vom untern James-River wirkten so vernichtend, daß Lee nach großen Verlusten zurückging und den Versuch, die Verbindung Mc. Clellan's mit dem James-River, wie die spätere Einschiffung zu hindern, aufgab.

Den Ernst der Kämpfe an jenem Tage mag der folgende Zug beweisen. Jackson schickte einem Commandeur den Befehl zu, über ein offenes Feld vorzugehen und eine verdeckt stehende Batterie anzugreifen. Der Officier sprengte zu Jackson und fragte: „Geben Sie mir den Befehl, diese Batterie anzugreifen?" — „Yes." — „Unmöglich, Sir, meine Leute werden vernichtet, da kann nichts lebendig bleiben." Jackson hörte still zu, seine Züge wurden kalt und hart, dann erhob er den Finger und sagte, auf die Batterie deutend: „General, ich pflege allemal für meine Verwundeten zu sorgen und meine Todten zu begraben. — Sie haben meinen Befehl gehört, gehorchen Sie."

In den siebentägigen Kämpfen waren die Conföderirten meist in der Offensive und im Ganzen siegreich; aber sie hatten schwere Verluste erlitten, und viele Regimenter waren kaum mehr gefechtsfähig. Bis Anfang August blieb Mc. Clellan, der nach dem Urtheile seiner Gegner seltene Feldherrntalente gezeigt hatte, bei Harrison-Point am James-River und ging dann zu Schiff von Monroe nach Aquia-Creek, wo die Armee durch 30,000 Mann unter Burnside verstärkt und der Oberbefehl diesem übergeben wurde. Mc. Clellan ging nach Alexandria, um neue Corps zu organisiren. Die Offensive vom James-River aus war definitiv aufgegeben. Wie nach der Schlacht von Bull-Run, folgte auch jetzt auf die Enttäuschung über den erwarteten Sieg eine neue Anspannung aller Kräfte. Der Congreß genehmigte die Anwerbung von 300,000 Freiwilligen und die Stellung von 300,000 Milizen auf 9 Monate; in jedem Staat, der bis zum 15. August sein Contingent nicht gestellt habe, sollte die Conscription eintreten.

Im Süden war die Conscription längst durchgeführt worden; um aber alle Kräfte in Virginien, wo die Entscheidung zu liegen schien, zu concentriren, hatte Beauregard vom Gegner unbemerkt seine Stellung bei Corinth verlassen und den größten Theil seiner Truppen Lee zugeführt. Die Vertheidigung des Westens der Conföderation wurde im Ganzen den Guerillas überlassen. Vicksburg und Port-Hudson wurden schon jetzt armirt, befestigt und mit Besatzungen versehen, wodurch der Mississippi auf eine Strecke von 100 Meilen gesperrt, und die Verbindung mit Texas, dem westlichen Louisiana und Arkansas gesichert wurde.

Ende Juli fühlte sich Lee stark genug, die Offensive zu ergreifen; mit 2½ Divisionen war Jackson vorgerückt und traf am 9. August mit Pope, der ihm entgegen gegangen, bei Cedar-Run zusammen. Trotz Pope's großer Ueberlegenheit und der Tapferkeit der Truppen siegte Jackson, ging aber dann, um mit der Hauptarmee unter Lee zusammenzustoßen, nach Orange-Courthouse.

Da Lee Nachricht erhalten, daß Burnside's Corps bei Aquia-Creek zur Verstärkung der Potomac-Armee bestimmt sei, beschloß er, Pope vor dessen Verstärkung anzugreifen, ihn durch Jackson's Corps umgehen, und die Magazine in Manassas durch dasselbe zerstören zu lassen, um ihm jede Offensivbewegung un-

möglich zu machen. Am 25. August ging Jackson über den Rappahannok und erreichte in Eilmärschen Thoroughfaregap, ein schmaler Weg, der durch die blauen Berge führt. Durch seine Spione und die südstaatlich gesinnte Bevölkerung mit guten Nachrichten versehen, konnte er alle üblichen Vorsichtsmaßregeln entbehren; seine Cavallerie ging auf anderem Wege als die Infanterie; seine an gewaltige Märsche gewöhnten Bataillone — die Fuß-Cavallerie genannt — gingen querfeldein durch Korn, über Hecken und Bretterzäune. Trotzdem blieb die Ordnung ungebrochen, und als Jackson die Colonne entlang ritt und seine Freude über die gute Haltung aussprach, wollte das übliche Geschrei, das sein Erscheinen hervorrief, ausbrechen. Aber auf Jackson's Zuruf: „Schweigt still, boys, die Yankees hören uns," wurde der Marsch in lautloser Stille fortgesetzt. Die Truppen hatten nur geringe Rationen mitnehmen können; auf dem Wege von Rappahannok bis Manassas, das am 26. Nachmittags erreicht wurde, hatten sie von halbreifem Korn und grünen Aepfeln gelebt, aber ihre Freudigkeit war ungebrochen, sie standen nun im Rücken von Pope's Armee. Die ausgehungerten, todtmüden Soldaten fielen über die reichen Vorräthe in Manassas her, die kleine Besatzung hatte keinen Widerstand geleistet; Jackson konnte nur einen geringen Theil der Lebensmittel mitführen, ungeheure Massen an Brod, Mehl und Fleisch wurden verbrannt, die Eisenbahnen zerstört, und es Pope so unmöglich gemacht, vor Errichtung neuer Magazine gegen Richmond vorzugehen. Von Washington war Taylor mit einer Division zum Schutz von Manassas vorgeschickt; Ewell von Jackson's Corps warf ihn zurück und drang bis Vienna, wenige Meilen von Washington, dann kehrte er mit Jackson nach Centreville zurück, um zu Lee zu stoßen.

Am 29. von Hooker und Sigel angegriffen, siegte Jackson bei Bull-Run und schlug am 30., durch Longstreet's Corps verstärkt, die vereinigten Corps von Hooker, Banks, Sigel und Mc. Dowell. Ein neuer Versuch, die Potomac-Armee von Washington abzuschneiden, wurde durch das Gefecht bei Fairfax am 1. August verhindert; Pope zog sich nach den Höhen von Arlington bei Washington zurück.

Jackson's alter Plan, den Krieg in Feindesland zu tragen, nach seinem Wort die Strategie des Scipio Africanus, wurde nun ausgeführt. Lee entschloß sich, den Potomac oberhalb Harpers-Ferry zu überschreiten, und in Maryland und Pennsylvanien einzudringen. In Eilmärschen, denn es galt, den Feind zu überraschen, wurde der Potomac erreicht und schon am 4. September bei Leesburg, 135 Klm. von Centreville, überschritten. Aber bei dem Mangel an Ruhe und Nahrung, den ungeheuren Anstrengungen, waren die Kräfte der sonst so abgehärteten und marschgewöhnten Truppen erschöpft.

Unter dem Gesang des Liedes: „Maryland, my Maryland" waren sie nach Norden aufgebrochen, doch sanken Tausende von jedem Corps auf dem Marsche nieder, und auf dem Wege von Manassas bis Leesburg fand man ganze Schwärme von Maroden, die theils Lebensmittel suchten, theils fast bewußtlos am Boden lagen. Trotzdem entschieden sich Lee und Jackson, die Offensive fortzusetzen, und erreichten am 6. September Frederiks-City. Es war Jackson's Grundsatz, nach weiten Märschen sofort mit den ermatteten Truppen zu schlagen, um die Ueberraschung des Gegners auszunutzen, wie er es bei Cedar-Run und

später bei Chancellorsville gethan. „Ich will lieber den Schweiß als das Blut meiner Soldaten vergießen," sagte er, und hat so mit geringen Opfern oft große Erfolge erreicht.

Von den vielen unfähigen Führern der Unions-Armee war Pope wol der unfähigste. Durch seine verwüstende Kriegführung in Virginien und seine schwülstigen Proclamationen im napoleonischen Styl machte er sich so verhaßt als lächerlich. Er wurde schmählich geschlagen, so oft er mit Jackson oder Lee zusammentraf. Da weder Banks noch Hooker oder Sigel Vertrauen erweckten, wurde der Befehl über die Potomac-Armee wieder an Mc. Clellan übergeben, der sie auf Frederiks-City, wo die conföderirte Armee gestanden, führte. Diese war nach Sharpsburg zurückgegangen, und Lee, der eine Defensivstellung gewählt, hatte Jackson nach Harpers-Ferry gesandt, da es ihm gefährlich schien, den wichtigen Uebergang, der durch eine Garnison von 10,000 Mann vertheidigt wurde, in seinem Rücken in Feindes Hand zu lassen. Am 12. nahm Jackson die befestigte Stadt, General White capitulirte, von allen Seiten umgangen, am 15., und noch am 16. traf Jackson früh genug am Antietam ein, um an der Schlacht theilnehmen zu können. Der unentschiedene Kampf wurde am folgenden Tage erneuert, indessen glückte es Mc. Clellan nicht, die feindliche Position zu nehmen. Dennoch zog sich Lee zurück; Mc. Clellan, der bei seinem wiederholten Angriffe 10,000 Mann verloren hatte, war zu schwach, ihn zu verfolgen, und blieb trotz aller Aufforderung von Washington aus am linken Ufer des Potomac.

Lee ging bis Winchester, Jackson bis Bunkershill zurück, ohne eine neue Offensivbewegung, die ihnen von Richmond aus angerathen wurde, zu versuchen. Die Erfolge der virginischen Armee schienen an den heimischen Boden geknüpft, jede Invasion, die Lee, diesmal auf Jackson's Rath, versuchte, war unglücklich; nach den großen Verlusten bei dem forcirten Marsch war sein Heer bei Sharpsburg nur 34,000 Mann stark; er war zur Defensive gezwungen, besonders vor dem Eintreffen des am 10. nach Harpers-Ferry detachirten Jackson. Die Bevölkerung in Maryland zeigte sich keineswegs für einen Krieg in ihrem Staate begeistert; sie nahm die Südarmee kühl auf, in Pennsylvanien wurden überall die Milizen gegen sie aufgeboten, die Thore der Städte gesperrt, die Brücken bei der Annäherung des Feindes zerstört. Lee durfte die Existenz der virginischen Armee nicht ferner durch eine so gewagte Kriegführung auf's Spiel setzen; mit ihr war die Conföderation verloren, da den Südstaaten nicht so unerschöpfliche Mittel an Menschen, Geld und Material zu Gebote standen, wie dem Norden, der, wenn eine Armee zu Grunde gegangen, in wenigen Monaten eine neue in's Feld stellte.

In Washington, wie im ganzen Gebiet der Union regte sich große Unzufriedenheit mit Mc. Clellan's zögernder Kriegführung. Ende September hatte er das von den Conföderirten geräumte Harpers-Ferry besetzt und eine neue Brücke über den Potomac schlagen lassen, war aber nicht zu einem Angriffe des Feindes zu bewegen, da er sein aus größtentheils neu formirten Truppen bestehendes Heer, für zu wenig ausgebildet hielt. In seinem Rücken erschien plötzlich Stuart, mit 3000 Mann Reitern, brandschatzte mehrere Städte und kehrte mit reicher Beute, unverfolgt, über den Potomac zurück. Ende October

versuchten Burnside und Sigel, die südlich Washington standen, eine Demonstration gegen Lee's rechte Flanke, die von Mc. Clellan kaum unterstützt wurde, aber Lee veranlaßte, bis hinter den Rappahannok zurückzukehren, während Jackson und Longstreet an den Pässen der blauen Berge im Shenandoah-Thal blieben.

IX.

Halleck, der Oberbefehlshaber der Unions-Armee, warf Mc. Clellan vor, nach dem Siege bei Sharpsburg nicht energisch den Feind verfolgt, und Burnside's Bewegung gegen Lee nicht unterstützt zu haben. Ueberdem hatte Mc. Clellan sich in einem Armeebefehl mißbilligend über Lincoln's Proclamation ausgesprochen, welche die Emancipation der Sklaven am 1. Januar 1863 verhieß. So wurde ihm am 8. November der Befehl über die Potomac-Armee entzogen und in wenig glücklicher Wahl an Burnside übertragen. Mc. Clellan zog sich in's Privatleben zurück; in beiden Heeren wurden seine Talente und sein Charakter bald anerkannt und im Unionsheere schmerzlich vermißt; der demokratischen Partei angehörend, blieb er seiner Ueberzeugung treu, so hoch auch die Wogen der herrschenden Parteileidenschaft gingen. Aber es ist nur zu rechtfertigen, daß Lincoln den Oberbefehl über die wichtigste Armee nicht in den Händen eines Mannes ließ, der sich öffentlich gegen die Politik seiner Regierung ausgesprochen.

Der neue Oberbefehlshaber Burnside vereinigte die ganze Potomac-Armee nördlich des Rappahannok; er theilte sie in 3 starke, schwerfällige Corps, deren Führung er Franklin, Sumner und Hooker übergab. Ende November soll seine Armee, nach dem Eintreffen der Verstärkungen, 150,000 Mann stark gewesen sein. Ihm gegenüber bei Frederiksburg stand Lee, die Stadt war durch Longstreet's Corps besetzt, auch Jackson's Corps war im October herangezogen, und das Heer hatte so eine Stärke von 70—80,000 Mann. Die Brücken über den Rappahannok waren verbrannt, und das rechte erhöhte Ufer durch Schanzen und zweckmäßig angelegte Batterien verstärkt. In Folge der Weisungen, die er bei Uebernahme des Obercommando's erhalten, beschloß Burnside die Stellung anzugreifen. Trotz des feindlichen Feuers wurden 6 Brücken über den Rappahannok glücklich vollendet, und am 9. December gelang es Burnside den Fluß zu überschreiten und die Conföderirten aus dem am rechten Ufer gelegenen Frederiksburg zu vertreiben. Diese zogen sich nach ihren Verschanzungen, welche die Stadt dominirten und im Halbkreise umgaben, zurück.

Am 13. versuchte Burnside die starke Stellung des Feindes zu stürmen; der rechte Flügel, Sumner mit 50,000 Mann, griff die Front an, der linke Flügel, Franklin, ebenso stark, schwenkte und ging gegen die linke Flanke des Feindes vor; Hooker's Corps stand in der Reserve, und ging erst um 4 Uhr zum Angriff vor, als die beiden andern geschlagen waren.

Obwol die Brigaden in großer Ordnung und mit vieler Bravour vorrückten, mußte der Sturm der Höhen doch aufgegeben werden, da die tiefen ge-

*) Swinton, Campaigns of the army of the Potomac.

schlossenen Colonnen zu viel durch das Feuer der Infanterie und Artillerie von dominirenden Höhen in dem ungedeckten Terrain litten. In wenigen Stunden verlor Burnside 12,000 Mann. Wol in keiner Schlacht sind die Unionstruppen so schlecht geführt, nie sind Ströme von Blut so nutzlos und rücksichtslos verschwendet worden. Lee verfolgte nicht, und in der Nacht gelang es den Unionstruppen ungefährdet wieder über den Rappahannok zu kommen. — Trotz der großen Verluste beabsichtigte Burnside einen neuen Angriff; am 21. Februar 1863 brach die Armee auf, um die conföderirte Armee in der linken Flanke zu umgehen. Der Rappahannok sollte bei Banks-Furth oberhalb Frederiksburg überschritten werden. In Folge gewaltiger Regenstürme, die den fetten virginischen Boden unwegsam machten, mußte er umkehren, ohne den Feind gesehen zu haben. Wegen seiner Härte und schroffen Formen ohnehin unbeliebt, verlor Burnside durch seine verkehrten Maßregeln alles Ansehen; auf dem Rückzuge zeigten sich so bedenkliche Zeichen von Insubordination, daß Burnside nach Washington ging und Lincoln bat, eine Ordre zu genehmigen, die Hooker des Dienstes entließ, weil er unehrerbietige Reden über seine Vorgesetzten führe, achtungswidrig über andere Officiere rede, und incorrecte Rapporte mache, um das Urtheil über die Begebenheiten irre zu führen. Aus ähnlichen Gründen erbat er die Entlassung von zwei Brigadegeneralen, die Versetzung von sechs anderen. Lincoln schien geneigt, sagte aber: „ich muß erst mit Stanton und Halleck darüber reden," „dann wird nichts geschehen", erwiderte Burnside. — „Ich kann nicht helfen," meinte Lincoln; „ich muß erst mit ihnen sprechen". Am andern Morgen enthob Lincoln ihn des Obercommando's, das er Hooker, der seinen Vorgänger am lautesten und rücksichtslosesten kritisirt hatte, übergab. Burnside wurde bald darauf das Ohio-Departement übergeben; er war immer im höchsten Grade fügsam gegen die Regierung, und so blieb ihm die Gunst Lincoln's, Halleck's und des Kriegsministeriums trotz der Unfähigkeit, die er hier wie später vor Petersburg zeigte.

So sah die Union alle ihre Hoffnungen auf Niederwerfung des Aufstandes gescheitert; seit dem Frühjahr 1862 war fast nichts gewonnen worden, Lee stand mit einem siegreichen Heere am Rappahannok, konnte jeden Augenblick die Offensive wieder aufnehmen und durch das Shenandoahthal in Maryland eindringen. Im Herzen von Tennessee standen sich die Heere gegenüber, am Mississippi waren Vicksburg und Port-Hudson zu Festungen umgewandelt, welche die zwischen ihnen liegende Stromstrecke sperrten. Aber je länger der Krieg dauerte, desto mehr mußte die Ueberlegenheit der Union an materiellen Mitteln hervortreten. Ende 1862 berechnete die Regierung in Washington die Stärke des Heeres auf 1,090,000 Mann (wol übertrieben) — zu 19 regulären und 983 Freiwilligenregimentern, die Zahl der Geschütze und Kriegsschiffe nahm täglich zu, der Kriegsminister gab Ende 1862 die Stärke der Flotte zu 389 Kriegsschiffen, mit 3400 Geschützen an, darunter 114 Schraubendampfer und 60 Panzerschiffe. Ebenso war, trotz der großen Anleihen, die contrahirt worden, der Stand der Finanzen günstig. In den Südstaaten dagegen war das Heer durch die Conscription zwar auf 400,000 erhöht, aber es fehlte an Geschützen, und die Flotte bestand, inclusive der Caperschiffe, nur aus 27 Kriegsdampfern und einer schwim-

menden Batterie. Durch die ungemessene Ausgabe von unfundirtem Papiergeld war dieses fast ganz entwerthet, Gold hatte den zwanzigfachen Werth der emittirten Noten, und selbst das Papiergeld des Nordens hatte höheren Cours in Richmond, als das der Conföderation. So ließ sich trotz aller tactischen Erfolge des südstaatlichen Heeres und der Ueberlegenheit seiner Feldherren vorhersehen, daß das Uebergewicht des Nordens an Menschen, Geld und allen Kriegsmitteln im Verlauf des Krieges die Wagschale zu Gunsten des Nordens senken werde.

X.

Auf dem westlichen und dem centralen Kriegstheater hatten sich die Ereignisse günstiger für die Union gestaltet. Grant und Buell hatten bei Shiloh am 6. und 7. April einen glänzenden Sieg erfochten; Halleck vereinigte nun die einzelnen Heere, und übernahm selbst den Oberbefehl. Aber Beauregard räumte Corinth vor dem Angriffe, um mit dem größten Theile seines Heeres die Armee in Virginien zu verstärken; so fanden im Laufe des Sommers fast nur auf dem Mississippi Gefechte statt. Halleck, der bisher gewandt und glücklich operirt hatte, wußte bei Corinth 100,000 Mann zu concentriren, eine Ueberlegenheit, die es ihm möglich machte, schon damals das ganze westliche Gebiet der Conföderation zu beherrschen. Aber in Folge von Instructionen aus Washington wurde die Armee zersplittert, einzelne Theile unter unfähige Führer gestellt, so daß das Stromgebiet des Mississippi erst im folgenden Jahre nach heißem Kampfe erobert werden konnte. Wie sehr das Cabinet und die Politiker in Washington selbst damals noch den Ernst der Situation unterschätzten, zeigt sich auch darin, daß Sherman in den Zeitungen wahnsinnig — mad and crazy — genannt wurde, weil er in einem Bericht an Lincoln und im Gespräch mit dem Kriegsminister Cameron behauptet, 200,000 Mann seien nothwendig, um Kentucky und Tennessee dauernd der Union zu erhalten. In Vicksburg war ein neues Panzerboot, der Arkansas, gebaut, das Mitte Juli stromabwärts fuhr und Schrecken unter der Flotte der Unirten verbreitete. Mehrere Kanonenboote wurden zerstört, bis sich endlich ein aus Guttapercha gebautes Kanonenboot, der Essex, dem Arkansas gegenüber legte, mit seinen Hundertpfündern ein Loch in den Panzer schoß, und die inneren Holzwände durch glühende Kugeln in Brand setzte. Die Besatzung floh das brennende Schiff, das bald darauf explodirte.

Im August hatte der conföderirte General Bragg, ein Günstling des Präsidenten Davis, ein neues Heer von 40,000 Mann gesammelt und drängte den unthätigen Buell aus Alabama nach Tennessee, von dort nach Kentucky; Francfort, Lexington und der Cumberlandpaß fielen in die Hände der Conföderirten, für die der Besitz des an Schlachtvieh reichen Kentucky sehr wichtig war. Im Herbst vereinigten sich Price und Dorn, um Grant und Rosenkranz aus ihrer Stellung bei Corinth zu vertreiben; sie wurden aber am 4. October geschlagen. Buell rückte nun auch vor, um dem mit reichen Transporten aus Kentucky zurückkehrenden Bragg den Weg zu verlegen, erlitt aber bei Perrisville empfindliche Verluste. Das Commando der Tennessee-Armee wurde nun an Rosenkranz übergeben. Bragg war in die feste Stellung bei Chattanooga, dem Thor von Georgien, zurückgegangen; Rosenkranz stand an der Bahn, die von Nashville,

der Hauptstadt von Tennessee, dorthin führte. Ende December ging Bragg, dessen Armee auf 50,000 Mann verstärkt war, wieder vor und griff Rosenkranz bei Morfreesborough an, wurde aber nach mehreren blutigen Gefechten am 2. Februar durch die überlegene Artillerie der Unirten nach einem Gesammtverluste von 12,000 Mann zurückgewiesen und ging in seine alte Stellung. Trotz aller Aufforderungen von Washington aus folgte Rosenkranz nicht und blieb bis zum Herbst 1863 bei Morfreesborough stehen, ohne Bragg anzugreifen.

Das Commando der Mississippi-Armee war Grant anvertraut worden, er sollte, gemeinsam mit Rosenkranz operirend, die westlichen Theile von Tennessee und Kentucky sichern, und dann Vicksburg einnehmen, um die freie Schifffahrt auf dem großen Strome zu sichern, und das auf dem linken Ufer gelegene Gebiet der Conföderirten abzuschneiden. Die Admirale Porter von Memphis, Farragut von New-Orleans aus, rüsteten Flotillen zum Angriff von Vicksburg und Port-Hudson. Grant wendete sich zunächst gegen die Guerillaschaaren unter Forrest und anderen Führern, die Tennessee und Kentucky verwüsteten und lange Strecken der Ohio-Mobile- und der Ohio-Memphis-Bahn zerstört hatten. Sherman hatte er mit 30,000 Mann zur Belagerung von Vicksburg detachirt. Hier commandirte Pemberton, die Besatzung war verstärkt, und alle Versuche Sherman's, vom rechten Ufer des Stromes aus, bei Millikens-Bend und den Yazoo-River entlang, Vicksburg zu nehmen, mißglückten, auch die Operation Porter's mit der Flotille und Sherman's gegen den Deer Creek ($^{27}/_{3}$) war erfolglos geblieben. Zu spät war die Bedeutung von Vicksburg in Washington erkannt worden; im Frühjahr erhielt Grant, der Forrest zurückgetrieben, Befehl, alle Kräfte gegen Vicksburg zu vereinigen. Grant beschloß, sich zunächst in den Besitz des Arkansas zu setzen; die Flotille unter Porter und die Truppen unter Mc. Clernand gingen auf dem Mississippi und dem Arkansas vor, nahmen einige schwach besetzte Forts, mußten aber vor der Hauptstadt des Staates, Little-Rock, umkehren. An der Mündung des Arkansas erwartete Mc. Clernand Grant, der von Memphis kam, um dann mit ihm gegen Vicksburg zu operiren. Mc. Clernand, ein eitler ehrgeiziger Mann, intriguirte damals gegen Grant, er hoffte den Oberbefehl über die Mississippi-Armee zu erhalten. Auch das Verhältniß zwischen Halleck und Grant scheint nicht günstig gewesen zu sein. Das Vertrauen seiner Armee besaß Grant durchaus. Nach dem Kriege erzählte er Sherman, wenn er damals die Erfahrung späterer Jahre besessen, daß die Armee auch ohne regelmäßige Basirung leben könne, so würde er den Verlust seiner Depots in Holly-Springs unberücksichtigt gelassen haben, und Sherman meint, Vicksburg wäre schon im Januar gefallen, wenn es von Oxford aus angegriffen wäre; sechs Monate voll anstrengender, verlustreicher Operationen wären dann erspart worden.

Von New-Orleans aus hatten Banks und Farragut eine Expedition gegen Port-Hudson ausgerüstet, der es nur gelungen war, das von den Conföderirten im Sommer 1862 zurückgewonnene Batonrouge in Louisiana wieder einzunehmen. Banks, ein republicanisch gesinnter Advocat aus Massachusets und ein sehr unfähiger Feldherr, hatte den Gouverneur in New-Orleans, Butler, abgelöst. Dieser hatte sich durch seine Strenge und Rücksichtslosigkeit allgemein

verhaßt gemacht; auch wurde ihm vorgeworfen, sich durch Erpressungen bereichert zu haben. Da die Frauen der höheren Stände in New-Orleans öffentlich die Unionssoldaten verhöhnten und beleidigten, gab er den Befehl, sie in solchem Falle als öffentliche Dirnen zu behandeln. Obwol der Befehl in keinem Falle zur Ausführung gekommen, erregte er, bei der Achtung der Nordamerikaner vor jeder Frau, im Norden und Süden gleiche Entrüstung, Butler wurde abberufen, und Banks trat in seine Stelle. Nicht mit Unrecht durfte Butler in seiner Abschiedsproclamation hervorheben, daß während seiner Verwaltung New-Orleans zum ersten Male vom gelben Fieber (in Folge strenger Quarantaine) und von Pöbelexcessen frei geblieben sei, und daß die Erhaltung der Ordnung doch nur ein Menschenleben gekostet habe. Andererseits hat die Rolle, die Butler seit dem Kriege gespielt, bewiesen, daß er zu den Politikern von Fach gehört, die in den Vereinigten Staaten als ein Unglück und als eine Gefahr angesehen werden.

Im Laufe des Jahres 1862 war die Blokade aller Häfen der Südstaaten verstärkt, dennoch gelang es vielen Blokade-Runners die Wachsamkeit der Kriegsschiffe und Kanonenboote zu täuschen; die Bermudasinseln waren während der ganzen Dauer des Krieges ein Waarendepot für die Südstaaten. Die Caperschiffe Alabama, Nashville, Georgia, später der Shenandoah thaten dem Handel vielen Schaden, sie haben bis zum Sommer 1863 über 100 größere Handelsschiffe zerstört und die Schifffahrt wie den Handel der Nordstaaten gelähmt.

Unter Admiral Dupont und General Hunter wurde im Frühjahr 1863 eine Expedition ausgerüstet, um Charleston, von dem der Krieg ausgegangen, zu erobern. Die durch ihre Lage sehr schwer zugängliche Stadt war durch Beauregard verstärkt worden, sie wußte allen gewaltigen Kriegsmitteln zu widerstehen und fiel erst in Folge von Sherman's Zug durch Georgien nach Süd-Carolina. Auf die späteren Erfahrungen gestützt, sagte Porter, daß keine Panzerflotte im Stande sei, die Küstenforts zu passiren, **wenn** das Fahrwasser mit Sperrungen versehen sei.

Josef Hooker, der neue Oberbefehlshaber der Potomac-Armee, hatte sich als Brigade-General durch seinen stürmischen Muth, wie neuerdings durch seine Kritik Burnside's bemerkbar gemacht. Im Heere war er populär, die Soldaten nannten ihn „Figthing Joë", so wurde er gewählt, obwol er dem Cabinet in Washington nicht genehm war. Hooker schildert den Zustand der Armee bei seiner Uebernahme des Commandos folgendermaßen: „Durch die beiden mißglückten Unternehmungen auf Frederiksburg, den Eintritt der Regenzeit, der jede Operation bis zum Frühjahr unmöglich machte und die Armee fast in Schmutz begrub, war diese in beklagenswerther, fast hoffnungsloser Stimmung. Täglich kamen etwa 200 Desertionen vor. Ende Januar fand ich 2922 patentirte Officiere und 81,964 nicht patentirte Officiere und Gemeine abwesend; ich ließ alle Civilkleider bei der Armee verbrennen, deren Besitz den Deserteuren ihre Entweichung möglich machte, ließ alle Eisenbahnzüge und Posten visitiren, gab aber vielen Urlaub in der Winterzeit, wenn die Beurlaubten in wenigen Tagen wieder bei der Armee sein konnten. Durch Exerziren und andere Uebungen wurde besonders die Cavallerie verbessert, unsere Infanterie und Artillerie war denen der Conföderirten in allen Punkten überlegen, nur nicht in

der Disciplin. Mit materiell und intellectuell den unsrigen nicht gewachsenen Truppen hat Lee sich, allein durch Disciplin, eine Armee geschaffen, deren Haltung und Leistungsfähigkeit unerreicht ist in alter und neuer Zeit. Wir können uns ihr darin sowenig gleichstellen, als die andern Heere der Rebellen. Aber unsere Armee hatte doch in Disciplin, Instruction und in der sittlichen Haltung große Fortschritte gemacht und berechtigte zu den besten Hoffnungen; Anfang April, obgleich die Wege noch schlecht und ungangbar waren, hielt ich die Armee für fähig, die Operationen zu beginnen. Ich hatte gegen 40,000 Mann (nach den officiellen Listen nur 27,346) die neun Monate oder 2 Jahre gedient hatten, deren Entlassung also nahe war, ich hielt es daher für nöthig, den ersten günstigen Moment zu benutzen."

Von Halleck, dem General en chef, hatte Hooker nur die folgende, im Grunde jede kräftige Offensive ausschließende Instruction erhalten: „In Beziehung auf Eure Operationen werdet Ihr am besten beurtheilen, wann Ihr sie mit dem größten Vortheil beginnen könnt; immer behaltet die große Wichtigkeit im Auge, Harpers-Ferry und Washington zu schützen, entweder direct, oder indem Ihr im Stande seid, jedes Unternehmen gegen diese Orte zu strafen."

Schon am 13. April hatte Hooker Stoneman mit dem größten Theil der Cavallerie gegen Lee's Verbindungen abgeschickt, aber die Unternehmung war durch gewaltige Regengüsse unterbrochen; Ende April ging Stoneman weiter über den Rappahannok mit dem Auftrage, im Rücken des feindlichen Heeres die Brücke zu zerstören und bis nach Richmond zu dringen. Stoneman sollte seine 10,000 Pferde starkes Corps theilen, mit der einen Hälfte auf Gordonsville, mit der andern auf Richmond vorgehen. „Fight! Fight! Fight!" schloß Hooker's Instruction. Hooker hatte die Armee in 7 Corps getheilt, das 1., und 3. unter Sedgwick, sollten unterhalb Frederiksburg über den Rappahannok gesetzt werden, das 5., 11. und 12. Corps aufwärts des Flusses gehen, bei den vorhandenen Furthen über den Rappahannok und Rapidan setzen, und bei Chancellorsville, in der linken Flanke des feindlichen Heeres, 22 Kilometer von ihm entfernt, Stellung nehmen.

Das 2. Corps blieb vorläufig an den Uebergängen oberhalb Frederiksburg stehen, à portée beider Hauptcorps.

Hooker's Heer war über 100,000 Mann stark, das unter Lee, nach der Entsendung Longstreet's nach Süd-Virginien, nur 50, höchstens 60,000. Die Angaben der Schriftsteller weichen sehr von einander ab, überall ist es schwer, genaue Data über die Präsenzstärke der Heere in jenem Kriege zu erhalten. Die officiellen Angaben sind ganz ungenau, da sie nach den Löhnungslisten zusammengestellt sind, also die Soll-Stärke 1—2 Monat vor einem Gefechte erhalten. (In den Nordstaaten wurde die sehr hohe Löhnung oft erst nach 2 Monaten ausgezahlt, was auch für die Disciplin sehr nachtheilig war.)

Jedenfalls war die Gelegenheit zum Ergreifen der Offensive sehr günstig für das Unionsheer, die Umgehung versprach, wenn sie gelang, großen Erfolg, da jeder der beiden Theile, in welche das Heer zerlegt war, mit dem ganzen Heere unter Lee gleiche Stärke hatte; am 27. April begann die Umgehung und

wurde so schnell und gewandt ausgeführt, daß in der Nacht zum 30. 3 Corps, über 40,000 Mann in Lee's linker Flanke standen, ohne daß dieser Nachricht davon erhalten hatte. Am 30. erhielt das 3. Corps Befehl, zu denen des rechten Flügels, bei Chancellorsville zu stoßen, während Sedgwick unterhalb Fredericksburg demonstrirte, um Lee zu dem Glauben zu verleiten, daß hier der Haupt-Angriff erfolgen werde.

Am 1. Mai standen gegen 60,000 Mann bei Chancellorsville, ein halbes Corps stand bei Banks-Furth oberhalb, Sedgwick mit $2^1/_2$ Corps unterhalb Fredericksburg; — auf dem freien Terrain zwischen Tabernacle Church und Fredericksburg hoffte Hooker den Feind zu treffen und bei seiner Ueberlegenheit zu schlagen, während dessen sollte Sedgwick die Stellung von Fredericksburg nehmen und im Rücken angreifen, oder den bereits Geschlagenen den Rückzug verlegen. Nur eine der Voraussetzungen der kühnen, wolgeplanten Offensivbewegung schlug fehl — der Sieg auf dem Schlachtfelde — es scheint, als hätte dem Feldherrn im entscheidenden Momente der Entschluß gefehlt; obwol er mit überlegenen Kräften auf dem von ihm gewählten Schlachtfelde stand, obwol ihm die Umgehung vollständig geglückt war, zog er sich zurück, überließ Lee alle Vortheile der Initiative in der nun veränderten Situation und zeigte sich als Feldherr so unentschlossen, wie er sich als Brigade- und Divisions-Commandeur kühn und selbständig gezeigt, das alte Wort bewährend: „Tel brille au second, qui s'éclipse au premier."

„Jetzt muß der Feind fliehen oder aus seinen Verschanzungen herauskommen und den Kampf auf unserem Terrain annehmen, wo er der sichern Vernichtung geweiht ist," hatte er noch in einem Armeebefehl vom 30. April gesagt. Chancellorsville, nach dem die Schlachten vom 2. und 3. Mai den Namen tragen, war (jetzt ist es zerstört) ein großes, einzeln stehendes Gebäude, früher ein Wirthshaus, dann eine Pensionsanstalt. Bei ihm kreuzen sich die beiden Straßen Old Turnpike (macadamisirt) und Plankroad, die von Fredericksburg nach den Furthen des Rappahannok und Rapidan, wie nach Gordonsville führen; von ihnen gehen directe Wege nach Banks-Elys- und United-States-Ford. Chancellorsville liegt auf einem Plateau in einem großen, durch das dichte Unterholz fast undurchdringlichen Walde, nur einige 100 Schritt rings um das Haus ist eine Waldblöße. Vier Kilometer östlich Chancellorsville hört der Wald auf, bei Tabernacle-Church ist eine lang gestreckte Anhöhe, die sich von Rappahannok nach Süden zieht und sanft gegen Fredericksburg abfällt — eine treffliche Position für die überlegene Artillerie des Unionsheeres! Von da aus führt ein Weg nach Banks-Ford, der Punkt war also von höchster Wichtigkeit. Das freie Terrain zwischen dem Walde und Tabernacle-Church, das Hooker passend „unser Terrain" nannte, weil es seinem Heere so günstig war, ist wie die Wilderneß (der Wald rings um Chancellorsville) von zahlreichen, tiefen „Ravins" und „Runs" durchschnitten, die fast senkrecht in den Rappahannok fallen.

Am 1. Mai ging das Unionsheer in 2 Treffen auf dem Turnpike road und seitwärts desselben vor, Lee's Avantgarde wurde zurückgeworfen, und die Stellung bei Tabernacle-Church eingenommen. Da ertheilte Hooker, allen

Führern und dem ganzen Heere unerwartet, den Befehl, auf die Stellung im Walde zurückzugehen. Hooker gab freiwillig die Vortheile einer überhöhenden Position mit freiem Vorterrain auf, die seine zahlreichere und bessere Artillerie zur Geltung bringen konnte, gab die in den Wald führenden Hauptstraßen in Feindes Hand und wählte eine Stellung in der unübersichtlichen, fast undurchdringlichen Wilderneß, durch die nur wenige schlechte Wege führten. Die Corps erhielten Befehl, sich sofort bei Chancellorsville zu verschanzen.

Im Gegensatz zu Hooker's fast unerklärlichem Verhalten zeigte Lee die höchste Klarheit und Schnelligkeit des Entschlusses. Bis zum 30. Mai war er durch Sedgwick's Demonstrationen getäuscht und hatte an einen Angriff auf Frederiksburg geglaubt; von dem Uebergang des Feindes am obern Rappahannok war er ohne Nachricht geblieben. So war er durch eine ihm überlegene Armee in der linken Flanke umgangen, zwei feindliche Armeecorps standen außerdem in seiner rechten Flanke, fast am Fuße der Verschanzungen von Frederiksburg. Lee beschloß, die wichtige Stellung nur durch 8—10,000 Mann unter Early vertheidigen zu lassen, um so stark als möglich, mit etwa 50,000 Mann, Hooker entgegentreten zu können. Als dieser sich wider Erwarten am Nachmittage zurückgezogen, recognoscirte Lee sofort dessen neue Defensivstellung und alle in die Wilderneß führenden Wege. Auf Jackson's Rath faßte er den kühnen Entschluß, am folgenden Tage Hooker's rechten Flügel in weitem Bogen zu umgehen, dann ihn in Flanke und Rücken anzugreifen, um ihn von den über den Rappahannok führenden Furthen abzuschneiden. Dazu bestimmte er ³/₄ seines Heeres; sollte eine solche Umgehung vernichtende Wirkung haben, so mußte sie von einer bedeutenden Macht ausgeführt werden. Jackson's Colonne war 35,000 Mann stark, mit kaum 15,000 Mann blieb Lee dem viermal stärkeren Hooker gegenüber stehen, um ihn in der Front zu beschäftigen und festzuhalten. Er setzte Alles auf einen Wurf, vereinigte so viel Kräfte als irgend möglich zur Erreichung des Hauptziels, ohne sich durch die möglichen Gefahren und Nachtheile irre machen, und von dem klar erkannten Ziele ablenken zu lassen — einem Feldherrn wie Hooker gegenüber, konnte er fast Alles wagen.

Früh am 2. Mai trat Jackson mit den Divisionen Hill, Rode und Colston, unter dem Schutz von Stuart's überallhin spähender Cavallerie, auf; ging bis zur Lisière des Waldes, der seinen Marsch den Blicken des Feindes entzog, auf dem Plankroad, und schwenkte auf einem engen Waldwege links ab. An dieser Stelle führt ein grader Weg nach Chancellorsville, und Jackson's Marsch wurde entdeckt; er ließ ein Regiment zum Schutze der Trains zurück, das später von zwei Divisionen des 3. Corps fast ganz gefangen genommen wurde, der Train entkam unter dem Schutze einer Batterie, die so aufgestellt war, daß sie den Weg bestreichen konnte.

Hooker scheint in unbegreiflicher Verblendung geglaubt zu haben, daß Lee mit der Hauptmacht auf dem Wege nach Spotsylvania und Gordonsville bei ihm vorbeimarschirt sei. Statt dessen wendete sich Jackson nach Norden und schwenkte, sobald er die große Landstraße erreicht hatte, wieder rechts und ging durch den Wald auf Chancellorsville vor.

Am Morgen des 2. hatte auch das 1. Corps Befehl erhalten, zur Hauptarmee bei Chancellorsville zu stoßen, so hatte Sedgwick nur noch das 6. Corps und eine Division des 2. zur Verfügung — wenig über 20,000 Mann. Er hatte zuerst Befehl, auf Bowlinggreen vorzugehen, um Lee von Richmond abzuschneiden, jetzt telegraphirte ihm Hooker: „Nehmt Frederiksburg mit Sturm und folgt dem Feind, der auf der Flucht ist, um seine Trains zu retten." Hooker hatte ihm ein Corps nach dem andern entzogen, aber obwol er immer mehr Truppen um sich sammelte, konnte er nicht selbst zum Entschluß einer kräftigen Offensive kommen und blieb in seinen Verschanzungen. So hatte er sich zur strengsten Defensive verurtheilt, und befand sich mit seiner überlegenen Armee, die er selbst die „feinste" des Continents nannte, hinter Verhauen und Erdwerken, ohne einen Blick hinter den Vorhang werfen zu können, den er um sich gezogen. Lee hatte längst den Wald von Chancellorsville besetzt, und sowie Colonnen des Unionsheeres ihre Schanzen verließen, wurden sie von vernichtendem Feuer empfangen.

Um 6 Uhr Abends vernahm man am rechten Flügel der Unionsheere ein schwaches Tirailleurfeuer, das bald in einen rollenden Donner von Gewehrsalven und Geschützfeuer überging. Jackson hatte unbemerkt den rechten Flügel umgangen, das 11. Corps überrascht und in Unordnung zurückgeworfen. Unterstützt durch das Feuer der mit ihnen vorgehenden dichten Tirailleurschwärme waren die Colonnen mit dem gefürchteten Rebellen-Yell auf die Vorposten und die bivouakirenden Truppen eingedrungen, und in vollster Auflösung floh das 11. Corps nach Chancellorsville. Jackson drängte noch weiter, um den Weg von dort nach dem United-States-Furth zu gewinnen. Er rief: „Gott! nur noch zwei Stunden Tageshelle und die Armee des Nordens ist verloren." Oft sah man ihn in diesen Stunden heißen Kampfes Hände und Blick betend erheben, um den göttlichen Beistand anzurufen, er hielt sich für ein von der Vorsehung erlesenes Werkzeug zur Rettung der Conföderation. Aber die dem Gideon gewährte Hilfe blieb ihm versagt.

Hooker war bei Beginn des Angriffs nach dem rechten Flügel geeilt und hatte das zweite Treffen vorgeführt. Eine Division der Südarmee warf sich südlich der Landstraße auf das Centrum der Unirten und erreichte einen Punkt, der fast im Rücken des 12. Corps lag. 22 Geschütze standen auf einem Höhenrücken in einer kleinen Lichtung des Waldes, aus dessen 300 Schritt entfernter Lisière die dichten Schwärme des Feindes vorzubrechen drohten. Wenn auch das 12. Corps in die Flucht des 11. verwickelt wurde, war das Heer der Union verloren. In diesem Augenblick traf General Pleasanton mit zwei Cavallerieregimentern ein; er erkannte mit schnellem Blick, wie wichtig es sei, die Artillerie zu retten. Er rief den Major Keanan des 8. Pennsylvaniaregiments und sagte: „Sie werden eine Attaque gegen den Wald machen und die Rebellen so lange zurückhalten, bis ich Zeit gefunden, die Batterie in Schußbereitschaft zu bringen." Keanan übernahm lächelnd den Auftrag, er wußte, daß er mit seinem Regiment einem sichern Tode entgegen ging. Mit 400 Pferden griff er die im Walde nahe der Lisière zum Angriff vorgehenden Conföderirten an, der Führer und der größte Theil der unerschrockenen Reiter sanken todt von den

Pferden, aber Pleasanton gewann Zeit, die Geschütze mit Kartätschen laden und ein Infanterieregiment en ligne hinter dem Kamme der Anhöhe aufmarschiren zu lassen. Wenige Minuten darauf brach eine Wolke von Schützen aus dem Walde, dicht hinterher folgten die Colonnen. In diesem Augenblick gaben alle Geschütze Feuer, Pleasanton hatte befohlen, nicht die Colonnen, sondern das Terrain dicht vor ihnen zum Ziel zu wählen, da in solchen Augenblicken immer zu hoch geschossen werde. Die Wirkung war vernichtend, die Conföderirten eilten in den Wald zurück und bald erstarb hier das Gefecht. Keanan's Cavallerieangriff ist um so bemerkenswerther, da er ein bei den heutigen Gefechtsverhältnissen seltenes Beispiel gibt, daß die Entscheidung einer Schlacht an den Erfolg der Attaque einiger Schwadronen geknüpft sein kann. Große Erfolge können heute mehr wie je nur durch kleine Cavallerieabtheilungen errungen werden, deren Existenz dann mit Recht auf's Spiel gesetzt wird, auf den Gefechtsfeldern der Gegenwart sind große Cavallerie-Corps so unbeweglich als unbrauchbar, und wenn Stoneman's 10,000 Pferde, die zweckmäßig zu einem großen „Raid" verwendet wurden, nördlich von Chancellorsville gestanden hätten, so konnten sie nicht mehr leisten, als Major Keanan, selbst wenn man sie zur entscheidenden Stelle hätte schaffen können.

Gegen 10 Uhr Abends fiel Jackson, der bis auf 200 Schritt an die feindliche Stellung herangeritten war, um zu recognosciren, vielleicht um einen nächtlichen Angriff vorzubereiten. Er stieß auf keinen feindlichen Vorposten, und sagte zu einem seiner Begleiter: „Wir haben nichts mehr uns gegenüber, es ist Alles in voller Flucht." Als er mit seiner Suite von 12 Mann zurückritt, erhielt er von einer Abtheilung seiner eigenen Truppen, die ihn und seine Begleiter für eine feindliche Cavallerie-Patrouille hielten, eine Salve, die mehrere aus seinem Gefolge tödtete, er sprengte seitwärts, und erhielt von einer anderen Abtheilung eine zweite Salve, die ihn und Andere schwer verwundete. Am folgenden Tage wurde er nach Wilderneß Tavern, dann nach einer Station der Richmonder Eisenbahn gebracht, wo er am 10. Mai, in der sichern Hoffnung auf den endlichen Sieg seiner Partei, mit den Worten starb: „Herr, Dein Wille geschehe". Jackson's Tod hielt Lee für einen größeren Verlust als den eines Feldzuges; im Heere war tiefe allgemeine Trauer, nie ist bekannt geworden, welcher Truppentheil die verhängnißvolle Salve abgegeben, auch war es verboten, Nachforschungen anzustellen, um den Soldaten den Schmerz zu ersparen, den geliebten Führer getödtet zu haben. Am folgenden Tage griffen seine Regimenter unter dem Rufe: „Remember Jackson" mit dem wildesten Ungestüm an. Aber in der Nacht, bei der Dunkelheit im Walde, dem trügerischen Mondlicht, auch in Folge des Feuers der Batterien von Chancellorsville und nach der Verwundung Jackson's und Hill's standen die Conföderirten von weiteren Unternehmungen ab, und bald herrschte tiefes Schweigen in der blutgetränkten Wildniß.

Indessen beschloß Sickles, mit dem 3. Corps noch einen nächtlichen Angriff zu machen, um die verlorene Position des 11. Corps wieder zu gewinnen. Beide Heere standen sich in geringer Entfernung gegenüber, kaum waren an einzelnen Punkten Vorposten ausgestellt, jedes Regiment bivouakirte, wo es stand, die zunächst dem Feinde en ligne, Gewehr im Arm, hinter Werken oder schnell

ausgehobenen Schützengräben. Eine Brigade der Division Birney wurde bestimmt, deployirt im ersten Treffen ohne Intervalle, die gegenüberliegenden Werke zu nehmen, die 2. und 5. Brigade folgten compagnieweise in Colonne. Nur eine Salve sollte in nächster Nähe des Feindes gegeben werden, dann kein Schuß mehr fallen. Eine lichte Stelle überschreitend, drang die erste Brigade (Ward) lautlos bis an den Saum des Waldes, den sie unbesetzt fand; kaum in den Wald eingetreten, verrieth sie das Knistern der Zweige, bald fielen einzelne Schüsse, dann begann ein unaufhörliches Rollen von Salven. Trobriand gibt eine lebendige Schilderung der unbeschreiblichen Verwirrung, die auf beiden Seiten während dieses Nachtgefechts herrschte. Bei dem blinden Schießen von allen Seiten verkrochen sich Viele in kleine Vertiefungen, oder hinter starken Bäumen, Trobriand fand in einer Grube mit senkrechten Wänden, die ausgehoben war, um Erde für die Verschanzungen zu gewinnen, etwa 20 Conföderirte und Unirte neben und übereinander gelegt, „wie Sardinen in der Büchse". Unirte und Conföderirte beschossen die eigenen Truppen, oder griffen sie mit dem Bajonett an; ein Compagnie-Chef der Unionsarmee erstürmte tapfer eine Batterie, und erkannte dann zu seiner Ueberraschung, daß es eine des eigenen Heeres gewesen. Allmählich erstarb, nach mehrstündigem Geknatter, das Feuer. Jeder suchte Schutz und Ruhe, wo er stand, und schlich sich bei anbrechendem Tage zu seinen Truppen zurück. Aehnliche Bilder zeigen die Nachtgefechte in fast allen Kriegen.

Ehe sich am Morgen des 3. hier der Kampf erneuern konnte, zog Hooker das 3. Corps bis hinter die Artillerie-Positionen von Chancellorsville zurück, um dort den Angriff zu erwarten. Noch ehe die neue Stellung erreicht, wurde das 3. Corps von Stuart, der an Jackson's Stelle den Befehl übernommen, hart bedrängt, ohne daß Hooker es durch die noch intacten Corps unterstützen ließ. Zu gleicher Zeit hatte Lee das 12. Corps angegriffen und zurückgeworfen. Hooker hatte es durch eine Brigade des selbst so schwer bedrängten 3. Corps verstärken lassen. Das 1., 11. und 5. Corps standen ruhig an der Landstraße nördlich von Chancellorsville. Der Feldherr war dort im Hause geblieben; bald nach dem Beginn des Gefechtes hatte eine Granate eine der Säulen, die den Balcon trugen, niedergerissen — der General, durch die stürzende Säule getroffen, fiel bewußtlos nieder und blieb mehrere Stunden betäubt. Während der Zeit wurde kein Befehl gegeben, endlich übernahm General Couch, als der älteste, das Commando; aber weder er, noch ein Anderer kannten den Plan Hooker's. Hier, wie so oft im Laufe des Krieges, zeigt sich die Nothwendigkeit eines im Frieden organisirten und ausgebildeten Generalstabs und einer Adjutantur. Endlich erwachte Hooker und gab Befehl, daß die Armee sich nach dem Rappahannok in eine engere, schon am Tage vorher abgesteckte Stellung zurückziehen sollte.

Hooker's Handlungsweise, die so wenig zu seiner bekannten Kühnheit stimmte, gab zu dem unrichtigen Verdachte Anlaß, er sei berauscht gewesen; das Untersuchungs-Comité hat aber nach eidlicher Aussage der Zeugen seine Unschuld erklärt, nur der Schlag hatte ihn betäubt.

Am Nachmittage des 3. Mai hatten sich Stuart und Lee vereinigt, die Unionsarmee war im vollen Rückzuge, dennoch konnte Lee keine nachdrückliche

Verfolgung seines Sieges wagen, da Sedgwick um genau dieselbe Zeit Fredericksburg erstürmt hatte und Early, der es mit nur 8000 Mann besetzt gehalten, auf dem Wege nach Chancellorsville folgte. Lee sandte sofort zwei Divisionen zu Early's Unterstützung, war also nur noch 20,000 Mann stark, zu schwach um seinen Sieg verfolgen zu können. Sedgwick hatte am 2. und 3. trotz seiner Anfragen gar keine Instruction von Hooker erhalten; da Early bei Salem Stand hielt und die Armee von Chancellorsville sich nach Norden zurückzog, ging er in der Nacht zum 5. Mai bei Banks-Furth auf das linke Ufer des Rappahannok und zog die Brigade Gibbon, die bei Fredericksburg zurückgeblieben, ebenfalls dahin. In der Nacht und am 6. ging Hooker mit der gesammten Armee bei United States-Furth auf neu geschlagenen Brücken über den Rappahannok.

Die Cavallerie-Corps unter Stoneman und Averill hatten keine großen Erfolge errungen, Stoneman war bis in die Nähe von Richmond gekommen und hatte dessen Bewohner in Schrecken gesetzt, Averill hatte schon in Culpepper Befehl erhalten, zu Hooker's Armee zu stoßen. Beiden wurde der Vorwurf gemacht, die Instruction, die ihnen eine energische Offensive befahl, nicht befolgt zu haben — das Untersuchungs-Comité sagt charakteristisch, es sei „charitable", anzunehmen, daß beide Cavallerie-Führer den erhaltenen Befehl nicht gelesen hätten.

Der Gesammtverlust des Unionsheeres betrug 17,197 Mann.

Lee's Verlust wird auf 12—13,000 Mann geschätzt.

Hooker erließ nach der Schlacht folgenden Armee-Befehl:

„Der commandirende General sagt der Armee seinen Dank für ihre Leistungen. Die Gründe, weshalb nicht alles Erwartete ausgeführt werden konnte, sind bekannt. Es genüge zu sagen, daß menschliche Weisheit und Mittel sie weder vorhersehen, noch ihnen entgegen wirken konnte. Die Ereignisse der letzten Woche müssen das Herz jedes Officiers und Soldaten mit Stolz erfüllen ....."

Dagegen sagt der Sieger Lee:

„Mit inniger Genugthuung sagt der General den Officieren und Soldaten seinen Dank für ihr heldenmüthiges Benehmen in den letzten Tagen. Der ruhmvolle Sieg sichert Euch den Dank des Vaterlandes, aber wir müssen dem einzigen Geber jedes Sieges Dank sagen. Am nächsten Sonntag sollen alle Truppen sich vereinigen, um dem Herrn ihren Dank darzubringen. Laßt uns nicht Derer vergessen, die für das Vaterland geblieben sind; wir wollen sie betrauern und ihr Beispiel befolgen."

Da Hooker das Vertrauen der Armee wie der Regierung verloren, und mit dem Oberbefehlshaber der gesammten Armee, Halleck, dem Stellvertreter des Präsidenten, oft verschiedener Ansicht war, dessen Befehle er zögernd oder gar nicht ausführte, schrieb ihm Lincoln am 16. Juni:

„Um alle Mißverständnisse zu vermeiden, stelle ich Euch in das stricte militärische Verhältniß zu General Halleck, wie das eines Armee-Commandeurs zu dem Commandeur aller Armeen. Ich habe es nie anders gemeint, aber es ist anders verstanden worden. Er soll Euch befehlen, und Ihr sollt ihm gehorchen.

gez. Lincoln."

Bei Lee's Invasion in Maryland zog Hooker die Garnison von Harpers-Ferry an sich, was Halleck und Stanton mißbilligten und seine spätere Absetzung herbeiführte; den unpraktischen Plan Hooker's, über den Rappahannok zu gehen und Fredericksburg anzugreifen, während Lee den Potomac überschritt und im

Norden vordrang, widerrieth Lincoln in einem originellen Briefe, der hier in wörtlicher Uebertragung mitgetheilt wird. Der bedeutende und vortreffliche Mann hatte auch in seine hohe Stellung etwas von den Formen des Backwoodsman mit hinüber genommen, sich aber das reiche Maß von Humor und gesundem Menschenverstande bewahrt, das ihm verliehen worden.

„Washington, den 5. Juni.

„An Major-General Hooker.

„Euren Brief erhielt ich vor einer Stunde; ihn zu beantworten, erfordert so viel militärische Kenntniß, daß ich General Halleck beauftragt habe, es zu thun. Nur eine Bemerkung halte ich für werth, ausgesprochen zu werden. Wenn Lee nördlich des Rappahannok vorgeht, würde ich nicht auf dessen südlichem Ufer vorgehen; wenn er in Frederiksburg eine starke Besatzung zurückgelassen, würde ich gegen Schanzen fechten, und während ich dort geschlagen würde, könnte Lee im Norden Vortheile erringen. Mit einem Worte, ich würde mich nicht der Gefahr aussetzen, am Flusse in ein Gefecht verwickelt zu werden, wie ein Ochse, der halb über einen Zaun gesprungen ist, und in Front und im Rücken von Hunden angegriffen, weder vorn stoßen, noch hinten ausschlagen kann. Aber das sind nur Rathschläge, die Euer Urtheil und General Halleck prüfen mögen.

gez. A. Lincoln."

Das erinnert an Turenne's Wort: „Après tout, messieurs, je vous recommande le bon sens."

Da Hooker bald nach der unglücklichen Schlacht bei Chancellorsville viele Regimenter entlassen mußte, war er zu keiner Offensivbewegung mehr fähig. Dagegen forderte Lee Verstärkungen, um in Maryland und Pennsylvanien die Entscheidung herbeizuführen; aber schon begann sich die Erschöpfung der Südstaaten zu zeigen. Das Heer, mit dem der von seiner schweren Verwundung wiederhergestellte Johnston Vicksburg entsetzen sollte, hatte kaum auf 20,000 Mann gebracht werden können, und dem Heere in Virginien wurden nur geringe Verstärkungen geschickt. Einen letzten Theil der disponiblen Kräfte bedurfte Davis, um Charleston und andere Hafenstädte im Süden zu schützen. Andererseits war die Situation günstig für eine energische Offensive. Das Heer der Union war entmuthigt, und die beiden großen Siege der Conföderirten hatten die ihnen geneigte Partei in den Nordstaaten verstärkt. Lincoln's Emancipationsedict hatte vielfach Mißvergnügen erregt, denn Viele, welche den Krieg zur Erhaltung der Union forderten, waren gegen die Aufhebung der Sklaverei. Südstaatliche Emissäre suchten in New-York Emeuten anzustiften, und im englischen Parlament wurde zu derselben Zeit der Antrag auf Anerkennung der Südstaaten gemacht, — das höchste Interesse forderte, eben jetzt einen glänzenden Erfolg zu erringen. Endlich verhinderte eine Offensive Lee's den Oberbefehlshaber der Unionsarmee, Halleck, die Corps von Grant, Banks und Rosenkranz vor Vicksburg, Port-Hudson und in Tennessee zu verstärken.

Am 5. Juni ging Ewell's Corps nach Culpepper, um von da, als Avantgarde der conföderirten Armee, durch das Shenandoah-Thal in Maryland und Pennsylvania einzubrechen. Lee, dessen Stärke wol kaum 100,000 Mann betrug, folgte Ewell mit den Corps Hill und Longstreet. Hooker glaubte, daß Abtheilungen von der feindlichen Armee zur Verstärkung von Vicksburg abgerückt seien, und blieb südlich vom Potomac stehen, selbst als Lee Hagerstown erreicht hatte. Als er sich endlich in Bewegung gesetzt, wurde er am 24. abgesetzt, weil er gegen

Halleck's Befehl die Besatzung in Harpers-Ferry an sich gezogen hatte. Der Oberbefehl wurde Meade, einem tüchtigen Soldaten, aber ohne Feldherrntalente übergeben.

Lee bezog mit den Corps von Hill und Longstreet ein Lager bei Chambersburg in Pennsylvanien, Ewell drang bis York und Carlisle. Die Division Johnston stand zum Schutze der Uebergänge über den Potomac bei Williamsport, Stuart mit seinem Cavallerie-Corps zur Beobachtung der Pässe an den Blauen Bergen. Indessen hatte Lee's Invasion nicht den erwarteten Erfolg. Statt eine Erhebung der heimlichen Anhänger der Conföderirten (Copperheads), eilten die schnell einberufenen Milizen zu den Fahnen, verstärkten die Armee und besetzten die gefährdeten Städte; die große Brücke über den Susquehannah bei Columbia wurde von den Einwohnern bei der Annäherung von Ewell's Corps verbrannt, und so fand sich nirgends die gehoffte Sympathie.

Meade hatte den Potomac Ende Juni überschritten und am 1. Juli seine Armee zwischen Ennetsburg und Gettysburg in Pennsylvanien concentrirt. Lee war in der rechten Flanke bedroht, zog Ewell an sich, und vereinigte seine Armee nördlich von Gettysburg; seine reiche Beute an Schlachtvieh und anderen Lebensmitteln schickte er über den Potomac zurück. Meade beschloß in der günstigen Stellung bei Gettysburg eine Schlacht anzunehmen. Das 1. und 11. Corps der Unirten waren vorgeschoben, aber mit Verlust zurückgeworfen worden, am 2. Juli langten 2 neue Corps an, so daß sich beide Heere in einer Stärke von je 80,000 Mann und 200 Geschützen gegenüberstanden. Auf dem hufeisenförmigen Plateau, südlich von Gettysburg, hatte Meade seine Armee mit zurückgebogenem Flügel aufgestellt, seine Artillerie dominirte die feindliche. Nach einem einleitenden Artillerie-Gefecht griffen Longstreet, dann Hill und Ewell am 2. Nachmittags an, doch wurden sie, da die Angriffe nicht gleichzeitig waren, abgewiesen. Am Dritten Nachmittags concentrirte Lee das Feuer von 115 Geschützen auf den Kirchhofhügel, welcher das Centrum und den vorspringendsten Punkt der feindlichen Stellung bildete.

Um vier Uhr brachen Longstreet's und Hill's Colonnen vor, sie wurden mit Kartätschenfeuer empfangen; Lee durch den Sieg von Chancellorsville zuversichtlich geworden, ließ sie immer von Neuem vorführen, allein es gelang nicht, die starke und wohl vorbereitete Stellung zu erstürmen. Nach einem Verluste von mehr als 20,000 Mann zog er sich zurück, ohne von Meade verfolgt zu werden.

Trotz so großer Verluste war des Feldherrn Muth so ungebrochen, als das Vertrauen des Heeres zu ihm. Auf dem Rückmarsche nach Hagerstown tröstete er seine Soldaten und gab sich allein die Schuld des Mißerfolges. Da er auf keine Verstärkungen rechnen durfte, war er zu schwach, die Offensive fortsetzen zu können; am 11. und 12 Juli ging er über den Potomac zurück, fand Zeit, seinen Train und seine Proviant-Colonnen ungefährdet mitzuführen und bezog sein verschanztes Lager bei Culpepper. Ihm gegenüber nahm Meade, der nur langsam gefolgt war, bei Warrenton nördlich des Rappahannok Stellung.

Zu derselben Zeit, als der Sieg bei Gettysburg Lee zum Rückzuge zwang, Washington und vielleicht die Union rettete, war am Mississippi nach langem Ringen ein ebenso bedeutender Erfolg erreicht.

Am 4. Juli, dem Jahrestage der Gründung der Union, der dort überall als Nationalfest gefeiert wird, waren in Washington die Nachrichten von dem Siege bei Gettysburg und von der Uebergabe von Vicksburg fast gleichzeitig eingetroffen. Bald darauf wurde, nach blutigem Straßenkampf, die Emeute in New-York durch General Dix niedergeworfen. Trotz der großen materiellen Ueberlegenheit des Nordens hatte eine Reihe von Siegen, die die Heere der Südstaaten in Virginien erfochten, die Schaale der Union immer mehr gehoben. Anfangs Juli schwankte das Zünglein der Waage, es war die Peripetie die dem Beginn der Katastrophe voranging.

Nie war im Norden das Vertrauen in das Heer und seine Führer so gering gewesen. Weder Mc. Clellan, noch Burnside und Hooker hatten den Erwartungen entsprochen, der Name Meade's, des neuen Führers der Potomac-Armee war fast unbekannt. Nie war man deshalb so besorgt um Washington's und die Erhaltung der Union gewesen. Der Sieg von Gettysburg und der Fall von Vicksburg sicherten die endliche Entscheidung. Von nun an blieben die Südstaaten auf die Defensive beschränkt, die Conscription hatte ihre Kräfte auf's Höchste angespannt, und es fehlte nur an Waffenfähigen, um Vicksburg zu entsetzen und Lee's Heer in Virginien zu verstärken.

(Fortsetzung folgt.)

George Eliot und ihr neuester Roman.

Von

Wilhelm Scherer.

Daniel Deronda by George Eliot. IV Vol. Edinburgh and London, William Blackwood and Sons. MDCCCLXXVI.*)

Daniel Deronda. Von George Eliot. Deutsch von Adolf Strodtmann. 8 Halbbände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1876.

Mr. Herbert Spencer spricht einmal über das große Talent der Frauen, schnell die flüchtigen Gefühle ihrer Umgebung nach äußeren Anzeichen zu errathen, und rühmt es als eine besonders glückliche, aber nicht häufige Fügung, wenn sich mit dieser instinctartigen Gabe die Geschicklichkeit psychologischer Analyse verbinde. „Von solcher Gewandtheit" — fährt er fort — „besitzen wir ein bisher nirgends unter Frauen erreichtes und nur selten, wenn überhaupt, unter Männern übertroffenes lebendes Beispiel."

Ich weiß nicht, ob ein Engländer in Zweifel sein könnte, auf wen er diese Stelle zu beziehen hätte. Für uns in Deutschland ist nur Eine Deutung möglich: George Eliot.

Es war, glaube ich, ein französischer Kritiker, der von ihren Romanen sagte: „Sie athmen einen Duft der Weisheit aus." In der That, die Philosophie hat daran mitgearbeitet; eine ausgebreitete Weltkenntniß steht der Verfasserin zu Gebote; ein prophetischer Blick in das Innere der Menschen hinein, daß man zuweilen erschrickt. Nie war mir dieser Eindruck so lebhaft geworden, als bei ihrem vorletzten Werke, bei „Middlemarch". Unwillkürlich fühlte ich mich gedrungen, den Gehalt an Reflexionen zu sammeln und in ein System zu bringen. Dabei war die Geschichte so trostlos; so trostlos wahr: ein Mensch, der seine Ideale verläßt, der in die Provinz geht mit den bescheidensten Plänen der Weltverbesserung und der selbst diesen bescheidensten Vorsätzen nicht treu bleiben kann; er muß dafür büßen, daß er etwas Besonderes sein will; er

*) Auch in der Tauchnitz-Edition erschienen: „Daniel Deronda by George Eliot, author of „Adam Bede", „Romola" etc. Copyright edition. In four volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1876. Die Red.

wird nicht schlecht, aber er wird gewöhnlich, er wird wie alle Andern sind — mit einem Wort: er kommt innerlich herunter. Die tragischsten Schicksale, die schrecklichsten Conflicte, der grausamste Tod wäre nicht so tragisch, nicht so schrecklich, nicht so grausam. Wer das Buch nicht in außergewöhnlich glücklicher Stimmung las, für den mußte das Resultat Menschenverachtung, Selbstverachtung sein. Aber doch: welche bewunderungswürdige Kraft der Darstellung, die so Etwas zuwege bringt und vorübergehend eine Wirkung übt, wie sie sonst nur die Folge bitterer Lebenserfahrungen zu sein pflegt.

Von „Daniel Deronda" geht eine solche Gewalt nicht aus. Es werden darin Begebenheiten geschildert, denen kein so hoher symbolischer Werth zusteht, welche nicht so leicht und nicht so schmerzlich an das anklingen, was jeder von uns erleben könnte. Die Schicksale, welche hier unsere Theilnahme herausfordern, entsprechen nicht der Regel, sondern der Ausnahme; sie sind — um es mit Fremdworten schärfer zu sagen — nicht generell, sondern exceptionell.

Freilich, die Haupterzählung scheint sehr einfach. Dem Grundrisse nach könnte sie gar nicht einfacher sein. Ein junger Mann liebt ein junges Mädchen, dessen Bruder sein Freund ist. Das einzige Hinderniß, das er fürchten kann, Religionsverschiedenheit, wird plötzlich von Außen hinweg geräumt, und ohne Mühe erhält er das Jawort. Kein großer Conflict, Alles eben und glatt. Aber: — der junge Mann, das junge Mädchen und dessen Bruder sind Juden; am Schluß wird nach Jerusalem aufgebrochen, und wichtige Actionen im Interesse des gesammten Judenthums stehen in Aussicht.

Die einfache Geschichte ist, wie man sieht, in eine ganz besondere Sphäre gelegt und hat eine höchst specifische Färbung erhalten, was sich im Einzelnen überall bestätigt.

Daniel Deronda wächst als englischer Edelmann auf in der Hut und in dem Hause von Sir Hugo Mallinger. Man glaubt, und er selbst vermuthet, er sei der natürliche Sohn des gutmüthigen, vortrefflichen Mannes. Aber er fragt ihn nicht darnach, er fragt Niemand darnach: das Geheimniß seiner Geburt drückt ihn; er ist ohne Beruf, seine ganze Existenz gleichsam provisorisch. Eines Abends rudert er auf der Themse und rettet ein junges, zartes Mädchen, das im Begriffe steht, sich zu ertränken. Sie heißt Mirah und gibt sich als Jüdin zu erkennen. Sie ist die Tochter eines leichtsinnigen Schauspielers, von diesem ihrer Mutter geraubt und zur Sängerin ausgebildet. Als die Theatererfolge zweifelhaft wurden, hat sie der Elende in Wien an einen Grafen verkaufen wollen: da entfloh sie nach London, um ihre Mutter und ihren Bruder zu suchen: aber ihre Bemühungen waren vergeblich und ihr Geld bald verbraucht, so daß sie dem Hungertode gegenüberstand. Daniel Deronda bringt sie zu Frau Meyrick, der Mutter eines Freundes, die mit drei liebenswürdigen Töchtern in bescheidenen Verhältnissen ein durch gegenseitige Freundlichkeit und Herzensgüte verschöntes Leben führt. Natürlich liebt Mirah ihren Retter und wird von ihm geliebt; der junge, humoristische Maler Hans Meyrick, Sohn ihrer Beschützerin, hat, wie wir bald merken, wenig Aussicht. Aber Mirah hängt an der Religion ihrer Väter und wird vermuthlich nur einen Juden heirathen . . . . Unterdessen verschafft ihr Daniel Deronda Gesanglectionen und bemüht sich, ihre

Mutter und ihren Bruder aufzuspüren. Die Mutter ist todt, der Bruder wird gefunden: er nennt sich Mardochai, ist arm und schwindsüchtig, aber ein Gelehrter, ein Philosoph, der für die Zukunft seines Volkes großartige Pläne hegt und vertrauensvoll auf Denjenigen wartet, der sie in's Werk setzen soll. Er glaubt ihn mit Sicherheit in Deronda zu erblicken und sagt ihm auf den Kopf zu: er müsse Jude sein. Deronda versichert wahrheitsgemäß, daß er seine Abstammung nicht kenne ..... Aber er lernt sie kennen. Sir Hugo Mallinger kündigt ihm eines Tages an, daß seine Mutter ihn in Genua sehen wolle. Es zeigt sich, daß er nicht Sir Hugo's Sohn und überhaupt kein illegitimes Kind ist: die Mutter enthüllt sich als Jüdin und Tochter eines genuesischen Arztes, aber sie haßt das Judenthum, dessen Strenge sie der Vater fühlen ließ. Sie war in erster Ehe mit ihrem Vetter verheirathet, ist dann eine berühmte Sängerin geworden, hat sich eines unbequemen Söhnchens, eben Daniel's, an Sir Hugo Mallinger, ihren Verehrer, entledigt und in zweiter Ehe einen russischen Fürsten geheirathet, von dem sie fünf Kinder hat. Jetzt, da sie alt zu werden anfängt, schlägt sie das Gewissen; ein Rest kindlicher Furcht vor dem Unwillen ihres längst verstorbenen Vaters treibt sie, Daniel zu berufen: aber die Begegnung soll die erste und letzte sein: unmöglich, diesen Sohn anzuerkennen; von der Liebe, die er ihr entgegenbringt, kann sie keinen Gebrauch machen.

Die Eröffnung wirkt auf Deronda, als ob ihn der Morgen einer neuen Weltepoche plötzlich umleuchtete. Das Räthsel seines Lebens ist gelöst. Er hat, was er wollte; er kennt seinen Beruf; er wird die Erbschaft seines Großvaters antreten; er wird Mardochai's Erwartungen erfüllen; er wird mit ganzer Kraft einstehen für sein Volk. Es ist ihm jetzt erst vollkommen klar, daß er Mirah liebt, und er hat jetzt erst Aussicht, sie zu besitzen. Er eilt nach England. Seine Hoffnung trügt ihn nicht: Mirah wird die Seine. Zwar, Mardochai stirbt, aber die Neuvermählten reisen nach dem Orient.

Es sei mir gestattet, hieran gleich eine Bemerkung zu knüpfen.

Der englische Roman zeigt auf allen Blättern seiner Geschichte die Macht des erfahrungsmäßigen Denkens in dem englischen Volke. Sie sind sämmtlich Schüler Bacon's, und George Eliot ist es mehr als viele Andere. Sie beobachtet mit dem kühlen Blicke des Naturforschers; sie bleibt immer betrachtend; diese Ruhe hat etwas Großartiges und erzeugt eine epische Stimmung, welche um so höher anzuschlagen ist, als die Methode der Darstellung nicht immer eine streng epische ist. Aber es gibt Augenblicke, wo sie dadurch die Erwartung eines modernen Lesers nicht völlig befriedigt. Ein solcher Moment ist derjenige, in welchem Deronda seine Abkunft erfährt. Auch aus meiner trockenen Skizze wird deutlich geworden sein, daß es die wichtigste Wendung des Romanes ist. Auf diese Wendung hin mußte das Ganze gearbeitet werden. Wir müssen das Aussichtslose in Deronda's Leben fühlen; wir müssen den elastischen Aufschwung fühlen, als er das Geheimniß erfährt. Zuerst muß ein Berg auf ihm lasten; dieser Berg muß hinweggeschleudert scheinen, wie durch die aufquellende Kraft eines unterirdischen Feuerstromes. Weder jener Druck noch diese Erleichterung sind so stark dargestellt, so mitlastend und mitreißend, wie sie es könnten,

wie wir es erwarten. Daniel's Gefühle sind freilich gedämpft: er hat die ersehnte Mutter gefunden, aber auch wieder verloren; er hat noch ein anderes peinliches Erlebniß gehabt, von dem wir später hören werden. Aber das Alles liegt hinter ihm; er reist der Geliebten, er reist dem Freund und prophetischen Lehrer: — er reist seiner Zukunft entgegen. In der Athemlosigkeit dieser Reise mußte das ganze fluthende neue Leben sich spiegeln, das ihn jetzt mit nie geahnter Gewalt durchströmt: das Finden nach langem Suchen, der Zauber eines gefaßten Entschlusses, die eben erst erwachte Thatkraft, das eben erst geschenkte Nationalgefühl, der Dank gegen das Schicksal, die wogenden Bilder naher Erfüllung, die Vorfreude des Wiedersehens, das natürliche Anklammern an das gegenwärtig und künftig Erfreuliche, um die peinliche jüngste Vergangenheit loszuwerden, und dabei doch noch die große Frage: ob Mirah ihn liebt .... Was ist mit einem solchen Seelenzustand zu vergleichen? Wer einmal Aehnliches erlebte, vergißt es nie. Welche Erregung und welche Spannung! Welche unzähmbare Ungeduld! Welche Angst, daß irgend ein Unbekanntes, Unwahrscheinliches sich ganz zuletzt noch dazwischen werfen könnte! Welche Concentration daher des ganzen Menschen auf das nächste Ziel! Welche Mischung von glücklichen Regungen, die sich doch alle in dem Einen, Höchsten vereinigen und dem entgegenverlangen: geliebte Menschen theilhaftig zu machen der eigenen Freude und ihnen die höchste Freude zu bringen durch das Wort: „Ich gehöre zu euch, uns trennt Nichts mehr."

George Eliot hat diese großartige, höchst wirksame Situation geschaffen, aber sie beutet sie nicht aus. Sie macht die sehr richtige psychologische Bemerkung, daß der Reisende, je weiter er kam, die noch zurückzulegende Strecke mehr und mehr als ein Hinderniß empfand. Sie fügt hinzu, daß ihm durch die Entdeckung seiner Abkunft gleichsam eine zweite Seele verliehen worden sei. Aber sie mußte uns das nicht sagen, sondern zeigen; sie mußte uns in den Mittelpunkt seiner Phantasie versetzen und mit der Zauberkraft der Poesie unsere Seele in die seinige verwandeln. Statt dessen zieht sie es vor, über Daniel Deronda zu scherzen, die Feierlichkeit seiner Lage mit Ironie zu behandeln und den Leser auf sein unheroisches hellgraues Sommercostüm aufmerksam zu machen. Eine gewisse kühle Stimmung soll absichtlich erhalten werden.

Aber was ist es, was den Helden treibt, neben der Liebe zu Mirah, neben der Liebe zu Mardochai? Was ist der Beruf, den er gefunden hat? Für sein Volk leben: was heißt das?

Mardochai unterrichtet uns darüber in längeren Reden. Er hat die Vorstellung, die Juden müßten wieder ein eigenes Land bekommen, damit das ersterbende nationale Leben von Neuem emporblühe. Palästina soll angekauft und eine Republik dort errichtet werden als ein Belgien (!) des Ostens. Hierfür ist Deronda gewonnen, und er will vor Allem das Land seiner Väter näher kennen lernen. Aber ist das ein richtiger Abschluß? Wir stehen, dünkt mich, erst am Anfang. Wenn Jemand zum Beginn eines Romanes ein armer Teufel ist und wird am Ende Geschäftstheilhaber einer angesehenen, altbegründeten Firma, so ist das ein Abschluß. Wenn Jemand zum Beginne Privatdocent ist und er wird am Ende Professor, so ist das ein Abschluß. Aber wenn Jemand

durch sieben Halbbände berufslos gewesen ist und er findet im achten Halbband seinen Beruf, so beginnt erst sein Streben, und wir wollen wissen, ob er darin glücklich ist oder nicht. Er läuft nicht nach zurückgelegter Fahrt in einen Hafen ein, sondern er wagt sich zum ersten Mal auf die hohe See. Es ist doch auch nicht gleichgiltig, ob wir Mardochai für einen hektischen Träumer halten müssen oder für einen Propheten und nationalen Wohlthäter. Und es ist nicht gleichgiltig, ob er durch seinen Einfluß den Helden in ein tragisches oder in ein erfolgreiches Schicksal hineingehetzt hat, vollends wenn das zu erreichende Ziel außerhalb der bisherigen Erfahrung liegt und sich doch in naher Zukunft verwirklichen müßte.

Die Möglichkeit von Romanen ist darauf gegründet, daß wir von den Erlebnissen sehr vieler Menschen Nichts wissen und uns daher willig Begebenheiten vorerzählen lassen, die sich im Dunkel ereignet haben mögen. Aber wenn die Juden sich in Palästina einen neuen Staat gründen, so können sie das nicht heimlich thun; und wenn im Jahre 1866 ein so hervorragender Jude, wie Deronda, dafür zu agitiren begann, so müßte die übrige Welt schon Etwas davon gemerkt haben. Hier ist die Grenze der romanhaften Erfindung, obgleich viele begabte Romanschriftsteller denselben Fehler gerade dann am liebsten begangen haben, wenn sie die tiefsten Probleme behandeln wollten. Gutzkow's Ritter vom Geist vereinigen sich zu einem Bunde, der nie existirte und dessen Existenz sich in den öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands nothwendig hätte fühlbar machen müssen, wenn er existirte. Gutzkow's „Zauberer von Rom" schließt mit einem Reformpapst, der nicht gekommen ist und nach menschlichem Ermessen nie kommen wird. Disraeli's Coningsby in dem gleichnamigen Roman stellt sich als junger Mensch an die Spitze einer „neuen Generation", d. h. einiger Schulfreunde, welche alles Bestehende für faul erklären und eine Aera der politischen Treue statt der bisherigen Treulosigkeit heraufführen wollen: am Schluß erringt er ein Mädchen, ein großes Vermögen und einen Sitz im Parlament; wie es mit der Weltverbesserung steht, bleibt unentschieden, und das Buch endet mit einer Reihe von unbeantworteten Fragen. Disraeli's Tancred unternimmt eine „neue Kreuzfahrt", begeistert sich für das Judenthum und wird auf dem Berge Sinai durch den Schutzgeist Arabiens zur Verkündigung der „erhabenen und tröstlichen Lehre von der theokratischen Gleichheit" aufgefordert: mit Enthusiasmus ergreift er diese „heilige Sache" zu Anfang des vierten Buches; aber ohne das Geringste dafür gethan zu haben, erklärt er zu Ende des sechsten und letzten Buches einer schönen Jüdin von Damascus: sie wäre seine heilige Sache.

Daniel Deronda, welcher ohne Zweifel in einer gewissen Familienverwandtschaft zu Tancred von Montacute steht, befindet sich zu der Zeit, wo er unseren Blicken verschwindet, in einer ähnlichen Lage: sein Privatglück ist gegründet. Wenn es sich aber nur darum handelte, so konnte Mardochai seine großen Reden sparen.

Noch ein Anderes fällt auf, wenn wir uns Deronda's Geschichte vergegenwärtigen, so weit ich sie oben mittheilte: wir befinden uns unter lauter guten Menschen. Mirah's Vater und Daniel's Mutter werfen einen kurzen, rasch

vorüberfliegenden Schatten: sonst herrscht in diesem Kreise das Licht. Es ist sehr traurig, daß die beiden Freunde, Daniel Deronda und Hans Meyrick, dasselbe Mädchen lieben; aber sie sind beide edle Menschen, es kann zwischen ihnen keinen Kampf geben, am wenigsten einen Kampf mit schlechten Mitteln.

Doch es fehlt nicht an tieferen Schatten. Die dunklen Seiten des menschlichen Charakters sind durch eine besondere Erzählung vertreten, von der ich absichtlich bis jetzt nicht sprach, um zu zeigen, wie äußerlich sie sich an jene lehnt. Deronda kommt freilich auch in dieser Geschichte vor, aber sie hat für ihn keine Bedeutung; und nicht er ist der Held, sondern — Gwendolen. Gwendolen, ein verwöhntes Mädchen, voll von naivem Egoismus, eitel, übermüthig, spottlustig, stolz, nach Huldigungen dürstend und — so sollte man denken — herzlos. Ihrem jungen, trefflichen Vetter, Rex Gascoigne, der sie vergeblich liebt, verbittert sie fast unheilbar das Leben. In einem schrecklichen, verzweiflungsvollen Augenblicke — die Familie hat ihr ganzes Vermögen plötzlich verloren, Mutter und Schwestern sieht sie der bittersten Armuth preisgegeben, der Versuch, sich mit ihren geringen musikalischen Talenten ihr Brod zu erwerben, erweist sich als aussichtslos — in diesem Augenblicke also nimmt sie die Bewerbung von Mr. Grandcourt an, der ein tadelloser Gentleman ist, im Uebrigen keine merkwürdigen Eigenschaften zu haben scheint. Sie wird seine Frau, obgleich sie ihn nicht liebt, obgleich sie der ehemaligen Maitresse des Mannes, die sich ihr in den Weg drängte, die verachtungsvolle Versicherung hingeworfen hatte, sie werde keine Ansprüche an ihn machen. Sie wird seine Frau, mit dem Gefühle, eine unsühnbare Schuld auf sich zu laden, das sie nicht mehr verläßt.

Hierauf entwickelt sich vor unseren Augen ein Bild jener unglücklichen Ehen, wie sie George Eliot darzustellen liebt. In „Middlemarch" heißen die Personen Casaubon, Dorothea, Ladislav; hier heißen sie Mr. Grandcourt, Gwendolen, Deronda. Es bleibt Alles in den Formen gebildeter Geselligkeit: kein Eclat, kein heftiges Wort; nur eine schwüle, dumpfe Unglückswolke, das Gemüth der Frau bis zum Wahnsinn verdüsternd. Sie wird auf die schrecklichste Weise tyrannisirt. Sie weiß in ihrem Elend keinen Ausweg. Nur Daniel Deronda erscheint ihr wie ein Retter, wie ein Trost, wie ein zuverlässiger Gewissensrath, wie das verkörperte gute Princip. Er übt durch seinen bloßen Blick eine unerklärliche, zum Guten zwingende Gewalt über sie aus. Eben dieser Umstand aber macht die Sache nur schlimmer, weil die Wachsamkeit ihres Mannes jede leiseste Regung erhascht. Mr. Grandcourt ist ein ausgesuchtes Exemplar der Menschengattung, welche Herr Alexander Dumas der Jüngere als „Vibrionen" neu getauft hat. Der Vibrion ist durch und durch verderbt; er ist nur eine häßliche Blase, welche der trübe Bodensatz der Menschheit wirft; er kann nichts Besseres thun, als möglichst rasch zerplatzen. Das thut Mr. Grandcourt zur rechten Zeit, indem er bei Genua ertrinkt. Deronda ist zufällig anwesend, um seine Mutter kennen zu lernen; er kann Gwendolen zur Seite stehen: sie hat einen Freund recht nöthig.

Wie George Eliot überhaupt das Wachsen der Schuld in dem Herzen der Menschen gerne darstellt, so tritt hier ein aus Mr. Gilfil's Liebesgeschichte (in den „Scenes of clerical life") schon bekanntes, sehr tiefes Motiv ein: die Ge-

dankenschuld. Dort ist Caterina von ihrem Geliebten schändlich verrathen worden, sie soll mit ihm noch eine Zusammenkunft haben, worin er sie bereden will, einen Andern zu heirathen; sie steckt einen Dolch zu sich, um ihn zu tödten, leidenschaftlich erregt stürzt sie zu dem bestimmten Orte: — sie findet nur seine Leiche: ein Herzleiden, durch bange Erwartung verhängnißvoll gesteigert, hat ihn getödtet. Caterina vergißt völlig ihren Dolch, ihre ganze Seele ist aufgelöst in den Schmerz um den Geliebten. Hinterher peinigt sie der Gedanke, wie schlecht sie gewesen sei, welches Verbrechen sie begehen wollen; sie beichtet es dem Mr. Gilfil, der sie liebt: dieser aber, ein Geistlicher von Beruf, sagt ihr ruhig: „Sie würden es nie begangen haben.“ Er weiß ihren verstörten Geist zu sänftigen, und sie belohnt schließlich seine Anhänglichkeit und Treue durch ein freilich nur kurzes Glück.

Will man den ungemeinen Fortschritt, den George Eliot seit ihren frühesten Erzählungen gemacht hat, an einem Beispiel recht mit Händen greifen, so muß man die Darstellung desselben Motives in Daniel Deronda genau vergleichen. Um wie viel tiefer Alles erfaßt und vorbereitet! Um wie viel kunstreicher Alles angelegt und durchgeführt!

In ähnlicher Lage nämlich, wie Caterina, sehen wir Gwendolen; aber die Sache verläuft anders. Auch ihre Seele ist von Haß erfüllt gegen Mr. Grandcourt. Auch sie hat einen Dolch weggeschlossen, weil ihre Phantasie von diesem Erretter nicht loskann. Sie wünscht mit klarem Bewußtsein den Tod ihres Peinigers. Der Wunsch erfüllt sich; allein mit ihm im Boote, sieht sie ihre heimlichen Gedanken plötzlich außer sich als Wirklichkeit vor sich, Mr. Grandcourt ist aus dem Boote gestürzt .... Vom Schrecken gelähmt, versäumt sie, ihm das Rettungstau rasch zuzuwerfen — es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß es geholfen hätte —: unmittelbar darauf stürzt sie sich in's Meer und wagt ihr eigenes Leben um den Verhaßten; Schiffer in der Nähe sehen es und ziehen sie heraus. Sie fühlt sich schuldbeladen und vor Deronda enthüllt sie ihr Inneres. Deronda ist weniger milde als Mr. Gilfil. Ihm kommt es weniger darauf an, sie zu trösten, als sie in ihrer reuigen Gesinnung zu bestärken und ihr nicht mehr an persönlichem Beistand zu versprechen, als er halten kann. Er ruft ihre Mutter herbei und bleibt selbst nur so lange, als er muß: wir wissen, was ihn nach England zurücktreibt.

Sir Hugo Mallinger, sein väterlicher Freund, hofft, es werde zu einer Verbindung zwischen ihm und Gwendolen kommen. Gwendolen selbst hat sich über den Abgrund ihres Unglückes hin innerlich so fest an ihn geklammert, daß sie ihr Leben ohne ihn nicht denken kann. Und doch muß sie das. Zaghaft kündigt er ihr an, was er ihr nicht ersparen kann. Langsam kommt es zu Tage. Die Welt scheint größer und größer zu werden um die arme Gwendolen und sie immer einsamer und hilfloser inmitten derselben zu stehen. Endlich weiß sie das Letzte. Sie kommt sich gänzlich verlassen vor. „Sie war das Opfer seines Glücks.“ Aber sie will versuchen, zu leben. Sie will versuchen, ihr Leben zu einem Segen für Andere zu machen. In einem rührenden Brief an seinem Hochzeitstage fleht sie ihn an, sich keinen Kummer um sie zu machen. Die übermüthige Gwendolen hat Demuth gelernt. —

Ueber die äußerliche Verquickung mehrerer Geschichten und über den Mangel an Einheit ist schon bei „Middlemarch“ geklagt worden. Am ausführlichsten und gründlichsten hat Spielhagen seine Bedenken vorgetragen. Ich theile viele dieser Bedenken; und für den vorliegenden Roman treten sie in verstärktem Maße ein. Die Erzählung beginnt in einem deutschen Spielbade: Gwendolen wird von Daniel am Roulettetisch betroffen; es ist das erste Mal, daß sie ihn sieht. Im zweiten Capitel schon wird sie durch die Nachricht ihres Vermögensverlustes nach England abgerufen. Und hierauf werden 19 Capitel von den 70, welche der Roman überhaupt zählt, angewendet, um erst die frühere Geschichte von Gwendolen und dann die frühere Geschichte von Deronda nachzuholen.

Aber gewiß hat George Eliot das Auffallende dieser Compositionsweise gefühlt. Wenn sie gleichwol darnach griff, so muß sie ihre guten Gründe gehabt haben. Besonders da es ihr nicht entgehen konnte, daß es hier sehr leicht war, eine engere Verbindung zwischen den beiden Geschichten herzustellen, eine Verbindung, mit der sich mehrere Vortheile erreichen, durch die sich viele Einwendungen abschneiden ließen, welche das Publicum machen kann und gemacht hat. Daniel Deronda empfindet Mitleid für Gwendolen, aber nicht Liebe. Er kommt nicht einmal in die Versuchung eines stärkeren, ihn bestimmenden Gefühles. Laßt ihn in diese Versuchung kommen; laßt ihn derselben unterliegen; laßt ihn Gwendolen gegenüber zu weit gehen; laßt ihn nicht einmal liebend und hingerissen, laßt ihn nur weniger vorsichtig sein: und ihr habt die Einheit des Kunstwerkes; er bleibt der Held; er ist nicht blos für Gwendolen, sondern Gwendolen ist auch für ihn ein Schicksal; ein tragischer Schluß wird allerdings unvermeidlich. Ihr habt aber dann auch, was der Roman immer vorzieht, einen gemischten Charakter, nicht einen sündlosen Heiligen. Und ihr habt eine viel lebenswahrere Figur.

„Mach' ihr nicht zu stark die Cour,“ sagt Sir Hugo zu Daniel und meint Gwendolen.

„Ich wüßte nicht, daß Du mich jemals hättest die Cour machen sehen,“ versetzt Deronda ernst.

„So? nicht?“ antwortet Sir Hugo herausfordernd. „Du wirfst immer den Frauenzimmern zärtliche Blicke zu und führst mit ihnen jesuitische Reden. Du bist ein gefährlicher junger Mensch — eine Art Lovelace, der die Clarissen dazu bringt, Dir nachzulaufen, statt daß Du ihnen nachliefest.“

Ungefähr hat Sir Hugo recht. Daniel gehört zu den Männern, welche durch verständnißvolle Hingebung auf Frauen wirken. Er hat etwas Zärtliches in dem Klang seiner Stimme, was seinen Worten eine tiefere Bedeutung gibt, als sie seiner Absicht nach haben sollen. Aber ein solcher Mann pflegt nicht haarscharf die richtige Grenze einzuhalten. Sein Wille mag noch so gut, noch so ernstlich sein: es wird einmal eine schwache Stunde kommen. Er merkt einer Frau an, daß sie sich ein Ideal von ihm gebildet hat; sein mitfühlendes Herz treibt ihn, diesem Ideale zu entsprechen; er weiß, wie schrecklich Enttäuschungen sind; er will sie ihr ersparen: und plötzlich sieht er sich in ein Verhältniß verwickelt, das ihm Pflichten auferlegt. So wäre die Regel: Deronda ist Ausnahme.

Aber George Eliot ist eine viel zu feine Kennerin des menschlichen Herzens, als daß sie diese Ausnahme nicht gewollt haben sollte. Und sie hat eine zu große Herrschaft über die Mittel ihrer Kunst, als daß sie die lose zerstreute Composition nicht gewollt haben sollte.

Aber warum dann?

Sollten wir es etwa mit einer neuen Phase des Realismus zu thun haben? Es ist wahr, daß sich interessante Begebenheiten im Leben nie so abgerundet vollziehen, wie auf der Bühne oder im Roman. Da sind immer unbedeutende Nebenpersonen und Nebenereignisse, die Nichts dabei zu thun haben und doch mitspielen. Eine Frau, die ihren Geliebten zum letzten Mal sieht, hat vorher vielleicht ihre Hauswirthschaft besorgt und so und so viel gleichgiltige Besuche empfangen. Sie hat vielleicht Schnupfen, und ihre tragischsten Aeußerungen werden mit heiserer Stimme vorgebracht. Keinem Künstler wird es einfallen, um der bloßen Lebenswahrheit willen dergleichen zufällige Dinge mit einer Silbe zu erwähnen, es wäre denn, daß er einen komischen Effect beabsichtigte. Aber auch in anderer Hinsicht läßt sich kein Schicksal im Leben so rein aussondern, wie es in der Kunst geschieht. Wenn Jemand nicht von hochgradigem Egoismus erfaßt ist, so wird er in jedem Zeitpunkte, wo er sich Erinnerungen hingibt oder wo er sich überhaupt in betrachtender, überschauender Stimmung befindet, nicht blos eigene, sondern auch viele fremde Schicksale innerhalb des Kreises seiner Vorstellungen entdecken. Und wenn wir uns als unbetheiligte Beobachter außerhalb der menschlichen Gesellschaft denken, so werden wir den Eindruck eines Teiches haben, worin unzählige Fische regellos durcheinander schießen, so daß wir den einzelnen nie verfolgen können. Wir meinten bisher, daß in der Aussonderung und Ablösung interessanter Einzelheiten aus diesem Chaos eben das Privilegium der Kunst bestehe. Aber vielleicht soll es ihr genommen werden; vielleicht besteht in dem Chaotischen das Lebenswahre?

Ich glaube durchaus nicht, daß solch ein realistischer Doctrinarismus George Eliot zu ihrer Compositionsweise veranlaßt hat. Ich glaube vielmehr, daß es das echt künstlerische Streben nach Totalität gewesen ist.

Je höher ein Dichter menschlich und künstlerisch steigt, desto weniger kann es ihm genügen, nur abgerissene Erscheinungen an einander zu reihen, wie das Leben oft launenhaft Trümmer mit Trümmern verbindet. Die Verknüpfung muß auf innerer Zusammengehörigkeit beruhen. Die Einzelheiten müssen sich als Glieder eines übergeordneten Ganzen zu erkennen geben. Die Ahnung der Welt muß überall im Hintergrunde liegen. Ein bestimmter Kreis von Gegenständen muß erschöpft scheinen, indem die Kontraste, die er in sich birgt, in ebenbürtiger Stärke neben einander auftreten. Wir sagen dann: es sei ein Problem nach allen Seiten hin durchgearbeitet worden.

„Middlemarch" zeigte schon in seinem Titel, daß es, wenn ich so sagen darf, auf eine Anatomie und Physiologie der Provinz abgesehen war: die regelmäßigen Lebenserscheinungen der Provinz bildeten das Problem. In „Daniel Deronda" gibt uns der Titel keine solche Direction, ja er führt uns irre — was ich beklage —: Daniel Deronda ist nicht allein der Held. Aber sollte sich

das Problem des Buches etwa durch „Egoismus und Hingebung", „Eigenliebe und Mitgefühl" oder „Selbstsucht und Selbstlosigkeit" bezeichnen lassen?

Faßt man nur die Hauptperson in's Auge, so scheinen sich die beiden Erzählungen und die beiden Gruppen von Charakteren, aus denen der Roman besteht, ganz scharf gegenüber zu stehen. In der Gruppe Deronda's verschiedene Abstufungen der Hingebung. In der Gruppe Gwendolen's verschiedene Abstufungen des Egoismus: Grandcourt's Factotum Lush mit dem gemeinen Egoismus des Schmarotzers; Grandcourt's Maitresse, Frau Glasher, mit dem Egoismus der Noth und Erniedrigung, der möglichst viel aus dem Schiffbruch des Glückes zu retten sucht; Mr. Grandcourt mit dem Egoismus der Herrschsucht und Menschenverachtung, der eine Frau nur wie Hunde und Pferde als schmückendes Anhängsel der eigenen Person zu besitzen wünscht; endlich Gwendolen selbst mit dem naiven Egoismus der Gefallsucht und Weltfreude, der sich aber bekehrt und Buße thut. Um dieser Bekehrung willen ist sie der interessanteste Charakter des Romans, die innere Vermittelung der Gegensätze; denn die äußere wird durch allerlei Nebenfiguren hergestellt. Durch den Musiker Klesmer z. B., der zweimal eingreift: um Gwendolen's Gesang für mittelmäßig zu erklären und ihr die Aussicht auf öffentliche Verwerthung desselben abzuschneiden; um Mirah's Gesang für preiswürdig zu erklären und ihr die öffentliche Verwerthung desselben zu ermöglichen. Mit solcher Symmetrie werden die beiden weiblichen Hauptfiguren gegen einander gestellt, mit solch ängstlicher Gerechtigkeit gegen einander abgewogen! Dieser Herr Klesmer übrigens ist eine glückliche Mischung von Deutschem, Slaven und Semiten. Er hat ein starkes Selbstbewußtsein, gehört aber zu den Guten.

Denn, wie gesagt, die Juden sind als die Vertreter der Hingebung und Selbstlosigkeit genommen. Einige bekannte und sehr bezeichnende Züge des jüdischen Nationalcharakters wird man hier vergeblich suchen. Die Lasterhaften und Sünder, wie Mirah's Vater und Deronda's Mutter, haben keine specifisch jüdischen Laster, begehen keine specifisch jüdischen Sünden: nur die Abwendung von ihrer eigenen Nationalität ist einigermaßen typisch. Die „jüdische Dreistigkeit" vermißt schon Lady Pentreath an Mirah. Die auf unmittelbare Zwecke gerichtete Energie, welche Goethe den Grund von allem jüdischen Wesen nennt, das „entschiedene Bestreben, irdisch, zeitlich, augenblicklich" ist nur durch Jacob Cohen vertreten, einen kleinen Knaben, den Mardochai unterrichtet und dessen früh entwickelter Erwerbssinn sich in komisch ungraziösen Formen äußert. Und wo ist der jüdische Witz? Wo ist die bilderreiche, überschwellende Phantasie, welche hier in mäßiger Dosis für Mardochai vorbehalten scheint? Wo ist überhaupt das heißere orientalische Blut? Wo ist die Neigung des Einzelnen, sich selbst als etwas Apartes anzusehen, welche hervorragende Juden an ihren Stammesgenossen bemerkt haben wollen? Wo sind so manche andere Eigenschaften, gute und schlechte, die aus jahrhundertelanger Unterdrückung sich mit Nothwendigkeit ergeben mußten und ergeben haben?

Man sieht, es kann nicht die Meinung der Verfasserin gewesen sein, repräsentirende Typen des Judenthums als solchen zu geben. Denn die etwa 50,000 jüdischen „Seelen" Englands würden gewiß eben so viel Material zur Beobach-

tung und eben so viel charakteristische Physiognomien dargeboten haben, als die größeren Massen des Continents. George Eliot schreibt auch keinen Tendenzroman, etwa um die Sympathien der Nichtjuden für deren israelitische Brüder zu gewinnen, oder um Toleranz zu predigen, wie Lessing. Dazu war keine Veranlassung vorhanden: die englischen Juden haben die vollen bürgerlichen Rechte; Juden sitzen im Parlament, in den Gerichten, in der Verwaltung; die gesellschaftlichen Vorurtheile schwinden mehr und mehr; und wenn man einen Mann darauf ansieht, ob er ein Jude sei, so geschieht es mit demselben Interesse, mit welchem etwa die Deutschen unter einander sich die Provinz abzumerken suchen, aus der sie stammen.

Es gibt über die Geschichte der Juden in England ein besonderes Buch von Mr. James Picciotto.*) Es reicht von den ersten Einwanderern bis auf die Gegenwart, schöpft aus reichem Material und ist gut geschrieben; für den Nichtjuden ebenso interessant wie für den Näherbetheiligten. Der Verfasser hat eine Reihe bekannter Namen zu nennen und berichtet von vielen Thaten jüdischen Gemeingeistes. Nirgends aber wird er beredter, als wenn es gilt, den „großen Philanthropen" Sir Moses Montefiore zu feiern, der „mit einer tiefgewurzelten Anhänglichkeit an seine Race den größten Theil eines langen Lebens der Linderung menschlicher Leiden gewidmet hat, dessen Herzensgüte und Mildthätigkeit so weit erglänzen, als die Sonne scheint," und auf dessen orientalische Mission zum Besten der Juden von Damascus im Jahre 1841 er das vollste Licht seiner Darstellung sammelt. Ein anderer hervorragender Engländer semitischen Ursprungs fällt nicht mehr in den Bereich des Buches, weil dessen Vater aus der israelitischen Gemeinde ausgetreten ist: Lord Beaconsfield. Aber gerade er hätte nicht fehlen dürfen als ein Beleg für die Unzerstörbarkeit des Racenbewußtseins, das nirgends stärker hervorbricht als in einer seiner Romanfiguren, dem welt- und geldbeherrschenden Bankier Sidonia in „Coningsby" und „Tancred": wie man sich denn bei ihm fortwährend versucht fühlt zu jenen Betrachtungen über arische und semitische Kunst, die er seinen Mr. Phoebus im „Lothair" anstellen läßt.

Ich glaube, es herrscht wenig Aehnlichkeit zwischen dem edlen Lord und dem Helden des vorliegenden Romans. Jener hat schon als Jüngling gewaltig und unabweisbar in die Höhe gestrebt; er hat das ersehnte Ziel nie aus den Augen verloren; und das Schicksal hat seinen unerschütterlichen Willen mit dem letzten Erfolge gekrönt. Dieser legt sich in seiner Jugend die zweifelnde Frage vor, ob ein thätiges Leben auch der Mühe lohne; er hegt die Furcht, wenn er sich als Politiker aufthäte, so würde er vielleicht seinen persönlichen Erfolg mit dem öffentlichen Wohle verwechseln; und das Schicksal führt ihn so wunderbar, daß er als ein Mitglied der herrschenden Kaste aufwächst und es als das höchste Glück ansehen muß, eines Tages sagen zu können: „Ich bin ein Paria;" daß er mit dem feinsten sittlichen Gefühl begabt ist und die Erklärung seiner Liebe mit dem Wunsche beginnen muß, der Schwiegersohn eines notorischen Spitzbuben zu werden.

*) Sketches of Anglo-Jewish History. By James Picciotto. London, Trübner u. Co. 1875.

Aber Eins haben Disraeli und Deronda gemein: die bestimmende Uebermacht des Racenbewußtseins.

Die Humanität eines Sir Moses Montefiore ist kein Privilegium des Judenthums. Und das starke Racenbewußtsein ist keine specifische Eigenthümlichkeit des englischen Judenthums. Aber wir stehen hier an dem Punkt, wo George Eliot's Verfahren verständlich wird. Sie wollte den Gegensatz zwischen Egoismus und Hingebung. Typen des Egoismus sind überall leicht gefunden. Aber wo ist die Hingebung in reinster Form, in stärkster und doch mannigfaltiger Ausprägung?

George Eliot sucht in der Geschichte. Sie braucht Hingebung an die Race, an die Nation. Sie findet die höchste Stufe mit Recht dort, wo der Staat hinweggefallen ist, wo die Nationalität an sich eine Macht ist, wo diese Nationalität zugleich eine Religion bedeutet, und wo Nationalität und Religion sich in der Zerstreuung unter allen Völkern rein und unvermischt erhalten und ihren Angehörigen Etwas von dem Zusammenhalt und der Opferfreudigkeit verleihen, welche sonst nur ein mächtiger Staat zu gewähren pflegt.

Sie braucht aber auch eine andere Form der Hingebung, die sich von Mensch zu Mensch, von Individuum zu Individuum äußert und mit Race und Nationalität Nichts zu thun hat: sie braucht einen Typus der Liebe, des Wohlwollens, des Mitgefühls. Wird sie ihn ebendort finden, wo sie das starke Racenbewußtsein entdeckte?

Wenn es vorkommt und unzähligemal vorkommen muß, daß die Verfasser von historischen Romanen die Typen der Menschheit, welche sie in der Gegenwart antreffen, in die Vergangenheit übertragen, um lang abgeschiedenen Schatten das Blut des Lebens zuzuführen: so kann ein Dichter auch das umgekehrte Verfahren einschlagen, er kann sich Idealbilder der Vergangenheit in die Gegenwart versetzt denken, die Grundzüge des Charakters beibehalten und nur die Umgebung und das Costüm verändern. George Eliot ist selbst schuld, wenn wir das Urbild ihres Deronda in der heiligen Geschichte suchen: sie hat uns in der Vorrede von „Middlemarch" ihre Dorothea durch Hinweisung auf die heilige Therese deutlicher gemacht; sie darf sich nicht wundern, wenn uns Daniel Deronda an eine noch viel verehrungswürdigere Gestalt erinnert; ja, sie scheint auch diese Erinnerung einmal direct heraus zu fordern.

Wir entsinnen uns des Abends, an welchem Deronda langsam auf der Themse dahin fährt und Mirah findet. Beim Rudern beschreibt George Eliot seine Hände: „Sie sind nicht klein und mit Grübchen und spitz zulaufenden Fingern versehen, die nur einer schüchternen Berührung fähig scheinen: es sind lange, geschmeidige, festzugreifende Hände, wie sie Tizian auf einem Bilde gemalt hat, wo er die Verbindung von Zartheit und Kraft darstellen wollte. Und es ist auch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Gesichtern vorhanden, die zu den Händen gehören — beide mit demselben blassen und bräunlichen Teint, mit der senkrechten Stirn und dem ruhigen, durchdringenden Blick. Nicht mehr seraphisch: ganz irdisch und männlich; aber immer noch von der Art, um den Glauben an eine menschliche Würde zu erwecken, welche sich die Anerkennung armer Verwandten gestatten darf."

Ich kann mir kein anderes Tizianisches Bild dabei denken, als den Zinsgroschen, auf welchem die Hände den Beschauer fesseln wie vielleicht auf keinem anderen Gemälde. Und wenn George Eliot fortfährt, solche Typen treffe man zuweilen in den unteren Ständen, bei Handwerkern z. B., so schwebt ihr ohne Zweifel Derjenige vor, den Friedrich der Große einmal „un garçon charpentier juif" nennt. Jenes Bild aber mit seinen beiden scharf contrastirenden Gestalten könnte man sich als Motto dieses ganzen Romanes denken, der auf den Gegensatz der hoheitsvollen, weitblickenden Reinheit und der im Irdischen versunkenen, kurzsichtigen Niedrigkeit gebaut ist.

Die Kenner des Talmud versichern, daß die darin enthaltenen Gesetze von dem Geiste der allgemeinen Menschenliebe durchdrungen sind. „Schwerlich" — sagt ein neuerer Schriftsteller*) — „läßt sich von den Tagen der alten Welt bis auf die unsere herab ein peinliches Recht aufweisen, durchweht von gleich tiefer Humanität, gleich feinem Zartgefühl fast." Und der Talmud setzt diese Humanität bei der ganzen Bevölkerung voraus, arbeitet ihrem Uebermaß entgegen: die Richter werden gewarnt, nicht zu Gunsten der Armen parteiisch gegen die Reichen zu sein. Die Verkörperung der höchsten Sanftmuth, des höchsten Wohlwollens ist Rabbi Hillel. Ihm wird der Ausspruch zugeschrieben: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern nicht." Und dieser zweite: „Beurtheile deinen Nächsten nicht eher, als bis du an seiner Stelle gestanden hast."

Unter dem Einflusse solcher Lehren wuchs Jesus auf. Mit diesem Hintergrund erscheint er als eine echtjüdische Gestalt.

Daniel Deronda gleicht ihm in der Sündlosigkeit, in der Unverführbarkeit, in manchem Anderen. Er gleicht aber dem Jesus des Herrn Renan noch mehr als dem Helden der Evangelien: Daniel Deronda hat eine specifische Macht über Frauenherzen; der armen Gwendolen fällt die Rolle der Magdalena zu. Sie blickt zu ihm auf, wie zu einem Götterbilde. Er ist der einzige Leitstern für ihre verlassene, pfadlos irrende Seele. Jedes Wort, das er ihr gönnt, ist ihr Gesetz. Von ihm erwartet sie Lossprechung und Buße, von ihm Vergebung und Heiligung. Die magische Gewalt, welche ihm zuzustehen scheint, begreifen wir nun erst völlig, da wir sein Urbild kennen.

Deronda ist die lebendige Güte. Er ist ganz Zartheit, ganz Rücksicht. Es gibt keine Feinheit des Gefühls, deren er nicht als Knabe schon fähig gewesen wäre. Er hat früh die Gewohnheit angenommen, sich mit seiner Phantasie in die Erfahrung Anderer hineinzudenken. Er pflegt sein Thun und Leben nicht als ein ihm eigenes anzusehen, sondern stets die Wirkung auf Andere mitzuberechnen. Seit seinem dreizehnten Jahre bemüht er sich, die Menschen zu verstehen, die anders sind als er. Seiner Mutter macht er keine Vorwürfe, er unterliegt nur einer wachsenden Traurigkeit. Das tiefste Mitgefühl erwecken ihm Diejenigen, die etwas Schlechtes gethan haben und unglücklich sind. Es lebt in ihm etwas von der Gesinnung eines fahrenden Ritters. Sir Hugo sagt ihm: „Du hast eine Passion für Leute, die man mit Koth bewirft; ich denke

*) Emanuel Deutsch, Der Talmud. Zweite Auflage. Berlin, 1869. S. 38.

mir, Du könntest Dich versucht fühlen, Arm in Arm mit einem Tollhäusler zu gehen, besonders wenn er des Schutzes bedürfte." Aber, trotz aller Weichheit seines Herzens: niemals unterliegt er der Versuchung, sich oder Anderen zuliebe die Grenzen zwischen Gut und Böse zu verwischen. Von seinen Augen und seinem Blicke werden Wunderdinge berichtet. Die ersteren sind von einer dunklen und sanften Innigkeit, welche ein ganz specielles Interesse an Jedem, auf den sie sich richten, auszudrücken scheint; ein Hilfsbedürftiger findet sich durch solche Augen zum Bitten ermuntert. Sein Blick erweckt den Glauben an vergangene und künftige edle Thaten des Menschen; es liegt eine Kraft des Lebens und eine reiche Farbe in seinem Gesicht, die bei einem plötzlichen Blicke von ihm fast beängstigend ist; und dieser Blick wirkt erschreckend, wo er mißbilligt. „Meiner Treu', ich fürchte mich beinahe selbst vor ihm, wenn er Etwas mißbilligt," so gesteht Sir Hugo an Gwendolen.

Ich bestehe nicht darauf, weitere Vergleichungen zwischen dem Vorbild und dem Nachbild anzustellen: sie werden sich jedem Leser von selbst aufdrängen. George Eliot sucht einen Theil der hervorgehobenen Eigenschaften, ja den Grundzug des Charakters aus dem frühen Zweifel Deronda's über seine Herkunft abzuleiten. Es ist das Motiv des ausgesetzten Kindes, etwa von Moses auf diesen Urenkel vererbt. Deronda hält sich für einen Bastard; aber er hat sich, mit Shakespeare's Bastarden verglichen, nach der entgegengesetzten Seite entwickelt. Er läßt nicht die Welt sein persönliches Unglück entgelten, wie Edmund von Gloster. Er liebt Sir Hugo, er hält ihn für seinen Vater, er hat ihm wahrscheinlich Etwas zu verzeihen, aber es fehlt ihm die Gewißheit: Verzeihung und Liebe wachsen zusammen auf in seiner Seele, er bekommt Mitleid mit der menschlichen Schwäche, und ein entsagungsvolles Verhältniß zum Leben, das seine Leidenschaften dämpft und die Kraft seines Begehrens abschwächt, ihn dadurch gut und rein erhält und innerlich reich macht. Er bekommt eine Neigung zum Grübeln, ein starkes Phantasieleben, eine heimliche poetische Gluth unter ruhiger Außenseite, die ihn zu einem stillen, sicheren Beobachter macht.

Wie die anderen Personen, die sich zunächst um ihn gruppiren, aus der Geschichte des Judenthums herausgewachsen sind und mehr oder weniger zur Erkenntniß jüdischen festen Familiensinns, jüdischer Humanität, jüdischer Gottesverehrung, jüdischen Nationalgefühles beitragen, will ich nicht weiter erörtern. Der Hauptträger des Nationalbewußtseins ist Mardochai. Leider gleicht er sehr stark einem modernen, schon mehrfach gebrauchten Typus; der brustkranke, schwärmerisch ideale Jude ist uns nicht unbekannt: in sehr liebenswürdiger Gestalt hat ihn Freytag als Bernhard Ehrenthal in „Soll und Haben" geschildert. Mardochai erinnert übrigens nicht umsonst an seinen Namensbruder im Buch Esther: er stammt direct von ihm ab. In seinen Adern fließt aber auch Blut der Propheten des alten Bundes, der talmudischen Rabbiner und der spanisch-jüdischen Dichter des Mittelalters. Ich wundere mich nur, daß er durch alle diese Elemente einer reichen Cultur und vollen, blühenden geistigen Lebens nicht selbst etwas lebensfähiger geworden ist. —

Ich weiß nicht, ob die vorstehenden Betrachtungen überall das rechte Maß eingehalten haben. Ist es erlaubt, einem Dichter so weit in die Karten schauen

zu wollen? Aber darnach wird jede eindringende Betrachtung mehr oder weniger streben, und wir müssen es ruhig ertragen, wenn wir fehlgreifen, indem wir das fertige Mannigfaltige wieder zu vereinfachen und auf die Elemente zurückzuführen suchen, aus denen es erwachsen. Unsere gewöhnliche Art Romane zu betrachten, ist etwas schablonenhaft geworden. Die Kritik geht allzu sehr nur dem Geschmacke des Publicums nach. Das Publicum fragt nach den Gestalten, die der Dichter schafft: es will an ihnen seine Triebe des Liebens und Hassens befriedigen; es urtheilt meist nach der zufälligen Lebenserfahrung, die dem Einzelnen zu Gebote steht: darnach erklärt es diese Figur für wahr, jene für unmöglich. Die erste Pflicht der Kritik aber scheint mir: den Intentionen des Autors nachzugehen. Erst verstehen, dann urtheilen; und lieber blos interpretiren, als blos kritisiren!

Ich habe daher offen dargelegt, von welchem Punkt aus ich mir die Stellung, welche dem Judenthum in Daniel Deronda angewiesen ist, verständlich zu machen suchte. Und ich glaube, daß sich nun noch manches Auffallende erklären wird. Wenn George Eliot ausging von dem großen Gegensatze der Grundkräfte, auf denen die sittliche Welt beruht, von den ethischen Polen des Egoismus und der Hingebung, wenn sie nach möglichst reinen Typen suchte und sich in ihrer Phantasie ein Idealbegriff des Judenthums erhob, dessen Entfaltung das Ziel ihrer Darstellung wurde: so sind Personen, Situationen und Motive der Entwickelung von vornherein auf bestimmte Wege gewiesen; und es erklärt sich, wenn manche Uebergänge nicht so ganz überzeugend wurden, wenn manche Gestalten, die unentbehrlich schienen, zu denen aber vielleicht (um mit den Malern zu reden) „Studien" fehlten, nicht recht glaubwürdig herausgekommen sind. So war ohne Zweifel die Situation in Genua von vornherein in's Auge gefaßt, wo gleichzeitig Deronda seine Abkunft erfährt und der Bibrion Grandcourt aus der Welt geschafft wird: ein sehr starker und etwas künstlich herbeigeführter Effect. Der gute, aber keineswegs schwungvolle Sir Hugo warnt seinen Schützling Deronda vor dem Melodramatischen, das heutzutage Jeder vermeiden müsse, der von der Welt ernst genommen werden wolle. Ich fürchte, wenn ein Sir Hugo den gegenwärtigen Roman liest, so wird er öfters den Kopf schütteln und über Melodrama klagen. Uns in Deutschland ist das kein so geläufiger Begriff, und wir pflegen auch von der Poesie noch zu erwarten, daß sie uns außergewöhnliche Dinge vorführe, die nicht jeder Philister innerhalb seiner eigenen Erfahrung vorfindet. Wenn man der Poesie blos das Alltägliche übrig lassen will, so heißt das: eine Fürstin, die in ihren jungen Jahren mit allen Kostbarkeiten der Erde genährt und an reichbesetzten Tafeln alt geworden ist, plötzlich auf Hausmannskost setzen. Nein, wir wollen der Poesie, wir wollen dem Roman immer Etwas von dem Wunderbaren und Abenteuerlichen lassen, womit seine Väter, die Griechen, ihn ausgestattet haben. Aber diese Begegnung zwischen Deronda und Gwendolen in Genua ist mit so starken Unwahrscheinlichkeiten verknüpft, daß sie wol in die „Aethiopischen Geschichten" des Heliodoros oder in den „Apollonius von Tyrus" hineinpassen würde, aber nicht in einen vornehmen Roman aus dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Jene Begegnung zwischen den zwei Hauptpersonen ist eine

der wichtigsten Scenen des Buches. Eine andre, fast ebenso wichtige Scene eröffnet das Ganze: aber auch diese, wie wir wissen, ist eine Begegnung der beiden Helden im Ausland. Und noch mehr: um den großen Effect in Genua herbeizuführen, mußte die Erkennung Deronda's bis dahin aufgespart werden; und damit sie stark wirke, durften die Momente, welche auf sein Judenthum hindeuten, früher nur leise berührt werden. Daher der bedenkliche Apparat dieser einmal auftauchenden Mutter, ein häufiges Romanmotiv, das ursprünglich für ganz andere Zwecke, für tragische Begegnungen unerkannter Geschwister, diente. Daher sogar eine auffallende Blindheit oder Trägheit Deronda's: hat er sich nie ordentlich im Spiegel geprüft, seitdem sein Arierthum in Frage gestellt ist? weiß er Nichts von dem physischen Habitus der semitischen Race? und muß er sich nicht gerade darauf hingewiesen fühlen, nachdem ihn Mardochai mit solcher Bestimmtheit für einen Juden erklärt hat? Soll angenommen werden, daß er den Typus nicht hatte, so wäre das eine neue Unwahrscheinlichkeit, es widerspräche seiner Aehnlichkeit mit dem Großvater und müßte jedenfalls ausdrücklich gesagt werden. Offenbar also hat sich George Eliot die Pflicht auferlegt, ein zum Voraus festgestelltes Schema streng einzuhalten.

Mit Einem Worte: das Buch ist, wenn ich Ausdrücke der Schule gebrauchen darf, nicht auf inductivem sondern auf deductivem Wege entstanden. Die Verfasserin ist diesmal nicht von Beobachtungen ausgegangen, deren tiefere Ergründung zu allgemeinen Gedanken führte; sondern sie ging von allgemeinen Gedanken aus und suchte die Repräsentanten dafür, welche dann allerdings auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung Fleisch und Blut gewannen. Die Natur liefert stets Charaktere und entsprechende Schicksale verbunden; hier scheint der Verlauf der Begebenheiten nicht ganz mit dem wahrscheinlichsten Benehmen der Menschen zu stimmen. Aber wie dem auch sei, in Charakteren und Situationen selbst liegt eine Fülle von Naturbeobachtung zu Tage. „Daniel Deronda" ist nicht blos ein sehr philosophisches Buch; es ist auch ein durchweg interessantes Buch. Mit Vergnügen wird der Leser seiner weltkundigen Führerin auf das Land und in die Stadt, auf den Continent und an das Meer folgen. Er wird sich ebenso gern in der herzerquickenden Gesellschaft des edlen Sir Hugo und seiner guten Frau bewegen, welche fortwährend von dem Bewußtsein gedrückt wird, nur Töchter geboren zu haben, wo Söhne erforderlich waren, — als etwa bei Esra Cohen in die Hinterstube treten und mit dem kleinen Jacob sich auf einen Handel über Taschenmesser oder Korkzieher einlassen. Es wird ihn ebenso wenig gereuen, einen Blick auf die Gesellschaft der Philosophen zu werfen, unter denen Mardochai unverstandene Weisheit predigt — als etwa der trefflichen Familie Gascoigne einen Besuch zu machen oder im Hause Meyrick der Redseligkeit des quecksilbernen Malers Stand zu halten oder die Märchenillusionen der gutmüthigen drei Schwestern zu theilen und mit ihrem persischen Kater zu spielen. Hier ist Alles Leben und Wahrheit, unbefangen angeschaut, gewissenhaft festgehalten, treulich abgebildet, überzeugend hingestellt, behaglich ausgebreitet: „zum Genuß wie zur Belehrung".

Briefe aus Rußland.

Vorwort.

Wir haben gewichtige Gründe, zu glauben, daß die nachfolgenden „Briefe aus Rußland" aus der Feder des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke sind.

Es war im August und September 1856, als Graf, derzeit noch Freiherr von Moltke, in seiner Eigenschaft als General und erster persönlicher Adjutant des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, jetzigen Kronprinzen von Preußen und des Deutschen Reichs, mit diesem seinem erlauchten Herrn die Fahrt zur Krönung des Kaisers Alexander II. nach St. Petersburg und Moskau machte und von dort aus seine Beobachtungen und Erlebnisse einer ihm nahe stehenden Dame zu Kopenhagen in Form von Tagebuchblättern mittheilte, welche den Inhalt dieser Briefe bilden. Aus dem Besitz der Empfängerin scheinen sie nachmals durch eine, bis jetzt noch nicht ganz aufgeklärte Indiscretion in den einer Kopenhagener Zeitung, „Dagens Nyheder", übergegangen zu sein, welche sie vor Jahren in einer dänischen Uebersetzung veröffentlicht hat. Sie sind in Dänemark damals mit großem Interesse gelesen worden, merkwürdigerweise jedoch niemals zur Kenntniß deutscher Leser gekommen, bis zu dem Augenblick, wo wir, von werther Hand, die vorliegende Rückübersetzung in's Deutsche empfangen haben. Unserer Annahme, daß Graf Moltke der Verfasser sei, fehlt zwar jede directe Bestätigung; aber das Zusammentreffen der äußern Umstände spricht ebenso sehr dafür, als wir aus innern Gründen geneigt sind, an ihre Echtheit zu glauben. Wer diese Briefe liest, wird sogleich finden, daß sie alle geistigen und Charakter-Merkmale des berühmten Strategen und ausgezeichneten Schriftstellers an sich tragen: die Ruhe, Sicherheit und Schärfe seines Blicks, die wohlwollende Milde seines Urtheils, seine Bescheidenheit, Ehrlichkeit und Herzensgüte, seine graziöse Gabe der Mittheilung, seinen feinen Witz und seinen mustergültigen Styl, welcher nicht einmal in dem Proceß einer doppelten Uebersetzung erheblich gelitten hat.

Graf Moltke steht dieser Publication selbstverständlich durchaus fern. Wir andrerseits fühlten uns unter einer Art von Verpflichtung. Durch ihr Erscheinen in der Kopenhagener Zeitung gehören diese Briefe bereits der Oeffentlichkeit an;

das dänische Publicum hat sie gelesen, ohne daß von irgend einer Seite Widerspruch dagegen erhoben worden, und mehr noch: da zwischen Dänemark und Deutschland keine Literar-Convention besteht, sind sie das Eigenthum des ersten Besten, der sie findet. Was wir heute nicht thun wollten, könnte morgen jeder Andere thun; sie könnten in eine Hand fallen, die weniger vorsichtig und weniger pietätvoll wäre, als diejenige, der wir diese Uebersetzung verdanken. Und endlich, da wir in der Lage sind, es ihm zu bieten, haben wir ein Recht, dem deutschen Leser vorzuenthalten, was dem dänischen jederzeit offen steht? Denn wenn irgend ein Publicum der Welt, so darf doch wol das deutsche verlangen, Alles zu wissen, was in irgend einer Form über die Vergangenheit seines großen Feldherrn verbreitet ist, und was in irgend einer Weise dazu beitragen kann, ihm in dem großen Feldherrn, welchen Alle kennen, verehren und lieben, auch den Menschen zu zeigen, welchen nur Wenige kennen, welcher aber der Verehrung und Liebe nicht minder werth ist!

Was die Briefe selber betrifft, so sind sie freilich von einer vorwiegend persönlichen Natur, was indessen ihren Reiz nur erhöht. Sie schildern im Wesentlichen die Krönung des Kaisers von Rußland und die sie begleitenden Feierlichkeiten und Feste, bei denen sich des Reiches höchster Pomp entfaltete. Doch sie beschränken sich nicht darauf; überall werfen sie in die damaligen Zustände, die zum großen Theil noch die heutigen sind, in das Familien- und öffentliche, das geistige und sociale Leben des russischen Volkes überraschende Blicke. Manches hat sich allerdings seitdem durch Kaiser Alexander's II. hochherzige Reformen geändert; allein der Charakter des Landes und der Nation ist derselbe geblieben, und außerdem liegt die Zeit der Abfassung dieser Tagebuchblätter noch so nahe, daß jeder denkende Leser den Vergleich ohne Mühe anstellen kann.

Ihren größten Werth jedoch erhalten diese Mittheilungen vielleicht durch den Umstand, daß sie, wiewol vertraulich gemacht, die Probe der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen brauchen.*)

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

I.

Liebe M.! König Franz I. ritzte mit seinem Diamant in eine Fensterscheibe in Chambord die Worte: „Femme et vent varie, fou qui s'y fie." Die eine Hälfte dieser Behauptung trifft für mich nicht zu, aber den zweiten Theil habe ich auf die angenehmste Art in Erfüllung gehen sehen. Wir durften ganz sicher auf eine ziemlich unangenehme Ueberfahrt rechnen, dem Wetter nach zu urtheilen, in welchem wir Berlin verließen; aber in Wirklichkeit war die Ueberfahrt vortrefflich. Meine Bleistift-Depesche von Swinemünde hast Du hoffentlich schon Mittwoch Morgen erhalten. Schon da hatte sich der Wind etwas gelegt, und als ich die beiden großen Kriegsdampfer sah, konnte ich mir

*) Die unter dem Texte befindlichen Anmerkungen sind von der Redaction hinzugefügt worden.

wol denken, daß ziemlich bedeutende Wellen dazu gehörten, diese aus ihrer Ruhe zu bringen.

Es dauerte ziemlich lange, bis die Kaiserin-Wittwe*) von ihren Geschwistern Abschied genommen hatte, und wir richteten es uns unterdessen bequem ein auf unserer Corvette. Gegen sieben Uhr bestieg der König von Preußen**) den „Nagler“ und schoß wie ein Pfeil an uns vorbei. Die russische Mannschaft saß in den Takelwerken, die Musik spielte, und nun sollte die Abfahrt vor sich gehen. Vor Allem kam es darauf an, die Schnäbel der beiden Leviathans gegen Rußland zu wenden. Da das Fahrwasser so schmal ist, konnte es nicht mit ihren eigenen Rädern geschehen, und das kleine Bugsir-Dampfschiff mußte deshalb ein paar Mal herum segeln, um diese Massen zu wenden. Aber als sie erst die richtige Direction erhalten hatten, ließen sie ihre Räder das Wasser peitschen längs des über tausend Fuß langen Molo's, bis wir in offene See gelangten. Ich mußte mich nun meinem Schicksale hingeben, und beschloß deshalb, noch eine sehr gute Abendmahlzeit einzunehmen, worauf ich mich in meine Cajüte zurückzog, um die kommenden Begebenheiten abzuwarten.

„Faites un peu amasser vos effets“, war der trostreiche Rath, der mir auf den Weg gegeben wurde. Mein „hôtel“ hatte ein kleines Fenster, so groß wie eine geballte Faust, durch welches ein Licht fiel, welches mein Elend erhellte. Das Meublement war sehr einfach und bestand hauptsächlich aus einer eisernen Kette, welche das Steuerruder drehte und welche sich unaufhörlich mit einem fürchterlichen Rasseln bewegte. Da an eine Bettdecke nicht zu denken war, wickelte ich mich gerade wie im Feldzuge in meinen Mantel ein, legte mich auf die Pritsche, seufzte und schlief fest und ununterbrochen bis zum nächsten Morgen.

Mein Erwachen in der kalten grauen Morgenluft war nicht sonderlich angenehm. „Je suis faché de vous dire, qu'il y ait des moutons!“ rief General Philosophoff, der auf die liebenswürdigste Weise von der Welt die Honneurs auf dem Schiffe machte, zu mir herunter. Diese „moutons“ sind nämlich die weißen Schaumwellen, welche immer einer scharfen Brise vorangehen. Ich gab mich wehmüthigen Betrachtungen hin, und in vierundzwanzig Stunden kann man deren ein gutes Theil anstellen. Von beiden Seiten drangen Klagetöne durch die dünnen Bretterwände, welche mich von meinen Leidensgefährten trennten. Ich war außer Stande, so viel wie eine Tasse Thee genießen zu können, und um der unangenehmen Cajütenatmosphäre zu entfliehen, schleppte ich mich auf's Deck. Mein Bedienter hatte schon seit gestern im Sterben gelegen, und ich bestrebte mich daher, indem ich alle meine Sprachkenntnisse aufbot und pantomimische Bewegungen benutzte, den Schiffsjungen Murawief für meinen hilfslosen Zustand zu interessiren. Es wurde eine Matratze auf's Deck geschleppt, und ich gebrauchte nun das einzige Mittel gegen die Seekrankheit, mich hinzulegen und mich ruhig zu verhalten. Mit jeder Stunde, die verging, fühlte ich mich besser.

*) Alexandra Feodorowna, Gemahlin des Kaisers Nicolaus I., gest. 1860. Sie war bekanntlich eine Tochter Friedrich Wilhelm's III. und Schwester Wilhelm's I., deutschen Kaisers und Königs von Preußen.

**) Friedrich Wilhelm IV.



Der Wind legte sich, das Schiff war sehr breit und die Bewegung deshalb nicht so stark. Gegen Mittag fing ich schon an, die Hälfte von dem französischen Roman zu verstehen, welchen ein dienstwilliger Fürst Trubetzkoi mir von Paris mitgebracht hatte. Abends machte ich einige schwankende Versuche, zu gehen, und nachdem dieser Tag unter strengem Fasten verlaufen war, schlief ich Nachts trotz Talggeruch und Schaukeln vortrefflich. Mit Vorsicht kam ich am Morgen mit einer Tasse Kaffee in Berührung, untersuchte um vier Uhr mit einigen Gewissensbissen, wie mir ein Häring, gekochtes Fleisch und etwas Rothwein schmecken würden, und ging dann mit größerer Beruhigung zu dem vortrefflichen Mittagsessen über. Ein alter Malaga, ein guter Lafitte und Champagne frappé halfen mir über die trüffirten Coteletten und Artischocken hinweg, welche mir sonst leicht hätten verderblich werden können. Ich versagte es mir Abends nicht, den unvergleichlichen Karawanenthee von Kiachta zu trinken, und da Alles mir so gut bekam, wagte ich mich auch noch an's Abendessen, bei welchem ich Champagner auf Deine Gesundheit trank, indem ich dachte, wie Du in dem Augenblicke, wo ich so elegant mein Glas leerte, meinethalben besorgt wärest. Zufriedenheit hat so oft ein Heim, wo man sie nicht sucht: auf den schaukelnden Brettern des Schiffes, während Kummer und tiefe Verzweiflung unter den strahlenden Kronleuchtern im Ballsaale walzen!

Dieser gesegnete Freitag war übrigens in mancher Hinsicht interessant. Vormittags waren wir dem „Olof" so nahe gekommen, daß wir Grüße wechseln konnten mit den übrigen Herren im Gefolge.

Die Kaiserin ließ fragen, wie es uns ginge; wir antworteten natürlich, daß wir uns beim besten officiellen Wohlergehn befänden, und fragten nach Ihrer Majestät Befinden. Die Antwort war: „Cewodnjä slawa boghu otschen charascho" (heute, Gott sei Dank! sehr gut), woraus wir den Schluß zogen, daß es gestern schlecht gegangen sein mußte. Diese kleine Correspondenz wurde mit Hilfe von dreißig bis vierzig verschiedenen Flaggen geführt, welche nacheinander am Hauptmast aufgehißt wurden. Dann kam von der finnischen Küste uns ein großes russisches Kriegsschiff entgegen und begrüßte die Kaiserflagge mit einem donnernden Kanonensalut von seinen beiden Decks. Unser Schiff, welches als Avisodampfer Dienst that, sprach in „Olof's" Namen mit kräftigen Worten aus 31 Eisenmäulern seinen Dank aus. Das Ganze gewährte ein recht hübsches Bild.

Sobald die Sonne untergegangen war, hörte der Wind auf, der Vollmond guckte zwischen den Wolkenstreifen hervor, die Luft war mild und angenehm, und die Wellen plätscherten still. Alle halbe Stunden wurde auf dem „Olof" ein bengalisches Licht abgebrannt, welches von unserm Schiffe beantwortet wurde. Das geschah, um sich vergewissern zu können, daß unser kleiner Dampfer weder zu sehr entfernt, noch dem „Olof" zu nahe gekommen war. Ich trieb mich bis 2 Uhr Nachts auf dem Deck umher.

Heute war ein vollständig sonnenheller und entzückender Tag. An beiden Seiten tauchten erst die Inseln mit den Leuchtthürmen und dann die ganze zusammenhängende Küste vor unsern Augen auf. Je weiter wir in die finnische Bucht kamen, desto ruhiger wurde die See; aber da wir fürchten mußten,

daß wir früher kommen würden, als der Kaiser uns erwartet hatte, so fuhren wir jetzt größtentheils nur mit halber Kraft. Mittags zählte ich auf ein Mal mehr als zweihundert Segelschiffe, welche den eingetretenen angenehmen Nordwind benutzten, von Kronstadt auszulaufen. Bald nachher tauchte dann auch das nordische Venedig aus dem Meere auf. Ich sah die gewaltigen Festungswerke von Quadersteinen mit drei Reihen Kasematten und armirten Plattformen auf verschiedenen kleinen Inseln liegen, und außerdem war im Kauffahrteihafen ein wahrer Mastenwald. Im Kriegshafen dahinter lagen die riesengroßen Kriegsschiffe, welche selbst „fighting Charley", der englische Admiral Charles Napier, nicht aus ihrer unbeweglichen Ruhe zu bringen vermochte, indem er sich ihnen etwas außer Schußweite gegenüber legte.*) Welchen Empfang er mit seinen theerigen Matrosen bekommen hätte, falls er näher gerückt wäre, davon konnten wir uns die lebendigste Vorstellung machen; denn sobald „Olof" ungefähr zweitausend Schritt von der Festung entfernt war, flogen weiße Dampfwolken hervor aus den Schießscharten und Batterien in allen diesen Kasematten, und im selben Augenblicke ertönte ein Kanonendonner, der fast unser eigenes Kanonenconcert übertäubte, obgleich das Schiff davon erzitterte. Ein englisches Fahrzeug mit achtzig Kanonen, welches hier vor Anker lag, stimmte übrigens auch mit Freude in das Concert ein. Es hatte den Sonnenschein benutzt, zu waschen und mit unzähligen Beinkleidern und Hemden der Schiffsmannschaft in allen Farbennüancen zu paradiren. Da die Ankunft der Kaiserin ohne Zweifel bekannt war, so war dies ein Beweis von John Bull's Ungenirtheit.

Nun stieß ein äußerst schmales Dampfschiff mit zwei Schornsteinen zu uns mit dem Groß-Admiral, Großfürst Constantin**) an Bord; darauf folgte der Kaiser,***) welcher seiner Mutter entgegeneilte.

Man hatte es kaum für möglich angesehen, daß die hohe Dame bei ihrem jetzigen schwachen Gesundheitszustande Wildbad und die Alpen verlassen würde, um nach der Newa zurückzukehren. Sie hatte sich jedoch vorgenommen, wenn es auch ihr Leben kosten sollte, ihrem Sohne den Segen bei der Krönung zu geben, wie es hier die alte schöne Sitte ist, und was diese Dame einmal will, das will sie ernstlich. Wir waren natürlich alle in Gala auf dem Deck und begaben uns nun in demselben „accoutrement" an Bord des kleinen Groß-Admiralschiffes „Петербургъ", welches St. Petersburg bedeutet.

Denke Dir alle diese Vorbereitungen unter andern Umständen in Scene gesetzt, z. B. an einem Regentage, wo die See hoch ging und man an der Seekrankheit litte, so wirst Du einräumen, daß unsere Lage schrecklich hätte sein können. Nun glitten wir aber in der schönen Wirklichkeit über die spiegelklare See hin zu der nahliegenden Küste; links glitzerte Etwas an dem nebeligen Horizont, welches ich, wäre es nicht heller Tag gewesen, für einen großen, funkelnden Stern gehalten hätte. Es war die vergoldete Kuppel auf der Isaaks-

*) Bekanntlich während des Krimkriegs.

**) Bruder des Kaisers Alexander II. von Rußland, geb. 1827.

***) Alexander II., geb. 1818, gekrönt 7. September (26. August) 1856.

kirche in Petersburg. Bald nachher landeten wir bei der schönen, breiten Treppe in Peterhof. Die Kaiserin hatte schon ein Spalier von Truppen passirt, aber es war noch ein unglaubliches Gedränge von Militär und Hofchargen mit Epauletten und Sternen. Einen Augenblick später wurden wir von einem galonnirten Diener aufgeschnappt und in einen Wagen gesetzt, welcher uns durch eine Allee von Springbrunnen zum Schlosse führte und von da zu unsern Zimmern, wo ein Schwarm von Dienern zu unserer Verfügung stand.

Da ich nun glücklich an's Land gekommen bin und da die Uhr zehn ist, schließe ich meinen Brief für heute, indem ich herzliche „Gute Nacht" wünsche. Der Brief kann erst morgen Vormittag abgehen, ich kann also morgen früh weiter erzählen, ehe neue Landeindrücke diese meine maritimen Erinnerungen überwältigt haben. Nachdem ich drei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen bin, lächelt ein properes Bett mit guter Matratze und gesteppter Seidendecke mir sehr freundlich entgegen. —

II.

Sonnabend, den 16. August. Das ausgedehnte Schloß Peterhof, gebaut von Peter I. und erweitert von seiner Tochter Elisabeth, wird gerade wie der Palast von St. James*) eigentlich nur zur Repräsentation gebraucht. In den weitläufigen Parkanlagen liegen rings umher Villen und Landhäuser, die von der kaiserlichen Familie und deren Gästen bewohnt werden. In einem dieser Häuser logiren augenblicklich der Prinz von Hohenzollern, Heinz, Rath und ich. Ich habe ein hübsches, geräumiges Zimmer, mit einer freundlichen Aussicht in's Grüne und, was unschätzbar ist in dieser kalten, feuchten Gegend, nach der Sonnenseite gelegen; dessen ungeachtet mußte ich diese Nacht meinen Mantel zur Hilfe nehmen.

Gleich nach meiner Ankunft bekam ich Besuch von Graf Münster und dem kaiserlichen Flügeladjutanten v. Mirbach, der zum Dienst beim Prinzen**) commandirt ist. Es war Marschallstafel. Ich traf dort mehrere Gesandte, und nach Tische wurde man einander vorgestellt. Wir tranken Kaffee auf dem Balcon, mitten vor dem Schlosse, von wo man die wirklich großartigen Springbrunnen übersehen kann, welche die ganze bedeutende Front beleben und die Annehmlichkeit haben, daß sie nicht künstlich durch Dampf getrieben werden, sondern aus einer natürlichen reichen Quelle hervorsprudeln. Nachdem die Tafel vorbei war, hob ich meinen Finger in die Höhe, der Iswoschtschick stürzte vor, ergriff die Zügel mit seinen weit ausgestreckten Händen, setzte sich auf den Bock, legte den Körper zurück, und nun ging es in scharfem Trabe durch die weit ausgedehnten Parkanlagen von Peterhof.

Peter der Große suchte, gerade wie Archimedes, einen Stützpunkt außerhalb der Erde, um die Erde aus ihrer Bahn zu bringen. Er fand diesen Punkt für seine Reformen außerhalb der Grenzen des damaligen Reiches, in den erst von ihm eroberten schwedischen Provinzen. Dort baute er seine europäische Haupt-

*) In London.

**) Friedrich Wilhelm, gegenwärtig Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen.

stadt, und als sie fertig war, Peterhof, um zu sehen, wie sie sich ausnehme. Das Schloß ist ein ziemlich ausgedehntes, drei Stockwerk hohes Gebäude in französischem Styl. Es steht durch Gallerien mit den Pavillons in Verbindung; die Farbe, gelb und weiß, harmonirt mit dem Eisenblech des Daches und der überaus reichen Vergoldung der Kuppeln. Dieses Gebäude steht auf einer ungefähr vierzig Fuß hohen Terrasse, welche von der natürlichen Senkung des Festlandes hinab zur finnischen Bucht gebildet wird. Der ungefähr tausend Fuß breite Raum bis zum eigentlichen Strande ist durch Parkanlagen ausgefüllt. Senkrecht hinunter mitten vor dem Schlosse liegt ein breites gemauertes Bassin, welches sich ganz bis zur Landungstreppe am Meere erstreckt und welches von beiden Seiten von einer Reihe Springbrunnen eingefaßt ist, die so eine höchst eigenthümliche Allee von Wasserstrahlen bilden. Neben denselben laufen die Wege, und das Ganze ist mit hohen, dunklen Tannen bewachsen, durch welche man im Vordergrund auf die See blickt und in der Ferne auf die finnische Küste. Dies Alles zusammen macht einen hübschen, überraschenden Eindruck. —

Der Park bekommt seinen eigenthümlichen Charakter durch die unzähligen Fontänen. Die größten Strahlen — namentlich von der Grotte, die unter der Mittelpartie des Schlosses liegt — erreichen gewiß nur eine Höhe von 50 bis 60 Fuß und sind von der Dicke eines Armes; sie können sich daher weder mit Wilhelmshöhe noch mit Sanssouci vergleichen, aber ihre Anzahl ist sehr viel größer. Ueberall im Schatten der Bäume rieselt und plätschert es hervor aus Tempeln und Statuen, in Kaskaden und Bassins. Der Rasen ist hier weder der natürliche Sammet wie in Windsor noch der künstliche von Glienicke,*) aber er ist doch frisch und grün. Der Baumschlag besteht aus Erlen und Weidenbäumen, Fichten und vor Allen aus Birken mit ihren weißen Stämmen. Eichen sind selten, Linden und Ulmen werden hier künstlich gezogen und gehegt. Malven, Stockrosen und Georginen, diese melancholischen Vorboten des Herbstes, während es noch Sommer ist, bringen wenig Farbennüancen in das vorherrschende Grün. Alles Andere ist exotisch. Man kann wahrlich an der Vegetation merken, daß wir hier um das Doppelte näher zum Pol als zum Aequator sind. —

Was mich in diesem Park angesprochen und zugleich im höchsten Grade überrascht hat, war ein Bach, ein ordentlicher deutscher Bach mit krystallklarem Wasser, der über große Granitblöcke läuft. So viel Gefälle hatte ich nicht zu finden erwartet in dem flachen Rußland, vom Waldai bis zur Meeresfläche. Es ist mir immer unerkärlich gewesen, warum Gartenkünstler alle die Wasserfälle auf dem flachen Lande anlegen, statt die schwache Senkung zu benutzen, um wenigstens auf einer kurzen Strecke einen Bach darzustellen, der murmelnd dahin rieselt. Da springt so eine künstliche gefolterte Wassermasse über ein Brett in einen sechs Fuß tiefen Abgrund hinunter und bleibt dort ermattet stehen, da sie nicht mehr weiß, wohin sie laufen soll, falls nicht gerade den Berg hinauf. Es fehlte nur, daß der Wasserfall erst dann Erlaubniß bekäme zu laufen, wenn die Zuschauer versammelt wären, um ihn mit weit aufgerissenen Augen zu bewundern, und daß man nachher das Wasser wieder in Flaschen pfropfte! Der Bach

*) Bei Potsdam; Residenz des Prinzen Karl.

in Peterhof ist natürlich, und falls die Forelle sich wohl fühlen kann unter sechzig Grad nördlicher Breite, so muß sie sicher hier ihren Aufenthalt haben. — Weiter oben hat man den Reichthum an Wasser dazu benützt, große Seen zu bilden, welche von Bäumen umgeben sind und von den meisten der erwähnten hübschen Dotschen oder Landhäuser. Ein jeder dieser Eigenthümer hat seinen eigenen Geschmack zur Richtschnur genommen. Hier findet man italienische Villen mit ihren charakteristischen viereckigen Thürmen, flachen Dächern, freistehenden Treppen, Veranden und Statuen; dort kommt ein „Manoir" in sächsisch-normannischem Styl, mit schweren Giebeln, vorspringenden Erkern und breiten Fenstern; in einem Birkenwald erblickt man ein Schweizerhaus mit seinen weißen Giebeln und seinem Balkon mit geschnitztem Holzwerk. Die meisten Häuser sind aus Holz gebaut, mit Eisenblech überdacht, welches meistens grün bemalt und mehr oder minder auf einen Sommer berechnet ist, welcher nicht immer eintrifft, und welcher dieses Jahr vollständig auszubleiben scheint. Man fährt überhaupt niemals in Rußland aus, ohne seinen Mantel mitzunehmen, und das Klima ist sicherlich derart, daß man diese Regel bald lernt. Denn ob das Wetter gut oder schlecht ist, so schützt der Mantel entweder gegen Staub oder gegen Regen.

Sehr bequem eingewickelt kehrte ich von meiner Spazierfahrt zurück, nachdem ich zuvor mein „domoi" (nach Hause) gerufen hatte, denn im entgegengesetzten Falle würde mein Iswoschtschick bis nach Petersburg gejagt sein. Heute, Sonnabend den 16. August, also noch in den Hundstagen, hatten wir kaum 10 Grad Wärme. Man hat überhaupt bis jetzt in der Regel Feuer im Kamin; aber da ich mich doch nicht recht dazu bequemen kann, in dieser Jahreszeit einzuheizen, habe ich mir eine baumwollene Winterjacke angezogen. General Schreckenstein dagegen, der parterre wohnt, hat Feuer machen lassen. Es regnet herab aus dem grauen Himmel, und der Wind gratulirt uns, daß wir auf's Festland gekommen sind.

Der Tag verging mit Besuchen bei der kaiserlichen Familie. Es war eine ordentliche Reise, diese Visiten zu machen, denn Strelna, wo Großfürst Constantin wohnt, liegt anderthalb deutsche Meilen von Peterhof, in der Richtung nach Petersburg, während Solitüde, das Palais der Großfürstin Marie,*) sich einige Werste weit in der entgegengesetzten Richtung nach Oranienbaum zu befindet.

Nachdem das ganze Gefolge des Prinzen und die zum Dienst bei ihm commandirten Officiere General Mansurof und Oberst Mirbach versammelt waren, ging es zum Kaiser, welcher in einer kleinen, sehr einfachen „Cottage" wohnt. Die Minister Dolgorucki, Perofsky und Graf Schuwalof kamen mit ihren Portefeuilles unter den Armen die kleine Treppe herunter, und darauf erschien der Kaiser selbst.

Er machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Er besitzt nicht die statuenähnliche Schönheit und Marmorstrenge seines Vaters, aber er ist ein ungemein ebenmäßig gebauter Mann, mit majestätischer Haltung; nur sieht er etwas angegriffen aus, und man sollte glauben, daß die Begebenheiten seinen edeln Gesichtszügen einen Ernst aufgeprägt hätten, welcher in starkem Widerspruch zu

*) Schwester des Kaisers von Rußland, Wittwe des Herzogs von Leuchtenberg.

dem wohlwollenden Ausdruck in seinen großen, blauen Augen steht. Bei keiner andern Nation ist die Persönlichkeit des Monarchen von so großer Bedeutung, wie in Rußland, weil nirgends eine so unumschränkte Macht in seine Hände gelegt ist, wie hier. Alexander fand bei seiner Thronbesteigung*) Europa in Waffen gegen sich, und er hat im Innern seines eigenen unermeßlichen Reiches Verbesserungen einzuführen, zu denen wol eine feste Hand nöthig ist. Konnte er da anders, als mit Ernst an seine große Aufgabe gehen? Der Prinz stellte jeden Einzelnen von uns vor, und der Kaiser verstand es mit vollendeter Leichtigkeit, Jedem ein paar passende Worte zu sagen. Er spricht Deutsch und Französisch vollständig correct und fließend und hat ungewöhnlich würdige und doch verbindliche Manieren.

Nun ging die Reise nach Alexandrowo, einem geschmackvollen, aber sehr kleinen Landsitze, welcher indessen seiner Zeit vom Kaiser Nicolaus und dessen ganzer zahlreicher Familie bewohnt wurde. Später haben die Kinder ihren eigenen Hausstand etablirt, und nur seine Wittwe und der jüngste Sohn**) sind noch wohnen geblieben. Augenblicklich wohnt auch Prinz Friedrich Wilhelm hier bei seiner Tante, der Kaiserin-Wittwe. Sie war prächtig. „Laß sie alle hier hereinkommen, denn ich sehe nicht so gut," sagte sie und setzte sich aufrecht in einen Stuhl. Sie reichte jedem Einzelnen die Hand zum Kuß und hatte für Jeden ein freundliches Wort. Wir waren ja auch ihre lieben Landsleute! Schließlich wollte sie wissen, wer von uns noch tanze; denn sie sieht gern muntere Menschen um sich. Sie scherzte, lachte und schien sehr vergnügt zu sein.

III.

Sonntag, den 17. August. Heute war im Pavillon von Peterhof eine Messe, welcher der ganze Hof beiwohnte. Im Versammlungssaal traf ich Se. Excellenz den kleinen Severin. „J'ai vu Madame de Moltke à Berlin plus belle et plus gracieuse que jamais, et sa belle mère qui avait l'air d'être sa sœur."

Schlag zwölf kam der Hof. Der Kaiser, welcher grüne Generalsuniform mit rothem, goldgesticktem Kragen trug, führte seine Tante, die Großherzogin von Mecklenburg***), welche ein weißes Spitzenkleid und sehr schöne Diamanten trug. Rechts folgte ihnen die Kaiserin Maria†) in hellblauem Kleide mit breiten Points. — Danach kamen die vier Söhne des Kaisers, die beiden ältesten††) in Chevaliergarde-Uniform, der dritte†††) in Infanterie-Uniform und der vierte*†) in

*) 2. März (18. Februar) 1855.

**) Großfürst Michael, geb. 1832.

***) Die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, eine Tochter König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, geb. 1803.

†) Maria Alexandrowna, geb. 1824, Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig II. von Hessen, und mit dem Kaiser vermählt seit 1841.

††) Der 1865 verstorbene Thronfolger und der jetzige Thronfolger, Cäsarewitsch Alexander, damals elf Jahre alt.

†††) Großfürst Wladimir, damals neun Jahre alt.

*†) Großfürst Alexis, damals sechs Jahre alt, Chef der finnischen Flotten-Equipage.

der blauen Marinejacke. Ihnen schlossen sich die Großfürsten Michael und Nicolaus*) sammt Prinz Peter von Oldenburg mit seinen beiden Söhnen an. Alle standen während der ganzen Messe, welche über eine Stunde dauerte; selbst die bejahrte Großherzogin mußte stehen bleiben, und nur die regierende Kaiserin setzte sich mitunter.

Die Capelle ist weiß mit reicher Vergoldung. Das Allerheiligste und der Altar sind in allen griechisch-katholischen Kirchen durch die Bilderwand, Ikonostas, vom Hauptraume getrennt. Diese Wand hat drei Thüren, von welchen die mittelste, die Kaiserthür (weil nur der Kaiser durch sie eintreten darf), fast immer geschlossen ist; allein man kann dennoch durch eine Art Gitterwerk etwas von dem bemerken, was dahinter vorgeht.

Der griechische Ritus gestattet, daß die Heiligen mit Farbe abgebildet werden, und daß beim Gottesdienst gesungen wird, aber er schließt alle Bildhauerarbeit und jede Instrumentalmusik aus. Man hat hier indessen die bewundrungswürdigsten alten Kirchengesänge, welche größtentheils aus dem Orient entlehnt, wo sie jedoch in Vergessenheit gerathen sind. Auch Rom hat einen großen Beitrag in dieser Hinsicht geliefert. Natürlich sind diese Compositionen, denen das Instrumentalaccompagnement fehlt, sehr schwer zu singen und erfordern eine unendliche Uebung. Da der kaiserliche Sängerchor nun weltberühmt ist, war ich sehr gespannt, ihn hier zu hören.

Er bestand aus ungefähr 30 Stimmen, vom Bassisten, der die Fensterscheiben klirren macht, bis hinauf zu dem hellsten Kindersopran. Die Sänger standen zu beiden Seiten der Bilderwand, sie trugen carmoisinrothe Röcke, Beinkleider mit Goldstickereien und hatten einen Degen an der Seite. Der erste Theil des Gottesdienstes besteht aus Gebeten, und bei diesen wird in den verschiedensten Arten das mehrstimmig gesungene „Gospodi pomilui“ (Herr, erbarme dich) wiederholt. Die Priester, mit einem grünen Seidentalar bekleidet, auf welchem ein goldenes Kreuz gestickt ist, tragen ein ungeheuer großes, mit Gold und Edelsteinen bedecktes Evangelium herbei. Der Beichtvater des verstorbenen Kaisers leitete die Messe. Er hat eine unglaubliche Baßstimme und trägt sein Haar vorn abgeschnitten, während es ihm hinten bis mitten auf den Rücken hängt. Er kommt und geht, schwingt das Rauchfaß, macht das Zeichen des Kreuzes und sagt die Gebete her. Im zweiten Theil der Messe ziehen sich alle Priester hinter die mittelste Thür zurück, und nun geht die Transsubstantiation vor sich: die Verwandlung des Brodes und Weines, während der Chor mit unübertrefflicher Meisterschaft ein wahrhaft ergreifendes Musikstück singt. Es ist niemals etwas Schöneres componirt worden; es gibt aber auch Nichts, was auf schönere Weise vorgetragen wäre. Zu meiner größten Verzweiflung hatte ich hinter mir eine Excellenz, welche mitsang, und natürlicher Weise falsch; er sang allerdings sotto voce, aber doch laut genug, daß ich es hören konnte. Der dritte Theil des Gottesdienstes besteht in der Darreichung des geweihten Brodes; dieser Feierlichkeit wohnt aber nur die kaiserliche Familie bei.

*) Bruder des Kaisers, geb. 1831.

Nach der Messe wurden wir der regierenden Kaiserin vorgestellt. Sie hat eine hohe, schlanke Figur und einen freundlichen Ausdruck. Darauf machten wir der Großherzogin von Weimar*) unsere Aufwartung, und dann gingen die Visiten los. Um diesen Plan in's Werk zu setzen, gab ich dem Feldjäger die Liste und ließ ihn in einer Droschke voraus fahren. Wir fuhren dann alle hinter ihm her, und auf diese Weise expedirten wir sechsundzwanzig Visiten im Laufe von einer Stunde. Um vier Uhr war große Tafel beim Kaiser, dem französischen Gesandten Morny zu Ehren, welcher das große Band der Ehrenlegion überbrachte. Auch die Kaiserin-Wittwe nahm Theil an der Tafel. Sie trug ein weißes Mousselinkleid mit einem Ueberwurf vom selben Stoff, mit einem zollbreiten kornblauen Bande besetzt, aber sonst ohne anderen Schmuck. Auf dem Kopfe hatte sie ein weißes Barett mit weißen Federn, was außerordentlich gut aussah. Die hohe, schlanke Figur der Kaiserin bewirkt, daß sie von Weitem wie ein junges Fräulein aussieht. Ich nahm bei Tische neben Severin Platz, und nach der Tafel wurden wir den übrigen Großfürstinnen vorgestellt. Großfürstin Marie sieht noch sehr gut aus; sie trug ein rosa Moiréekleid und einen grünen Kopfputz mit lang herabfallenden Gräsern. Großfürst Constantin's Gemahlin,**) geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg, ist dagegen blendend schön. Sie hat eine prachtvolle Figur, ein Gesicht von vollendeter Form, schwarzes Haar und schwarze Augen. Ihr Anzug war dunkelblau und weiß.

Nach Tische fuhr ich durch den englischen Park nach Monplaisir, einem kleinen Lusthause am Meer, von Peter dem Großen erbaut. Das Haus hat eine sehr schöne Lage mitten zwischen großen, schattigen Bäumen und mit der Aussicht nach Petersburg. Aber ohne Sonne und Wärme fehlt jeder Landschaft die Poesie.

An diesem Ort sollte Thee getrunken werden; ich schlich mich aber leise fort, um meinen Brief in Ruhe und Gemächlichkeit schreiben zu können.

Die Küche ist hier außerordentlich gut, und ich hätte wol Lust, Henny hier alles das essen zu sehen, was mir servirt wird. Um halb acht Morgens bekomme ich meinen Kaffee, der hier immer aus hohen Gläsern getrunken wird; dazu einen ganzen Berg von vortrefflichem Backwerk. Um zwölf werden vier Gerichte, eine ganze Flasche Rothwein und eine kleine Flasche Liqueur für mich auf den Tisch gesetzt. Ich genieße nur eine Scheibe Brod mit Caviar und ein halbes Glas Wein davon. Das Uebrige verschwindet anders wohin; um vier Uhr ist vortrefflicher Mittagstisch. Um acht Uhr lasse ich mir den Thee auf mein Zimmer bringen, und dann kommt eine Vogelscheuche von einem Lakai zu mir herein und fragt, wann ich zu Abend essen will. Die Lichter nehmen sie fort, wenn sie noch kaum angesteckt sind. Die Lakaien sind überall in der Welt dieselben gefräßigen Schmeißfliegen.

---

*) Sophie Luise, geb. 1824, eine niederländische Prinzessin; ihre Mutter, Anna Paulowna, Gemahlin König Wilhelm's II. der Niederlande, war die Schwester des Kaisers Nicolaus I.

**) Alexandra Josephowna, geb. 1830, bekanntlich eine Schwester der ehemaligen Königin Marie von Hannover.

IV.

Montag, den 18. August. Wir machten heute Nachmittag per Wagen einen Ausflug in die Umgegend. Kaiser Nicolaus hat außerordentlich viel für Peterhof gethan. Erstens hat er vierzehn Meilen Chausseen nach allen Richtungen hin angelegt, dann hat er durch das Ausgraben großer und schöner Wasserbassins die Erde in der ganzen Gegend trocken gemacht, und endlich hat er sehr geschmackvolle Villen an den schönsten Punkten erbaut. Eine dieser Villen, Oserki mit Namen, erinnert im höchsten Grade an Charlottenhof bei Potsdam. Eins der bedeutendsten Gebäude ist Babizon, auf einem Hügel gelegen, von welchem man eine weite Aussicht über See und Land bis nach Petersburg und Kronstadt hat. Aber die weite Aussicht sollte man besser hier nicht aufsuchen. Sobald man die künstlichen Anlagen verlassen hat, ist das Land meistentheils flach und sumpfig, mit niederen Gebüschen bewachsen, das Meer grau und einförmig, wenigstens wenn der Himmel so grau wie heute ist. Der Pavillon selbst ist prachtvoll, ausschließlich aus Granit, Marmor und Sandstein gebaut. Von dem untersten Theile des Gebäudes, welches in einer Art von ägyptischem Style aus behauenem Granit aufgeführt ist, erheben sich zwei Etagen, von welchen jede mit Säulen umgeben ist. Diese Säulen sind Monolithen, aus prachtvollem schwarzem Granit ausgehauen und schön polirt. Die Capitäle von weißem Marmor sind am untersten Stockwerk korinthisch und im obersten dorisch, eine ziemlich ungewöhnliche Zusammenstellung, ebenso wie es überhaupt nicht allgemein ist, einen attischen Tempel mit zwei Etagen zu sehen. Vor dem Gebäude stehen die beiden Pferdebändiger des Baron Clodt,*) die wir auch in Berlin haben, und die der Volkswitz „den gehemmten Fortschritt" und „den beförderten Rückschritt" getauft hat. Das Ganze ist aufgeführt mit einer für Rußland ganz ungewöhnlichen Solidität, wie für die Ewigkeit gebaut, und macht einen sehr ansprechenden Eindruck. Nachmittags holte uns der Prinz zu einer Spazierfahrt ab in die entgegengesetzte Richtung nach Oranienbaum zu. Der Weg dahin ist außerordentlich schön, zur Linken hat man auf der ganzen Tour einen niederen Höhenzug mit einer zusammenhängenden Reihe von Landhäusern und Gärten, ungefähr wie auf dem Wege von Altona nach Blankenese. Die Datsche der Großfürstin Marie, welche Sergiewsk benannt ist, fällt besonders auf. Oranienbaum war ursprünglich der Landsitz des bekannten Admirals Mentschikoff und gehört jetzt der Großfürstin Helene,**) welche zur Zeit nicht hier ist. Das Schloß hat in seiner Anlage sehr Vieles mit Peterhof gemein. Das weiß- und gelbe Hauptgebäude ist durch eine Art Kuppel gedeckt, welche eine Grafenkrone von gewiß 20 Fuß Höhe trägt; zwei Pavillons stehen durch Galerien mit dem Hauptflügel in Verbindung. Vor der Fronte

*) Sie zieren bekanntlich den Eingang zum Hauptportal an der Lustgartenseite des königlichen Schlosses in Berlin, wurden nach dem Modelle des im Texte genannten Barons Peter Jacob Clodt von Jürgensburg in Petersburg aus Bronze gegossen und Friedrich Wilhelm dem IV. vom Kaiser Nicolaus zum Geschenke gemacht.

**) Tochter des Prinzen Paul von Württemberg, und vermählt mit dem Großfürsten Michael († 1849), Bruder des Kaisers Nicolaus I. Sie ward geboren 1807, und starb 1873.

ist eine Terrasse, zu welcher man über eine breite Granittreppe gelangt, und von hier führt ebenfalls ein Canal zum Meere hinaus, aber die künstlichen Springbrunnen fehlen. Die Aussicht jedoch ist viel schöner, als bei Peterhof, denn das gegenüberliegende Kronstadt mit seinen Kuppeln, seinen befestigten Inseln und seinem Mastenwald bildet hier einen sehr malerischen Hintergrund. Diese Meeresbucht erinnert mich stets an die Lagunen, und wenn man einen hohen, dicken Fabrikschornstein für den Thurm der Marcuskirche annehmen will, kann man sich einbilden, die stolze Venezia zu sehen. Das Schloß ist übrigens sehr zweckmäßig und comfortabel eingerichtet. Zu seiner Zeit begnügte man sich hier mit niedrigen Zimmern und schmalen Fenstern, was auch am besten für das Kleine paßt. —

Den folgenden Tag besuchten wir den Winterpalast. Von einem Flügel desselben begaben wir uns nach der mit dem Schlosse zusammenhängenden Eremitage, welche jetzt vollständig zu einem wahren Kunsttempel hergerichtet wird. Die größten Kunstschätze, die berühmtesten Meisterwerke der Malerei und Sculptur aus allen Ländern, 20,000 geschnittene Steine, eine Menge von Manuscripten, Antiken, Mosaiken und Juwelen sind hier — nicht aufgestellt wie in andern Museen — sondern vertheilt in einer unzähligen Reihe von Zimmern und Sälen, von welchen jeder Raum ein Kunstwerk an Schönheit und Geschmack ist. Es gibt keinen berühmten Maler, der hier nicht durch einige seiner vortrefflichsten Schöpfungen repräsentirt wird. Rafael und Tizian, Correggio und Carlo Dolce, Murillo und Velasquez, Rubens und van Dyck, Teniers und Dow, Ruysdael und Claude Lorrain füllen ganze Säle. Tizian's Bilder schienen mir namentlich bewunderungswürdig zu sein.

Sehr interessante Ausbeute haben die Ausgrabungen geliefert, welche man bei Kertsch in der Krim vorgenommen hat, dort, wo die griechische Cultur 400 Jahre vor Chr. G. blühte, bis die skythische Völkerschaft sie vernichtete und das Land wieder von der goldenen Horde der Tartaren bevölkert wurde. Man findet Sarkophage mit goldenen Geschmeiden von feinster Arbeit. Man fand unter anderen ein männliches Skelett mit einer goldenen Krone; alle Zähne saßen noch im Munde, mit Ausnahme eines einzigen. Die Gemahlin des Mannes, welche sich wahrscheinlich hatte umbringen lassen, lag an seiner Seite. Zwischen ihren Schmucksachen wurde eine zierliche goldene Urne gefunden, auf welcher ihr Gemahl in sehr hübscher Reliefarbeit dargestellt ist, in dem Augenblick, wo ein kolchischer „Dentist" ihm einen Zahn auszieht. Ich will Dich mit einer Beschreibung all' der andern Herrlichkeiten verschonen; man bedürfte mehrerer Wochen, um Alles in Augenschein zu nehmen.

Nach dem Frühstück besuchten wir die große Artilleriewerkstatt, und gegen Abend kehrte der Prinz nach Peterhof zurück. Ich bleibe dagegen in Petersburg, bis wir nach Moskau abreisen werden. Bei Sonnenuntergang bestieg ich mit dem Prinzen von Hohenzollern den Admiralitätsthurm, von wo man eine prächtige Aussicht über die ganze Stadt, die Inseln und die verschiedenen Arme der Newa hat. Es fehlt nur Eins, und das ist ein Hintergrund; denn die Umgegend ist überall ganz flach. Auf der andern Seite der gewaltigen Häusermasse sieht das Auge nur auf einen schwarzen Strich mit Gebüsch bewachsenen Landes und

einen grauen Streifen Meer, wo die hohen Rauchsäulen der zahlreichen Dampfschiffe in die Luft steigen. Der Vordergrund dagegen ist prächtig. Nachdem ich Thee getrunken hatte, schrieb ich bis 1 Uhr.

V.

Freitag, den 22. August. Es ist, Gott sei Dank, wieder klares Wetter, aber kalt und windig. Die Aussicht von meinem Fenster ist sehr schön; mir gegenüber auf der andern Seite des Flusses erhebt sich auf einer abgesonderten kleinen Insel die Paulsfestung mit ihren hohen Mauern und Zinnen von Granit. Diese Festung kann, da sie mitten in der Stadt gelegen ist, Nichts zur Vertheidigung Petersburgs beitragen; aber sie spielt dieselbe Rolle wie die Engelsburg für den Vatican, nur daß die Verbindung hier zu Wasser ist, während sie in Rom durch einen gewölbten Bogengang stattfindet. Mitten in der Festung liegt die Kirche, in welcher, seit Peters des Großen Zeit, alle Kaiser von Rußland beigesetzt sind, ebenso wie alle Czaren bis zu seiner Zeit in Moskau begraben sind. Der einem Mastbaum ähnliche dünne und vergoldete Thurm erhebt sich 300 Fuß hoch über der Kirche. Er soll für 10,000 Dukaten Gold auf sich tragen, aber er ist im Laufe der Zeit so schief geworden, daß er nun von einem schweren Balkengerüst umgeben ist. Bei diesem sumpfigen Erdgrund und diesem abscheulichen Klima muß Alles unaufhörlich reparirt werden. In der Festung sollen auch die ungeheuren Silber- und Goldbehälter sein, von denen man annimmt, daß sie Sicherheit für die circulirenden Papiergeldmassen gewähren. Ich habe indessen diese Behälter nicht gesehen. Im täglichen Leben bekommt man nur Papiergeld, selten Silber. Platina wird gar nicht mehr ausgemünzt. Die Production hat sehr abgenommen, und der Werth dieses Metalles ist zu unsicher, um als „Standard“ gelten zu können. Platina ist im Augenblick vier Mal so theuer, als vor zwanzig Jahren; dagegen ist die Goldproduction noch immer im Steigen und verschafft der Regierung und einzelnen Privaten, z. B. der Familie Demidoff, ungeheure Einnahmen.

VI.

Sonnabend, den 23. August. Regenwetter. Vormittags schrieb ich erst und dann ging die Reise nach Gostinoy-Dwor, einem großen, zweistöckigen Karawanserai mit Bogengängen und lauter kleinen Einzelwölbungen, in welchen die Kaufleute hausen und ihre Waaren feilbieten. Nachts wohnt hier Niemand. Es darf kein anderes Licht angezündet werden, als in der Lampe, welche in jeder Zelle unter dem Heiligenbilde hängt; denn die Heiligen passen alsdann selbst auf, daß diese Lampen keinen Schaden verursachen. Ich kaufte hier einige goldgestickte Ledersachen und etwas von dem Thee, welcher zu Land über Kjächta durch Sibirien nach Rußland geht. Dieser sogenannte Karawanenthee bewahrt den feinen Geschmack, welcher bei jeder längeren Seereise verloren geht; der Preis ist von 2, 3 und 4 Silberrubeln bis zu 30 und 50 per Pfund. Wie eine Sorte Thee 25 Mal theurer als eine andere, auch schon sehr gute, sein kann, verstehe ich nicht. Bei Hofe werden nur 5 Rubel bezahlt, und wird dieser

Thee mit grünem Thee, zu 4 Rubel das Pfund, vermischt. Ich besah darauf das neue Michaelow'sche Palais, welches von Außen das geschmackvollste und schönste Gebäude in Petersburg ist. Jetzt gehört es der Großfürstin Catharina.*) Drinnen wurden neue Fußböden gelegt und man konnte deshalb Nichts zu sehen bekommen. Außerdem besuchte ich den Michaelowski'schen Samok, welchen Kaiser Paul wie eine Festung anlegte, als er seine Unterthanen zu fürchten begann. Er bewohnte ihn nur drei Monate. Jetzt ist die Ingenieurakademie darin eingerichtet, und man zeigte mir die großen, sehr schönen Festungsmodelle, durch welche Sebastopol und Kronstadt, sowie Sveaborg und Bomarsund interessant geworden sind. Das Modell von Sebastopol stellt das Project dar, wie man diesen Punkt hatte befestigen wollen. Man versicherte mir, daß in dem Augenblicke, wo die Engländer und Franzosen mit 40,000 Mann nach der Schlacht an der Alma vorrückten, die Vorstadt ohne jede Befestigung gewesen wäre. Da die Garnison überdieß nur 16,000 Mann zählte, ist es zweifellos, daß die Alliirten sich leicht in den Besitz der Festung hätten setzen können, falls sie eine Ahnung hiervon gehabt hätten. Auch die großen Wälle auf der Nordseite waren gegen einen Sturm nicht gesichert.

Im Vorüberfahren besuchte ich die Mutter-Gottes-Kirche von Kasan, welche durch ihren ungeheuren Reichthum an reinem Silber berühmt ist. Die Vorliebe der Russen für Säulen ist hier recht zum Vorschein gekommen. Man hat hier nicht allein die große Colonnade von St. Peter in Rom nachgeahmt, sondern auch sogar noch im Innern gegen 40 Granitsäulen angebracht, jede aus einem einzigen Stück. Da gar kein Platz für diese Säulen da war, und da sie fast nichts Anderes zu tragen haben, als ihre eigenen Capitäle, so hat man sie in doppelte Reihen gesetzt — wirklich ein embarras de richesse! Abends besuchten wir mit dem Prinzen noch die kaiserliche Bibliothek. Heute war das Wetter so, wie es bei uns Ende November zu sein pflegt; man wird ganz melancholisch dabei.

VII.

Sonntag, den 24. August. Heute galt unser Ausflug der Bergakademie, wo man uns die in hübschen Sälen aufgestellten Bergwerksmodelle zeigte, sehr schöne Mineralien, Edelsteine und Perlen, unter andern den größten Goldklumpen, der bis jetzt gefunden worden und 100,000 Rubel werth ist; dann ein großes Stück Aquamarin, welches von noch größerem Werth sein soll. Von da fuhr ich nach dem ersten Hause, welches Peter der Große baute, als er den Grund zu Petersburg legte, und in welchem er selbst lange Zeit gewohnt hat. Es ist ein ganz kleines, roth angestrichenes Haus mit Balcon, die Fenster sind mit Blei eingefaßt. Man zeigte uns seinen Lehnstuhl und einzelne seiner Utensilien, namentlich das kleine Boot, mit welchem er den Ladoga-See befuhr und welches der Großvater der russischen Flotte genannt wird. Ueber dem Ganzen hat man ein anderes Haus gebaut, um es für ewige Zeiten zu schützen. Alsdann

*) Tochter des Großfürsten Michael und der Großfürstin Helene, geb. 1827, und vermählt mit Georg, Herzog von Mecklenburg-Strelitz.

fuhren wir nach der hübschen Smoloi-Kirche, welche heller und geräumiger ist, als alle übrigen Kirchen. Die Heiligenbilder sind mit Diamanten und Juwelen von großem Werthe geschmückt. Mehrere palastartige Gebäude sind zur Aufnahme adeliger Fräulein bestimmt; aber da man wenigstens 40 Jahr alt sein muß, um einen Platz darin zu bekommen, wurden wir natürlich nicht versucht, länger als nöthig ist zu verweilen, sondern machten einen Besuch im Sommergarten, in welchem sich die heirathsfähigen Russinnen an einem bestimmten Maitage zeigen und von den Ehestandscandidaten in Augenschein genommen werden, was nicht selten an Ort und Stelle sogleich zum Heirathsantrage führt. Das Schönste in diesem Garten ist ein prachtvolles Eisengitter, welches denselben von den Quais trennt und eine Statue des berühmten Fabeldichters Krilof, an dessen Fußgestell alle möglichen Thiere in launiger Weise in Bronze dargestellt sind.

Um das Gehen nicht ganz zu verlernen, machten wir noch einen Spaziergang nach der Reiterstatue Peter's des Großen durch Morskoy und den Newa-Prospect. Es war sehr schönes Wetter zum Spazierengehen, aber nur 9 Grad Wärme, und ich habe deshalb vollständige Wintertoilette gemacht. Morgen fahren wir hundert Meilen südwärts, aber wir kommen doch nicht südlicher als Memel, die nördlichste größere Stadt unseres Vaterlandes, liegt. Dennoch hoffe ich auf ein besseres Klima.

Vormittags fuhren wir nach dem berühmten Kloster Alexander Newsky, welches mit den vielen zu ihm gehörigen Häusern und Capellen, die von Mauern und Gräben umgeben sind, einer Festung ähnlich sieht. Dieses Kloster ist ein sogenanntes „Lawra", von welchen es außer dem nur noch zwei in Rußland gibt: das Dreieinigkeitskloster in Moskau und das Grotten-Kloster in Kiew. Das hiesige, das dritte dem Range nach, ist Sitz des Metropoliten für Petersburg. Ein Archimandrit führte uns selbst umher. Man zeigte uns den Sarg mit den Gebeinen des Großfürsten Alexander, welcher einen Sieg an der Newa über die Schweden und Schwertritter davontrug. Der Sarg ist aus 5000 Pfund Silber verfertigt. Der General Schreckenstein und der Prinz von Hohenzollern küßten als gute Katholiken die Reliquien. Von da führte man uns in eine kleine Capelle, wo unglaubliche Schätze aufgehäuft waren, Bischofsstäbe und Evangelien, bedeckt mit Diamanten, ein Dutzend Mitra's, übersäet mit Juwelen, Gewänder und Stola's von goldenen Stoffen mit Perlen — kurz gesagt: Millionen. Endlich besuchten wir noch den Kirchhof mit seinen dicht zusammengedrängten Leichensteinen und sahen die Grabstätten der Familien Tolstoy, Lamaloff, Demidoff und Bariatinsky; kurz, die Familienbegräbnisse der reichsten russischen Geschlechter, denn die Erlaubniß hier zu ruhen kostet 3000 Rubel. In einem Winkel lag ein einfacher Stein mit folgender Inschrift: „Hier ruht Suworoff." Der Fürst Italisky hat es selbst so gewünscht.

Vom heiligen Alexander fuhren wir noch einen langen Weg um die Stadt an den Casernen der Linienkosaken vorbei, zu dem einzigen Nonnenkloster der Stadt, auf dessen Namen ich mich jedoch nicht mehr besinne. Mit den Novizen befinden sich hier 125 Jungfrauen, welche unter einem strengen Regiment stehen und niemals Erlaubniß bekommen, das Kloster zu verlassen. Die „Igumena" oder Aebtissin empfing uns selbst mit großer Zuvorkommenheit. Der Gottes-

dienst wird von Männern gehalten, aber die Nonnen singen. Wir sahen die letzteren dort vollständig schwarz gekleidet und von allen möglichen Altersclassen. Die Mehrzahl von ihnen war von Antlitz häßlich, aber meistens mit hübschen Augen. Die Novizen trugen eine spitze, die Nonnen eine cylinderartige schwarze Haube, schwarzen Schleier und ein langes, schwarzes Gewand. Eine von ihnen dirigirte den Chor mit einem kleinen, schwarzen Stabe. Es ist nicht zu schildern, wie vortrefflich der Kirchengesang hier ist. Es waren viele hübsche Stimmen dazwischen, und einige von so tiefem Alt, daß man Männer zu hören glaubte. Auf mich machte dieser feierliche Gesang einen tiefen Eindruck, und ich habe nie etwas Schöneres als diese alten Kirchengesänge gehört. Die Nonnen erhalten jährlich 20 Rubel Papier, also weniger als ein Dienstmädchen bei uns. Alles Andere müssen sie selbst durch ihrer Hände Arbeit verdienen. Sie sticken und malen, und in der Kirche hängen recht hübsche Heiligenbilder von ihrer Hand.

Nach dem Frühstück machte ich und General Schreckenstein Visite beim Baron Lieven und Fürsten Gortschakoff und fuhren danach wieder zur Isaacskirche, welche immer prächtiger erscheint, je öfter man sie sieht. Nachdem wir um 7 Uhr zu Mittag gespeist hatten, machten wir eine Spazierfahrt. Es halten nämlich sechs bis acht angespannte Wagen von Morgens bis Abends vor unserer Thür, und man geht hier niemals, wo die Entfernungen so groß sind. Wir fuhren nach den Inseln Petrofsky, Christofsky, Jelagin und Kameni Ostrow, welche nördlich von der Stadt liegen. Die Landschaft erscheint ungewöhnlich schön bei Sonnenuntergang. Die breiten Arme des Stromes sind dem Ufer entlang mit zierlichen Holzhäusern und Gärten eingefaßt. Man sieht hier meistens Tannenbäume und Hängebirken, aber auf Jelagin gibt es auch ganz herrliche Eichbäume. Wir besahen den schönen Landsitz des Fürsten Bieloferski und die kaiserlichen Schlösser und kamen erst zurück, als es dunkel geworden war. Die Tage sind hier bedeutend länger, als bei uns. Die Aussicht von meinem Fenster ist außerordentlich schön, namentlich Nachts, wenn die Quais mit Gas beleuchtet sind und beide Brücken mit zahlreichen Lampen. Die Uhr zeigt indessen, daß es schon nach 12 ist, und ich schließe meinen Brief. Morgen kehrt der Prinz nach der Stadt zurück.

VIII.

Montag, den 25. August.*) Um 10¼ heute Vormittag ging es per Extrazug nach Moskau. Der Weg ist 605 Werste oder 87 Meilen, und da man 22 Stunden dazu gebrauchte, sieht man leicht, daß die Geschwindigkeit nicht besonders groß ist. Der Kaiser legt den Weg in 14 Stunden zurück, also 6 Meilen die Stunde, was auch nicht schnell genannt werden kann. Auf der

*) Da Brief VII vom 24. August noch aus Petersburg datirt und dieser vom 25. schon aus Moskau, trotzdem die Fahrt zwischen der einen und der andern Stadt 22 Stunden gedauert hat, so ist anzunehmen, daß der Graf diesen Brief zum Theil nach unterwegs gemachten Notizen zusammenstellte, denen er dann unter demselben Datum Eindrücke hinzufügte, die sich erst auf den folgenden Tag beziehen.

Great-Western-Bahn sind wir 12 Meilen in der Stunde gefahren. Man thut übrigens gut, nicht solche Forderungen zu stellen, und es ist schon ganz nett, daß man so in einem Tage von der einen russischen Hauptstadt zur andern fahren kann. Das merkt man erst, wenn man die Gegend sieht, durch die man fährt. Der Betrieb der Eisenbahn scheint übrigens sehr gut geordnet zu sein; auf der ganzen Strecke ist doppeltes Geleise, und die Bahnhöfe sind solid gebaut, ja sogar mit einer gewissen Pracht. Mehrere haben elegante Absteigezimmer für den Kaiser. Die Waggons sind sehr bequem, aber sehr plump. Die Steigung ist, wie man es in diesem Lande erwarten konnte, eine sehr geringe, und man hat daher die Bahn soviel als möglich in einer geraden Linie gebaut, ohne sich daran zu kehren, daß sie eine Stadt berühre, ausgenommen an den Endpunkten. Selbst das alte, historisch berühmte und noch immer wichtige Nowgorod hat man ein paar Meilen von der Bahn liegen lassen. Die Eisenbahn wird neue Städte in's Dasein rufen, aber warum will man deshalb die alten zu Grunde gehen lassen? Uebrigens haben die Eisenbahnen bis jetzt nichts Anderes geschaffen, als Bahnwärterhäuser und Schlagbäume. Diese mit sammt den Meilensteinen sind der einzige Schmuck in dieser unglaublich öden, unbebauten, flachen und einförmigen Gegend, durch welche man kommt, sobald man Petersburgs letzte, allerdings sehr ländliche Häuser hinter sich hat. Sümpfe und Erlengesträuch, soweit das Auge sieht, verkrüppelte Fichtenbäume, selten ein bebautes Feld und noch seltener ein Dorf. Die Kirche mit der hellgrünen Kuppel und den geweißten Mauern gibt den Dörfern immer ein freundliches Aussehen in der Entfernung. Aber kommt man näher, so sieht man, daß die Häuser fast durchgehends elende Hütten ohne Gärten und ohne Bäume sind. Die Dörfer haben keine Einfriedigung; man sieht weder Alleen noch Hecken und Hofräume; das Ganze erinnert mich an den Oberharz, wo die kleinen Holzhäuser auch rings umher angebracht sind, als wären sie aus einem Sieb herausgeschüttelt. Das Auge dürstet nach irgend einer Abwechslung im Terrain, und deshalb kommt Einem auch der Fluß Wolchow überraschend schön vor. Man passirt ihn in ziemlich bedeutender Höhe auf einer Gitterbrücke von ansehnlicher Länge. Große, offene Boote kommen vom Peipussee und von Nowgorod den Fluß herauf, der ungefähr so breit wie die Elbe ist, und gehen nach Onega und von da nach Petersburg, wo sie der Hauptstadt einen Theil ihrer Brennbestände zuführen. Wie man auch die verschiedenen Mahlzeiten benennt, so ist es doch immer ganz sicher, daß wir in bester Form drei Mal zu Mittag aßen, das letzte Mal 9 Uhr Abends. General Schreckenstein, Graf Redern, Barner und ich hatten zusammen ein großes Coupé, in welchem wir es uns also sehr bequem einrichten konnten. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich weder die Twerza, noch die Wolga gesehen habe, denn ich schlief fest. Den folgenden Morgen, Dienstag, ging die Sonne prächtig über den Spitzen der Tannenbäume auf. Sie beleuchtete fast dieselbe Scenerie, wie gestern, doch sah man mehr Bäume und ab und zu recht hübsche Thäler. Dann kamen wir an einen Eichwald, und plötzlich tauchten zahllose Kuppeln und Thürme über der Ebene auf. — Wir waren in Moskau. —

Ich bin noch nicht zu mir selbst gekommen über den Eindruck, den die alte Stadt auf mich gemacht hat. Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige zu beruhigen, indem ich es mit dem vergleiche, was ich bis jetzt in der Welt gesehen habe. Wenn ich von des Kremls hoher Terrasse über die ungeheure Stadt hinweg sehe, deren Häuser meistens alle hellgrüne Dächer haben und mit dunkeln Baumgruppen umgeben sind; wenn ich die hohen Thürme und unzähligen Kuppeln betrachte: dann fällt mir der Blick vom Hradschin auf Prag, von Buda auf Pest und vom Montreale auf Palermo ein. Doch ist Alles hier anders, und der Kreml, der Mittelpunkt dieser kleinen Welt, kann mit Nichts verglichen werden. Diese 50—60 Fuß hohen Mauern mit ihren zackigen Zinnen, riesenhaften Wachtthürmen, das gewaltige Schloß der Czaren, die Residenz der Patriarchen, Iwan Weliki, der Glockenthurm, die vielen wunderlichen Kirchen — alles Dieses bildet ein Ganzes, welches nicht zwei Mal in der Welt vorkommt.

Wir haben den ersten Tag mit Visiten verbracht und die unermeßlichen Gebäude des Kremls besehen. Man hat dem Prinzen fünf Häuser angewiesen, und ich wohne, allerdings etwas beschränkt, mit ihm im Palais der Fürstin Trubetzkoy. Die Fürstin selbst ist nach ihren Gütern abgereist.

IX.

Donnerstag, 28. August. Die Stadt Moskau nimmt an, daß der Kaiser noch nicht da ist. Allerdings behaupten Einige, daß er seit gestern in dem eine Meile von hier gelegenen Schloß Petrofskoy Station gemacht, um dort 100,000 Gardisten zu mustern, aber da ist er incognito, und officiell ist er hier ganz und gar nicht. Die heilige Stadt rüstet sich unterdessen zum Empfange, welcher morgen Statt finden wird. Auf allen Straßen und Plätzen wird gehämmert und geklopft, und da die meisten Häuser hier abgesondert stehen, jedes für sich mitten in einem kleinen Garten, so hat man in den Zwischenräumen große Tribünen für die Zuschauer aufgeführt. Bei einigen von ihnen zählte ich über 3000 numerirte Plätze. Auch vor den Häusern werden schmale Estraden mit Stühlen aufgerichtet, das Ganze mit einem Leinendache darüber und mit bunten Teppichen und Blumen geschmückt. Es sind also ohne Zweifel Sitzplätze für einige hunderttausend Menschen hergestellt, und es kann kein Gedränge entstehen. Nur die, welche die wenigen Kopeken nicht bezahlen konnten, „Tschorni narod," die schwarze Brut, wird eine bewegliche Schaar von Zuschauern bilden und hier wird die Polizei Ordnung halten müssen. Alle Paläste und Kirchen sind in ihren architektonischen Linien mit dünnen Latten versehen, auf welchen die Lichter zu der festlichen Gelegenheit angebracht werden sollen. Die Riesenkirche Iwans, welche mit ihren 25 Glocken mitreden wird, trägt auf ihrer goldenen Kuppel eine von Lichtern gebildete Krone, über welcher man das strahlende mächtige Kreuz sieht, welches die Franzosen mit unendlicher Mühe und Gefahr herabstürzten und welches die Russen siegreich wieder aufsetzten. Um diese Frechheit zu sühnen, legten die Russen tausend Stück Geschütze von dem gottvergessenen

Feinde zu Iwans Füßen nieder, wo Graf Morny sie morgen zu sehen bekommen kann.

Die halbe Bevölkerung der Stadt treibt sich auf den Straßen umher, um die Vorbereitungen in Augenschein zu nehmen, und man gibt ihnen die Erlaubniß, überall hin zu gehen, selbst in den Kreml, wo noch gearbeitet wird. Jeden Tag gehen sechs oder acht Spann Pferde ab, meistens dunkle Schimmel und Mohrenköpfe, welche die Galawagen der Kaiserin und der Großfürstinnen ziehen sollen. Gestern trugen die Excellenzen einen wirklich furchtbar schweren Baldachin auf dicken, goldenen Stangen durch die Säle und über die Treppen des Palastes, während die Flügeladjutanten daneben gingen und ihn durch goldene Schnuren im Gleichgewichte hielten. Die Galawagen, der wunderlichste Anblick andrer Jahrhunderte, sind aus dem Halbdunkel des Arsenals hervorgezogen, wo sie acht und zwanzig Jahre in Ruhe und Frieden gestanden haben. Die ältesten der Wagen haben gar keine Federn, sondern hängen in armlangen Riemen über einer enorm langen und dicken Deichsel, welche so gebogen ist, daß der ganz aus Gold und Krystall gefertigte Wagen fast auf die Erde stößt. Die Fuhrwerke der Kaiserin sind mit Diamanten und Juwelen geschmückt. Die allerältesten Wagen werden wol kaum benutzt werden. Zwischen diesen befindet sich auch eine Art ambulanten Hauses von Gold, Sammet und Krystall, welches Peter der Große zum Geschenk von England geschickt bekommen hat, und diesem Fuhrwerk gegenüber ist ein Sechsunddreißigpfünder ein reines Spielzeug. Kurz gesagt, alles ist hier Leben und Erregung, indem man die Kanonenschüsse erwartet, welche morgen von dem alten Wachtthurm des Kremls den Einzug des Kaisers verkünden sollen.

Gestern wollte der Kaiser durch das Lager der Garde reiten; er hat diese Truppen nämlich seit seiner Thronbesteigung nicht gesehen, da sie in Folge des Krieges in Lithauen und Polen gestanden hatten und erst seit kurzer Zeit ihr Lager ungefähr eine Meile von der Stadt auf einer Ebene aufgeschlagen haben. Der Parade ging eine feierliche Messe vorher, welcher auch von der Kaiserin beigewohnt wurde. Wir fuhren durch dicke Staubwolken in voller Gala dorthin und sahen den Kaiser reitend mit seinem Gefolge ankommen. Er sieht sehr gut zu Pferde aus. In diesem Augenblick begann es zu regnen, und es fuhr ununterbrochen fort, herunter zu gießen. Glücklicherweise konnten wir unter dem offenen Zelt, in welchem der Altar stand und die Messe gelesen oder besser gesungen wurde, Schutz finden. Alle weiteren Feierlichkeiten wurden abbestellt und wir fuhren wieder nach Haus.

Abends begab ich mich nach dem Schlosse Petrofskoy. Es liegt mitten im Walde und macht einen ganz wunderlichen Eindruck. Das Schloß selbst ist ein zweistöckiges Viereck mit grüner Kuppel. Die Eingänge werden alle von sehr seltsamen flaschenförmigen Säulen getragen, und das ganze Gebäude ist von einer mit Thürmen, Zinnen und Schießscharten versehenen Mauer umgeben. Diese roth und weiß angestrichene Festung, von welcher das Licht durch die hohen Fenster in den dunkeln Wald hinausstrahlt, gleicht einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht“. Hier im Lande sind alle Schlösser und Klöster befestigt. Sie bildeten die einzigen festen Punkte damals, als die goldene Horde

heranbraufte mit ihren zwanzig oder dreißig Tausend Pferden und das ganze flache Land verwüstete. Lange nachdem das Joch der Tartaren gebrochen worden war, bildeten sie in ihrem Khanat in der Krim einen furchtbaren Feind. Unaufhörlich schauten die Wächter von den höchsten Zinnen des Kremls gegen Süden aus über die weite Ebene, und wenn dort der Staub in die Höhe zu wirbeln begann, wenn die Glocke Iwan Weliki's ihren Nothruf ertönen ließ, dann suchten Alle Schutz hinter den Mauern der Klöster oder des Czarenschlosses, während die rasenden Reiterschwärme vergebens trachteten, diese Mauern zu durchdringen. Das Christenthum und die Wissenschaft und Bildung des russischen Volkes retteten sich in die Klöster, aus welchen dann wieder die Befreiung von der Herrschaft der Mongolen und Polen ausging.

Heute wurde wieder unter freiem Himmel Messe gehalten. Fünf Bataillone bekamen neue Fahnen, welche bei dieser Gelegenheit zugleich eingeweiht wurden. Der Metropolit ging die Front entlang und bespritzte die Truppen tüchtig mit Weihwasser. Der Kaiser und die Kaiserin küßten nicht allein das Kreuz, sondern auch die Hand des Priesters. Darauf sprengte der Kaiser an der Front jedes Bataillons entlang und sagte mit guter militärischer Haltung einige Worte, welche von den Mannschaften mit unendlichem Jubel aufgenommen wurden. Er tummelte sein wohl geschultes Pferd recht gut. Dann ritt er die ganze Linie hinunter, ungefähr anderthalb deutsche Meilen. Die Truppen, 74 Bataillone, jedes 800 Mann stark, also ungefähr 60,000 Mann Soldaten, lauter alte, bärtige, braune Gesichter, waren ohne Gewehre und mit Feldmützen auf dem Kopf aufgestellt. Ich lege kein Gewicht auf die betäubenden Hurrah's, welche ein Paar Stunden anhielten; aber man konnte diesen alten Schnurrbärten anmerken, daß sie sich darüber freuten, ihren Czaren zu sehen.

Der Kaiser sprach mit Einzelnen von ihnen, und sie antworteten ohne Umstände mit „Batuschka“ (Väterchen). In Rußland ist die Familie der Mikrokosmos des Staats. Jede Macht beruht auf der väterlichen Autorität, und alle Theorien von einer repräsentativen Verfassung sind in Rußland vollständiger Wahnwitz. — „Wie könnten menschliche Bestimmungen das göttliche Recht meines Vaters einschränken?“ sagen die Russen. Deshalb ist auch die unumschränkte Macht in der Hand des Kaisers eine Nothwendigkeit und eine Wohlthat in einem Lande, wo Nichts geschieht, wenn es nicht von oben befohlen ist.

Derjenige, welcher, wie ich, zum ersten Male von des Kremls Wällen aus Moskau an einem warmen, sonnigen Tage betrachtet, dem wird es sicher nicht einfallen, daran zu denken, daß er sich hier unter demselben Breitengrad befindet, unter welchem die Rennthiere in Sibirien grasen und die Hunde in Kamschatka die Schlitten über die Eisflächen ziehen. Moskau macht unbedingt den Eindruck einer Stadt des Südens; aber auch daß man vor etwas Fremdem, bisher Ungesehenem steht. Man glaubt sich nach Ispahan, Bagdad oder einem ähnlichen Ort versetzt, wo sich die Erzählungen der Sultanin Scheherezade ereignen, — diesen Städten, welche man sich in Gedanken vorstellt, aber welche man nicht in Wirklichkeit zu sehen bekommt. Obgleich Moskau nicht über 300,000 Einwohner hat, bedeckt doch die Stadt mit ihren Häusern, Gärten, Kirchen, Klöstern

einen Flächenraum von zwei Quadratmeilen. In dieser flachen Gegend ist es kaum möglich, weiter zu sehen, als über die äußersten Vorstädte; Häuser und Bäume scheinen sich bis zum Horizont zu erstrecken.

Keine Stadt der Welt — Rom nicht einmal ausgenommen — besitzt so viele Kirchen wie Rußlands Stolitza. Man behauptet, daß Moskau 40 Mal 40 Gotteshäuser habe. Jedes von ihnen hat wenigstens fünf, einige haben sogar sechzehn Kuppeln, welche mit glänzenden Farben übermalt sind, mit gefärbten glasirten Ziegeln gedeckt und reich vergoldet oder versilbert. Sie funkeln deshalb auch in der Luft wie die Sonne, wenn sie sich halb über den Horizont erhoben hat. Selbst die schlanken Thürme, welche zum Theil in bedeutender Höhe über den unzähligen Häusern und Gärten in die Luft ragen, entbehren nicht dieser glänzenden Zierde, und es gibt keinen Palast, welcher nicht mit einer Kuppel geschmückt wäre.

Die Häuser liegen fast immer mitten in Gärten und zeichnen sich mit ihren weißen Mauern und hellgrünen oder rothgemalten flachen Eisenblech-Dächern in sehr geschmackvollen Umrissen von dem dunkeln Hintergrund der Bäume ab. Nur der älteste Theil der Stadt in der Nähe des Kremls, Kitai-gorod oder die Chinesenstadt, bildet eine Stadt, so wie wir sie kennen, wo das eine Haus an das andere stößt, Alles sorgfältig mit geweißten Mauern umgeben, welche mit prachtvollen Thürmen besetzt sind. Der ganze übrige Theil der Stadt scheint eine Sammlung von Landhäusern zu sein, zwischen welchen der Moskwa-Fluß in großen Krümmungen läuft.

Im Kreml erheben sich das Palais des Czaren, die Residenz der Patriarchen, die Rüstkammer des Heeres und die vornehmsten Kirchen. Dort thronte seiner Zeit die oberste weltliche und geistliche Macht. Die Klöster, welche größtentheils am äußersten Rande der Stadt liegen, bilden jedes für sich eine Festung. In Kitai-gorod ließ sich der Handelsstand nieder, denn er bedurfte der Mauern, um seine Schätze aus China, der Bucharei, Byzanz und Nowgorod zu beschützen. Der andere, viel ausgedehntere Theil von Moskau wurde vom Adel erbaut, und lange nachdem der erste Kaiser eine neue Hauptstadt auf Feindes Boden errichtet hatte, verschmähten die Magnaten des Reichs diesen Aufenthaltsort, indem sie festhielten an der Väter Sitte. Noch heutigen Tages ist Moskau mit seinen ehrwürdigen Heiligthümern und historischen Erinnerungen ein Gegenstand der Ehrfurcht und Vorliebe für jeden Russen, und so oft er, häufig auf hundert Meilen Entfernung, von Weitem, im Vorbeireisen, das goldene Kreuz von Iwan Weliki zu sehen bekommt, wirft er sich andächtig und von Vaterlandsliebe ergriffen auf seine Knie. Petersburg ist sein Stolz, aber Moskau steht seinem Herzen nahe. Moskau hat auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit Petersburg. Hier gibt es keine Newa, kein Meer und kein Dampfschiff; man sieht keine breiten Straßen, großen Plätze oder Waldseen. Aber eben so wenig hat Moskau mit irgend einer anderen Stadt der Welt Aehnlichkeit. Die Kuppeln, die flachen Dächer und die Bäume könnten wol an den Orient erinnern; aber dort sind diese Kuppeln flach gewölbt, mit Blei bedeckt und von einer grauen Farbe, während schlanke Minarets über ihnen emporragen; die Häuser haben im Orient nach der Straße zu keine Fenster, und die Gärten sind von

hohen, einförmigen Mauern umgeben. Moskau hat seinen eigenen aparten Charakter und will man es dennoch mit Etwas vergleichen, so kann man es byzantinisch-maurisch nennen. Rußland empfing sein Christenthum und seine erste Cultur von Byzanz. Es war bis vor ganz kurzer Zeit durchaus ohne Verbindung mit dem Westen und bildete den einmal empfangenen Stoff in vollständig national-russischem Geist aus. Das schwere Joch der Mongolen- und Tartarenherrschaft, welches fast drei Jahrhunderte auf diesem Lande lastete, hinderte jeden weiteren Fortschritt; alle Cultur war auf die Klöster beschränkt, und von diesen ging dann wieder die Befreiung aus. Die tartarischen Khans forderten niemals, daß die Unterjochten zum Islam übergehen sollten, sondern begnügten sich damit, einen Tribut zu bekommen, und um diesen haben zu können, machten sie sich die einheimische Gewalt zu Nutze. Sie stützten deshalb das Ansehen der Großfürsten und der Geistlichkeit, und in welch' hohem Grade die Gewaltherrschaft der goldenen Horden auch jede Entwicklung hemmte, sie befestigte doch bei den Unterdrückten den Glauben an die Religion, die Treue gegen die Herrscher und die Liebe zu dem gemeinschaftlichen Vaterland!

Diese Züge sind auch heutzutage ein Merkmal des russischen Volkes, und wenn man bedenkt, daß der Kern dieses Volkes, die Großrussen, 36 Millionen Menschen von ein und derselben Herkunft ausmachen, mit demselben Glaubensbekenntniß und derselben Sprache, kurz gesagt, die größte homogene Menschenmasse der Welt: so kann man nicht im Zweifel darüber sein, daß Rußland eine große Zukunft vor sich hat. Man hat gesagt, wenn die Bevölkerung zunähme, würde das unermeßliche Reich auseinanderfallen. Aber keins seiner Theile kann ohne die andern bestehen; der waldreiche Norden nicht ohne den kornreichen Süden, das industrielle Mittelland nicht ohne die beiden andern, das Binnenland nicht ohne die Küsten, nicht ohne die große gemeinsame Wasserstraße auf der in einer Ausdehnung von vierhundert Meilen schiffbaren Wolga. Aber mehr als alles Dies hält das gemeinsame Gefühl die fernliegendsten Theile des Reichs zusammen. Und für dieses Gefühl ist nun Moskau der Mittelpunkt; man findet es nicht in dem europäischen Kaiserthume, sondern in dem alten heiligen Reiche des Czaren, in welchem die historischen Erinnerungen des Volkes Wurzel geschlagen haben und von welchem seine Zukunft doch vielleicht ausgehen wird, trotzdem daß das letztere vor dem erstern nun schon seit fast zweihundert Jahren zurückgetreten ist.

Die gewaltsame, seinem Wesen fremde Civilisation ist niemals in die Masse des Volkes eingedrungen. Die nationale Eigenthümlichkeit hat sich vollständig in Sprache, Sitten und Gebräuchen, in einer höchst merkwürdigen Communalverfassung, der freiesten und selbständigsten, welche irgendwo zu finden ist, und endlich auch im Baustyle erhalten. Von einem solchen kann allerdings nur bei den Kirchen die Rede sein. In Rußland ist fast Alles neu. Was hier über hundert Jahre alt ist, wird als Antiquität betrachtet. Das russische Wohnhaus ist von Holz und erreicht deshalb nie ein so hohes Alter, wofern es nicht, wie Peter's des Großen Haus, von einem Steingebäude oben drüber geschützt ist. Auch die Schlösser des Kaisers sind neu, und nur hier findet man einen Theil des alten Dworez der Czaren. Dagegen sind nicht allein Kirchen hier aus dem

vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, was für Rußland ein hohes Alter ist, sondern die conservative Gesinnung der Priesterschaft hat auch bewirkt, daß alle später gebauten Kirchen den alten gleichen.

Die St. Sophia-Kirche in Constantinopel ist das Vorbild, nach dem alle russischen Kirchen gebaut sind. Sie ist überall nachgeahmt, aber nirgend erreicht, selbst nicht von der St. Marcus-Kirche in Venedig. Es fehlte an Materialien, wie an Kunstfertigkeit, einen Bogen von einer Spannung von 126 Fuß zu wölben: und was man nicht in der Breite erreichen konnte, suchte man in der Höhe zu gewinnen. Da man nun nicht ein so großartiges architektonisches Ganzes zu schaffen vermochte, wie die St. Sophien-Kirche, suchte man die Schönheiten in der Ausschmückung des Innern, in Glanz und Pracht. Man war nicht zufrieden, die Kirche in- und auswendig zu vergolden, sondern man belegte den Boden mit halb ächten Steinen und bedeckte die Malereien, welche an und für sich ohne künstlerischen Werth waren, mit Juwelen, Diamanten und Perlen. Nur bei Gesichtern und Händen konnte man sehen, daß sie gemalt waren, während Kleidungsstücke, Krone und alles Andere von vergoldeten Silberplatten ist, welche mit Juwelenarbeit überladen sind. Die Sculptur ist vollständig ausgeschlossen, was die Darstellung des menschlichen Körpers betrifft; dagegen trägt die Malerei kein Bedenken, selbst unsern Herrgott abzubilden. Gold ist schon an und für sich der unvortheilhafteste Hintergrund für das Incarnat der menschlichen Haut, und dazu kommen noch die lang gezogenen Contouren der byzantinischen und altdeutschen Schule, ohne daß sie die Innigkeit der letzteren besitzen. Oft schauen räthselhafte Malereien, welche Maria, Christus und Gott Vater vorstellen sollen, von den Kuppeln herunter. Die Russen würden niemals andere Heiligenbilder kaufen oder eintauschen, als ganz schwarze, verblichene Gemälde. Eine schöne Madonna von Rafael oder ein Sebastian von Correggio kommt ihnen unächt vor. Ihr Glaube fordert, daß es halbdunkel in der Kirche sei, mit Wolken von den Rauchfässern, welche bei jeder Messe das geheimnißvolle Wirken der Priester hinter der halbdurchsichtigen Thür der Czaren in der Bilderwand einhüllen, während die Verwandlung von Brod und Wein vor sich geht. Das byzantinische Element in der russischen Baukunst ist also historisch leicht zu erklären. Das maurische entstand aus dem Drange, die einzelnen Theile auszuschmücken, und beschränkt sich auch nur hierauf. Die Gitter in der Bilderwand sind mit Laubwerk, Weintrauben und Thiergestalten durchwebt, die glatten Mauern weisen, wo sie nicht vergoldet sind, Laub, Rosetten und Weinstöcke auf. Wo es sich nicht um Sculpturen handelte, wurde gemalt, und wo bildliche Darstellungen fehlten, half man sich, indem man mit den grellsten Farben abwechselte. Ganz gewiß stand man hierin weit hinter den geschmackvollen künstlerischen Arabesken in der Alhambra und dem Alcazar zurück.

Das Wahnsinnigste, was in der Architektur geliefert worden, ist die Kirche Iwan Blashennoy auf dem rothen Platze vor dem Kreml. Sie ist eigentlich gar nicht zu beschreiben; ich sende Dir deshalb beifolgende Skizze, wie schlecht sie mir auch gelungen ist. Von irgend welcher Symmetrie in diesem Gebäude ist gar keine Rede, es hat keinen Mittelpunkt und der eine Theil gleicht nicht

dem andern. Eine Kuppel sieht aus wie eine Zwiebel, eine andere wie eine Ananas, wie eine Artischocke, eine Melone oder wie ein türkischer Turban. Sie enthält neun verschiedene Kirchen, jede mit ihrem Altar, ihrer Bilderwand und ihrem Heiligenschrein. In einigen von ihnen geht man in gleicher Höhe mit der Erde außerhalb, bei andern muß man mehrere Treppen hinaufsteigen. Zwischen allem Diesen läuft eine Unendlichkeit von Gängen, so schmal, daß zwei Menschen kaum an einander vorbei können. Natürlich sind diese Kirchen alle klein, und die Kirche im Hauptthurm faßt also kaum mehr als zwanzig bis dreißig Personen, dagegen aber ragt die Kirche bis ganz in die Spitze des Thurmes hinauf und hat dadurch eine Höhe von über hundert Fuß. Außerdem ist die Kirche inwendig mit allen Regenbogenfarben bemalt, versilbert und vergoldet. Die Kuppeln funkeln von rothen, blauen und grünen glasirten Ziegeln, und selbst die Steinhauerarbeit hat der Maler mit seinen Farben illustrirt.

Dieses Ungeheuer entsprang dem Kopfe des Ungeheuers Iwan Grosny, des schrecklichen Johann. Als er seinen Plan, der Sage nach, von der Kunst des Baumeisters in Wirklichkeit übertroffen sah, war er entzückt, überhäufte ihn mit Lobreden, umarmte ihn und befahl darauf, daß man ihm die Augen aussteche, damit er nicht noch ein solches Meisterwerk schaffen könne.

Trotz aller ihrer Bizarrerie macht diese Kirche doch keinen unangenehmen Eindruck; Originalität kann man ihr nicht absprechen. Alles, was noch übrig geblieben ist von dem alten Czaren Dworez, ist dagegen wirklich schön. Es ist ein seltsames Gebäude mit vier Stockwerken, welches sich nach oben zu verengt. Die zweite Etage umfaßt außer der ungemein reich ausgestatteten, aber kleinen und dunkeln Hauscapelle den Bankettsaal, in welchem der Kaiser nach der Krönung mit allen Reichsinsignien seine erste Mahlzeit hält. Der Saal ist nicht groß, und die ganze Wölbung wird von einer einzigen dicken Säule getragen. Die Eingangsthür ist in der einen Ecke, und der Thron steht diagonal gegenüber in der andern. Jetzt sind die Wände mit prachtvollen Tapeten bekleidet, und der sehr große Thron mit drap d'or, wovon jede Elle 75 pr. Thaler kostet. Diese Bekleidung ist mit ächtem Hermelin gefüttert, und die ganze Draperie kostet 40,000 Rubel. Die kleinen, aber zierlichen Zimmer sind ganz bezaubernd. Die vierte Etage besteht aus einem einzigen Saal Terem, der Wohnung der Frauen, in welcher auch Peter der Große aufwuchs.

Bei der Parole meldeten sich die Commandeure von allen Regimentern, die von der Cavallerie zu Pferde. Es war schön, eine Probe von allen diesen glänzenden Uniformen zu sehen. Die Cirkassier mit dem byzantinischen Doppeladler auf den Helmen, sehen unsern Gardes-du-Corps ähnlich, haben aber Lanzen. Die Ulanen sind vollständig wie unsere, die Husaren waren in weißem Dolman mit goldenen Schnüren, die Linien-Kosaken in Pelzmützen und rothen Kaftans, die Tschernamorskischen oder Schwarze-Meer-Kosaken in dunkelblauen Röcken mit rothem Ueberwurf, die Uralischen Kosaken mit Lanzen, auf kleinen Pferden, mit hohen Satteln, die Tartaren (zum Theil Heiden, in der Mehrzahl Muselmänner) und die Tscherkessen mit Helmen und Schuppenpanzern. Die Tartaren führten ihre Reiterkunststücke vor: sie schossen vom Pferde mit ihren langen Flinten, deckten sich gegen die Verfolgung mit ihrem Kantschu und legten

sich auf die Seite des Pferdes, so daß sie die Erde mit der Hand berührten; andere stellten sich aufgerichtet in die Sattel, Alles in gestreckter Carrière und unter lautem Rufen.

Besonderes Gefallen fand ich an einem Regiment Drushinen oder Reichswehr, welche auf den Kaiserlichen Apanagegütern ausgehoben waren. Sie trugen eine Mütze mit dem Andreaskreuze, bloßen Hals, den Kaftan der Landleute, aber etwas kürzer und ohne Knöpfe, sehr breite Beinkleider, über welche wahrscheinlich, wie bei allen gewöhnlichen Russen, das Hemd fiel, und das unterste der Beinkleider in die Halbstiefeln gesteckt. Das ist der uniformirte Mushick. Diese Tracht ist vollständig national, kleidsam und praktisch. Der Mann kann den Pelz, welcher hier im Lande unentbehrlich ist, sehr bequem tragen, und ich glaube voraussagen zu können, daß in zehn Jahren die ganze russische Infanterie diese und keine andere Tracht tragen wird. „Les proverbes sont l'esprit des peuples," und die Nationaltracht ist das Resultat einer hundertjährigen Erfahrung in Bezug auf Das, was das Zweckmäßigste und Kleidsamste ist. Die österreichische Uniform ist in Mähren weiß und im Banat braun, weil die Schafe hier diese Farben haben; der Spanier trägt seinen Tabarro so, wie die Ziegen ihm das Material dazu liefern, der Araber ist weiß vom Kopf bis zu Fuß, weil die Hitze des Klimas es verlangt, und der Mushick trägt seinen Kaftan nicht aus Zufall oder Laune, sondern weil er am besten für ihn paßt.

Des Kaisers Stab ist förmlich imponirend. Wenn ich nur Namen eben so gut wie Gegenden und Bauten behielte! Ich habe viele interessante Männer kennen gelernt, das heißt, ich bin ihnen vorgestellt worden: Fürst Gortschakoff, Lüders, Berg und Osten-Sacken, welche im letzten Kriege commandirt haben, Orloff, Mentschikoff, Adlerberg, Liewen, den Gouverneur von Sibirien und den Commandirenden im Kaukasus, darauf ein Heer von Flügeladjutanten, die Fremden und ihr Gefolge. Es konnten ungefähr fünfhundert Pferde dort sein. Bei Sonnenuntergang war ich wieder auf dem Kreml. „Diem perdidi!" würde ich an dem Tage ausrufen, wo ich während meines hiesigen Aufenthalts diesen Wunderbau nicht besuchte. Dann ging ich hinunter nach der Moskwa und besah mir, von den hübschen Quais des Flusses aus, die weißen Mauern, die Thore und die Thürme, welche den Palast des Czaren umgeben, und eine ganze Stadt von Kirchen in den verschiedensten Stylarten.

Heute Abend gibt die Stadt ein großes Fest, welches ich mir die Freiheit nehmen werde, nicht zu beschreiben. Man empfängt so zahlreiche Eindrücke, daß man sie gar nicht alle verarbeiten und in seinen Gedanken zurecht legen kann. Wenn ich wählen sollte, möchte ich doch lieber in Moskau als in Petersburg wohnen; aber wenn es sich möglich machen ließe, wohnte ich noch lieber ein paar Meilen südlicher, z. B. in dem südlichen Theil von Sibirien, wo die Citronen und Orangen wachsen. Peter der Große fand ein Land vor, welches vollständig ohne Seeküsten war. Er konnte das Schwarze Meer und die Ostsee als Verbindungsglied mit der civilisirten Welt betrachten; aber beide Theile mußten erst erobert werden. Der hitzige Schwedenkönig drang ihm den Kampf auf, und dazu war damals das südliche Meer von Barbaren umgeben. Er soll

wirklich den Plan gehabt haben, seine Hauptstadt am Pontus Euxinus zu gründen und hatte den Platz schon dazu ausgewählt. Die eine Küste liegt nicht viel weiter vom Mittelpunkte des Reichs, als die andere. Wie würden die Dinge geworden sein, wenn er St. Petersburg an Sebastopol's prachtvollem, vom Wintereise nie gesperrten Hafen angelegt hätte, hart an den paradiesischen Höhen des Tshadir Dagh, wo die Weintrauben wild wachsen, wo alles Das, was an der Newa im Treibhause gezogen wird, im Freien fortkommt, wo keine Ueberschwemmung mit Zerstörung droht, wo die Flotte nicht sieben Monate eingefroren liegt, und von wo die Verbindung mit den schönsten Ländern Europa's mit Hilfe der Dampfkraft leichter bewerkstelligt werden kann, als von der finnischen Bucht aus? Was für eine Stadt würde St. Petersburg geworden sein, wenn der Winterpalast auf den dunkelblauen Spiegel des Schwarzen Meeres hinausschaute, wenn die Isaakskirche auf der Höhe von Mukoff stände und wenn Alupka und Orianda das Peterhof und Gatschina der kaiserlichen Familie geworden wären!

X.

Moskau, den 29. August. Die entrée joyeuse, mit welcher Herren und Damen im feinsten Putz eine Meile in Glaswagen und zu Pferde zurücklegen sollten, während eine halbe Million Zuschauer auf den Tribünen und den Straßen warten, die Geistlichkeit im Ornat die heiligen Gefäße und Kreuze entgegen trägt, und 10,000 Soldaten paradiren, erfordert unbedingt schönes Wetter, was man in den Hundstagen auch billiger Weise verlangen kann.

Heute brach dieser Festtag mit strömendem Regen und tristem Aussehen an. Aber nachdem gegen Mittag ein Stück blauen Himmels sichtbar geworden war, groß genug, „to make a pair of marine trowsers of," klärte sich das Wetter auf und hielt sich auch, trotz der drohenden Wolken, während des ganzen Einzuges. Wir waren schon um 1 Uhr nach Petrowskoy befohlen, denn es dauert lange, bis ein solcher Zug sich in Bewegung setzen kann. Ich vertrieb mir die lange Wartezeit, indem ich mir die Ungeheuer von Fuhrwerken besah. Dreißig von diesen Krystallpalästen mit Gold, Sculpturen, und zum Theil von Juwelen strahlend, waren jeder mit sechs Schimmeln bespannt; vor dem Wagen der Kaiserin waren acht. Die Pferde waren sämmtlich über sechs Fuß hoch. Da die Russen vier Pferde nebeneinander spannen, hatte man eine Anzahl Postillone engagirt, welche geübt darin waren, mit Vieren zu fahren, und welche 50 Rubel monatlich bekamen. Man konnte diese Kutscher russisch, englisch und deutsch schelten hören, als die Pferde beim ersten Ruck mit den schweren Fuhrwerken gar nicht vorwärts wollten, obgleich sie gut eingewöhnt waren und jedes von ihnen von einem goldbedeckten Mann zu Fuß am Zaum geführt wurde. Endlich kam Alles in Bewegung. Das Geschirr ist von Gold und Seide. Gepuderte Kutscher, Pagen zu Pferde, kaiserliche Jäger, Kammerherren — Alles strotzte von Goldtressen und Goldstickerei. Viel über hundert Generäle und fast eben so viele Flügeladjutanten des Kaisers leuchteten von Sternen und Bändern. Die Truppen machten Spalier, Mann an Mann, von Petrowskoy bis nach

dem Kreml; außerhalb der Stadt die Cavallerie in Regiments- und innerhalb derselben die Infanterie in Bataillons-Colonnen en ligne. Das Regiment Pawlowsk (in welchem alle Leute tartarisch aufgestülpte Nasen haben) trug die spitze Grenadiermütze von Blech, welche wir beim ersten Garderegiment haben, und fast ein Drittheil der Mützen wies ein oder zwei Löcher auf, durch welche die Kugeln gegangen waren. Alle Fenster und Estraden waren dicht besetzt und man sah hier die verschiedensten Erscheinungen: Bauern mit langem Bart, Kaufmannsfrauen, welche buchstäblich mit ächten Perlen bedeckt waren, die Tscherkessen in ihren schönen Nationaltrachten, mingrelische Fürsten mit ihren aparten Kopfbedeckungen, heidnische Tartaren, buddhistische Kalmücken, europäische Diplomaten, Muselmänner, Bauern von Cherson und Elegants von Paris und London.

Um 3 Uhr verkündeten die Kanonenschüsse, daß der Zug sich in Bewegung setze. Voraus ritt eine Abtheilung Gensdarmen in hellblauer Uniform, darnach kamen die scharlachrothen Tscherkessen mit den Schuppenpanzern, und nach diesen folgte der Marschall in einem vergoldeten offenen Wagen. Sein Stab endete in einen Saphir von der Größe eines Hühnereies. Hiernach kamen die obersten Hofchargen in Glaswagen, sechsspännig. Hinter ihnen ritten zwei Escadrons Garde-Kürassiere mit funkelnden Kürassen und mit dem Doppeladler von Silber auf ihren Helmen. Nun kam der Kaiser in Generalsuniform auf einem prächtigen Apfelschimmel, rechts an seiner Seite der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, dahinter Prinz Friedrich der Niederlanden, die drei ältesten Söhne des Kaisers, sämmtliche Großfürsten und die fremden Prinzen, dann der ganze Schwarm von des Kaisers Gefolge, den Generälen und Adjutanten, gewiß über fünfhundert Berittene. Hierauf folgten zu Wagen die beiden Kaiserinnen, die Großfürstinnen und ihre Damen. Eine Abtheilung Infanterie beschloß den Zug.

Es ist mir sehr angenehm, daß ich aus dieser mêlée*) mit heilen Gliedern davon gekommen bin. Namentlich schlimm war, daß man so oft Halt machen mußte. Mitten unter den unaufhörlichen Hurrahrufen der Menschenmasse, dem Wirbel der Trommeln, dem Spectakel der Musikcorps, dem Läuten der Glocken und dem Donner der Kanonen wurden viele Pferde scheu, und als der Kaiser still hielt, um vom Magistrat Salz und Brod zu empfangen oder um vor der Kirche mit Weihwasser besprengt zu werden, während welcher Ceremonie Alle die Helme abnahmen, entstand jedesmal ein unbeschreibliches Gedränge und Zurückdrücken. Alles lief jedoch glücklich ab, und namentlich herrschte in den Straßen die musterhafteste Ordnung, obgleich man das Volk an keiner Stelle verhindert hatte, seinen „Batuschka", den Czaren, zu sehen, welcher nicht müde wurde mit freundlichem Ernst bald nach einem Fenster, bald nach einer Tribüne und bald einen Volkshaufen zu grüßen.

Als wir uns dem Kreml näherten, krachte es von den Thürmen, und der große „Johann" drückte seine Freude aus, indem er mit allen seinen „Kolokols"

*) Seitdem hat der Graf die beiden Triumpheinzüge in Berlin mitgemacht und sich an eine solche „mêlée" mehr gewöhnt!

läutete, mit welchen er behängt ist. Hier brummte der große Wetschewoi, welcher seiner Zeit die streitbare Bevölkerung der mächtigen Republik Nowgorod zu den Waffen rief, als die moskowitischen Großfürsten ihre Freiheit bedrohten; dort summten alle Glocken und Glöckchen in allen Tonarten, mit deren Hilfe Iwan Weliki bei den großen Festlichkeiten mitspricht.

Nur eine Glocke schwieg, weil sie gleich von ihrer Geburt an stumm in Freude und Kummer gewesen ist. Sie steht auf einer Granitunterlage am Fuße des großen Iwan und ist ein vollständiges Haus von Erz, mit Mauern von zwei Fuß Dicke. Davor liegt ein, wahrscheinlich beim Gießen abgesprungenes Stück, eine Oeffnung bildend, durch welche die zwanzig bis dreißig Menschen, welche diese Glockenruine mit Leichtigkeit behaust, hinein steigen können.

Vor dem äußersten Thore des Kreml steht in einer zierlichen Capelle das seiner Heiligkeit wegen besonders geschätzte Bild der iberischen Gottesmutter. Kein Russe, selbst wenn er es noch so eilig hat, geht vorbei, ohne einen Augenblick einzutreten und das Zeichen des Kreuzes zu machen. Hier stieg der Kaiser ab, um seine Andacht zu verrichten. Das ganze Gefolge ritt dagegen durch das Thor, mit der Front gegen die Mauer des Kreml, auf den großen Platz Krasnoi Ploschtschood, auf welchem sich eine Bronzestatue von Minin und Fürst Posharski befindet, welche das Land von der Herrschaft der Polen befreiten! Bald kam der Kaiser nachgesprengt, und nun ging es durch das Erlöserthor, Spaß Woroto, in den innern Hof hinein. Kein Russe oder Fremder passirt dieses Thor, ohne seine Kopfbedeckung abzunehmen; der Vornehmste wie der Niedrigste erzeigt dem miraculösen Bilde des Erlösers diese Ehrfurcht. Als die Tartaren seiner Zeit gegen den Kreml sprengten, da ging von diesem Bilde ein Nebel aus, welcher sie verhinderte, den Eingang zu finden; und als die Franzosen die Pforte mit sammt dem Arsenal in die Luft sprengen wollten, platzte der Thurm von oben bis unten, grade bis an die Krystallfläche des Bildes, welches unversehrt blieb und welches die ganze Mauer zusammenhielt.

Als wir auf der andern Seite des Thores angelangt waren, stiegen wir alle von den Pferden, und man mußte froh sein, wenn man im Gedränge aus dem Sattel und auf die scharlachrothen Teppiche gekommen war, auf denen man die Ankunft der Kaiserin und der Großfürstinnen erwarten wollte. Zuerst erschien die Kaiserin-Mutter, darauf die regierende Kaiserin in einem Gewande von Goldbrokat mit Hermelin. Die Kleider der Großfürstinnen waren von Sammet oder Spitzen mit Gold und Perlen, alle Hofdamen waren in der bekannten Nationaltracht von scharlachrothem Sammet. Die Majestäten gingen nun in festlichem Aufzuge nach Uspenski Sabor, der Auferstehungskirche, der eigentlichen Kathedrale, vor welcher die Geistlichkeit auf den Kaiser harrte. Ich will die ungeheuren Schätze, mit welchen die Heiligenbilder in dieser hübschen und hellen Kirche bedeckt sind, nicht erwähnen, sondern mich darauf beschränken, das Evangelienbuch zu nennen, welches Natalie Narischkin, die Mutter Peter's des Großen, der Kirche geschenkt hat. Der Einband dieses Buches von Gold soll über eine Million Rubel werth sein, und das Buch muß von zwei Priestern getragen werden, weil es für einen zu schwer ist. Der Kaiser verrichtete seine Andacht vor den vornehmsten Heiligenbildern, kniete dicht an meiner Seite

nieder, bekreuzigte sich und küßte die Reliquien. Darauf folgte die Kaiserin mit ihrer langen Schleppe, die von zwei Pagen getragen wurde, und wiederholte dieselben Andachtsbezeugungen. Um sechs Uhr waren die Ceremonien vorüber, und wir eilten, nach Hause zu kommen, um das wohlverdiente Mittagsessen einzunehmen.

XI.

Sonntag, den 31., verbrachten wir mit dem Besichtigen der wichtigsten Klöster und Kirchen in und außerhalb der Stadt. Abends war ich zur Kaiserin-Mutter nach Alexandrinik befohlen. Dieses Schloß liegt am Moskwa-Fluß in der Stadt, aber fast eine ganze Meile von unserem Quartier. Nur der Hofstaat der Kaiserin war zugegen, der Prinz Friedrich Wilhelm, der Prinz von Hohenzollern, Adlerberg, welcher mit einer Krüdener verheirathet ist, und einige Andere. Die wenigen Personen, welche sich zur Kaiserin in ihr Zimmer setzen sollten, wurden ausdrücklich dazu aufgefordert; alle Andern blieben im Salon. Ihre Majestät trug wie gewöhnlich weißen Mousselin, einfach, aber äußerst geschmackvoll. Sie saß in einem Lehnstuhl und hatte die Füße auf einen niedrigen Stuhl gestellt. Das Gespräch war äußerst lebhaft; der Prinz und Großfürst Michael kamen ab und zu in das Zimmer, und es war allerliebst anzusehen, wie sich die Mama über ihren schlanken jüngsten Sohn freute, welcher der letzte ist, der noch unter ihrem Dache wohnt. Bald hatte er um Etwas zu bitten, bald machte er den einen oder andern Scherz, und obgleich die Gesichtszüge der Kaiserin stets ernst waren, leuchteten sie doch von Wohlwollen und Güte. In ihrem Benehmen erinnert sie vollständig an ihren hochseligen Gemahl.

XII.

Montag, den 1. September. Heute Nacht hat es gefroren, und die Orangenbäume wurden eiligst in den Treibhäusern untergebracht. Ich habe in meinem Riesenofen einheizen lassen, denn es sind nur sieben Grad Wärme in den Zimmern, und Du weißt, in wie hohem Grade ich diese Temperatur verabscheue. Um zwölf Uhr fuhren wir nach Petrowskoy, wo große Revue war. Die Truppen standen in sechs Abtheilungen und der Kaiser ritt mit seinem ungeheueren Gefolge an allen Abtheilungen vorbei. Indem sie vorüber defilirten zählte ich 63,560 Mann Infanterie, 9740 Mann Cavallerie und 1400 Mann Artillerie mit 136 Stück Geschütz. Im Ganzen gegen 75,000 Mann, nämlich das Gardecorps und ein Theil des Grenadiercorps. Wenn diese Truppen in Linien aufmarschirt wären, würden sie fast genau eine Meile eingenommen haben. Sie standen jedoch in Bataillons- beziehungsweise in Regimentscolonnen, und doch nahmen sie einen ganz ansehnlichen Raum ein. Das Vorbeidefiliren an dem Zelte, in welchem die Kaiserin Platz genommen hatte, dauerte zwei und eine halbe Stunde. Es wehte ein durchdringender Wind, welcher uns mit Staub bedeckte, was nicht günstig für die goldgestickten Uniformen war. Nachdem der Vorbeimarsch beendet war, stellte sich die Cavallerie in Colonnen auf und bildete dadurch eine Linie von fast 2000 Schritt Länge, 800 Schritt von uns entfernt. Der Kaiser ritt vor, und auf sein Commando sprengte diese Masse von ungefähr

10,000 Pferden im Galopp davon und machte fast gerade vor uns einen Angriff, wo Halt geblasen wurde. Ich will die glänzenden Uniformen und die bärtigen und bestaubten Gesichter oder die vortrefflichen Pferde nicht erwähnen; aber daß die Truppen nach so langen Tagesmärschen mit fast voller Kriegsstärke ausrücken konnten, das hätte ich kaum für möglich gehalten.

Es ist jetzt täglich Marschallstafel im Kreml und danach geht man in's Theater. Heute wurde das neue Opernhaus eröffnet, nachdem das alte von einem Brande zerstört war. Das Theater hat dieselbe Breite wie die Oper in Berlin; es ist nicht ganz so tief, aber viel höher. Die Logen in den sechs Rängen sind sehr brillant. Der ganze Saal ist weiß mit reicher Vergoldung und die Draperien sind scharlachroth. Die kaiserliche Loge, gerade der Bühne gegenüber, ist sehr geräumig und prachtvoll, wogegen der Plafond des Theaters so einfach ist, daß ich glaube, er sei noch unvollendet und man habe ihn nur vorläufig übermalt. Die Bühne ist sehr groß, aber nur spärlich beleuchtet, da Moskau noch keine Gasanstalt hat. Es fehlt an Steinkohlen; sie werden allerdings in großer Menge gefunden, aber hundert Meilen von hier. Die „Puritaner" von Bellini wurden aufgeführt mit Lablache und Mme. Bosio. Diese Oper hat mich indessen nie angesprochen; ich fuhr deshalb nach dem Schluß des zweiten Acts nach Hause.

XIII.

Dienstag, den 2. September. Der Tag war vollständig durch die Repräsentation in Anspruch genommen. Das ganze diplomatische Corps stellte sich dem Prinzen vor. Die Botschafter Graf Morny, Fürst Esterhazy, Lord Granville und Prinz de Ligne, sowie die Gesandten mit ihrem ganzen Gefolge machten in großer Gala und in Staatsequipagen ihre Aufwartung. Die ganze Suite des Prinzen empfing sie ebenfalls im vollen Staate. Der Prinz verstand mit der ihm eigenen Lebendigkeit, unterstützt von seinem enormen Gedächtniß, was Personen und Verhältnisse betrifft, Jedem einige passende Worte zu sagen.

Heute Abend wird das langweilige Ballet „Gisela" gegeben; ich mache mir keine großen Erwartungen. Da wir jedoch um 10 Uhr zu Ball bei dem englischen Gesandten gehen, fahre ich kurz vor Beendigung des Ballets dorthin. Morgen früh um sechs Uhr geht's nach dem berühmten Troitzka-Kloster, 70 Werste von hier.

XIV.

Mittwoch, den 3. September. Um sechs Uhr fuhren wir in fünf vierspännigen Wagen fort. Es war der schönste, wärmste Tag, den wir noch in Rußland gehabt haben. Die Gegend ist erträglich und wohlbebaut. Auf einigen Feldern steht noch der Roggen, Hafer und Buchweizen, auf andern ragt die Wintersaat schon handhoch hervor. Hier darf keine Zeit verloren werden, denn der Winter kommt plötzlich. Die Dörfer bestehen meistens aus kleinen Holzhäusern, aber sie haben fast immer eine hübsche Kirche mit grüner Kuppel, so daß sie sich in der Entfernung sehr gut ausnehmen. Man sah auch viele Schorn-

steine von Tuch- und Zuckerfabriken. Ich war höchlich erstaunt, den ziemlich bedeutenden Aquäduct zu sehen, welcher kürzlich in der Entfernung von einigen Meilen aufgeführt ist, um Moskau mit Trinkwasser zu versehen. Wir legten den Weg in vier und einer halben Stunde zurück, obgleich er über 10 Meilen lang war.

Das Troitzka-Kloster hat besondere Bedeutung durch seine Heiligkeit und seine Geschichte, da Rußlands Befreiung von dem tartarischen und polnischen Joch zwei Mal von hier ausgegangen ist. Es ist von keiner dieser beiden Nationen betreten worden, auch nicht von den Franzosen 1812; aber es lag allerdings ganz außerhalb der Richtung von Napoleon's Operationen. Nach der Meinung der Russen muß dieses jedoch dem wunderthätigen Bilde des heiligen Sergius zugeschrieben werden, welcher hier begraben liegt. Das Bild wurde auch, wie man mir erzählte, damals nach Sebastopol gebracht, konnte aber doch nicht verhindern, daß diese Festung eingenommen wurde.

XV.

Donnerstag, den 4. September. Cour beim österreichischen Gesandten Fürsten Esterhazy, welcher außerordentlich elegant wohnt. Eine solche Wohnung kostet hier 20,000 Silberrubel das Jahr. Die Livreen sind äußerst prachtvoll. Seine Umgebung ist Fürst Schwarzenberg, Apponyi, Chotek (ein Vetter von Olga Moltke) und ähnliche Namen. Darauf gab Werther ein sehr ausgesuchtes Diner für die Crême der Gesellschaft: Lord Granville, Graf Kisselef, Prinz Gortschakoff, Adlerberg, Berg, Tolstoy, Wodehouse, Suworoff. Der Letzte ist ein prächtiger, offener Mensch. Der Annunziata-Orden ist erblich in seiner Familie. Sein Vater, der berühmte Suworoff, wurde zum königlichen Prinzen von Sardinien ernannt. Wir fuhren von da zur Großfürstin Helene und von ihr zu Ball bei Lord Granville.

XVI.

Freitag, den 5. September. Um neun Uhr begaben wir uns nach dem rothen Platz, und sobald die Glocke geschlagen hatte, ritten zwei reich gekleidete Herolde mit goldenen Stäben, Wappenschildern und Helmen (der eine hatte leider eine Brille auf der Nase) durch das Thor des heiligen Erlösers. Ihnen folgten zwanzig schöne Schimmel mit Decken vom schwersten Goldstoff, in welche statt des Sattels Reichsadler eingewirkt waren. Sie wurden von prachtvoll gekleideten, mit Goldstickerei bedeckten Reitknechten geführt. Cürassiere mit schmetternden Trompeten beschlossen den Zug, welcher aufmarschirte vor dem zum Andenken an die Befreiung Rußlands von fremden Eroberern errichteten Monument, auf welchem man den Bürger Minin das Schwert in die Hand des Fürsten Posharski legen sieht. Die Herolde verkündeten die bevorstehende Krönung des Beherrschers aller Reussen, theilten Proclamationen unter das Volk aus und zogen darauf weiter durch die Stadt. Wir eilten nun zu dem Lager der Infanterie und der Fußartillerie (die Cavallerie cantonnirt). Diese Stadt von Leinwand mit 50,000 Einwohnern, mit breiten, geraden

Straßen mitten in der baumlosen Ebene, ist zu dem Zwecke sehr passend eingerichtet; in jeder Zelle wohnen 14 dieser militärischen Mönche. Sie liegen auf einer Pritsche von Holz mit etwas Stroh und decken sich mit ihren langen, grauen Mänteln zu. Der Tornister ist Kopfkissen, und die blanken Gewehre stehen in der Mitte des Zeltes. Jedes Zelt ist mit einem kleinen Erdwall umgeben, um zu verhindern, daß das Wasser durchdringt. Bei den starken Regengüssen sind diese Dämme nothwendig, und es tropft höchstens etwas Wasser von der Spitze des Zeltes nieder. Im Monat Juli war es so kalt, daß man große Scheiterhaufen anzündete, aber der Regen löschte sie wieder aus. Nun ist dagegen alles Staub. Jeder Wagen wirbelt eine Staubwolke auf, als ob ein Cavallerieregiment vorbei trabte. Die Verpflegung ist sehr gut; jeder Mann erhält täglich volle drei Pfund vortrefflichen Roggenbrods, welches die Compagnien selbst backen, und ein halbes Pfund Fleisch. Die Sauerkohlsuppe, schtschi, und Buchweizengrütze sind die Leibgerichte. Das Mittagsessen wird compagnieweise im Freien eingenommen, wo Tische aufgezimmert sind und Bänke von Brettern. Das Wetter kommt dabei gar nicht in Betracht. Wenn man die Leute fragt, antworten sie mit einer Stimme, wie ein Bataillon, daß es ihnen vortrefflich geht. Sie halten sich am liebsten hinter dem Lager auf, wo kein Officier hinkommt, vor dem sie Front machen müssen. Da setzen sie sich auf die Erde mit den ihnen so lieben Mänteln und sprechen zusammen, bis die Kosaken sie von dort vertreiben. Die väterliche Macht ist die Basis für allen Rechtszustand in Rußland. Die Familie ist der Mikrokosmus der Gemeinde und des Staats. Ein Vater kann ungerecht und hart sein, aber das hebt sein göttliches Recht nicht auf. Der Russe muß überhaupt einen Herrn haben; hat er keinen, dann sucht er sich einen. Die Gemeinde wählt sich einen Starost unter den ältesten Männern; ohne ihn würde sie wie ein Bienenschwarm ohne Königin sein. „Unser Land ist gut, aber wir haben kein Oberhaupt, komm' und beherrsche uns," so lautete die Botschaft der Gemeinde an Rurik. Und die Waräger kamen von Norwegen und herrschten Jahrhunderte, bis der Thronräuber Boris Godunow Rurik's letzten Sprößling von seinem Boten ermorden ließ. Der sechsjährige Knabe Dimitri — der einzig wahre und richtige, keiner von den falschen Dimitri's, die nachher auftraten — liegt in der Erzengelkirche im Kreml festlich geschmückt im Sarge, welcher an den Festtagen geöffnet wird. Jeder Russe, der die Kirche betritt, kniet vor dem zusammengeschrumpften Körper des Kindes nieder, welches sein Czar war, sein batuschka, sein Vater; und obgleich der Knabe nie zur Herrschaft kam, empfängt er doch noch heutigen Tages die Huldigungen von ganz Rußland. Boris, der gewaltige Herrscher, der Besieger der Tartaren, der Freund der Geistlichkeit, welcher Kirchen und Klöster mit Gold und Juwelen füllte, konnte keinen Platz finden in dieser langen Reihe von Czarengräbern. Wir sahen sein einfaches Grab im Troitzka-Kloster, wo die Geistlichkeit ihren Wohlthäter außerhalb der Kirche beerdigte. Sogar sein Bild fand keinen Platz in den langen Reihen der Czaren auf den vergoldeten Mauern von Archangelski, wo doch Iwan der Schreckliche neben seinem Sohne Platz hat. Nur die Romanoffe stammten noch durch eine Tochter von Rurik's Geschlecht ab, und eine Tochter Romanoff's gab das Scepter Rußlands an die Fürsten

des holsteinischen Hauses. — Und so ist es auch bei dem Soldaten. Er würde ohne seinen Anführer in der tödtlichsten Verlegenheit sein. Wer sollte für ihn denken, ihn führen, ihn strafen? Der Soldat weiß vielleicht von seinem Officier, daß er ihm Unrecht thut, daß er ihn im Eifer mißhandelt; aber dennoch hält der Soldat mehr von ihm, als von dem Deutschen, welcher ihn mit Vorbedacht und Gerechtigkeit straft. Wenn der europäische Soldat seinen Officier in trunkenem Zustande fände, würden alle Bande der Disciplin gelöst sein; der Russe dagegen legt ihn zu Bett, wäscht ihn ab und gehorcht ihm morgen, wenn er den Rausch ausgeschlafen hat, mit derselben Treue wie zuvor. Der gewöhnliche Russe ist von Natur gutmüthig und friedliebend. Man sieht nie, daß Leute sich schlagen. Er kennt weder Stiergefechte noch Hahnenkämpfe. Aber der Befehl seines Vorgesetzten macht ihn, allerdings gegen seinen Wunsch und seine Neigung, zu dem zuverlässigsten Soldaten. Als Petersburg überschwemmt war, ertranken mehrere Schildwachen, weil sie nicht abgelöst wurden. Als der Winterpalast brannte, rettete ein Priester die geweihten Gefäße aus der Schloßcapelle. In einem der Corridore traf er eine Schildwache und machte sie auf die drohende Gefahr bei noch längerem Verweilen aufmerksam. „Prika!“ (der Befehl) antwortete der Soldat, welcher darauf Absolution vom Priester erhielt und verbrannte.

Nachmittags fuhren wir nach Djewitza oder Jungfrauen-Kloster. Alle diese geistlichen Festungen sehen sich ähnlich. Hier sperrte Peter der Große seine ältere Stiefschwester und Mitregentin ein, als sie ununterbrochen die Strelitzen und Altrussen gegen all' das Neue, was er einführte, aufhetzte. Hier starb sie im Rufe großer Gottesfurcht. Das Bild von ihr ist merkwürdig. In dem mittelsten Feld von Rußlands Doppeladler ist der heilige Georg, welcher den Lindwurm tödtet. Dieses bedeutet eigentlich den Czaren, welcher die Ungläubigen besiegt. Nun hatte Sophia sich mitten in einen solchen Doppeladler hineinmalen lassen, um zu bezeichnen, daß sie eigentlich das Oberhaupt sei. Für mich haben historische Bilder immer großes Interesse, wenn sie auch nicht von van Dyck sind; denn man glaubt in den Gesichtszügen großer Männer ihr Schicksal und ihre Thaten zu lesen. Wenn man Carl dem Ersten von England in seiner tragischen Geschichte bis zum Schaffot gefolgt ist, — wie anziehend ist es dann, diese edeln, melancholischen Gesichtszüge in den Hallen von Windsor zu betrachten! Sich zu denken, wie diese Augen Strafford's Hinrichtung geschaut haben, wie diese hohe Stirn seine Ankläger erschreckte, als er forderte, von seinen Pairs gerichtet zu werden!

Bei Sonnenuntergang — denn heute ging sie wirklich unter, was hier eine Seltenheit — fuhr ich mit H. und dem Doctor nach dem Kreml, und von da machten wir einen Spaziergang längs des schönen Granitquais am Fluß. Ein verabschiedeter Soldat bat mich um ein paar Schillinge. Er hatte noch nicht zu Mittag gegessen und ich auch nicht, aber der Unterschied war allerdings, daß ich zum Frühstück eine ächte Leberpastete, Wildcoteletten, Lafitte und Champagner bekommen hatte, während er noch ganz nüchtern war.

XVII.

Sonnabend, den 6. Der Prinz empfing heute 50—60 verschiedene Fürsten von Grusien, Minghrelien, Kurdistan der Tartarei, Karasin, Tscherkessien, Dagestan, der Mongolei u. s. w., alle in Nationaltracht, theilweise sehr prachtvoll mit Juwelen und Goldstoff, persischen Mützen und kostbaren Waffen. Mit den beiden Kurden konnte ich mich auf Türkisch verständlich machen. Der Aelteste hieß Dschefer Aga, der Jüngste „Fürst Jesus" (Issa-bey). Man erzählte von einem Tscherkessen, der auf einem Ball gefragt wurde, ob seine Pistolen geladen wären, er habe geantwortet: „Warum sollte ich Pistolen tragen, wenn sie nicht geladen wären?" Auch meine Kurden hatten geladene Pistolen im Gürtel, aber sie zeigten mir, daß kein Pulver auf den Zündpfannen war. Die Gesellschaft gewährte einen malerischen Anblick und contrastirte mit den sardinischen und belgischen Gesandtschaften, denen wir etwas später einen Besuch abstatteten.

XVIII.

Sonntag, den 7. September. Der Himmel begünstigte diesen Festtag mit dem schönsten Wetter. Schon um 7 Uhr Morgens war die Stadt wie ausgestorben, denn Alles war nach dem Kreml geströmt, dessen Thore mit diesem Glockenschlag geschlossen werden sollten. Wir kamen aber noch um 8 Uhr hinein. Ich mußte kurz zuvor zu einem Schneider schicken, denn ich erhielt etwas vorher den Stanislaus-Orden mit dem breiten Bande vom Kaiser. — In den Vorgemächern der Majestäten fanden wir ein ganzes Heer von goldbedeckten Kammerherren, die obersten Hofchargen mit ihren 8 Fuß langen Stäben, und sämmtliche Damen in Nationaltracht. Die Farbe ihrer Kleider richtete sich nach den verschiedenen Hofetats: Scharlach mit Gold, mit Silber, mit Blau, mit Amaranth u. s. w., so daß trotz der Gleichheit im Schnitte doch eine angenehme Abwechselung ist. Ebenso ist die Ausschmückung der Kopfbedeckung mit Gold, Diamanten oder farbigen Steinen und Perlen dem Reichthum und Geschmack jeder Einzelnen überlassen. Nur ganz wenige alte Damen stahlen sich fort, um sich auf einen Stuhl zu setzen. Sie hatten seit 7 Uhr gestanden und mußten wahrscheinlich schon um 4 Uhr Morgens mit ihrer reichen Toilette begonnen haben. Erst um halb zehn wurden die Thüren zu den kaiserlichen Gemächern geöffnet, und die Schaar der Kammerherren setzte sich in Bewegung. Die Kaiserin-Mutter zeigte sich, von ihren beiden jüngsten Söhnen gefolgt. Sie trug eine oben geschlossene Krone, die ausschließlich von Diamanten war, einen Hermelinmantel von Goldstoff, dessen Schleppe von sechs Kammerherren getragen wurde, und welcher durch eine prächtige Diamantenkette zusammengehalten war. Ihre schlanke Figur, ihr Caméen-Profil, majestätische Haltung und froher Ernst weckten allgemeine Bewunderung. Den Abend vorher hatte sie alle ihre Kinder um sich versammelt und sie gesegnet. Darauf folgte der Großfürst-Thronfolger, die Großfürsten und Großfürstinnen, Prinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich der Niederlande, Alexander von Hessen und die übrigen Prinzen von souveränen Häusern, danach ihr Gefolge und hinter uns die Damen.

Der Zug ging durch den, einem gothischen Kirchenschiff gleichenden, von Gold strotzenden Alexandersaal, in welchem auch der Thron steht; darauf durch die Wladimir- und Georgs-Halle, welche zusammen gewiß eine Länge von fünfhundert Schritt haben. Zur Linken paradirten die Schloßgrenadiere, die Cavalleriegarde, die Cürassiere mit glänzenden Panzern, Deputationen von den übrigen Cavallerieregimentern und von der Infanterie, alle mit Standarten und Fahnen und mit funkelnden Waffen. Rechts standen alle Officiercorps. Auf der mit Scharlach bezogenen großen Treppe, welche von dem alten Palast des Czaren hinunter auf den Platz vor dem Heiligthum führt, wartete die Kaiserin-Mutter unter einem goldenen Baldachin, welcher auf acht goldenen Stangen von Generälen und Generaladjutanten getragen wurde. Es war prachtvoll anzusehen, wie der Zug in den schönen Sonnenschein hinaustrat. Hinter dem Truppenspalier stand das bärtige Volk mit entblößten Häuptern, Mann an Mann, aber ohne Gedränge. Der Platz ist von den drei Hauptkirchen umgeben, der Himmelfahrts-, Erzengel- und Verkündigungskirche, vom Jwan Weliki und von einem sehr hohen Eisengitter. Die Zuschauertribünen, welche mit scharlachrothem Zeug überzogen waren, hatten fast die halbe Höhe der Gebäude, und hier saßen Herren und Damen in ihrem besten Putz. Alle die zahllosen Glocken Moskau's ertönten; aber das tiefe Summen der Nowgorod'schen Riesenglocke Wetschewoys, die schmetternden Fanfaren der Trompeten und der endlose Jubel der Menge auf dem Platze sowie außerhalb desselben hinderten, daß man sie hörte. Nur die Kanonen mit ihren kräftigen Stimmen konnten durchdringen. Als ich die Treppe hinunter gekommen war, gelang es mir, mich einen Augenblick umzuwenden und den langen, prachtvollen Zug mit allen Damen zu übersehen. In Uspenski Sobor war das diplomatische Corps schon versammelt, und wir bekamen mit ihm zusammen auf einer Tribüne Platz, auf welcher nur Stehplätze waren. Die Tribüne nahm die drei Seiten der Kathedralkirche ein, während die vierte Seite von der Bilderwand abgeschlossen wurde, hinter welcher sich der Altar befindet. Dieser gegenüber standen auf einer Erhöhung, die mit Teppichen bekleidet war, die beiden Thronstühle unter einem prachtvollen Baldachin. Die Kaiserin-Mutter setzte sich auf den für sie bestimmten Stuhl rechts vom Thron und die Prinzen stellten sich zur Linken auf.

Die Kirche ist, wie ich schon früher erwähnte, ziemlich klein und faßt nur eine geringe Zahl von Zuschauern. Die Sonne schien durch die Fenster und spiegelte sich in der Vergoldung, mit welcher die Wände und Säulen bis zur obersten Kuppel bedeckt sind; es war demzufolge hell in der Kirche, und ich stand so, daß ich ziemlich in der Nähe aller Hauptceremonien war. Nun wurden die Kronregalien von den höchsten Militär- und Civilbeamten hereingetragen, das Reichsbanner mit dem von Byzanz geholten Doppeladler, in welchem der Czar als St. Georg, der den Lindwurm besiegt, dargestellt ist; das Reichssiegel, eine handgroße Stahlplatte ohne jede weitere Ausschmückung; das Reichsschwert, die Krönungsmäntel der beiden Majestäten, der Reichsapfel von Gold mit einem Kranz von großen Diamanten, das Scepter mit dem bekannten großen Lazarew'schen Diamanten, der nur dem Kohinoor oder Berg des Lichts, dem „Prinz-Regent" und vielleicht ein Paar andren Diamanten an Größe nachsteht. End-

lich waren auch die beiden Kronen da. Die des Kaisers ist mit Diamanten und einer Reihe Perlen besetzt; oben trägt sie ein Kreuz, in welchem sich ein Rubin von unbezahlbarem Werthe befindet. Dieser Stein ist einen Zoll lang, ungefähr ½ Zoll breit und ¼ dick, aber unregelmäßig und nicht geschliffen. Als die Sonnenstrahlen auf die diamantenbesetzte Krone fielen, spielte sie in allen möglichen Farben. Die Krone der Kaiserin sieht ebenso aus, ist aber kleiner. Es ist nicht leicht, sie fest auf dem Kopfe zu behalten, und obgleich sie mit Brillantnadeln befestigt wurde, ereigneten sich doch einige kleine Unfälle mit ihr, indem sie ab und zu auf die Seite glitt. — Nun wurde das Kreuz aus der Kirche herausgetragen zum Kaiser, welcher sich näherte, und der Metropolit von Moskau besprengte seinen Weg mit Weihwasser. Die Majestäten verbeugten sich dreimal vor der Thüre des Heiligthums und nahmen dann ihre Plätze auf dem Thron ein. Die hohe Geistlichkeit stellte sich vom Throne bis zur mittelsten Thür der Bilderwand auf, und der Chor stimmte den Psalm „misericordiam" an. Ich habe Dir schon früher von der ergreifenden Schönheit des russischen Kirchengesanges erzählt. Nachdem Peter der Große das Patriarchat in die kaiserliche Macht einverleibt, ist der Metropolit von Moskau der vornehmste Geistliche in dem ungeheuren Reiche; jetzt ist es ein schöner Greis, Philaret, der früher schon Kaiser Nicolaus gekrönt hat. Man legt bei den höhern Geistlichen Werth darauf, daß sie eine kräftige Baßstimme haben; aber die Stimme des alten Metropoliten war so schwach, daß man sie kaum hören konnte, als er den Kaiser aufforderte, zu erklären, zu welchem Glauben er sich bekenne. Sobald die Antwort erfolgt war, wurde dem Kaiser der Krönungsmantel umgelegt, welcher vom kostbarsten Goldstoff und mit Hermelin gefüttert ist. Er beugte sich nieder, und der Metropolit legte die Hände auf seinen Kopf, indem er in dieser Stellung die beiden langen Segensgebete hersagte. Darauf ließ der Kaiser die Krone bringen, setzte sich diese selbst auf's Haupt, ergriff das Scepter mit der rechten Hand, den Reichsapfel mit der linken und setzte sich wieder auf den Thron. Darauf trat die Kaiserin vor ihn hin und kniete nieder. Der Kaiser nimmt seine Krone vom Haupte und berührt die Kaiserin damit, worauf ihr der Krönungsmantel und die Krone angelegt ward und sie sich auf den Thron zur linken Seite ihres Gemahls setzte.

Es war prächtig anzusehen, wie die alte stattliche Kaiserin-Mutter jeder Handlung mit lebhafter Spannung folgte. Gleichzeitig hiermit war ihr jüngster Sohn die ganze Zeit um sie beschäftigt, ihr zu helfen, sie zu unterstützen, sie in ihren Hermelinmantel einzuhüllen, damit sie sich nicht erkälte. Eine Dame, welche mit einem der nordamerikanischen Diplomaten verheirathet war, fiel neben mir in Ohnmacht. Die Großfürstin Helene sank halb ohnmächtig in die Arme des Prinzen, aber die alternde Kaiserin-Mutter hielt sich tapfer. Sie erhob sich nun und schritt mit sicheren Schritten die Stufen zum Throne hinauf mit der funkelnden Krone auf dem Haupte und den goldenen Mantel hinterher schleppend. Hier umarmte sie vor Aller Augen ihren Erstgeborenen und segnete ihn, worauf der Kaiser ihr die Hände küßte. Danach folgten alle die Großfürstinnen und Prinzen, welche sich vor dem Kaiserpaar verbeugten, während der Kaiser jeden Einzelnen in seine Arme schloß. Unterdessen sang der Chor „Do-

mine salvum fac imperatorem". Alle Kirchenglocken läuteten, 101 Kanonenschüsse machten die Fensterscheiben klirren und alle Anwesenden verbeugten sich drei Mal. Der Kaiser legte nun seine kaiserliche Pracht ab, stieg vom Thron und kniete zum Gebet. Nachdem er sich wieder erhoben hat, knieen alle Anwesenden oder bücken sich tief, um für das Wohl des neuen Kaisers zu beten. In keines Sterblichen Hand ist eine solche Machtvollkommenheit gelegt, wie in die des Beherrschers des neunten Theils aller Erdbewohner, dessen Scepter sich über vier Welttheile erstreckt, und welcher über Christen, Juden, Muselmänner und Heiden herrscht. Warum sollte man Gott nicht aufrichtig bitten, mit seiner Gnade diesen Mann zu erleuchten, dessen Willen für 60 Millionen Menschen Gesetz ist, dessen Wort von der chinesischen Mauer bis zur Weichsel gehorcht wird, vom Polarmeer zum Ararat, dem eine halbe Million Krieger bereit steht zu folgen und der gleich bei seiner Thronbesteigung Europa den Frieden gab! Möge er stets Sieger bleiben in den unzähligen Eroberungen, welche im Innern seines eigenen weiten Reiches zu machen sind, und möge er stets eine feste Stütze bleiben für die gesetzliche Ordnung!

Nun folgte ein Tedeum und danach eine sehr lange Messe nach griechischem Ritus. Als diese beendet war, stieg der Kaiser ohne Schmuck und ohne Waffen die Thronstufen herab und trat durch die Czarenthür in das Allerheiligste ein, wo er vor dem Altar das Abendmahl in beiderlei Gestalt, wie der Priester selbst, empfing. Die Kaiserin empfing es nach griechischem Ritus vor der Thür. Darauf folgte die Salbung auf Stirn, Augenlider, Nase, Lippe, Ohren, Brust und Hände, welche Ceremonie von dem Metropoliten von Moskau ausgeführt wurde, der sich eines kostbaren Gefäßes dazu bediente. Die Bischöfe von Nowgorod und Moskau trockneten das Oel wieder ab. Die Majestäten nahmen ihre Sitze auf dem Throne wieder ein, und man legte ihnen die Kronen, Mäntel und die Brillant-Ordenskette des Alexander-Newsky-Ordens an. Von diesem Augenblicke an sind sie die Gesalbten des Herrn, und die Feierlichkeiten sind beschlossen. Der Kaiser und die Kaiserin besuchten zunächst die beiden auf demselben Platze liegenden Kirchen Archangelsky und Blagoweschtschensky. Ich hatte mich zu oberst auf die rothe Treppe gestellt und sah, wie der junge Kaiser aus der Kirche kam. Er ging vor seinem Baldachin her mit Scepter und Reichsapfel in den Händen. Die Krone funkelte im Sonnenlicht auf seinem Haupte, und der goldene Hermelinmantel schleppte weit hinter ihm her auf dem mit rothem Zeuge bedeckten Wege. Ein endloser Zug von Herren und Damen in den prächtigsten Anzügen folgte ihm. Unaufhörlich grüßte er die jubelnde Menge auf beiden Seiten, er konnte aber der schweren Krone wegen den Kopf nur sehr wenig bewegen. Hier standen Abgesandte von zwanzig verschiedenen Völkerschaften in ihren orientalischen Trachten, Neugierige aus ganz Europa und die bärtigen Mushicks aus dem heiligen Rußland. Selbst am andern Ufer der Moskwa sah man sie Kopf an Kopf stehen. Sie konnten Nichts von dem sehen, was hinter den hohen Mauern des Kremls vor sich ging; aber der Jubel von da drinnen, das Läuten der Glocken, der Donner der Kanonen und die Fanfaren der Musikcorps sagte ihnen, daß ihr Czar, ihr batuschka, nun gekrönt und gesalbt sei. Des Kaisers Blick war ernst, aber wohlwollend; er schien die ganze

Bedeutung der Feierlichkeit zu fühlen, nicht wegen, sondern trotz der ungeheuren irdischen Pracht. Und man konnte schwerlich etwas Großartigeres sehen, als diese feenhafte Stadt bei Sonnenschein, angefüllt mit Allem, was es Reiches und Mächtiges von Nah und Fern gibt, und zwischen den ältesten Monumenten und angesehensten Heiligthümern den langen Zug', welcher die Schätze der Kirche, die Waffen des Heeres, die Regalien des Staates unter freiem Himmel trug, um den neuen Kaiser zu begrüßen.

Darauf folgte das Bankett in Granowitaja Palata, der alten Residenz der Czaren. Unter dem mächtigen Thronhimmel von Goldbrokat, mit Hermelin gefüttert, standen drei Stühle und ein Tisch, an welchem die drei Majestäten Platz nahmen; sie trugen ihre Kronen, der Kaiser auch den Scepter und den Reichsapfel. Die andern Tische waren so gedeckt, wie man es auf der Bühne sieht, nämlich nur auf einer Seite, so daß Keiner dem Throne den Rücken zuwendete. Nachdem der Kaiser die Kronregalien abgelegt hat, verlangt er zu trinken und leert den Becher auf das Wohl seiner treuen Unterthanen. Die Gesandten ziehen sich nun zurück, und die Geistlichkeit und die höchsten Beamten nehmen ihre Plätze an den Tischen ein, welche mit vielen Centnern antiken Silbers bedeckt sind, mit riesenhaften Pocalen, alterthümlichen Schüsseln, Kannen und Schalen, größtentheils plump gearbeitet, aber massiv und charakteristisch. Mit dem Bankett und dem festlichen Umzug durch die Säle hatten die Feierlichkeiten um 4 Uhr Nachmittags ein Ende. Wir hatten acht Stunden zugebracht, ohne uns einen einzigen Augenblick zu setzen. In einem dazu aufgeführten Zelte waren unermeßlich große Tische gedeckt; aber wir fuhren nach Hause, wo wir uns das Mittagsessen köstlich schmecken ließen.

Abends war die Stadt illuminirt. Theils zu Fuß und theils zu Wagen passirte ich die wogende Menschenmasse. Nichts war mir so auffallend, wie die Bescheidenheit, der Gehorsam und die Ruhe dieser Leute. Man kann sich keine harmlosere, gutmüthigere Nation als die gewöhnlichen Russen denken.

XIX.

Montag, den 8. September. Um 10 Uhr war Wachtparade im Kreml und Abends Polonaisenball in den prachtvoll erleuchteten Sälen des Palastes, wo in den verschiedenen Zimmern Musikcorps spielten. Alle Damen trugen lange Schleppen. Es müssen ohne Zweifel einige Tausend Gäste zugegen gewesen sein, unter welchen die Orientalen, abgesehen von den vielen prachtvollen Militäruniformen, mit ihren eigenthümlichen Trachten, dem Feste einen ganz aparten Charakter geben, während solche Bälle sich sonst überall gleichen. Im Andreassaal lagen die Regalien auf einem Tische, und Jeder konnte diese Schätze in unmittelbarer Nähe betrachten. Dies pflegt nicht der Fall zu sein in einer Gesellschaft, wo so und so viele verschiedene Gäste anwesend sind; ich sah sogar Einzelne die Kleinodien berühren.

Ich glaube fast, daß der Kaiser ein paar Werste zurückgelegt hat. Er eröffnete den Ball mit seiner Mutter, darauf tanzte er mit der Kaiserin, den Großfürstinnen, den Gemahlinnen der fremden Gesandten u. s. w. Um 11 Uhr

war Alles vorbei und ich so glücklich, meinen Wagen zu finden, in welchem ich durch die illuminirte Stadt nach Hause fuhr. Die Illumination fand aus Mangel an Gas ausschließlich mit Talglichtern statt. In London würde man nur Gas angewendet und alle Häuser mit interimistischen Leitungen versehen haben. Hier ist natürlich der Lichtstrahl weniger intensiv, aber desto charakteristischer. Ich erinnere mich, im „Guckkasten" solche Bilder gesehen zu haben, wo man die architektonischen Linien mit Nadelstichen bezeichnet hatte, durch welche das Licht schien. Die Häuser und Paläste sahen genau so aus. Man hatte natürlich hauptsächlich die Häuser decorirt, an welchen der Kaiser vorbeipassiren mußte. Der Hofplatz, durch welchen man hierher kommt und welcher vom Arsenal und dem Senatspalast umgeben ist, strahlte, als ob es helllichter Tag wäre. Von der großen Terrasse vor dem St. Georg=Saal war die Aussicht überaus prächtig.

Die hübschen Häuser jenseits der Moskwa funkelten mit zahllosen Lichtern, und weit fort in der Ferne schimmerten einzelne erleuchtete Kuppeln und Thürme aus der großen Häusermasse hervor. Das eigenthümlichste Aussehen hatte Wassili=Blashennoy, die wunderliche Kirche auf dem rothen Platz, deren zahlreiche mit Licht bedeckte Kuppeln so recht ihre sonderbaren Umrisse in's Auge fallen ließen. Aber dieses Lampenlicht ist zu schwach, um die vielen verschiedenen Farben hervortreten zu lassen, und die Kirche müßte sich fabelhaft schön ausgenommen haben, wenn sie mit bengalischen Flammen beleuchtet gewesen wäre. Der Kreml sah eigentlich am schönsten aus, selbst wenn man ihn in der Entfernung betrachtete. Die vielen hohen Thürme und die sehr schön erleuchteten weißen Mauern machten eine feenhafte Wirkung. Es ist sehr selten, daß hier kein Wind weht; an dem Illuminationsabend war es vollständig stilles, mildes und schönes Wetter. Ueberhaupt ging Alles bis zu diesem Moment sehr gut von Statten.

XX.

Dienstag, den 9. September. Heute Vormittag um 11 Uhr war Militär=Cour. Die großen Säle waren vollständig mit Officieren in Parade-Uniformen angefüllt.

Das russische Heer hat im Ganzen 8000 Generäle, wenn man die verabschiedeten mit rechnet. Es waren gewiß einige Hundert zugegen; der Kaiser hat allein für seine Person 180 General= und Flügel=Adjutanten. Als die goldenen Thüren zum Alexander=Newsky=Saal geöffnet wurden, standen die beiden Majestäten unter dem Thronhimmel. Die Generäle traten zuerst ein, die fremden vor den Russen von derselben Charge. Der holländische Admiral, General Rabenau, Loßberg und ich gingen an der Spitze der General=Majors. Jeder Einzelne trat vor, um sich erst vor dem Kaiser und darauf vor der Kaiserin, deren Hand man küßte, zu verbeugen. Dann ging man aus dem anderen Ende des Saales hinaus und nach Haus. Da gewiß noch ein Paar Tausend Officiere hinter uns waren, so fiel mir der heilige Petrus in Rom ein, dessen rechte Zehe halb abgeküßt ist, obgleich sie von Bronce ist. Nachmittags besahen wir das Zeughaus und die schönen Rüstungen, welche dort aufbewahrt werden, nebst

einer großen Anzahl von Thronen, Sceptern und Schmucksachen, welche alle mit Juwelen besetzt sind.

XXI.

Donnerstag, den 11. September war des Kaisers Namenstag. Die Herren und Damen des Hofes waren nebst dem Officier-Corps im Kreml versammelt, alle in feinster Gala, die Damen in Nationaltracht und Juwelen. Die Herrschaften gingen in Procession durch die Säle zur Messe in der Schloß-Capelle. Nachher hatten wir letzte Audienz beim Kaiser, der sehr gnädig Abschied von uns nahm. Die Kaiserin, die sehr überangestrengt zu sein schien, empfing uns nicht, wogegen uns die Kaiserin-Mutter auf das Herzlichste Lebewohl sagte. Sie trug ein sehr einfaches, aber geschmackvolles Morgenkleid von einem weißen ostindischen Shawl mit breiter Borde. Sie saß oder richtiger lag auf zwei Lehnstühlen. Sie sprach mit jedem Einzelnen von uns und wir durften ihr alle die Hand küssen. „Ich glaubte, ich stürbe vor Freude und Glück bei der Krönung," sagte sie, „aber ich bat so inständig zu Gott, daß er mir Kraft gab, auszuhalten." — Dann hatten wir noch Abschiedsaudienz bei der Großherzogin von Weimar, Großfürstin Helene und dem Großfürsten. Abends war Galavorstellung in der Oper. Außer dem ungeheueren Kronleuchter mitten unter der Decke waren 95 Krystallkronen, jede mit sieben Lichtern, bei den fünf Logenreihen angezündet; es brannten über tausend Lichter. — Aufgeführt wurde „Der Liebestrank" und dann ein langweiliges Ballet.

XXII.

Freitag, den 12. September. Der Tag der Abreise. Es regnet. Um 12 Uhr holte der Kaiser den Prinzen zu dem großen Infanterie-Manöver bei Petrowskoy ab. Das Thermometer stand fast auf dem Gefrierpunkt, der Sturm peitschte uns den Regen in's Gesicht, die Truppen wateten im Schmutz, und Epauletten, goldgestickte Uniformen und Sterne wurden mit Erde bedeckt beim Gefolge, das aus über hundert Officieren zu Pferde bestand. Nach Verlauf von vier Stunden kamen wir nach Hause, durchnäßt bis auf die Haut und ganz steifgefroren. Nach dem Mittagsessen wurden wieder Abschiedsvisiten gemacht. Der Kaiser kam zum Prinzen, um Lebewohl zu sagen. Er trug preußische Generalsuniform und das Band des schwarzen Adlers. Wir empfingen ihn in Gala, und er wechselte mit jedem Einzelnen von uns einige freundliche Worte. Unmittelbar darauf fuhr der Prinz zum Kaiser. Ich begab mich einen Augenblick in's Theater, um einigen Bekannten Adieu zu sagen, und um 12 Uhr fuhren wir in vierspännigen Wagen fort. In den ersten achtundvierzig Stunden regnete und stürmte es fast ununterbrochen bei bitterer Kälte. Das Ansehen des Landes ist sehr öde und traurig. Man erblickt nur selten menschliche Wohnungen, meist Wald und unbebaute Landstrecken. Der Feldjäger, welcher vorausgegangen war, hatte für Kaffee, Thee und Mittagsessen gesorgt, welches letztere wir erst um 7 Uhr Abends bekamen. Ueberall standen Pferde parat und wurden in drei bis vier Minuten vorgespannt. Dann ging es weiter im Galopp. Im Durchschnitt legten wir zwei und eine halbe Meile

in der Stunde zurück, oft sogar mehr. Den dritten Tag wurde mein Wagen beschädigt und mußte ganze zwei Stunden zur Schmiede. Um den Prinzen wieder einzuholen, wurden noch zwei Pferde mehr vorgespannt, und vorwärts ging's im sausenden Galopp. Aber als wir zu einem Kreuzweg kamen, drehten die Vorspannspferde nach ihrer Heimath um, der Kutscher konnte sie nicht halten, der Wagen schwankte über den Abhang eines sechs Fuß hohen Teichs und lag im nächsten Augenblick mit den Rädern nach oben, doch ohne daß Jemand von uns weiter zu Schaden gekommen wäre. „Semliaki" (Landsleute), brüllte der Kutscher, und bald darauf waren auch ein paar Dutzend bärtige Russen zur Hand, um den Wagen wieder aufzuhelfen mit Stangen und Hebebäumen. Die guten Leute waren ganz erstaunt, als ihr Dienst durch ein paar Rubel belohnt wurde. Wir hatten im Ganzen über zwei Tausend Pferde in Bewegung gesetzt, um nach Warschau zu kommen, wo wir des Morgens um 3 Uhr anlangten, zwei Stunden schliefen und dann weitere 120 Meilen in vierundzwanzig Stunden auf der Eisenbahn zurücklegten. Wir waren im Ganzen, die zwei Stunden in Warschau ausgenommen, fünf Tage und sechs Nächte ununterbrochen gereist.

Zwölf Dichterprofile.

Von

Paul Heyse.

Friedrich Hölderlin.

Mein Liebling du! Mit hellem Griechenblick
Hattst du ermessen, in dein Loos ergeben,
Den jähen Abgrund zwischen Traum und Leben
Und der Verspätung herbes Mißgeschick.

Dich tröstete dein Genius: Erschrick
Vor dieser Tiefe nicht! Hinüberheben
Wird dich ein Schwingenpaar mit sichrem Schweben,
Die ätherleichten: Dichtung und Musik.

So wandeltest du selig, Kränze windend
Der schönsten Liebe, bis Dämonentücke
Sie in den Abgrund stieß, der sie verschlang.

Du stürztest nach, qualvoll dir selbst entschwindend;
Doch nicht dein sterblich Leben ging in Stücke,
Dein Herz nur und dein Saitenspiel zersprang.

Joseph Fr. v. Eichendorff.

Der scheidenden Romantik jüngster Sohn,
Ihr Benjamin, statt aller andern Gaben
Erbt' er allein das Wunderhorn des Knaben,
Nie sich ersätt'gend an dem einen Ton.

Spurlos ist ihm die Zeit vorbeigeflohn,
Indeß er lag in Waldesnacht vergraben.
Mondschein und leises Wipfelrauschen haben
Ihn eingewiegt, der wachen Welt zum Hohn.

Ein ew'ger Jüngling, trug im Herzen tief
Er zu der schönen Frau die sel'ge Minne,
Die durch den Wald zog, Goldschein um die Locken.

Und während er „Krieg den Philistern!“ rief
Und rein und heiter schwärmen ließ die Sinne,
Lauscht' er in Andacht Rom's verschollnen Glocken.

Friedrich Rückert.

Kein einzler Baum, ein Wald mit tausend Zweigen,
Und Vögel aller Zungen, aller Zonen
Durchzwitschern hell die laubigen Wipfelkronen,
Nachts aber tanzen Elfen ihren Reigen.

So zu den Sternen aufwärts sahn wir steigen
Den Liederwald, den Winterstürme schonen,
Und lang' in seinem Blüthenschatten wohnen
Wird unser Volk und ihn den Enkeln zeigen.

Nicht jedes Blatt ist eine Wunderblüthe,
Doch nie ließ uns ein Geist in solcher Fülle
Des Lieb'- und Liederfrühlings Zauber ahnen.

Den Tiefsinn einer Welt barg sein Gemüthe,
Und aus des Morgenlandes heil'ger Stille
Bracht' er uns heim die Weisheit des Brahmanen.

Nicolaus Lenau.

Ein Edelhirsch, im Forst auf grünem Rasen,
Auf einmal hört er Treiberruf erschallen,
Sieht links und rechts die schlanken Brüder fallen
Und ihr geliebtes Auge sich verglasen.

Nun, ob auch Andre fröhlich wieder grasen,
Sind ihm ein Schreckensort die Waldeshallen,
Und wenn im Mondlicht Herbstesnebel wallen,
Hört er die wilde Jagd die Luft durchrasen.

Nicht mehr gesellt leichtherzigen Gespielen,
Sieht er im Leben rings des Todes Zeichen,
Bis ihm verstört die schönen Lichter flammen.

Wohl Jenen, die vom sichren Schusse fielen!
Ihm krallte sich der Nachtmahr in die Weichen;
Vom Grau'n zu Tod gehetzt bricht er zusammen.

Adelbert von Chamisso.

Franzos' an Blut und ritterlichem Feuer,
Ein Deutscher an Gemüth und zartem Sinnen,
So durften wir als Unsern dich gewinnen,
Du löwenmähnig Haupt, uns doppelt theuer.

So standst du wagend an des Rurik Steuer,
Die stürmevolle Weltfahrt zu beginnen,
Den Blick bald in die Weite, bald nach innen,
Die Seele voll Gesang und Abenteuer.

Doch in die Heimath deiner Wahl gekehrt,
Von Pflanzen, Versen, Kinderlust umgeben,
Schreckt dich im Traum Salas y Gomez' Geist.

Da ward dir theuer erst der stillste Herd,
Und dankbar sangst du Frauenlieb' und -Leben
Und Ihn, der schattenlos die Welt umkreis't.

Eduard Mörike.

Ein Schwabenkind, in trautumschränkter Enge
Am Quell der Heimathsagen aufgesprossen,
Von Goethe's und der Griechen Hauch umflossen,
Steht deine Muse fern dem Weltgedränge.

Tiefsinnig auch durch die geheimsten Gänge
Der Menschenbrust wagt sie den Weg entschlossen,
Dann wieder übt sie ungebundne Possen
Schalkhaft im Schatten kühler Waldeshänge.

Dem Schiffer, der beschwert mit Waarengütern
Vorbeizieht auf dem breiten Strom des Lebens,
Verhallt dein Lied, gleich dem Gesang der Grille.

Noch aber kargt die Welt nicht an Gemüthern,
Die auch das Leise rührt, und nicht vergebens
Ward dir der Märchenzauber der Idylle.

Emanuel Geibel.

Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst du mit einem Frühling süßer Lieder
Vom Tageslärm die Seele zu befreien.

Dir ward, was seltne Sterne nur verleihen:
Dein Lied klang in der Frauen Herzen wieder,
Und strebend schwangst du höher dein Gefieder,
Im Männerkampf stets in den Vorderreihen.

Neidlos und treu den Jüngern zugewendet,
Der hohen Kunst ein priesterlicher Hüter,
Sahst du im Sturme knospen schon die Reiser.

Nun ward dein Ahnen wunderbar vollendet;
Die du geweissagt, unsre höchsten Güter,
Siehst du gewonnen: Freiheit, Reich und Kaiser.

Annette von Droste-Hülshoff.

Ein Herz, so stark, das Schwerste zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden;

Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen,
Stolz, um Gemeines groß zu übersehn,
Demüthig, wenn ein Lebenswerk geschehn
Und seine Spur verweht schien von den Winden;

Einsam erwachsen auf der Heimathflur,
Einsam trotz innig ernstem Liebessehnen,
Im Stillen sammelnd ewigen Gewinn;

Allein an Gott dich klammernd und Natur
Zu Perlen reiften dir all' deine Thränen:
So wardst du Deutschlands größte Dichterin.

Gottfried Keller.

Wie an der Regenwand, der nüchtern grauen,
Der Bogen funkelnd steht in freud'ger Helle,
So dürfen wir an deiner Farbenquelle
Im grauen Duft des Alltags uns erbauen.

Der Schönheit Blüth' und Tod, das tiefste Grauen
Umklingelst du mit leiser Thorenschelle
Und darfst getrost, ein Shakespeare der Novelle,
Dein Herb und Süß zu mischen dich getrauen.

Dem Höchsten ist das Albernste gesellt,
Dem schrillen Wehlaut ein phantastisch Lachen,
Um Heil'ges lodern Sinnenflammen schwüler.

So sehn wir staunend deine Wunderwelt.
Der Dichtung goldne Zeit scheint zu erwachen
Auf euren Ruf, unsterbliche Seldwyler.

Theodor Storm.

So zartgefärbt wie junge Pfirsichblüthen,
So duftig wie der Staub auf Falterschwingen,
Sahn wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du sie verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten.

Nicht Märchen mehr und Träume wie vor Zeiten,
Wach schilderst du des Lebens bunte Scenen,
Im Panzer goldner Rücksichtslosigkeiten.

Und deine Falter zeigen sich von denen,
Die gern in Flammen sich ihr Grab bereiten,
In helle Gluth gelockt von dunklem Sehnen.

Hermann Kurz.

Wohl hast du müssen so von hinnen eilen,
O Freund, mit tiefgeschlossenem Visier;
Doch wem du es gelüftet so wie mir,
Wie soll ihm je das Leid der Trennung heilen?

Und will ich jetzt mit diesen armen Zeilen
Das Bild umschreiben, das uns blieb von dir,
Erbebt die Hand, in schmerzlicher Begier,
Noch einmal warm in deiner zu verweilen.

Oft, wenn ich traulich neben dir geschritten,
Hat mich aus deinem Aug' ein Strahl geblendet
So hell, als hättst du Trübes nie erlitten.

Der Dichter war gelähmt, der Mensch vollendet.
Wann hat ein Kämpfer lachender gestritten!
Wann hat ein Starker Süßeres gespendet!

Hermann Lingg.

Von langer Seelenwandrung heimgekehrt,
Drängt's eine Dichterseele, zu berichten,
Was staunend sie erlebt an Weltgeschichten,
Vom Duft der Ferne sagenhaft verklärt.

Es schwirrt der Hunnenpfeil, das Gothenschwert;
Der Völker Aufblühn, Fallen und Vernichten
Zieht uns vorbei in hellen Traumgesichten,
Und die Gespenster scheinen lebenswerth.

Doch tiefer noch bewegt mich dein Gesang,
Wenn du des Herzens ew'ge Weltgeschicke,
Die dunklen Kämpfe singst der Menschenbrust.

In dieser Zeiten überweisem Drang
Rührt mich dein Lied mit stillem Kindesblicke,
In Spiel und Tiefsinn göttlich unbewußt.

Berliner Chronik.

Die Theater.

12. Januar 1877.

Neulich behandelte in einem der vielen Vorträge, welche zur Winterszeit in unserer Stadt von den verschiedensten Vereinen und zu den verschiedensten Zwecken veranstaltet werden und seit einem Jahrzehnt ein charakteristisches Zeichen der Berliner Saison geworden sind, Emil Brachvogel das Thema, ob das Theater noch als eine Bildungsanstalt zu betrachten sei? Der Verfasser des „Narziß", der mit all' seinen Schwächen doch einen hervorragenden Platz in unserer dramatischen Literatur einnimmt, wollte sich in seinen anziehenden Auseinandersetzungen weder für die realistische Ansicht, die in dem Theater nur eine Vergnügungsanstalt erblickt, noch für die idealistische Meinung, welche der Bühne die höchsten und edelsten Bildungszwecke zuschreibt, ausschließlich entscheiden. Ihm erschien die Mittelstraße zwischen beiden Anschauungen als der Weg der Wahrheit; es soll nach ihm das Streben der echten Bühne sein, den nützlichen Zweck der Bildung und der Moral mit der Süßigkeit des Vergnügens zu verbinden. Ich glaube, Brachvogel ist zu diesen Behauptungen nur gekommen, weil er den Begriff des Vergnügens zu eng gefaßt hat. Nicht allein die Individualität des Einzelnen, sogar der Wechsel seiner Stimmung beeinflußt das, was wir Vergnügen nennen. Vielen wird es immer unbegreiflich bleiben, welch' ein Vergnügen im Kartenspiel liegt. Die grobkörnigen Possen, welche, oft in hundertmaliger Wiederkehr ein zahlreiches Publicum erheitern, erregen mir nur Langeweile. Wie Manche haben wiederum Mühe, bei den Vorstellungen eines classischen Drama's ihr Gähnen zu verbergen. Jedes edlere Vergnügen schließt mit Nothwendigkeit Bildungselemente in sich, indem es unsere Phantasie bereichert, unseren Schönheitssinn weckt, unser Herz erhebt. Darüber hinaus aber soll man von der Bühne Nichts erwarten; sie kann weder bestimmte Moralgrundsätze lehren, noch einen Cursus der Geschichtsphilosophie ertheilen. Wir gehen in das Theater, wie wir in ein Bildermuseum, in einen Concertsaal gehen, zu unserm Vergnügen. Wir, und alle Generationen vor uns. Gute Bilder wünschen wir zu sehen, gute Musik zu hören, einem heitern oder ernsten Schauspiel beizuwohnen. Welchen Genuß nun der Einzelne heimbringt — das wird niemals in eine feste Formel zu bringen sein; nur dies ist gewiß, daß der dramatische Dichter schlecht fahren würde, der seine Zuhörer zu „bilden", statt zu „unterhalten" unternähme. Der große dramatische Goldschatz der Klein'schen Dichtung liegt darum so tief vergraben, weil dem Dichter beständig der Vielwisser im Nacken saß.

Da wäre ich richtig wieder bei meinem A und O, dem dramatischen Dichter, angekommen. Aber ich kann mir nicht helfen. Bei all' den guten Rathschlägen, Plänen, Abhandlungen, Aphorismen „zum Besten des deutschen Theaters" habe ich immer den einen Stoßseufzer: zwei, drei tüchtige Bühnenschriftsteller, die uns im

Laufe eines Jahres mit drei, mit vier frischen, munteren, anregenden Stücken beschenkten, würden diese ganze Literatur überflüssig machen. Wie gern verschlösse die Kritik ihren Horaz und ihren Lessing, von Hegel's und Vischer's Aesthetik ganz zu schweigen, wenn sie ein fröhliches Leben — meinetwegen ein Leben in den Tag hinein! auf der Bühne erblickte; wenn ein neues Stück das andere ablöste; ein und ein anderes Mal das Publicum sich leidenschaftlich im Für und Wider erwärmte! Ach, den Musen sei's geklagt, wie die Oelgötzen sitzen wir in den neuen Stücken, ein unendlicher Strom der Langenweile strömt von der Bühne durch das Haus: da ist nichts, was uns wahrhaft erheitern, nichts, was uns begeistern oder gar unsern ernsthaften Unwillen hervorrufen könnte. Einzig die Lindau'schen Lustspiele und Wilbrandt's „Messalina" sind seit einer Reihe von Jahren im Stande gewesen, etwas wie eine theatralische Erregung, ein Theaterfieber zu entzünden. Alles Uebrige läßt kalt und gleichgültig, weil ihm selbst der Spiritus, oder, wie Voltaire von Gresset's „Le méchant" sagte, der „Satan" fehlt.

Ich bin dem Leser eine zweimonatliche Revue von einem guten Dutzend Theatern schuldig und mein Stoff ist so dürftig, daß ich ihn kaum zu bitten wage, einen Blick darauf zu werfen. Zu verlangen, daß in jedem Monat ein Meisterwerk aufgeführt würde, wäre kindisch; aber nach zwei Monaten einer Theatersaison die Summe Null zu ziehen — „Null, Komma keins", wie es in einem Couplet heißt, ist mehr als unerfreulich. Dies Resultat bezeichnet einen Niedergang der dramatischen Literatur, der unwillkürlich den Gedanken anregt: ob wir uns denn in der That den englischen Zuständen näherten? Seit vier Jahrzehnten gibt es in England so gut wie keine nationale Bühnenschriftstellerei; daß zuweilen ein Dichter ersten Ranges, wie Tennyson das Leben der blutigen Maria, einen geschichtlichen Vorgang in eine dramatische Form bringt, hat mit dem Theater als solchem nichts zu schaffen. Die englische Bühne ist auf ihre Classiker und die modernen Franzosen angewiesen; noch mehrere solcher dramatischen Mißerndten, wie wir sie in den Jahren 1875 und 1876 erlebt, und wir werden demselben Schicksal verfallen.

Unter den Neuigkeiten, die seit dem Anfang des Novembers 1875 bis auf den heutigen Tag auf der Bühne des Schauspielhauses erschienen sind, steht Heinrich Kruse's „Marino Faliero", ein Trauerspiel in Versen, in fünf Acten,*) das am 21. December zum ersten Male aufgeführt wurde, obenan. Unser Verhältniß zu einem Dichter hängt, wie unser Verhältniß zu einem schönen Mädchen, von dem Unberechenbaren und Unerklärlichen eines ersten Eindrucks ab. Nachher können wir durch Ueberlegung, Prüfung, Beobachtung zu einer objectiven Würdigung der Dichtung kommen: ist aber der erste günstige Augenblick versäumt, so werden wir uns nie miteinander in wahrer Sympathie begegnen. Wir mögen das schöne Mädchen bewundern, aber es wird eine kalte Bewunderung bleiben; wir mögen die Vorzüge der Dichtung rückhaltlos anerkennen, aber unser Lob wird arm und dürftig klingen. So hat sich Goethe niemals zu Dante zu stellen gewußt; so gibt es eine Mehrzahl der Hochgebildeten, denen die Malereien Michel Angelo's immer einen unbehaglichen Eindruck machen werden. Denn in jedem ästhetischen Urtheil, so weit es von der Eigenart des Einzelnen abhängt, spricht das Unbewußte, die durchaus subjective, in ihren letzten Wurzeln dunkle Empfindung das entscheidende Wort. Und dies Unbewußte läßt mich in kein näheres sympathisches Verhältniß zu den Dramen Heinrich Kruse's treten. Unmöglich, ihre großen Vorzüge zu verkennen: die scharfe Charakteristik, die geschickte Behandlung der Massenhaften, die bald naiv originelle, bald schwungvolle Sprache. Aber ich empfange von dem Allen keinen tiefen, bleibenden Eindruck. Ich vermag nichts zu tadeln, aber es rührt mich auch nichts. Alle Kruse'schen Dramen, mit Ausnahme seines ersten und besten „Die Gräfin", die durchaus eigenartig, wunderlich, knorrig und verschroben, aber voll großartiger Züge

*) Auch in Buchform erschienen: Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1876.



ist, sagen mir nämlich nichts Neues. Ihre Erfindungen, ihre Figuren, die Gedanken und Empfindungen dieser Figuren sind alle schon einmal dagewesen, und was das Schlimmste ist, auf der Bühne im Gewand des fünffüßigen Jambus dagewesen. „Wullenweber", „Erich XIV.", „Moritz von Sachsen", „Brutus", „Marino Faliero" — nach der Reihe begegnet sich Heinrich Kruse mit Karl Gutzkow, Robert Prutz, Müller-Strübbing, Karl Koberstein, Shakespeare, Lord Byron, Casimir Delavigne, Albert Lindner. Das ist mir, ganz subjectiv gesprochen, ein wenig zu viel. Sieht man nun genauer zu, so bemerkt man wol die Originalität der Kruse'schen Arbeiten, aber der Gesammteindruck ist derjenige der Nachahmung. Mir schweben immer Shakespeare, Lord Byron, Karl Gutzkow vor der Seele, wenn ich ein Kruse'sches Drama höre oder lese, und ich wundere mich nur, daß sich die Sachen im Einzelnen so wenig decken. Ein Dichter, sag' ich mir, soll in eigenen Schuhen stehen, sich Stoffe wählen, die ihm angehören, in denen er nicht, ob mit oder ohne seinen Willen, von den erlauchten Poeten abhängig ist, die vor ihm diese Dinge dramatisch gestaltet haben. Kruse fürchtet sich bekanntlich vor Shakespeare's Geiste nicht: vortrefflich für ihn, aber leider fürchtet das Publicum für Kruse das Erscheinen der Geister Shakespeare's und Byron's.

Kruse's Talent weist ihn beinahe ausschließlich, wenigstens wie es mir erscheint, auf das historische Genrebild. Solch' ein Genrebild des friesischen Lebens im Mittelalter ist „Die Gräfin"; alle wohlgelungenen Scenen des Wullenweber, Erich's XIV., des Marino Faliero gehören diesem Kunstbereich an. Der kahlen und nackten Staatsaction weiß Kruse nicht die Seele einzuhauchen, mit der Schiller diese Gegenstände erfüllte: nie gewinnen die historischen Vorgänge bei ihm, wie bei diesem großen Dramatiker, eine hohe und ergreifende Symbolik. Sein letztes Drama „Marino Faliero" setzt einfach die venetianische Volkssage von dem Verrath und Untergang des alten Dogen in Handlung. Ich betone absichtlich, Volkssage, weil authentische, von Zeitgenossen herrührende Mittheilungen über Falier's Katastrophe nur ganz spärlich vorhanden sind. Von den Geschichtschreibern des Renaissance-Venedig ist uns die Erzählung überliefert worden und hat darum von vornherein den Duft und die Farbe jener Zeit angenommen. Töne, die dann von den Dichtern, Lord Byron und Casimir Delavigne, noch verstärkt wurden. Um gleich den entscheidenden Punkt hervorzuheben: die Sage von Marin Falier hält die Verfassung Venedigs im Jahre 1354 schon für so fest gegründet, wie ein Jahrhundert später, während in Wahrheit noch alle Verhältnisse im Fluß waren, der Rath der Vierzig, der Rath der Zehn, selbst die Schließung des goldenen Buches noch nicht sechzig Jahre bestanden. So unsinnig wie uns jetzt von der Bühne her Falier's Unternehmen erscheint, war es in der Wirklichkeit keineswegs. Die Kruse'sche Handlung, in fünf Acte gegliedert, zeigt uns folgende Vorgänge. Im ersten Aufzug wird im Saal der Vierzig über Michele Steno's freches Betragen Gericht gehalten: Jeder kennt die zwei Verse, die der leichtfertige Jüngling, dem Dogen zum Spott und der Dogaressa zur Kränkung, an den Stuhl des Dogen geschrieben. Vor den Vierzig erscheint Falier als Kläger, Steno vertheidigt sich: eine bewegte Scene, leider in jenem wunderlich burschikosen Ton, den Kruse für realistisch hält, weil er ihn bei den Junkern seiner nordischen Heimath gefunden hat, wie wenig er auch mit dem Volkscharakter des Venetianers übereinstimmt, der immer pathetisch und getragen ist und die theatralische Geberde liebt. Steno kommt mit einer leichten Verurtheilung weg; mit einer leidenschaftlichen Drohung des Dogen gegen die Nobili's schließt der Act. Aus dem beleidigten Fürsten wird im zweiten Act ein Eifersüchtiger. Durch ein Gespräch der beiden Ehrenfräulein der Dogaressa, Asta und Nerina, erfahren wir, daß Steno's Bewerbungen in der That sich nicht an die Herzogin, sondern an Asta richten: nichts desto weniger hat er die Fürstin in einem dunklen Corridor, sie für Asta nehmend, in seine Arme geschlossen und geküßt. Ein sehr bedenkliches Komödienmotiv „Wenn man im Dunkeln küßt" schlägt in die Staatsaction ein und droht sie vollständig in ein Scherzspiel zu verwandeln. Auch die sehr anmuthige und liebenswürdige

Scene zwischen dem alten Dogen und seiner jungen Gattin Emilia, die ihm geschickt die Runzeln von der Stirn wegzuglätten versteht, gehört ganz der Komödie an, bis unerwartet ein jäher Umschlag in der Stimmung Falier's uns wieder in die Tragödie hinüberwirft. Er besinnt sich, daß er jetzt nicht Zeit habe, den eifersüchtigen Ehemann zu spielen — er müsse einen Gang mit dem Adel thun; Sganarelle und Held in einem Athemzug. Das ist so ein Punkt in der Kruse'schen Dichtung, über den ich nicht fortkann. Unvermittelt tritt die Historie wieder ein: Stefano Gisello, der Aufseher des Arsenals, die Bürger, die alle von den Adeligen beleidigt und unterdrückt sind, erscheinen, der Doge stellt sich an die Spitze der Verschwörer. Der dritte Act wird in trefflicher Weise eröffnet: die Verschworenen bringen dem Dogen eine Serenade und führen sich unter diesem Vorwand in den Palast ein: die einzige Scene, die für mich venetianisches Colorit hat und die, von der anmuthigen Musik Max Bruch's begleitet, einen lebhaften Eindruck auf das Publicum machte. Der Plan der Verschwörung wird im Einzelnen festgestellt, der Doge wechselt wieder die Farbe. Mit den Worten: „Dem ganzen Adel wünscht' ich einen Kopf!" hatte er im Ausgang des ersten Acts sein Schwert gezogen und die Bewegung des Köpfens gemacht; jetzt ist er Willens, die ganze Sache fallen zu lassen, weil die Verschworenen alle Nobili's tödten wollen. Mühsam wird von den Verständigeren der Frieden wieder hergestellt; um Mitternacht soll die Bewegung ausbrechen. Natürlich wird in der nächsten Scene die Verschwörung verrathen: Bertram der Kürschner will seinen Patron Antonio Barbaro aus dem allgemeinen Blutbade erretten und warnt ihn, in der Nacht sein Haus zu verlassen; der Aristokrat läßt ihn ohne Zögern binden, knebeln und vor den Rath der Vierzig bringen. Vor dem Dogenpalast auf der Piazetta spielt der vierte Act. Die Nobili's haben Michele Steno aus seinem Gefängnisse befreit und stellen ihn an die Spitze ihrer Truppen. Er vollbringt die entscheidenden Heldenthaten und nimmt die Verschwörer mit dem Dogen gefangen. Dazwischen setzt sich die Komödie noch einmal in ihr Recht; plötzlich um die Ecke des Palastes herum tauchen Asta und Nerina auf und ein Liebesgespräch beginnt, in so heiterer Weise und so munterem Ton, als handle es sich im Augenblick nicht um einen Kampf auf Leben und Tod, sondern um den Anfang eines Strauß'schen Walzers. Das mag wiederum außerordentlich realistisch sein, aber mir geht es nicht in den Sinn. Der fünfte Act ist eine Gerichtsverhandlung wie der erste, das Byron'sche Vorbild unverkennbar. Wie bei Lord Byron stirbt Marino Faliero bei Kruse mit der wohlfeilen Prophezeihung von dem einstigen Untergang der Adelsrepublik, wie Lord Byron's Angiolina, sinkt Kruse's Emilia in Ohnmacht, als ihr Gatte zum Tode schreitet; bei Lord Byron bittet Steno Falier um Verzeihung, bei Kruse vertheidigt er ihn vor den Vierzig. Alles, wird der moderne Dichter sagen, ist bei mir „ganz anders", als bei meinem Vorgänger, und doch ist es im letzten Grunde dasselbe. „Weh' dir, daß du ein Enkel bist."

Der Faliero-Stoff ist meiner Ansicht nach nur dann einer wahrhaft dramatischen Gestaltung fähig, wenn es dem Dichter gelingt, die in der Sage passive Gestalt der Dogaressa in die Staatsaction zu verflechten: dies ist der Reiz der Lindner'schen Tragödie. Bei Kruse kämpfen beständig zwei Motive mit einander: das Lustspielartige des eifersüchtigen Alten und des Kusses im Dunkeln mit dem Tragischen des beleidigten Fürsten und ehrgeizigen Usurpators. Auf die Schleppe der Staatsaction treten die lustigen Personen der Fastnachtskomödie. Bis zum letzten Act hat Steno, der an sich richtig und trefflich gezeichnet ist — freilich das Gewächs eines ganz anderen Bodens als des venetianischen — durchaus das Wesen und Gebahren des lustigen Galans, des Naturburschen, Asta ist der norddeutsche Backfisch aus einer armen Adelsfamilie: in beiden keine Spur von der vornehmen Zurückhaltung, von der Höflichkeit und der leisen Rede des gebildeten Venetianers. Der Doge und die Dogaressa werden durch diese beiden Figuren in Schatten gestellt; nicht Falier, Steno ist Kruse's Liebling und Held. Durch diese Vermischung der Motive, durch diese Verwirrung des Gefühls bei den Zuschauern, die nie wissen, für wen sie Partei

ergreifen sollen, durch den marionettenhaften Schluß des vierten Acts, wo die unglaublichsten Wagnisse und Kämpfe in dem Zeitraume von drei Minuten hinter der Couliffe sich vollziehen, wird jede tiefere Wirkung gelähmt, die Theilnahme zerstreut und das Verständniß für das, was der Dichter eigentlich gewollt hat, erschwert. Dagegen muß der Fortschritt zum Einfachen, zu den Nothwendigkeiten der modernen Bühne, den Kruse in diesem Trauerspiel gemacht hat, anerkannt werden: ohne jede Aenderung kann dieser Faliero überall erscheinen. In den beiden Scenen, deren ich schon erwähnte, dem Gespräch zwischen dem Dogen und der Dogaressa und dem Beginn des dritten Acts, zeigt sich neben dem geschickten Techniker auch der berufene Dichter: sie sind zugleich poetisch und charakteristisch. Wollte die Muse doch den Dichter auf einen noch jungfräulichen Boden führen, auf dem er seine Eigenart weder im Kampf mit Andern, noch im Schatten Größerer entwickeln könnte. Die Darstellung war in den Vertretern der drei Hauptgestalten Fr. Erhartt (Emilia), Hr. Berndal (Faliero) und Hr. Ludwig (Steno) trefflich.

Wenden wir uns nun zu den anderen Neuigkeiten, die uns die Hofbühne geboten. In ihrem dreiactigen Lustspiel „Die Augen der Liebe", das am 11. November 1876 zur ersten Aufführung gelangte, hat Wilhelmine von Hillern eine liebenswürdige und schalkhafte Idee leider nicht zur vollen dramatischen Wirkung zu gestalten vermocht. Eine junge geistreiche Dame, natürlich eine Gräfin, meint, nur einen „hübschen" Mann heirathen zu können; sie ist selber zu schön, um nicht eine ebenso erklärliche wie verzeihliche Abneigung gegen die Häßlichen zu haben. Aber bald genug findet sie in einem häßlichen Mann, dem Grafen Brunneck-Hardenheim, einem Weltreisenden, ihren Meister und ihr Ideal. Denn die Liebe sieht bekanntlich mit dem Gemüth, nicht mit den Augen des Leibes und leiht „dem schlecht'sten Ding an Art und an Gehalt" den Schein des Schönen. Dem geistreichen Mädchen genügt der muntere Cavalier, der nichts als sein schönes Gesicht und sein gutmüthiges Herz einsetzen kann, nicht mehr, seit sie gezwungen ist, ihn mit einem hochgebildeten Mann von hervorragenden Charaktereigenschaften zu vergleichen, während er vollständig den Ansprüchen eines kleinen naiven Backfisches entspricht. Die Dichterin täuschte sich in der Tragweite ihres Stoffs; er reicht eben nur für die Form des Proverbe, für die heiter hin und her spielende Plauderei aus, eine eigentliche, mannigfach bewegte Handlung geht ihm seiner Natur nach ab. Solche leise und allmälig sich vollziehenden Wandlungen des Herzens widerstreben der rohen Deutlichkeit, den harten und scharfen Strichen, welche die Bühne fordert. Aquarellbildchen sind die Zierde eines Albums und eines Salons, in einem Museum spielen sie keine glückliche Rolle. — An demselben Abend kam ein einactiges Schauspiel von dem bekannten Münchener Erzähler Hermann von Schmid „Rose und Distel" zur Darstellung. Eine historische Anekdote aus dem Leben Oliver Cromwell's: die Ablehnung der Königskrone, die ihm vom Parlamente dargeboten wird, bildet den Mittelpunkt der Handlung und des Bildes. Einige romantische Vorfälle — die Liebe seiner Tochter Francis zu seinem Schreiber, seiner Nichte zu einem Reitercornet, sein Versuch, mit den Stuarts sich auszusöhnen — sind von dem Dichter in die Staatsaction hineingeflochten worden: ein wenig wunderlich und seltsam, aber von dem Standpunkt der Bühne, von dem aus man die Dinge der Welt nicht nur im eigenen Licht, sondern auch unter einem ganz besonderen Gesichtswinkel sieht, nicht ungeschickt. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt in der Figur Cromwell's, dem Schauspieler fällt die schwierige aber nicht undankbare Aufgabe zu, die historische Charakterstudie des Dichters zu beleben. Und gerade hier ließ der Darsteller des Protectors, Hr. Klein, den Poeten im Stich. Ein noch jugendlicher, strebsamer Schauspieler, ist Hr. Klein von dem Stadttheater zu Leipzig zu uns herübergekommen. In der Schule Friedrich Haase's hat er einige der Vorzüge und alle Unarten seines Meisters angenommen. Er besitzt eine nicht geringe theatralische Wandlungsfähigkeit, aber sein Organ ist wenig sympathisch, sein Spiel voll scharfer Ecken und Härten, ohne rechte Vertiefung, immer nur auf die schreiende Wirkung gerichtet. Um Charaktere darstellen zu können, muß man die Fähigkeit

haben, sich in sie zu versenken; wenn es sich einzig um Maske, Kleid und Perrücke, um einen hohlen oder einen hohen Ton handelte — wie leicht wäre die Schauspielkunst!

Das schlimmste Schicksal unter allen Neuigkeiten war dem Otto Girndt'schen Scherzspiel „Die Touristen" vorbehalten, das am Sylvesterabend des Jahres 1876 in Scene ging. Otto Girndt's Muse ist eine leichtgeschürzte Dirne, mit munteren Augen und kecker Zunge, ohne Schüchternheit raucht sie ihre Cigarre und sie wird, wenn sie in guter Laune, sich nicht weigern, mit dem ersten besten Bruder Studio Schmollis zu trinken. Aber bei all' ihrer Derbheit und der Alltäglichkeit ihrer Figuren wohnt seinen Stücken zugleich eine fröhliche herzgewinnende Naivetät bei. Nur selten findet das gesucht Witzige, der geistreiche Salonton in ihnen eine Stelle. Wie Benedix entnimmt er seine Stoffe dem deutschen Kleinleben, er bemüht sich weder um eine feinverschlungene Fabel noch um die Verkörperung einer humoristischen oder satirischen Idee. Den letzten Arbeiten des greisen Benedix gegenüber erschienen seine ersten Komödien „Y 1." — „Und" — „Strafrecht" frischer und drolliger; irgend ein wunderlicher Einfall, der oft nicht weit von der Sphäre des Phantastischen lag, eröffnete sie. Der Dichter spielte eine Weile geschickt mit ihm, aber je mehr seine Arbeit vorrückte, desto schwerer schien der Federball zu werden, desto weniger Vergnügen fand der Spieler daran, ihn hin und her zu werfen. Ich bin von der Mühe, die sich Otto Girndt bei der Ausführung seiner Komödien gibt, überzeugt, allein ich glaube nicht, daß auch nur einer der Zuschauer im Theater, denen sie vorgespielt werden, diese Empfindung theilt. Er muß im Gegentheil aus der Flüchtigkeit ganzer Scenen, aus der Lässigkeit des Dialogs auf die Nachlässigkeit des Dichters schließen. In jedem dritten Act einer Girndt'schen Komödie fängt es, um trivial zu sprechen, weil diese Sprache hier die bezeichnendste ist, irgendwo zu hapern an. Ein Rad ist nicht in Ordnung oder der Maschinenmeister hat es versäumt, die Maschine gehörig zu schmieren. Die Herren und Damen im Stück werden immer verlegener, sie reden noch, aber sie wissen: es sind Worte, nichts als Worte ohne Sinn; dann noch ein krampfhafter Versuch zu einem Witz, einem Gelächter — plötzlich steht das Ganze still. Im vierten Act rufen die Bemühungen, die Maschine wenigstens noch einmal in Bewegung zu setzen, in dem gelangweilten Publicum die Unruhe und Unzufriedenheit hervor, welche den Fall eines Stückes bezeichnen. Dies ist der Hergang bei der Aufführung der „Touristen". Dem Gedanken, das Touristenthum auf die Bühne zu bringen, kann man weder das Zeitgemäße noch die Originalität absprechen. In den Touristen spiegelt sich eine der merkwürdigsten Seiten des modernen Lebens in tausend Nuancen ab; keine frühere Zeit hat auch nur annähernd das moderne Touristenthum gekannt, von dem wir alle ein Theil sind. Aber zunächst verfehlt es Girndt darin, daß er uns nur die Alltagsexemplare der Vergnügungsreisenden, noch dazu in fadenscheinigem Gewande, vorführt: einen Freiherrn und Reichstagsabgeordneten, der mit seinen beiden Töchtern das Gebirge besucht; einen Doctor der Philosophie, Dichter und Bibliothekbeamten, der die Volkssagen sammelt, und einen Geflügelhändler, der mit Frau und Tochter reist. Aus diesen Figuren, deren Humor sich gleichsam von selbst ergibt, war ohne eine spannende, an Ueberraschungen und Wandlungen reiche Fabel schwerlich ein ergibiger Unterhaltungsstoff für vier Acte zu gewinnen: bei Lichte besehen, sind sie viel armseliger, als die Badegesellschaft in Wichert's „Ein Schritt vom Wege". Diese Fabel indessen ist die schwächste, die Girndt noch erfunden: Trillhase, der Geflügelhändler, ist einem Grafen Kracht auf der Spur, der öfters in sein Haus gekommen, seiner Tochter die Ehe versprochen und sie dann verlassen hat. In diesen jungen Grafen Kracht hat sich eine der freiherrlichen Töchter verliebt. Welch' ein Jammer bricht darum bei den Trillhase'schen Enthüllungen über die lustige Gesellschaft herein! Zum Glück nicht lange — denn Trillhase's Graf war nur der Kammerdiener des echten Grafen. So drollig das Stück anhebt, so schwer und stöhnend endet es. Aus dem bunten Ball, mit dem der Dichter zuerst spielt, ist zuletzt eine traurige Lehmkugel geworden, die mühsam,

beständig aufschlagend weiter rollt. Am besten ist Girndt der kleinbürgerliche, urwüchsige Humor in Herrn und Frau Trillhase (Hr. Hiltl und Fr. Frieb-Blumauer) und die halb aus lyrischem Blüthenduft und halb aus Bücherstaub gemischte weiche Seele des Doctor Eduard Posse (Hr. Link) gelungen. Neben diesen Neuigkeiten hat die Hofbühne mit der Neu-Einstudirung einiger älterer Stücke: „Der Damenkrieg" und „Die Erzählungen der Königin von Navarra" von Scribe und mit Max Ring's historischem Lustspiel „Unsere Freunde" aus der Zeit der guten Königin Anna sein Glück versucht. Von ihnen scheint sich der „Damenkrieg", eine der feinsten und liebenswürdigsten Komödien Scribe's, Dank der gelungenen Darstellung der Gräfin Autreval durch Fr. Erhartt, am längsten in der Gunst des Publicums erhalten zu wollen.

In dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater feierte „Fatinitza" ihre hundertste Aufführung und lebte sich vergnüglich in das zweite Jahrhundert ihres Daseins ein. Dagegen fühlte die Leitung des Victoria-Theaters mit dem Dulder Odysseus ein menschliches Rühren und ließ ihn endlich mit Circe, Kalypso, Nausikaa und Penelope in die wohlverdiente Ruhe des Hades sinken. Statt seiner stieg „Melusine" aus ihrem Quell auf; seit Weihnachten regiert in glänzender Ausstattung und prächtigster Umgebung die schöne Fee auf dieser Bühne. Schwind's herrliche Aquarelle der lieblich-traurigen Sage haben den Decorationsmalern, dem Maschinisten und dem Theaterschneider zu Vorwürfen gedient. Der Inhalt solcher Feerien entzieht sich auch der flüchtigsten kritischen Betrachtung, ist er doch nur der Faden, an dem die einzelnen bunten Bilder aufgereiht sind. Aber wenn auch solch' ein Faden nicht von der feinsten Seide gesponnen sein kann, Knoten brauchte er gerade nicht zu haben: ich will sagen Couplets, die schlechter klingen als die Couplets aus „Fatinitza" — und die Musen wissen es, ob sie auch nur diese Couplets singen würden!

Dem Residenz-Theater ist seit der „Fremden" von Alexander Dumas kein neuer Wurf gelungen. Durch die Veranstaltung von Sonntag-Nachmittagsvorstellungen zu ermäßigten Preisen, nach dem Vorbilde des Wiener Stadttheaters, haben die Berliner Theater sich in dieser harten Zeit ebenfalls oben zu halten gesucht. Aber es bedarf nicht des Beweises, daß solche Mittel wol der Theatercasse, aber nicht der Kunst nützen. Je häufiger gespielt wird, desto weiter greift die Verflachung um sich. Auch hier das alte Lied: gäbe es eine genügende Anzahl guter neuer Stücke, die den Zuschauer immer wieder des Abends nach dem Theater zögen, so könnte man sich die Nachmittagsvorstellungen sparen. Man hat eben keine vollen Schüsseln, die man den Gästen vorsetzen kann, und will der dürftigen Abendmahlzeit durch ein eben so dürftiges Vesperbrod aufhelfen. Ein Versuch des bekannten Schriftstellers A. Mels ein neues Bild aus Heine's Leben dramatisch zu gestalten ist kläglich gescheitert. „Heine's junge Leiden" hat wenigstens dramatische Ansätze und in der Gestalt des Hamburger Lotterie-Collecteurs eine theatralisch wirksame Figur, dieser „Neue Frühling" dagegen entbehrt jeder dramatischen Führung, es ist das Lallen eines Kindes — und dieses Kind lallt Heine'sche Gedanken aus den „Bädern von Lucca". Der Contrast zwischen Form und Inhalt hat etwas unbeschreiblich Groteskes, das in dem Zuhörer nur die Empfindung einer „ungeheuren Heiterkeit" aufkommen läßt. In diese allgemeine Heiterkeit ist das Stück spurlos versunken. Mehr Theilnahme hat die französische Posse „Hôtel Godelot" von Sardou und Crisafulli gefunden; ein Stück ohne künstlerische Bedeutung, aber lustig in dem Einfall, daß zwei muntere Pariser das Haus eines schlichten reichen Provinzialen für ein Hôtel nehmen und sich demgemäß darin betragen, und in den komischen Verwickelungen, die sich in überstürzender Hast, mit echt französischem Ungestüm und burleskem Uebermuth aus diesem Irrthum entwickeln.

Julius Rosen's Talent gehört dem nämlichen Breitegrad wie das Otto Girndt's an: denn der lyrische Schwung und der phantastische Anhauch, das eigentlich Poetische in Girndt, tritt in seinen Lustspielen absichtlich oder unabsichtlich beinahe ganz zurück. Beide gehen der Vertiefung ihrer Stoffe, der wahren Zeitkomödie, so weit sie



können, aus dem Wege. Heikle Fragen der gesellschaftlichen Sitte und der Moral zu behandeln, ist nicht ihres Amtes. Nach ihnen leben wir noch immer in der idyllischen Welt, die sich von Kotzebue über Töpfer und Feldmann auf Benedix vererbt hat. Innerhalb dieser festgezogenen Grenzen jedoch springt man munter umher, tanzt, spielt Blindekuh und stellt sich auch, um dem verehrlichen Publicum Vergnügen zu machen, zuweilen auf den Kopf. Das Glück dieser Schöpfungen hängt an einem Faden, die einen gefallen, ohne daß ich zu sagen wüßte, warum, die andern werden ausgezischt, ohne daß sie gerade häßlicher oder verkrüppelter als ihre glücklicheren Geschwister wären. Im Wallner-Theater hat während der Monate November und December so das vieractige Lustspiel „O diese Männer!" eine ununterbrochene Reihe von vielbesuchten Vorstellungen erlebt. Zwei Beobachtungen aus dem Leben, die sich nicht gerade durch ihre Tiefe auszeichnen, dafür aber durch ihre Alltäglichkeit Jedem verständlich sind, werden in einer lose verbundenen Handlung, in lustigen Scenen, wie ein mathematischer Lehrsatz vordemonstrirt. „O diese Männer!" klagen die Frauen des Stücks, denn einmal wollen sie nicht heirathen und zweitens nicht gehorchen. Die erste Klage tönt aus dem Munde aller mit Töchtern zwiefach oder dreifach gesegneten Mütter, die zweite von den Lippen einer trefflichen Dame, die in ihrem Hause das absolute Regiment führt. Der gute Rentier Morland ist der Pantoffelheld, wie er im Buche steht: immer bestrebt vor seinen Freunden den Hausherrn, den freien Mann zu spielen und dabei durch jeden Blick seiner schöneren Hälfte eingeschüchtert. Als die kluge Frau ihm einmal einen Tag der Freiheit gönnt, begeht er so viele Thorheiten und trägt von seiner Unabhängigkeit in der Weinschenke einen solchen Kopfschmerz heim, daß er seine Olga demüthig bittet, die Zügel der Herrschaft wieder in die feste Hand zu nehmen. Er ist nicht zur Freiheit und zum Besitz eines eigenen Hausschlüssels geboren: sich ducken ist sein Wesen und sein Vergnügen. Dem Ehemann steht der junge Mann auf Freiersfüßen gegenüber: Carl Walter, Assessor, ein gebildeter vortrefflicher nachdenklicher Mann. Sterblich ist er in eine der Morland'schen Töchter verliebt und er würde ihr längst eine bindende Erklärung gemacht haben, wenn nicht seine verdammte Schreibtafel wäre. Ein genauer Rechner, wie er ist, sucht er beständig die Kosten der künftigen Häuslichkeit auf Heller und Pfennig zu berechnen und ihr Soll mit seinem Haben in Einklang zu bringen. Jeden, den er trifft, hält er an, um ihn zu fragen, was der Sonntagsbraten oder das Sommerkleid, was die Miethe oder die Wäsche kostet? Jetzt hat er die feurigste Betheuerung auf den Lippen — ein Blick auf die Schreibtafel — „es geht nicht!" sagt er traurig und würgt die Liebesworte schweigend hinunter. Dies Hangen und Bangen hat, eben weil es aus der unmittelbaren Beobachtung entsprungen ist und in derben Strichen eine Wahrheit des Lebens verkörpert, etwas außerordentlich Komisches und Anheimelndes zugleich: der Assessor wie der alte Rentier sind zwei glücklich ausgeführte Typen des männlichen Charakters. Schwächer ist das Capitel aus der Physiologie der Ehe gelungen, das in der Geschichte eines jungen Ehepaars entwickelt wird. Seiner Geschäfte wegen vernachlässigt der Kaufmann Haberland seine hübsche Frau Helene; vergebens droht sie ihm mit einem Liebhaber: er lacht darüber, um selbstverständlich in der zwölften Stunde die Komödie, die sie ihm vorspielt, mehr als ernst zu nehmen. Lose sind die drei Handlungen mit einander verknüpft, einige komische Figuren füllen die Pausen und der Doctor Sauber übernimmt die ausgleichende und vermittelnde Rolle: der allgemeine gesunde Menschenverstand, der plötzlich aus der Lustspielverwirrung emportaucht, um das Krumme wieder gerad zu biegen. Im Anfang ein wenig schleppend, rollt der Wagen nachher um so schneller, mit Peitschenknallen und Schellengeläut. Die wohlabgerundete Darstellung — im Vordergrunde stehen die Damen Carlsen (Olga) und Berg (verwittwete Geheimräthin Schraube) und die Herren Lebrun (Morland), Kadelburg (Karl Walter) und Engels (der dupirte Liebhaber der schönen Helene) trägt das Ihre dazu bei, uns ein vollendetes Genrebild aus dem deutschen Kleinbürgerthum, mit humoristischer Philisterhaftigkeit, vorzuführen. Plaudite — weiter will der harmlose Dichter nichts von euch. Karl Frenzel.

Aus dem Berliner Musikleben.

Je kürzer der Lauf des Tagesgestirns und je länger die künstlich beleuchtete Dunkelheit, desto mehr verlangt der nervös pulsirende Herzschlag großstädtischer Naturen nach Reizmitteln aller erdenklichen Art. Es entwickelt sich in dem Strahlenglanze blendender Gaskronen das eigentliche die Hauptstadt charakterisirende Leben, das, wenn auch fast typisch, durch eine immer wieder frisch erstehende Regeneration, den alten Zauber mit erneutem Interesse wiederholt wirksam ausübt.

So mag es überall sein — so ist es aber sicherlich in Berlin! Der in Geselligkeit lebende, durch sie verwöhnte und sonst normal construirte Berliner erwartet von den langen winterlichen Abendstunden so etwas von bequemem Genuß, der ohne merkliche Aufregung in behaglicher Form und in nicht allzu großer Ausdehnung ihm diese schweren arbeitslosen Stunden verbringen hilft. Da sind ihm nun außer den beliebten ununterbrochen sich ablösenden Abendzirkeln die vielen Concerte und Theater-Vergnügungen ein hochwillkommener Genuß. Man sieht, man wird gesehen, man hört, lobt, tadelt, drückt sich die Hände, macht herkömmliche, auch gewaltsame Conversation, zeigt bei Novitäten eine ausdrucksvoll skeptische Miene, während unsichere Naturen den bequemeren Ausdruck der Neutralität vorziehen, und ein verschiedenartig zu deutendes Schweigen mit einer scheinbar satirischen Physiognomielosigkeit verbinden.

Diese letzteren Beobachtungen waren recht deutlich im dritten Joachim'schen Quartett-Abend anzustellen. Aber dies bei Seite gelassen, sei mir erlaubt, meine Meinung hier niederzulegen, ohne die Miene des einen oder den räthselhaften Ausdruck des anderen anzunehmen.

Es wurde das Quartett eines hier bisher unbekannten Componisten zu Gehör gebracht: ein Quartett D-moll (Op. 18) von H. von Herzogenberg.

Die Namen der vier gefeierten Executanten waren Bürge, daß es hoffähig und — man klatschte im Allgemeinen. Es hatte also Erfolg, wenn auch einen temperirten. Und wahrlich, die Composition verdiente Anerkennung, mehr als diesen vornehmen succès d'estime. Wenn es schon Freude gewährt, in welcher meisterlichen Vollendung die Werke unserer distinguirtesten Vertreter dieser immer noch schwer zugänglichen Form jetzt häufiger als je vorgeführt werden, so verdient es noch einen ganz besonderen Dank, wenn eine so bedeutende Künstlervereinigung, wie das Joachim'sche Quartett, den köstlichen Ausspruch Schumann's „Ehret das Alte, aber bringet auch dem Neuen ein warmes Herz entgegen" durch die That verwirklicht. Der Componist kann sich über solche Introducirung, wie sie hier vor sich ging, glücklich schätzen. Alle vier Sätze bekunden Beruf, einen fein geläuterten Musiksinn und eine kritisch gewandte Hand, der es fern liegt, Zugeständnisse zu machen, die jene Schablonen-, Viel- und Alles-Schreiberei charakterisiren. Der erste Satz, in Stimmung düster und herb, mit dazwischen gestreuten melodischen Wendungen, die entfernt an Mendelssohn erinnern könnten, ist eine durchweg kunstreiche, fein gegliederte Arbeit. Man müßte, was ich sonst nicht liebe, den Satz zweimal hören. In dem darauf folgenden Andante mit dem piu mosso scheint die Empfindung trotz schöner Klangwirkung gegen den Ernst des vorangegangenen Satzes mehr gemacht, als aus tiefster Innerlichkeit geschöpft. Ob auch das oft bewährte Reizmittel der Sordinen hier am Platze oder nöthig war, lasse ich dahin gestellt, möchte aber doch im Allgemeinen eine geringere Anwendung dieses nahezu verbrauchten narkotischen Effects wünschen. Dieser Abschnitt gleicht einem verschwommenen Traumbilde, das nicht recht anfängt und, ohne einen festen Eindruck zu hinterlassen, endigt. Als die bedeutendsten und sehr fesselnd treten die beiden letzten Sätze auf, obwol mir in dem Presto die etwas zu geistreichelnde Hast zu absichtlich erschien, und der im Hintergrunde lauernde verrätherische Rhythmus des Scherzo

der neunten Symphonie wol nur Wenigen verborgen blieb. Anregend und belebend wirkte der groteske Humor des Finales, das mit einer gesprächigen und witzigen Fuge beginnt und bis gegen das Ende in kunstvoller Arbeit beharrt. Dieser Satz schien in der Versammlung lebhaftes Behagen hervorgerufen zu haben, und das mit vollem Rechte, obwol ich hinzufügen möchte, daß ich den unmittelbaren Schluß, etwa die letzten sechzehn Tacte weniger opernhaft erwartet hätte. Man vermißte merklich den einschneidenden Ton der Blechinstrumente, der das rasselnde Material in den rapiden Passagen aller vier Instrumente, das zu sehr mitsprechende Kolophonium etwas verdeckt hätte.

Die Ausführung war dem unantastbaren Rufe der Spieler adäquat.

Einige Tage später versammelte der in letzter Zeit vielfach herangezogene Claviervirtuos Herr Oscar Raif im Saale der Singakademie einen überaus großen und kunstverständigen Kreis von Zuhörern um sich, der mit gespannter Aufmerksamkeit und ersichtlicher Freude die dargebotenen Kunstspenden entgegen nahm. Der Künstler, der häufig schon unsere und auswärtige Concertsäle mit bestem Erfolge betrat, noch mehr im engern Kreise durch seine eminenten Leistungen brillirt, und den mein Vorgänger Louis Ehlert bereits in der „Rundschau" (Januarheft 1875) als einen der bedeutendsten seines Faches rühmend bezeichnen mußte, hat sich seit jener Zeit durch unausgesetztes Studium und geistiges Eindringen geradezu staunenswerth vervollkommnet. Seine Technik kann die eines Meisters genannt werden; in der Wiedergabe Chopin'scher Compositionen aber ist er vielleicht unvergleichlich. Selten wol finden sich poetisches Erfassen des schwer zu bewältigenden Stoffes und höchste Correctheit so in gleicher Weise beisammen. Im richtigen Erkennen einer so ausgezeichneten Kraft ist ihm auch die Stellung eines ersten Lehrers der Königl. Hochschule geworden.

Wenn ich mit dem Vorigen auf den Virtuosen durch einige Worte eingehen zu müssen glaubte, so geschah es, weil gerade in diesem Falle die Unzertrennlichkeit desselben vom Componisten mir es zu gebieten scheint. Herr Raif, durch kleinere Claviercompositionen bereits zu seinem Vortheile bekannt, trat in seiner Soirée mit einem umfangreicheren Werke, einem Clavierconcerte (G-moll) eigener Composition auf, unterstützt von einem stark besetzten Orchester, das durch Herrn Professor Rudorff sorgfältig vorbereitet war und von ihm mit echt künstlerischer Ruhe und Einsicht geleitet wurde. Die Composition selbst bietet dem Spieler in allen Theilen glänzende Gelegenheit, dem Zuhörer seine außergewöhnliche Technik zu offenbaren, und weicht, obgleich durchweg vom modernen Zeitgeiste beseelt, doch nicht von dem sicher führenden Pfade einer prägnanten, leicht zu verfolgenden Form ab, die wir an seinen Vorbildern Schumann, Chopin und Mendelssohn so sehr bewundern müssen. Die Anordnung der ganzen Composition ist klar; die Themen sind ansprechend, melodisch faßlich und harmonisch vornehm, die Durchführung derselben, obgleich reich an Arabesken und oft weit ausgesponnen, doch stets so durchsichtig gehalten, daß der musikgebildete Hörer nirgends den Faden verlieren wird.

Wenn ich die drei Sätze nach ihrem Werthe beurtheilen soll, so steht der erste Satz durch seinen kunstreichen Aufbau am höchsten; ihm würde der stillsinnige zweite folgen und diesem sich als letzter der ungemein lebendige dritte anschließen. Er ist zu kurz. Man möchte das reizende Thema noch einmal in einer fremden Tonart, vielleicht im pianissimo als fernes Echo wahrnehmen. Der plötzlich und zu früh hereinbrechende Schluß würde motivirter erscheinen und eine noch ungleich höhere Wirkung hervorrufen. Jedenfalls hat der Künstler durch die Vorführung dieses größeren Werkes sich derjenigen Classe von Componisten angereiht, die durch ernstes Können und Wollen und durch seinen Geschmack das Unumstößliche einer klaren Formbeherrschung mit den Anforderungen neuester Errungenschaften verbindet. Zu berichten ist noch die überaus beifällige Aufnahme des Concerts von Seiten des Auditoriums.

Die Spende einer Ouverture von des Concertgebers Vater, dem bekannten Horn-Virtuosen Carl Raif, welche schon nach dem Programm aus dem Jahre 1851 stammt, muß als ein Act der Pietät angesehen werden. Für ein großes glänzendes Orchester geschrieben, mit besonderer Kenntniß aller orchestralen Wirkungen, steht sie im Werthe und dem Geiste nach auf der Höhe Marschner'scher und Lachner'scher Compositionen dieser Gattung, obwol die Instrumentation der Raif'schen Ouverture jenen bei Weitem überlegen ist und der festliche Schluß derselben durch den vollen Orchesterprunk neuerer Ausdrucks- und Anschauungsweise zu entsprechen scheint.

Das ganze Concert, aus drei großen und drei kleinen Nummern bestehend, währte etwas über anderthalb Stunden. Dies richtige Abwägen einer Dauer der Genußfähigkeit eines großen Concert-Auditoriums verdient nicht nur Mittheilung und volle Anerkennung, sondern auch Nachahmung.

Lassen wir ein neues Bild folgen.

Es war am 6. December, als eine erschütternde Kunde die musikalischen Kreise Berlins durchlief. Auf dem Repertoire der Königl. Oper stand für den 11. desselben Monats die erste Aufführung der viel besprochenen Oper „Der Widerspänstigen Zähmung“ von Hermann Goetz, der man hier, nachdem sie bereits in größeren Städten mit Erfolg gegeben, allgemein mit Spannung entgegensah. Der noch junge Componist derselben war am 3. December in der Umgegend von Zürich jener Krankheit erlegen, von der der Volksmund sagt, daß sie ihren Weg langsam, aber stets sicher geht. Der Kunst zu früh, in der blühenden Zeit seines viel verheißenden Strebens entrissen, war er ein Musiker echter bester Art, Feind aller Roheit, aller Trivialität, stets dem Reinsten, Edelsten zugewendet. Mit glühendem Eifer, nachdem kleinere Compositionen vorangegangen und mit Glück Verbreitung gefunden, sich der Oper widmend, griff er zu dem Texte, dem Shakespeare's Lustspiel zu Grunde liegt. Ob mit diesem Texte ein lang ersehnter heißer Wunsch erfüllt wurde, weiß ich nicht zu sagen; ob er es war, der ihn vollständig beherrschen, der ihn begeistern, fortwährend zu weiterem Schaffen anregen konnte, lasse ich dahin gestellt. Die vollendete That liegt vor uns — er hat ihn gewählt.

Ueber das Textbuch der Oper, von Joseph Victor Widmann bearbeitet, will ich hiermit unbefangen meine Meinung aussprechen, die ich niemals den immer mehr überhand nehmenden Zurechtstutzungen nach älteren classischen Dramen vorenthalten würde. Nach meinem Empfinden sind es die unwirksamsten unpassendsten Texte, die für eine Oper gefunden werden können, einmal schon, weil durch die genauere Bekanntschaft solcher Dramen dem Interesse die Spitze vollständig abgebrochen; zweitens, weil in ihnen der ganze Ideengang, die schneller eingreifende Handlung, besonders aber auch die Situationen vom Dichter einzig und allein auf die gedrängte Kürze, das packendere Ineinandergreifen der Gespräche, die Blitzartigkeit des schnell hingeworfenen Wortes berechnet sind. Alles dies, was dem recitirenden Drama nothwendig, was diesem seine wirkungsvolle Ursprünglichkeit verleiht, muß, soll es in eine Oper umgewandelt werden, ausgerottet werden, um der Musik Raum zu geben, sich ausbreiten zu können. Es kann nicht fehlen, daß, um ein solches Libretto herzustellen, an Stelle der angeführten Eigenschaften des Dramas langweilige Wortiraden, Gefühlsseligkeiten und Gemeinplätze aller erdenklichen Art treten; denn der geistreiche Wortwitz, überhaupt die Feinheiten des ursprünglichen Werkes selbst würden für die Musik immer nur ein steriles Object bleiben. Wenn man mich hier an die vielen nach Dramen bearbeiteten Texte und Opern von nicht anzuzweifelndem Werthe hinweisen wollte, so kann ich auch, um ganz aufrichtig zu sein, nur sagen, daß mir nur eine solche Arbeit bekannt ist, die niemals von der Bühne verschwinden wird: Mozart's „Figaro's Hochzeit“, die hier, der umgekehrte Fall, erst dem Stück von Beaumarchais die Berühmtheit, wenigstens außerhalb Frankreichs, verliehen hat.

Das hier in Rede stehende Lustspiel Shakespeare's ist vermöge der schnellen Wechselwirkung der Gespräche, wegen der rasch fortschreitenden Handlung mit immer lebendiger werdenden Scenen vielleicht für die Umarbeitung zur Oper eines der un-

geeignetsten von allen. Hie und da eingestreuter Anflug von Sentimentalität wird ergiebig ausgedehnt, das ohnehin Groteske mancher Auftritte dem Circus fast nahe gebracht; um Chöre für die Oper zu gewinnen, ist die Dienstbotenwirthschaft, die sich überall vordrängt, eine zu naseweise und doch zugleich zu uninteressante. Die durch solche Bearbeitung erzielten Personen sind demnach fast ihrem ganzen Umfange nach verfehlt. Hortensio, der hier den Clown ersetzt, spielt in einem Raume wie unsere Königliche Bühne eine so fragwürdige Rolle, daß man öfters in die Versuchung gebracht wird, sich umzusehen, ob man sich auch unter dem Publicum des Opernhauses befindet. Dies scheint der Bearbeiter doch auch, jedoch zu spät, gefühlt zu haben; denn ganz unmotivirt fällt diese überburleske Gestalt im letzten Acte der Oper, als verheiratheter Mann, aus ihrer Rolle, wird langweilig und anständig wie andere Menschen. Ihm zur Seite steht Petrucchio, ein mecklenburgischer Gutsinspector, der die Erziehung der widerspänstigen Italienerin durch fast stets unwirksame, für Musik unpassende Worte übernimmt. Sein Effectmittel, durch welches er zum erwünschten Resultat gelangt, ist, merkwürdiger Weise, seine — Abwesenheit, die der alte Bonvivant Baptista, die beste Figur des Stückes, benützt, die auf der Bühne befindliche Gesellschaft durch launige Vorträge zu unterhalten. Was die Hauptperson Katharina betrifft, so tritt ihr cholerisch-sanguinischer Charakterzug eigentlich in so unbedeutenden und geringfügigen Momenten zu Tage, auch geht aus dem Textbuche ihre Heilung bereits am Ende des zweiten Actes so klar hervor, daß der aufmerksame Leser kaum begreift, was die beiden anderen Acte noch bedeuten sollen; denn um Bianca zur Haube zu verhelfen durch Lucentio, der ihr das „arma virumque cano" des Vergil als ein verkapptes Liebeslied vorsingt, während Hortensio durch das altmodische längst verbrauchte Liebes-ABC sich ebenfalls um die Gunst Bianca's bemüht: dazu bedurfte es nicht so lange aufhaltender Anstrengungen, die einen großen Raum des dritten Actes in unglaublicher Dürftigkeit ausfüllen. Das Sonn- und Mond-Duett, eine Scene, die im Lustspiel schnell vorübergeht, das letzte Erziehungsmittel Petrucchio's im vierten Act, wirkt durch die Gedehntheit des gesungenen Wortes lähmend auf den mit Sehnsucht erwarteten Fortschritt, der endlich den Schluß herbeiführen soll. Daß, um diesen noch ferner aufzuhalten, das „Haec fabula docet" nicht fehlt, kann nicht weiter überraschen, wie ja auch in früheren Possen das sogenannte Bettel-Couplet den Abschluß bildet.

Ganz im strictesten Gegensatze zu dieser Bearbeitung befindet sich die Musik des Verstorbenen. Sie ist Alles, was jene nicht ist. Sie steht als Musik auf der Höhe heutiger Kunstanschauung, sowol in Conception und Ausführung, als in der Instrumentation. Ueberall bekundet die Partitur jene Feinheit des Fühlens, jene Noblesse, die in den meisten der neueren komischen Opern vermißt wird. Aber es ist auch nicht zu verkennen, wie dies unausgesetzte Streben, nie vom Pfade einer echten unverfälschten Gesinnung, einer solchen Künstlerschaft zu weichen, der Feind des so hoch begabten Componisten wurde. Um seinem ihm anhaftenden Wesen nicht untreu zu werden, verfällt er häufig in rhythmische wie melodische Unruhe, fast Gesuchtheit, die einer rasch nnd graziös dahin fließenden komischen Oper innerlich entgegen sind. Oft verläßt die Musik ganze Strecken den Operncharakter und wird zur Kammermusik. So schön und kunstvoll das Alles gestaltet ist, so wenig paßt es in den Rahmen der Oper, und so wenig vermag es dort zu wirken. So ist es gekommen, daß die Musik eine durchweg ernst gehaltene ist, und ohne zu übertreiben, kann ich behaupten, daß, wenn man den Inhalt der Handlung nicht kennte und die auftretenden Personen nicht sähe, man glauben möchte, eine weit ausgesponnene ernste Concertmusik mit Sologesang und Chören zu hören. Dies möglicherweise der Grund, weshalb die Unhaltbarkeit des Textbuches noch mehr in die Augen springt.

Zu den künstlerisch bedeutendsten Nummern des Werkes gehört das Duett des vierten Actes zwischen Katharina und Petrucchio „Komm! Liebes Käthchen, s'ist so schwül im Haus". Die erste Hälfte, unwiderstehlich zart und reizvoll melodisch gehalten, nähert sich einigermaßen Schumann'schem Geiste, ohne irgendwo eine

directe Reminiscenz aufzuweisen. Gegen den Schluß hin, wo die beiden Stimmen zusammen gehen, ist der Ton eines wirksamen Opernstyls in edelster Weise getroffen. Dasselbe mag von der Scene des Baptista „Seid willkommen hochverehrte Gäste" gelten, in jedoch geringerem Grade, obwol hier dem Ausdruck der Spieloper durch leicht und angenehm fließende Melodik am Meisten Rechnung getragen wird. Zwei lebendige Chöre der Dienerschaft, an und für sich feine musikalische Arbeiten, sind aus ganz unerfindlichem Grunde in Moll gehalten. Der eine, in E-Moll, beginnt mit einem Vorspiel in fast gespenstisch trippelnder Weise, soll jedoch nur das Herbeischaffen der Hochzeitstafeln mit ihren reich besetzten Speisen kennzeichnen. Viele Schönheiten birgt der erste Act und das Finale des zweiten. Als schwächste Gabe documentirt sich die Ouverture, die in ihrer eckigen Rhythmik und reizlosen Melodik jedes faßlichen Haltes entbehrt.

Die sehr beifällig aufgenommene Oper war unter der äußerst sorgsamen Leitung Radecke's vortrefflich vorbereitet, und die Aufführung hat allen Theilen derselben entsprechend Genüge geleistet. Die Besetzung der einzelnen Rollen war der Königl. Bühne angemessen. Frl. Minnie Hauk in der Partie der Katharina bewährte ihren schnell gegründeten Ruf durch alle ihr reich zu Gebote stehenden Vorzüge, vermochte indessen auch ebenso wenig ihre Mängel: undeutliche Aussprache und die zu wohlgefällige und häufige Anwendung unkünstlerischer Kehltöne zu beseitigen. Die übrigen hervorragenden Rollen gelangten durch Frl. Grossi (Bianca), Herren Beck, Ernst, Salomon (Petruchio, Lucentio, Hortensio) gut zur Geltung. Als vortrefflich jedoch ist die Leistung des Herrn Fricke (Baptista) zu bezeichnen.

Trotz mancher Einwendungen gegen diese neue Bereicherung des Opern-Repertoires, die eine gewissenhafte Berichterstattung nicht unterschlagen darf, ist dieses Werk doch ein höchst erfreuliches Zeichen, daß immer noch und immer wieder deutsche Componisten erstehen, die alle ihre ehrlichen Kräfte daran setzen, um das ziemlich brach liegende Feld der komischen Oper zu bearbeiten; und Hermann Goetz, der durch sein reiches Talent einer der berufensten der Neuzeit war, möge für seine lautere Gabe noch im Grabe der Dank werden, der ihm von keinem Wohlwollenden vorenthalten werden kann.

H. Krigar.

Literarische Rundschau.

Daudet's Romane.

Unter den neuern französischen Romanen verdient hier einer: „Fromont jeune et Risler aîné, moeurs parisiennes“, von A. Daudet (Paris, Charpentier. 1875) an erster Stelle erwähnt zu werden, der von der Akademie einen Preis erhielt und auch in Deutschland, wo von der Uebersetzung rasch vier Auflagen nöthig geworden *), ungetheilten Beifall gefunden hat. Allerdings ist Fromont kein Erstlingswerk; vielmehr kann der Verfasser, obgleich noch jung — er ist 1840 in Nîmes geboren —, schon auf eine ganze literarische Vergangenheit zurückblicken. Bereits mit 18 Jahren hat er sich durch seine „Amoureuses“ auf dem Gebiete der Lyrik, später mehrfach auf dem des Drama's versucht, er hat nach dem letzten Kriege angeblich oder wirklich während der Belagerung von Paris geschriebene „Lettres à un absent“ herausgegeben, er hatte sich durch Erzählungen und Romane, besonders durch den allerliebsten Roman „Le petitchose“, bereits als einen der talentvollsten Vertreter der realistischen Schule, deren Blüthe mit der Zeit des zweiten Kaiserreichs zusammenfällt, gezeigt; aber einem größeren Kreise, namentlich des Auslandes, ist er erst durch dieses Werk bekannt geworden. Dem Stoff nach erscheint dasselbe zunächst nicht eben originell. Risler, ein nicht mehr junger Mann, der sich durch seine Tüchtigkeit kürzlich zum Compagnon eines großen Fabrikgeschäfts emporgearbeitet hat, heirathet Sidonie, ein armes Mädchen, mit der er seit langen Jahren auf einer Flur wohnte und für die er bisher ein mehr väterliches Wohlwollen hegte. Sein jüngerer, von ihm erzogener Bruder Franz hat sie geliebt, ihr Sinn steht aber nur nach Luxus und Vermögen, und sie wies schließlich Franz unter nichtigen Vorwänden zurück, da sie die Hoffnung hegte, daß Fromont, der künftige Chef der Fabrik, dessen Cousine Claire ihre Jugendfreundin ist, sie heirathen würde. Als diese Aussicht zu nichte geworden, hat sie erklärt, sie liebe den älteren Bruder, und dieser, weltunerfahren und gutmüthig, wie er ist, verbindet sich mit ihr, die er zwar seit lange kennt, von deren Charakter er aber doch Nichts weiß. Sie hat es nur auf die Stellung abgesehen, erneuert die Liebschaft mit Fromont, dem nunmehrigen Chef, der seine ihm von Jugend auf bestimmte vortreffliche junge Frau, Claire, nicht zu schätzen weiß; sie verleitet diesen zu unsinnigen Ausgaben und führt das richtige Cocottenleben, wovon der arglose und ganz mit der Erfindung einer neuen Druckmaschine beschäftigte Gatte nichts merkt. Als sein braver Landsmann Planus, der Cassirer, den Bruder, der aus Verzweiflung über Sidoniens Schritt eine Stelle als Ingenieur in Egypten angenommen hat, herbeiruft, um Risler aufzuklären, weiß sie berechnend diesen in ihre Schlingen zu locken, sich in den Besitz eines compromittirenden Briefes zu setzen

*) Fromont junior und Risler senior. Preisgekrönter Roman von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. Vierte Auflage. Berlin, Verlag von Eugen Grosser. 1876. (Von dem französischen Original liegt uns die 12. Auflage vor.)

und ihn so zur Abreise zu veranlassen. Sie bringt endlich die Firma an den Rand des Bankerotts. Als ihre Schuld enthüllt wird, entweicht sie vor dem Zorn des Gatten, weiß ihm aber jenen Brief in die Hände zu spielen, worauf jener, sich von den beiden ihm theuersten Menschen verrathen sehend, seinem Leben ein Ende macht.

Eigenartiger aber ist die Auffassung. Die Mehrzahl der französischen Romandichter behandelte mit Vorliebe das Recht der Leidenschaft, der Persönlichkeit gegenüber dem Herkommen, der Sitte; auch bei tiefer stehenden Naturen wußten sie den Fehler psychologisch zu erklären und so zu mildern, Theilnahme für den Schuldigen zu gewinnen, sie versetzten sich gewissermaßen auf seinen Standpunkt. Daudet's Sympathien sind ausschließlich den ehrenwerthen Menschen zugewandt, auch wenn sie linkisch und vielleicht langweilig sind; er hat für die Flaneurs, die Müßiggänger und Schwächlinge, die amours de cocotte à gandin nur Verachtung; er zeichnet uns Sidonien von Kindheit an, so daß wir allerdings auch einsehen, daß sie nicht anders handeln kann, weil das Herz ihr fehlt; aber er schildert mitleidslos das Hohle und Verderbliche einer solchen Creatur, der gamine, der bohémienne, der Pariser Puppe, deren nie von einem Accent des Herzens verrathene Stimme zum Lügen gemacht war, in deren zerbrechlichem Kopfe man bei der Oeffnung an Stelle des Gehirns Nippsachen entdecken würde, die erst ihr rechtes Element gefunden hat, als sie am Schluß in einem café-chantant auftritt. Er malt das Laster oder den Fehltritt nicht mit verführerischen Farben, er behandelt es nur gerade so weit, als es zur Charakteristik, zur Entwicklung nöthig, er zeigt von dem glänzenden Treiben der Großstadt die unheilvolle Kehrseite; selbst die Arbeiterinnen in den Putzgeschäften, die ja stets nur für Luxus und Mode arbeiten, denken blos an Schmuck, an reiche Heirathen, sind so allen Verführungen bloßgestellt, und die beiden einzigen Ehrenmänner sind Deutschschweizer.

Er sucht das Volk „bei der Arbeit" auf, und weiß auch in dem Nächstliegenden, dem Alltäglichen, in der gewöhnlichen, auf Erwerb gerichteten einförmigen Thätigkeit die Poesie heraus zu finden. Der äußerliche Mittelpunkt der Handlung ist im engen Maraisviertel das Fabrikgebäude mit seiner nächsten Umgebung, wo die Schornsteine ihre schwarzen Rauchsäulen emporwirbeln, die Maschinen im Rhythmus ihren mächtigen Athem ausblasen, die weithin tönende Glocke zur Thätigkeit ruft, der Cassirer hinter seinem Gitter in dicke Bücher seine Zahlen schreibt, Sonnabend Abends die Hunderte von Arbeitern ihren Lohn entgegennehmen, die Frauen und Kinder sie schon draußen erwarten. Nur am Sonntage herrscht da Schweigen, die Ateliers sind verlassen, die Riegel vorgeschoben, die Läden geschlossen, der Concierge hat Zeit, in den verlassenen Höfen mit seinem Hunde zu spielen. Kaufmännische Ehre wird hochgehalten. Risler mit der Unbeholfenheit seiner Ausdrucksweise, der Ungewandtheit seiner Manieren, der Beschränktheit seines Gesichtskreises ist eben doch ein Herz von Gold, nur darum so leicht zu täuschen, weil er das Laster nicht begreift. Sein einziger Egoismus besteht darin, daß er alle Anderen durch sich glücklich gemacht sehen will, und er nöthigt uns Bewunderung ab, als er, von der Gattin und dem Freunde verrathen, nicht sich Zeit nimmt, an die Sühne seiner gekränkten Ehre zu denken, sondern nur Monate lang in angestrengtester Arbeit bemüht ist, den Bankerott, die Schande von dem Hause abzuwenden und der verehrten Frau seines Mitchefs, die ihm im Namen ihres Vaters, seines früheren Patrones, dankt, ganz einfach erwidert: „An ihn denke ich all' die Zeit über". Die Familie, die häuslichen Tugenden werden gefeiert; Claire ist eben eine treffliche Mutter und Hausfrau, die, von ihrem Gatten vernachlässigt, Abends noch ihre Befriedigung findet bei dem Anblick des Kindes, das vor dem Kaminfeuer plappert und beim Entkleiden seine kleinen rosigen Füße baumeln läßt. Sie versucht wacker, ihrem Manne zu helfen, und thut den schweren Gang zum Großvater, ihn um Geld zu bitten; durch die ihr dort über den Gatten gewordenen Enthüllungen in's Herz getroffen und einen Augenblick entschlossen, zu fliehen, bleibt sie bei dem Gedanken an den nahen Bankerott, um auch nicht dem Anschein nach vor dem Elend zu flüchten; sie hält muthig aus, nicht mehr aus

Liebe, sondern aus Pflichtgefühl, zwischen der fast kindischen Mutter, dem untreuen Gatten, dem hilflosen Kinde, und verbringt eine dieser schlaflosen Nächte, veillées d'armes et de larmes, wo die Frauen Alles, was sie von Muth in sich haben, sammeln, um die schwere Last vielfacher Pflicht zu ertragen, wo sie die Bedeutung des Wortes „Opfer" begreifen.

Daudet steigt in diesem Romane hinab zu den Armen, den Gedrückten, dem Volk, das eingepfercht in den engen Straßen der Arbeiterviertel lebt, wo die Luft zu trübe, die Häuser zu hoch, als daß man durch Rauch und Dunst hindurch den Himmel sähe, wo das Leben für Viele so hart, daß sie im Tode eine Erlösung sehen, und daß, wenn die Idee einer Vorsehung sich mit ihrem Elende vereinigte, es sein würde, um ihr die Faust zu zeigen und sie zu verwünschen. Repräsentantin dieser vom Geschick so stiefmütterlich Bedachten ist Désirée, die lahm ihre Tage auf ihrem Lehnstuhl verbringt in einem tristen Zimmer der fünften Etage, mit ihrer Mutter vom Morgen bis Abend ausländische Vögel und Käfer für ein Putzgeschäft zurichtend. Sie kennt von Blumen fast nur die Winde am Fenster, von Bäumen die Akazie in der nahen Wohnung des Fabrikherrn; aber auch über diese bescheidene Existenz gießt der Dichter den Glanz der Poesie. Sie liebt Franz von der Schulzeit her, trägt diese Neigung durch alle Wechsel in stiller Brust und hat einen Tag des Glücks, den sie mit ihm, in dem Gefühl wieder geliebt zu werden, auf dem Lande verbringt. Je nach dem Fluge ihrer Phantasie bekommen unter ihren Händen die Vögel ein anderes Aussehen; bald sitzen sie keck und trotzköpfig auf ihren Messingdrähten, bald strecken sie die Flügel weit aus, als wollten sie sehnsuchtsvoll hinaus in die Ferne, bald sitzen sie unbeweglich mit umgestürztem Kopf wie zum Tode verwundet. Als ihr der Geliebte durch Sidonie geraubt und untreu geworden, als er gar ohne Abschied fortgereist, das einzige Licht, das ihr dunkles Leben erhellte, erloschen ist, vermag sie nicht weiter zu leben und sucht den Tod.

Wir haben es mit einer harten Wirklichkeit zu thun, die Noth des Lebens macht sich geltend, die Verhältnisse sind vielfach unerquicklich, die Zahl der schlechten, egoistischen oder schwachen Menschen überwiegt; der Roman verfolgt darin eine, freilich nicht direct ausgesprochene, aber doch sehr bestimmte, für das Pariser Leben nicht eben schmeichelhafte Tendenz, und der Schluß, der vom rein künstlerischen Standpunkte ein Fehler ist, das grausige Ende Risler's, der sich erhängt, erklärt sich durch dieses Streben, die Lection um so eindringlicher zu machen.

Fast ungetheiltes Lob verdienen die Technik, die Mache, der Stil, das Geschick der Anordnung und Darstellung; und unsere sowol, wie die meisten englischen Romanschriftsteller können hier in die Schule gehen; die Sorgfalt und Sauberkeit in der Ausführung erstreckt sich bis auf jedes Detail. Im ersten Capitel, das die Hochzeit Sidoniens und Risler's beschreibt, werden wir sofort in medias res geführt, lernen fast alle auftretenden Personen kennen, deren Vorgeschichte wir in ungezwungener Weise in den nächsten Capiteln erfahren. Mit Risler's höchstem Glück beginnt das Buch, mit seiner Verzweiflung schließt es, und die Einheitlichkeit des Interesses bleibt stets bewahrt, die Personen, wie sie räumlich einander nahe wohnen, sind auch durch die Geschicke mit einander verflochten. Nirgends stören grobe Unwahrscheinlichkeiten, Alles schließt sich eng an einander, das Eine greift wie von selbst in das Andere ein. Auch die an sich wenig interessanten Nebenpersonen: Herr Chèbe, l'illustre Delobelle, Mademoiselle Planus ma sœur, werden Capitalfiguren durch die Schärfe der Charakteristik, und bei ihrer Zeichnung lugt denn auch in dem sonst so ernsten Buche der Humor hervor. Der Dichter beobachtet und sieht vortrefflich, er hat nähere Kenntniß von manchen Gewerben, die er gut zu verwerthen versteht, und er weiß durch Genauigkeit auch in dieser Beziehung den realistischen Eindruck zu erhöhen. Aber die Beschreibung, mit der sonst oft solch ein Mißbrauch getrieben wird, drängt sich noch nicht gerade störend hervor, ist noch nicht Selbstzweck; das Aeußerliche, Localität, Mobiliar, Kleidung erlangen eben nur Wichtigkeit, insoweit sie mit der Handlung, den Charakteren in enger Verbindung stehen; auch die Natur wird stets

nur in Wechselwirkung mit dem Menschen geschildert, seine Stimmung wiederspiegelnd oder beeinflussend. Die Erzählung wird oft noch wirksamer dadurch, daß der Dichter das, was er uns mittheilen will, Andere sehen läßt, und wir so noch gleich die Wirkung, welche das Entdeckte auf die Personen ausübt, mit beobachten. Wir erfahren von den nächtlichen Gängen Sidoniens und Fromont's, indem Gardinois sie belauscht; Planus zischelt seiner Schwester den Namen der unheilvollen Frau in's Ohr, und das Ende Risler's ahnen wir durch die Angst hindurch, welche das Geschwisterpaar bei seinem Verschwinden empfindet; Alles wird eben möglichst in Handlung übersetzt. Auch versteht der Dichter die Erzählung in einzelne eindrucksvolle, jede wieder für sich ein kleines Ganzes bildende Scenen zusammen zu fassen und so schon der dramatischen Behandlung — das Stück ist vor Kurzem mit Erfolg aufgeführt — vorzugreifen, ohne daß man von einem Haschen nach Effect reden könnte. So haben wir: le jour de ma femme, la salle d'attente, Désirées Selbstmordversuch, vor Allem die Nacht vor dem Verfallstage, wo alle Gegensätze sich zusammendrängen: der nichts ahnende Risler, froh über das endliche Gelingen seiner Erfindung, den Kopf voll von hoffnungsreichen Plänen aus der Brauerei kommend; der ehrliche Cassirer in Verzweiflung über seinen Büchern rechnend und dem unvermeidlich scheinenden Bankerott entgegensehend; die erleuchteten Fenster der ersten Etage, wo Sidonie einen glänzenden Ball gibt, während im Erdgeschoß nur eine Nachtlampe brennt und Claire mit wundem Herzen abwechselnd am Bett des Mannes und des Kindes sitzt; dann das brüske Aufwachen Risler's aus seinem Gefühl der Sicherheit, der nun der herbeigeschleppten Frau den vom Verführer geschenkten Schmuck vom Leibe reißt, indessen oben die Musik noch weiter tönt und die Gäste ruhig weiter den Boden stampfen, nicht wissend, daß ihre Wirthin im Ballanzuge in das Schneegestöber hinausgeflohen ist. Aber nicht blos die grellen Farben weiß er so aufzutragen, auch die weichen hat er auf seiner Palette, und Niemand wird ohne Rührung die Schilderung von Désirées Begräbniß lesen. Während die Scheinmenschen, die Komödianten, eine künstliche Thräne zerdrücken, und der eitle Vater mit Befriedigung wahrnimmt, daß zwei Kutschen dem Zuge folgen, sieht die Mutter hinter den geschlossenen Jalousien von oben dem Sarge des einzigen Kindes nach und flüstert leise, fast wie zu sich selbst, die Hand unbewußt mit dem Gestus einer Irren bewegend: Adieu, Adieu! „und so leise auch dies Lebewohl geflüstert ward, Désirée hat es sicher gehört."

In Summa, das Buch ist keine geniale, aber eine respectable und erfreuliche, des ihr gewordenen Preises würdige Leistung.*)

Daudet hat seitdem einen anderen zweibändigen Roman: „Jack, mœurs contemporaines." Deux Volumes (Paris, Dentu. 1876) geschrieben, der auch eine Anzahl von Auflagen erlebt und einen Uebersetzer in's Deutsche gefunden hat**), der aber bedeutend schwächer ist und die Mängel seiner Manier deutlich verräth. Jack, Sohn eines unbekannten Vaters und einer der Halbwelt angehörigen Pseudogräfin, von dieser anfangs mit launischer und wenig umsichtiger Zärtlichkeit erzogen, wird, nach-

*) Im zweiten Nachtrag zu seinem literarischen Wegweiser für gebildete Laien widmete H. Klüpfel auch unserem Fromont einige Zeilen: „Die Bedeutung dieses Romans liegt in der Schilderung des Arbeiterstandes und seines Ringens mit dem Bürgerstande, wobei gezeigt wird, welche sociale Zerrüttung die in diesen Kreisen herrschende atheistische Gesinnung zur Folge hat." Mit diesen Worten ist angegeben, wovon der Roman nicht handelt; aber das kommt bei den Massenbesprechungen heraus, bei denen die Recensenten die Bücher, über die sie Urtheile zu fällen vorgeben, oft wol noch nicht in der Hand gehabt haben. Herr Klüpfel aber, der nicht der erste beste Literat, sondern Historiker von Fach und Universitätsbibliothekar ist, sollte doch bedenken, daß nach solchem Verfahren die „gebildeten Laien" jedes Zutrauen auch da verlieren müssen, wo seinen Kritiken eine wirkliche Kenntnißnahme von den Büchern vorangegangen ist.

**) Jack. Zeitgenössische Sittenbilder von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, 1877. Verlag von Eugen Grosser.

dem ein Versuch, ihn in ein ernstes, von Priestern geleitetes Institut zu bringen, an der Eitelkeit der Mutter gescheitert ist, als kaum achtjähriger Knabe einem elenden, von einem miserablen Menschen geleiteten Pensionnate übergeben, wo die wenigen Zöglinge, meistens heißen Ländern entstammt, frieren, mangelhafte Kost bekommen, und von jämmerlichen, schlecht bezahlten Lehrern einige Lectionen erhalten. In einen derselben, den Vicomte d'Argenton, einen nichtigen Dichterling, verliebt sich die Mutter dauernd und leidenschaftlich, nachdem sie ihn auf einer zur Anlockung des Publicums arrangirten séance littéraire in dem Institut kennen gelernt hat, und verläßt seinetwillen den Mann, der sie bisher unterhalten. Jack, dem das Pensionnat zuletzt unerträglich geworden, entläuft in einem aufregenden Nachtmarsch zu seiner Mutter, die mit ihrem inzwischen durch eine Erbschaft zu Vermögen gekommenen Poeten eine Villa einige Meilen von Paris bewohnt; er verbringt dort einige glückliche Monate, meist sich selbst überlassen, und verkehrt viel im Hause eines trefflichen Dorfarztes, dessen elternlose Enkelin Cäcilie seine Gespielin wird. Aber auf Veranlassung d'Argenton's, der ihn haßt, wird er trotz des Widerstrebens seiner Mutter und seiner noch zarten Gesundheit als angehender Arbeiter in eine Maschinenfabrik unweit der Loiremündung gebracht, ringt dort mühsam, sein besseres und intelligenteres Selbst in der rauhen Umgebung nicht ganz untergehen zu lassen, kommt in den Verdacht, einen Diebstahl begangen zu haben, und wenn auch seine Unschuld erkannt wird, so zieht doch der Doctor nunmehr seine Hand von ihm, der nur von seinem angeblichen Fehltritt unterrichtet, dem seine Schuldlosigkeit von d'Argenton böswillig verschwiegen ist. Einige Jahre fährt er als Heizer auf dem Meere umher, rettet sich aus einem Schiffbruche und kommt mit zerrütteter Gesundheit, an Trinken gewöhnt, in seinem ganzen Wesen vergröbert, zu seiner Mutter zurück, die jetzt mit ihrem Dichter in Paris lebt, wo dieser mit seinen Genossen eine Revue redigirt. Als Reconvalescent verbringt er noch einmal eine kurze glückliche Zeit auf dem Lande, in der Nähe des nunmehr von dem wahren Sachverhalte unterrichteten Doctors und seiner inzwischen herangewachsenen, ihm treu gebliebenen Cäcilie. Auf Anrathen dieses Mannes beschließt er, nochmals als Arbeiter in eine Fabrik zu treten und zugleich durch Studien sich für den Beruf eines Chirurgen vorzubereiten, um sich die Hand der Geliebten zu verdienen und dereinst die Praxis ihres Großvaters übernehmen zu können. Während er ernsthaft an der Verwirklichung dieses Planes arbeitet, nimmt er auch seine Mutter zu sich, die zu ihm flüchtet, weil ihre Lage bei dem egoistischen d'Argenton unerträglich geworden; schließlich verläßt sie ihn aber doch wieder, trotz aller Abmahnungen, um zu jenem zurückzukehren, und auch Jack's Geliebte wird durch boshafter Weise ihr gemachte Enthüllungen über bisher sorgfältig geheim gehaltene, trübe Familienverhältnisse bewogen, zu erklären, daß sie ihn nicht mehr heirathen könne. So von Allen sich verlassen sehend, durch keine Hoffnung mehr aufrecht erhalten, bricht er moralisch und körperlich zusammen und muß in's Hospital geschafft werden. Seine Geliebte kommt gerade noch zeitig genug, um ihm die letzten Augenblicke zu verschönern, während seine Mutter ihn nur noch als Leiche trifft. Auch dieses Buch endet so mit einem Mißklang: die Mutter ruft bei dem Eintritt mit einem Schrei des Entsetzens fragend aus: „Todt?" Und der Doctor antwortet mit wilder Stimme: „Nein, befreit."

An diesen Kern schließen sich verschiedene, mit großer Breite ausgeführte, die Entwicklung vielfach unterbrechende Episoden. So die Erzählung des traurigen Geschicks von Cäciliens Mutter, die, von einem gewandten Abenteurer bethört, erst auf der Hochzeitsreise erfährt, daß sie einem Betrüger die Hand gereicht hat, und die nach der Geburt der Tochter am gebrochenen Herzen stirbt. So die Geschichte von Mâdou, dem Sohne des Königs von Dahomey, der in dem Institut mit Jack Freundschaft schließt, anfangs bevorzugt wird, so lange man glaubt, mit ihm glänzen und dabei viel Geld gewinnen zu können, dann aber, als sein Vater entthront und die Geldquelle versiegt ist, in jeder Weise mißhandelt, zum Kaminheizen und Stubenreinigen verwendet wird, entläuft, seinen Talisman verliert und, wieder eingefangen, stirbt.

Ebenso wird in der Maschinenfabrik unsere Aufmerksamkeit auf die Familie Roudic abgelenkt, bei der Jack wohnt; die unschöne, aber energische Schwester Roudic's, Zénaïde, erheirathet sich einen stattlichen Zollbeamten; die schöne, aber indolente Frau hat eine Liebschaft mit dem Neffen ihres Mannes, einem Taugenichts, der, vom Dämon des Spiels beherrscht, mit Wissen der Frau die Mitgift seiner Tante Zénaïde stiehlt und Jack in den Verdacht dieses Vergehens bringt.

Mehr noch als in Fromont macht der Verfasser hier den Moralisten, was er in seinen Erstlingswerken durchaus nicht that, und in der Widmung an seinen „Freund und Meister" Flaubert nennt er selbst den Roman ein Buch des Mitleids, des Zorns und der Ironie. Fast alle hier geschilderten Verhältnisse sind illegitim, ungesund, wurmstichig, zerfressen, und wenn wir über die Menschheit nach der großen Mehrzahl der hier vorgeführten Exemplare urtheilen wollten, müßten wir die unvortheilhafteste Meinung von ihr erhalten. Obenein haben die besseren Menschen wenig Leben, und der Vertreter des Volks, der hausirende Hutverkäufer Belisar, dieses Muster von Resignation, Güte, Hingebung und Geduld, ist eine reine Abstraction und obenein in seinem Aeußern zu einer lächerlichen Carricatur gemacht. Jack selbst ist der Repräsentant all' der Kinder, die keinen Vater, keine Mutter haben, welche sie lieben könnten, die ohne Namen, ohne Familie, ohne Herd aufwachsen, von den Wogen des Lebens umhergetrieben, bis sie untergehen. Aber nur als Knabe flößt er uns durch Treue der Charakteristik, durch kleine rührende Züge lebhafte Theilnahme ein; später merkt man zu sehr, daß er nur als Typus verwandt wird, damit der Verfasser seine These durchführen kann. Dagegen sind die elenden Literaten, die déclassés, die ratés mit großer Wahrheit und feinster Beobachtung gezeichnet, ebenso die Mutter mit ihrem Vogelgehirn, von jeder Laune und Stimmung abhängig, ein unverbesserliches großes Kind, dabei doch in ihrer Art der Aufopferung und Hingabe fähig. Wir begreifen, daß Daudet gerade in den Kreisen, in denen er sich bewegte, die Menschheit nicht hochachten lernte und daß er das literarische Zigeunerthum, dessen Schilderung so sehr im Vordergrunde steht und auf das er es ganz besonders abgesehen hat, auch am besten kannte; ob aber der Mann, der Jahre lang Secretär des Grafen Morny war, zum Moralprediger berufen ist, mag denn doch dahingestellt bleiben. Wir vermissen daher auch sowol die wirklich aus dem Herzen kommende sittliche Indignation, als auch diese Liebe zu den Menschen, die selbst unter dem Zürnen noch hervorsieht, uns gegen Schwächen und Lächerlichkeiten nachsichtig sein, sie mit Humor behandeln läßt. Er sagt einmal schön, daß es in den Augen des Kindes einen Farbstoff gäbe, der so lange daure, als die Unwissenheit seiner ersten Blicke; in dem Maße aber als es heranwüchse, verlöre Alles, was es früher bewunderte, seinen Glanz; die Dichter seien nun Männer, welche die Kinderaugen bewahrt hätten. In seinen früheren Werken, namentlich in seinen „Lettres de mon moulin", hat er auch noch etwas von diesen Kinderaugen; in „Jack" aber ist das phantastische, liebenswürdige Element ganz verschwunden. Wir begegnen da dem ausgesprochensten, aus einem parti pris hervorgegangenen Pessimismus, einer vornehmen Kühle, die, über den Dingen stehend, sie eben blos kaltblütig möglichst genau beobachten will, wie das ja seine Landsleute schon mit Recht an seinen „Lettres à un absent" gerügt haben. Ein ausländischer, in Paris mit eingeschlossener Correspondent durfte während der Belagerung kühl genug bleiben, um die kleinen Lächerlichkeiten und Fehler, die sich allem Menschlichen anhaften, auch in jenen Monaten zu sehen, wo die Bevölkerung im Großen sich denn eben doch heroisch zeigte: einem Franzosen stand es übel an, in jener Zeit den ironischen und satirischen Ton anzuschlagen. Man sieht nicht recht ein, was ihm dieses Paris gethan hat, daß es stets nur hingestellt wird als das brutale Ungeheuer, das sich darauf versteht, mit Hilfe des Lasters und des Elends alle Arten von complicirten und seltsamen Uebeln zu schmieden.

Daudet ist ein feiner Beobachter, er sieht namentlich das Aeußerliche der verschiedensten Dinge; hier aber macht er von seiner Virtuosität einen überreichen Gebrauch, oder vielmehr er treibt mit den Beschreibungen einen wirklichen Mißbrauch,

die Ausmalung wird hier oft zur Hauptsache, und vielfach wird uns nur eine Reihe mit der größten Minutiosität auf vielen Seiten ausgeführter Gemälde vorgeführt, da die Maschinenfabrik, dort das Innere eines Schiffsraumes, dann wieder ein Hospital; wie in „Fromont" wird uns ein Begräbniß, eine Hochzeit mit allen Details geschildert und selbst die Aufzählung der Hochzeitgeschenke, welche eine Nebenperson, Zénaïde, erhält, wird uns nicht erlassen. Vieles Derartige wird selbst gewaltsam herbeigezogen, und es ist schließlich denn doch ein Fehler gegen alle Perspective, wenn auch das Fernliegende, mit dem Gange der Erzählung, der Geschichte des Helden nur in loser Verbindung Stehende sich eben so breit macht als das unmittelbar dazu Gehörige; auch ermüdet es auf die Dauer, statt der Seele des psychologischen Vorgangs immer nur die äußere Hülle, das Sichtbare kennen zu lernen. Manche Grellheit berührt unangenehm wie die ausführliche Beschreibung aller Stadien der Trunkenheit Jack's; die Uebertreibung ist nicht immer vermieden, wie wenn die „revue des races futures", welche d'Argenton mit seinen Genossen Jahre lang redigirt, nur einen Abonnenten hat; auch die Unwahrscheinlichkeiten fehlen nicht ganz, und der Doctor muß z. B. dem erst zwölfjährigen Knaben in die Bücherkiste, die er ihm mitgibt, auch Dante eingepackt haben, damit dieser die wirklich schon oft verwendete Episode von Francesca da Rimini vorlesen kann. Der Styl ist weniger sorgsam ausgearbeitet, nicht frei von Manier und leidet an einer gewissen Einförmigkeit.

Kurz, auch dieses Buch zeigt zwar ein bedeutendes Talent und vielseitige Beobachtungsgabe, aber es hinterläßt einen unerquicklichen Eindruck; wir gewinnen den meisten Personen, deren viele uns nur widerwärtig sind, kein volles Interesse ab; das Uebermaß der Beschreibung und des Beiwerks ermüdet; wir fühlen, daß eine möglichst treue und scharfe Abconterfeiung beliebiger Vorgänge zu einem Kunstwerk noch nicht genügt, und wir sehnen uns schließlich aus der hier vorgeführten schlechten Wirklichkeit nach einer Welt, bei deren Aufbau Phantasie, Leidenschaft, Poesie in ganz anderem Grade thätig gewesen. Vorzüge wie Fehler Daudet's sind im Ganzen die der realistischen Schule. Karl Laubert.

Gabriel Conroy.

Gabriel Conroy by Bret Harte. Authorized edition. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1876.

Bret Harte hat sich schneller bei uns eingebürgert, als es sonst einem auswärtigen Dichter zu gelingen pflegt; er gehört mit seinen „Argonautengeschichten" zu den entschiedenen Lieblingen unseres Publicums, und auch Diejenigen, denen der Gegenstand gar nicht behaglich ist, bewundern die wirklich seltene Virtuosität der Darstellung.

Von dem neuen Roman „Gabriel Conroy" sind bereits verschiedene Uebersetzungen erschienen*), und auch der Abdruck des Originals bei Tauchnitz wird begierig gelesen. Was man von dem Eindruck des Buches hört, scheint nicht völlig den Erwartungen zu entsprechen; überall freilich erkennt man die Hand des ausgezeichneten Künstlers; aber der Stoff sieht gegenwärtig fremder aus als der näm-

*) Wir empfehlen unsern Lesern ganz besonders diejenige von Udo Brachvogel (drei Bände, Stuttgart, Ed. Hallberger. 1876), welche die „einzige autorisirte Uebersetzung" und „dem amerikanischen Dichter von seinem deutsch-amerikanischen Uebersetzer" zugeeignet ist.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

liche in den früheren Novellen. Es ist von Interesse, sich über die Gründe zu verständigen.

Gabriel Conroy ist ein erster Versuch und muß als solcher beurtheilt werden; ein Versuch, zu dem der Dichter mit Nothwendigkeit getrieben wurde, der aber für den Dichter selbst eine Studie sein muß, die Gesetze der neuen Kunstform an der eigenen Erfahrung zu prüfen. Ich setze hinzu: eine sehr bedeutende Studie.

Es ist für einen fruchtbaren Novellisten dringend nothwendig, sich einmal auf einem größeren Raum zu bewegen, auf einem Raum, wo er gleichsam die Ellbogen frei hat. Die Novelle verführt dazu, nur eine bestimmte Seite des Talents auszubilden, und eine große Virtuosität geht leicht in Manier über. Aber der Uebergang von der Novelle zum Roman ist nicht so leicht, als es den Anschein hat. Es liegt nahe, daß man die Sache so auffaßt, als könnte man verschiedene Novellen mit einander verbinden, wenn man nur immer die nämlichen Personen auftreten läßt und sie durch eine Fabel in Zusammenhang bringt, die sich deutlich markirt. In der That muß aber bei jedem einzelnen Theil des Romans nicht blos die Darstellung, sondern auch die Beobachtung eine wesentlich andere sein, als in der Novelle.

Das ist keine willkürliche Regel, es ergibt sich naturgemäß aus dem Gesetz der Gattungen. In der Novelle statten wir den Figuren des Dichters nur einen kurzen Besuch ab, wir bleiben in der Ferne und sind vollständig zufrieden, wenn das, was wir sehen, durch seine Anmuth oder durch seine Neuheit uns anzieht; es kann sogar ein gewisser Reiz darin liegen, wenn uns noch Manches zu errathen bleibt, ja, wenn wir uns sagen müssen, daß wir das rechte Wort der Charade doch nicht finden werden. Die Meister der Novelle haben zu allen Zeiten von dieser Methode, die Neugier zu spannen, ohne sie eigentlich zu befriedigen, einen oft sehr glücklichen Gebrauch gemacht; unsere Romantiker, Tieck, Hoffmann u. s. w. haben sich eine eigene Doctrin darüber ausgesonnen.

Es ist ungefähr so wie in der Gesellschaft, wenn wir einem interessanten Fremden begegnen, von dem wir keinen Grund haben anzunehmen, daß er uns je näher treten wird. Es geht uns wol in dem Kopf herum: was mag hinter ihm sein? was hat er erlebt? Aber dies Spiel mit der ungelösten Frage ist uns angenehm, und es beunruhigt uns nicht im Mindesten, wenn an eine definitive Antwort nicht gedacht werden kann.

Ganz anders, wenn wir mit Jemand leben müssen, wenn er uns häufig begegnet, wenn innere Beziehungen eintreten. Hier ist der Zweifel quälend, ja er kann sich zuletzt bis zur Unerträglichkeit steigern.

Ganz so im Roman. Wir verkehren mit den Personen zu lange und zu intim, als daß wir sie als Fremde betrachten könnten; wir müssen uns mit ihnen einrichten können; was in ihnen unberechenbar bleibt, stört selbst unsere Aufmerksamkeit und namentlich unsere Theilnahme.

Ich weiß sehr wohl, daß der Unterschied ein fließender ist, daß es mittlere Kunstwerke gibt, halb Novelle und halb Roman. Das hebt aber den wirklichen Unterschied der Gattungen nicht auf; und hält man „Gabriel Conroy" z. B. neben „The luck of the roaring camp", so hat man keine Beweisführung nöthig, um sich zu sagen, daß man zwei verschiedene Gebiete betritt.

Es ergibt sich aus diesem Unterschiede mit Nothwendigkeit die verschiedene Methode der beiden Gattungen. Bei dem Novellisten genügt es, wenn er uns reizt und unterhält; er wendet gefällig seinen Gegenstand nach verschiedenen Seiten und bringt dadurch Reflexe hervor, die uns im Grunde mehr interessiren, als der Gegenstand selbst. Von dem Romandichter dagegen verlangen wir, daß er uns mit dem Innern der Menschen bekannt macht. Wenn wir mit dem Buch zu Ende sind, müssen wir sie gründlicher verstehen, als da sie uns zuerst vorgestellt wurden. Darnach richtet sich die ganze Composition: der Augenblick, wo uns in einem eclatanten Fall der Schlüssel zu den verborgenen Motiven des Helden gereicht wird, wo wir also gleichsam befähigt

werden, seinen ganzen Charakter aus dem springenden Punkt heraus zu construiren, ist die wahre Peripetie des Romans.

Für Bret Harte ist der Uebergang aus der einen Kunstform in die andere um so schwieriger, mit je größerer Virtuosität er die eigenthümliche Methode der ersteren ausgebildet hat. Er gibt in seinen Novellen gar keine vollständigen Umrisse, sondern blos einzelne Punkte, Striche, Schattirungen: man darf ihnen nicht zu nahe treten, findet man aber den richtigen Standpunkt, so combiniren sich jene scheinbar ungeordneten Striche zu sehr charakteristischen Physiognomien. Auch seine Farbe, glänzend und selbst blendend, breitet sich nicht gleichmäßig über das Ganze, sondern wird nur in einzelnen Theilen ausgeführt; die Phantasie wird dann angeregt, die Lücken auszufüllen. Mitunter wird man an Makart erinnert: es ist nicht blos der märchenhafte Glanz der Farbe, der diese Bilder auszeichnet, sondern auch die dämonische Macht der Charakteristik in einzelnen Zügen. Allein diese Züge finden sich zu keinem Ganzen zusammen, wenigstens tritt die Seele nicht als das Bestimmende hervor.

Es war doch nicht blos das erstaunliche Talent, welches Bret Harte die große Popularität verschafft hat, sondern zum Theil auch die Neuheit des Gegenstandes. Es waren fremde, erstaunliche Gestalten, wie sie noch kein Dichter gezeichnet; Gestalten wie aus einer andern Welt, die auf's Aeußerste die Neugier anregten. Was aber ein Vortheil war für die Novelle, ist für den Roman sehr bedenklich, da es dem Dichter nicht gelingt, die Fremdheit aufzuheben.

In früheren Zeiten hat unser Sealsfield etwas Aehnliches versucht. In seinem „Virey", in „Süden und Norden", im „Cajütenbuch" vergeht uns zuweilen Hören und Sehen, wir werden von dem Wirbel einer übermächtigen Natur erfaßt und verlieren die Besinnung; während des Rausches glauben wir in gehobener Stimmung zu sein, aber dann kommen die Nachwehen.

Und doch wollte Sealsfield nicht blos blenden und in Erstaunen setzen, er hat auch einen didaktischen Zweck: er will uns zeigen, wie in jener wilden Natur die Civilisation Wurzel faßt. So in den Ansiedlungen in Louisiana oder Texas. Im „Cajütenbuch" behauptet der Held, es wäre unter den Ansiedlern zwar viel wüstes Gesindel, aber noch lange nicht genug: nur durch hart gesottenes Volk konnte die schwere Arbeit gethan werden.

Was aber wollen die Squatter in den Grenzdistricten Mexico's sagen im Vergleich zu den Wilden der Civilisation, die zuerst in Californien Gold suchten! Jene Squatter kommen aus geordneten sittlichen Zuständen heraus, wie z. B. Nathan, der berühmte Regulator, und bemühen sich wiederum, geordnete Zustände zu schaffen; sie arbeiten unablässig und hart, sie sparen und sind auf die Zukunft bedacht, sie strafen Jeden, der sich gegen die Ordnung vergeht, freilich in etwas summarischer Weise.

Ganz anders die californischen Zustände, die uns Bret Harte und Mark Twain vorführen. Hier haben wir den wirklichen Auswurf einer verderbten Civilisation, und eine Arbeit, die zwar schwierig genug ist, aber zu keiner Ordnung führen kann, weil der schwindelnde Wechsel des Besitzes zu rasenden Verschwendungen verleitet. Lauter Gesindel der schlimmsten Art, Säufer, Spieler, Diebe und Mörder. Dabei kleiden sich die Herren nach dem modernsten Schnitt, aber selbst ihre Sprache ist roh und verwildert.

In dieser wüsten Gesellschaft spielen die Frauen eine große Rolle; aber was für Frauen! Man kann es Bret Harte nur Dank wissen, daß er uns nicht zu gründlich mit ihnen bekannt macht.

Nun hat allerdings der Staat Californien eine großartige, ja wunderbare Entwicklung gehabt; wie diese aber möglich wurde, das erfahren wir bei Bret Harte keineswegs. Freilich sieht es zuweilen so aus, als wolle er zeigen, wie aus dem Auswurf einer Civilisation, die sich ordnungslos und willkürlich zusammenfindet, eine wirkliche Ordnung hervorgeht: er zeigt, daß auch im verhärteten Verbrecher eine menschliche Regung zurückbleibt, und durch das Mitleid zu den edelsten Aufopferungen

angeregt werden kann. Man kennt die reizenden Geschichten, denen diese Paradoxie zu Grunde liegt.

Aber das Alles ist doch mehr poetisch rührend, als sittlich belehrend gedacht, wie es für das kleine Bild einer Novelle vollkommen genügt, aber nicht, wo es sich um ein gesammtes Sittengemälde handelt.

Der Roman „Gabriel Conroy" scheint uns in bereits geordnete Zustände einführen zu sollen. Zu Grunde gelegt ist ein doppelter Proceß, ein Civilproceß um den Rechtstitel auf eine Goldgrube, ein Criminal-Proceß über eine Mordthat. In beiden sind verschiedene Advocaten beschäftigt, das vorhandene, zum Theil sehr complicirte Recht auf den vorliegenden Fall zu übertragen; das Recht scheint also eine wirkliche Existenz zu haben. Aber wenn wir uns Mühe geben, den Verhandlungen mit Aufmerksamkeit zu folgen, so verwirrt uns der Dichter immer wieder, indem er uns das Recht als flüssig zeigt. Während die Richter den Fall sorgfältig erwägen, hat das Publicum die entschiedene Neigung, durch Lynchjustiz sich selber Recht zu schaffen, und nur der Zufall hindert das Vorhaben. Nicht blos die Verbrecher, sondern auch die Diener des Rechts sind stets mit dem Revolver versehen. Ebenso ist es mit den Civilansprüchen, die auf wunderlich durcheinandergeflochtenen Bestimmungen beruhen, aber alle Augenblicke durch ein summarisches Verfahren unterbrochen werden. In der romantisirten Criminalgeschichte kann es ein recht gutes Motiv sein, wenn das Recht durch gewandte Rabulisten mißdeutet wird, aber man darf doch den Rechtsboden nicht gar unter den Füßen verlieren, sonst erlahmt die Aufmerksamkeit.

Dazu kommt nun, daß der psychologische Theil gerade so behandelt wird wie in den Novellen. Bret Harte weiß ein sehr reiches psychologisches Material aufzutreiben; der Leser wird gereizt, gespannt, er interessirt sich für die Leute. Aber er kommt ihnen nicht näher, er hört nicht auf, sich über sie zu verwundern; selbst Gabriel Conroy, der ein ganz schlichter Mann sein soll, weiß noch im letzten Augenblick den Leser durch einen überraschenden Einfall außer Fassung zu setzen.

Das Beste an dem Roman ist die sinnliche Farbe. Diese ist freilich von einer Schönheit, die vieles Andere wett macht; es sind Schilderungen darin, die sich denen der ersten Dichter an die Seite stellen können. Die Natur folgt dem Gebote des Dichters, ihre seltsamste und ihre edelste Physiognomie zu zeigen.

Und so wird jeder Leser, auch wo ihn das Ganze nicht befriedigt, dennoch reiche Ausbeute davon tragen.

Wenn es dem Dichter einmal gelingt, die kolossalen Mittel, über die er verfügt, einem künstlerischen Zweck unterzuordnen, uns nicht blos interessante und bedeutende Physiognomien zu zeigen, sondern auch den innern Kern, den sie ausdrücken sollen, so kann er noch Außerordentliches leisten: etwas von seiner Virtuosität wird er freilich dabei opfern müssen.

Julian Schmidt.

Europa's Kampfbereitschaft.

H. M. Hozier, Europa's Kampffähigkeit, übersetzt von Dr. M. Waldeck. Berlin, Liepmannssohn. 1876.

Der in preußisch-militärischen Kreisen viel bekannte Oberstlieutenant in englischen Diensten Hozier hat bereits im Januar 1875 unter dem vorstehenden Titel ein Schriftchen erscheinen lassen, welches einiges Aufsehen zu machen bestimmt war. Es soll, wie es in ihm heißt, „die augenblickliche Lage Europa's einer Untersuchung unterziehn, um über die Gründe Gewißheit zu verschaffen, welche vielleicht zu einer Entfaltung der Streitkräfte der verschiedenen Staaten führen könnten, wie über die Stärke dieser Kräfte, falls deren Verwendung wirklich nothwendig werden sollte." Für die

angestellte Untersuchung möchte es kein vorzugsweise günstiges Vorurtheil hervorrufen, wenn es sich erweist, daß ihr die politische Lage, wie sie augenblicklich sich gestaltet hat, wesentlich entzogen blieb. Und in der That geben die Mehrzahl der auf nur wenige Seiten niedergelegten Behauptungen sehr lebhafte Anregung zum Widerspruch.

Zunächst ist Frankreich in seiner militärischen Reorganisation viel weiter gediehen, als dies der Verfasser annimmt. Des Landes über alle Voraussetzung hinaus nachhaltig entwickelter Wohlstand gestattet ihm nicht allein, fast ungemessene Mittel auf die materielle Ausstattung seines Heeres und auf die fortificatorische Unterlage seines Vertheidigungssystems zu verwenden, er erlaubt ihm auch sein wehrfähiges Personal so allgemein und in der Mehrzahl so anhaltend zu einer militärischen Vorbildung für den Krieg heranzuziehen, wie ihm dies keine andere Großmacht gleichzuthun vermag. Allerdings wird es sich erst erweisen müssen, ob Frankreich, dessen Reichthum zu einem sehr beträchtlichen Theile auf dem soliden Gewerbfleiß und auf der Gewinn bringenden Thätigkeit seiner Einwohner beruht, die kolossale Anspannung der Dienstverpflichtung, welche es denselben zu Ungunsten ihres bürgerlichen Erwerbes auflastet, wird dauernd ertragen können, ohne sich sehr empfindlich zu schädigen. Für den Augenblick, und das fällt hier nur in's Gewicht, treibt es rücksichtslos und leidenschaftlich seine Entwicklung als Militärmacht über jedes Maß hinaus, das seine Nachbarn den entsprechenden Verhältnissen anzulegen sich veranlaßt sahen, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß der ruhmsüchtige Sinn der neuen Gallier bald genug für die Spannung, die ihm zugemuthet wird und die sich in allen Verhältnissen fühlbar machen muß, die Lösung zu suchen, eifrig beflissen sein wird.

Wenn der Verfasser daraus, daß die Abstellung von Mängeln im britischen Heerwesen trotz aller Aufwendung von Mühen und Mitteln seit dem Krimkriege zu verhältnißmäßig nur geringen Resultaten geführt habe, schließen will, daß dies ebenso wenig rasch in Frankreich gelingen werde, so vergißt er eben, daß die Uebelstände in England damals nicht so ad oculos demonstrirt waren, wie dies diesseits des Canals geschehen, und daß das vereinigte Königreich überhaupt seine Größe nie als Militärmacht gesucht hat, als welche Frankreich traditionell seit zwei Jahrhunderten dasteht. Es ist wol möglich, daß sich die militärische Spannung Deutschlands und diejenige Frankreichs noch längere Zeit gegenseitig im Gleichgewicht halten werden, und daß somit das Zünglein der Wage anhaltend in Ruhe bleibt; es würde aber zu falschen Schlüssen führen, wenn man die Existenz der Spannung, wie sie fort und fort vorhanden ist, übersehen wollte. —

Wir können über das hinweggehen, was „die Untersuchung“ über Spanien und Italien, über Skandinavien und Dänemark, über Rumänien und die Türkei, über Belgien und die Schweiz zu Wege bringt, obwol wir meinen, daß häufig Treffenderes zu sagen gewesen wäre. Die Kritik wird aber nicht schweigen dürfen, wenn der Verfasser Rußland's Defensivkraft wol richtig charakterisirt, zugleich aber dessen in seinen inneren Zuständen begründetes Drängen nach Expansion, wie dasselbe sich gegen Centralasien und gegen die Türkei heut zu Tage geltend macht und wie es sich mit nervöser Gewaltsamkeit gegen Alles auflehnt, was ihm auch nur indirect hemmend entgegentritt, gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Es wird überaus schwer sein, die Gährung, in welche die centralen Kreise des gewaltigen Reiches gerathen, ohne daß ihnen ein ostensibler Erfolg der nationalen Politik aufzuweisen wäre, wieder zu beseitigen. Die Eventualität ist nicht abzuweisen, daß Rußland die Großmacht sein könnte, dessen Bundesgenossenschaft Frankreich im Sinne des Verfassers bestimmen würde, den Ausbruch des Krieges zu suchen.

Die Friedensliebe Deutschlands lediglich auf die Persönlichkeit unseres Kaisers und des Kronprinzen, sowie auf die Neigung des Volkes zur Ruhe zurückführen zu wollen, wie es der Verfasser thut, das heißt doch das eminente Friedensbedürfniß übersehen, welches in der geschichtlichen, wie in der socialen Entwicklung Deutschland's begründet ist, und für das gerade Herrscher und Nation das vollste Verständniß gewonnen haben und geltend machen. Wir beklagen mit dem Verfasser, daß sich kein

inniges Verhältniß zwischen England und Deutschland herstellen lassen will; wir glauben aber nicht, daß dadurch, daß man die deutschen Schrift-Typen aufgibt und unsere Bücher mit lateinischen Lettern drucken läßt, sich eine Brücke zwischen beiden Nationen würde bauen lassen. Paris und Pariser Leben haben für den Engländer zu viel Anziehungskraft, als daß er nicht bei seiner Unkenntniß fremdländischer Zustände mit den Wölfen heulen und sich an der Abneigung der Franzosen gegen alles Deutsche vollwichtig betheiligen sollte. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die sociale Annäherung, die sich zu Gunsten der Franzosen auf Pariser Boden bei den Engländern vollzieht, stärker wirkt, als politisches Interesse. —

Wenig glücklich gegriffen ist das, was der Verfasser über das Verhältniß Deutschlands zu Oesterreich sagt. Unzweifelhaft wächst mehr und mehr das Bewußtsein in allen deutschen Kreisen diesseits und jenseits der Grenze, daß beide Reiche mit ihrem politischen Leben auf einander angewiesen sind, und daß ihre Zukunft, soll sie gedeihlich sein, jeden Gedanken an eine neue Bekriegung zu verbannen hat. Nicht die vermeintlich feindselige Stimmung im österreichischen Cabinet, die, wenn sie vorhanden, doch wesentlich paralysirt wird, erzeugt die militärische Spannung Deutschland's. Wir sagten schon, wo ihr Ursprung zu suchen ist. Wie wenig ein Engländer, selbst so intelligent wie Herr Hozier, sich in die nationalen Lebensverhältnisse des Auslandes zu versetzen versteht, das zeigt sich, wenn in dem Schriftchen gesagt ist „der slavische Theil der österreichischen Bevölkerung verdanke dem Feldzuge von 1866 eine freie Staatsverfassung und einen entsprechenden Antheil an der Reichsregierung". Der Verfasser verwechselt jedenfalls Slaven und Magyaren.

Es wird nun einer deutschen und eventuell einer englischen Colonisirung der Donau- und Balkanländer, ja Kleinasiens das Wort geredet. Sollte dieselbe wol jemals möglich sein, so lange nicht ein österreichisches Protectorat über diese Länder gewonnen ist? und wenn dieses mit Hilfe Deutschland's hergestellt sein sollte, würden die empfohlenen Colonieen nicht einer steten Bekämpfung durch Rußland entgegensehen müssen? Hier hat man es doch wol nur mit Vorschlägen zu thun, die kaum etwas Anderes sind, wie pia desideria.

Endlich plaidirt der Verfasser dafür, England ein Heerwesen zu schaffen, das nicht allein eine passive Vertheidigung des Landes zu führen im Stande wäre, sondern das auch vermöchte, einem Angriffe zuvorzukommen und den Kampf in des Feindes Land hinüberzuspielen. Er droht mit dem Einfall einer fliegenden Colonne, die sich London's und Woolwich's bemächtigen würde, und vermeint, ein Volk, welches kühn genug wäre, ein solches Unternehmen in's Auge zu fassen, würde einem mißglückten Versuche Wiederholungen folgen lassen, bis daß endlich ein Gelingen erreicht wäre. Solchen Bedrohungen gegenüber bereit zu stehen, genügten Milizen und Freiwillige nicht, sie repräsentirten nur einen frommen Betrug. Der Verfasser formulirt hiernach seine Wünsche, daß England seiner stehenden Armee eine erhebliche Vergrößerung und seinen Territorial-Massen eine festere Einordnung in sein Vertheidigungssystem geben möchte.

In gewisser Weise mag der seit Erscheinen des Schriftchens veröffentlichte Mobilmachungsplan der englischen Armee den Anschauungen Hozier's Rechnung getragen haben. Im großen Ganzen muß man sich aber doch bei solchen Urtheilen fragen, ob dem Verfasser wol ein volles Verständniß für die Tendenz jeden modernen Heerwesens innewohnt? Dieselbe beruht doch auf dem Anerkenntniß, daß der Friede sowol die Voraussetzung, wie das höchste Bedürfniß europäischer Cultur bildet, und daß der Schutz eines ehrenvollen Friedens zum Endzweck jeder nationalen Bewaffnung geworden ist. — Kommt England in diesem Sinne die Gunst seiner insularen Lage ganz besonders zu Statten, so thut es gewiß recht, wenn es auch die Ausnutzung derselben für seine Vertheidigung vorzugsweise in's Auge faßt. Vervollkommnung seiner Flotte und Organisation eines Küstenvertheidigungssystems, das sind die Momente, welche zuvörderst auf diesem Felde seine Staatsmänner zu beschäftigen haben. Isolirt eine bedeutende aggressive Rolle auf dem europäischen Festlande

spielen zu wollen, das verbietet dem Vereinigten Königreiche ganz unzweifelhaft die eigenthümliche Massenentwicklung, welche die continentalen Großmächte für ihre Heere vorgesehen haben. Auch selbst wenn England die allgemeine Wehrpflicht einführen sollte, werden die Schwierigkeiten, entsprechende Massen über See rasch und plötzlich heranzuführen und sodann dauernd zu basiren, so unüberwindliche bleiben, daß die Aufnahme einer selbständigen Concurrenz mit so compact bewehrten Gegnern sich von selbst untersagt. England ist, will es seine europäische Stellung wahrnehmen, auf Bündnisse angewiesen, wie ihm dies seine Geschichte seit Wilhelm III. darlegt. Dabei wird es seine natürliche Allianz da finden, wo eine analoge Culturentwickelung das Friedensbedürfniß in gleicher Weise zum Austrag bringt, wie dasselbe für es selbst obwaltet. Ihm wird die sicherste Vertheidigung seiner europäisch-politischen und seiner militärischen Interessen in einem engen Anschluß an Deutschland-Oesterreich zuwachsen. J. von Hartmann.

Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Entgegnung.

In Heft 9 der „Deutschen Rundschau" vom Juni 1875 ist aus den bis dahin unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des verstorbenen Generals der Infanterie z. D. von Brandt eine Darstellung der Vorgänge im März 1848 zu Posen herausgegeben worden, in welcher über meinen verstorbenen Vater, den damaligen commandirenden General des V. Armee-Corps, General-Lieutenant von Colomb ein so wenig rücksichtsvolles und nach meiner Ansicht so unrichtiges und ungerechtes Urtheil gefällt wird, daß ich mich verpflichtet fühle, demselben zu begegnen, nachdem ich erst kürzlich das bezeichnete Heft in die Hände bekommen habe.

Zu einer Beantwortung des Inhalts der qu. Darstellung würde eine eingehende Schilderung des Gewirres von einander sich kreuzenden Vorgängen in der Zeit vom 20. März 1848 ab, nachdem die Nachricht von der Freilassung der in Berlin detinirten Theilnehmer an dem polnischen Aufstande des Jahres 1846 nach Posen gekommen war, gehören. — Von einer solchen muß jedoch von vornherein Abstand genommen werden, da eine öffentliche Besprechung der Thatsachen aus dieser unliebsamen Periode, ein an sich keineswegs wünschenswerthes Geschäft, nicht in die gegenwärtige Zeit paßt, in welcher uns, Gott sei Dank, erfreulichere Betrachtungen fesseln. — Es muß der Zukunft überlassen werden, Klarheit darüber zu verbreiten, und der Geschichtsschreiber wird Material genug finden, um die von dem General-Lieutenant von Brandt angegriffenen, mit der denkbar unbelohnendsten Aufgabe betraut gewesenen Personen in das richtige Licht zu stellen. Ich muß mich darauf beschränken, Nachstehendes anzuführen: Der General-Lieutenant von Brandt, welcher am 20. März 1848 das Commando einer Infanterie-Brigade in Posen antrat, mithin weder über Personen noch über Verhältnisse sogleich eine richtige Anschauung haben, über das, was unter der Hand vorging, aber gar nicht unterrichtet sein konnte, ist in seinem Urtheil über die Sachlage selbst schwankend gewesen. Es heißt S. 397 des bezeichneten Heftes der „Rundschau":

„Hätte er (General-Lieutenant von Colomb) sofort die Initiative ergriffen, die Provinz in Belagerungszustand erklärt, das Comité auseinandergesprengt und den Bewohnern Posens ernstlich zu wissen gethan, er werde die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln, sobald sich die mindeste Unordnung offenbare ꝛc." Aber auf S. 400:

„Ich näherte mich der Gruppe und hörte, wie jene Herren ihr Erstaunen über die militärischen Vorkehrungen ausdrückten. „Wir geben Ihnen unser Ehrenwort," sagten sie, „daß keine Seele daran denkt, auch nur einem Deutschen ein Haar zu krümmen; was quälen Sie die Soldaten unnütz, was fürchten Sie? — Wer würde so rasend sein, Sie unter den Kanonen der Forts anzugreifen! —" Die Leute, es

waren der Graf Wociech Mielczynski und Herr von Potworowski, hatten im Grunde ganz Recht. Ein Piket von 20 Mann und ein Officier, einige disponible Mannschaften in einigen Alarmhäusern und eine Verstärkung der Hauptwache hätten dieselben Dienste geleistet."

Hier sieht General-Lieutenant von Brandt die Sache schon ganz anders an, und beide Aeußerungen desselben handeln doch vom 20. März. Hier ist von der Bedrohung der Einäscherung der Stadt, welche unter den damaligen Verhältnissen wol sehr laut und wahrscheinlich zu großem Nachtheil nach Berlin hätte hinüberklingen müssen, schon nicht mehr die Rede. Später hatte General-Lieutenant von Brandt, welcher selbst eine Colonne gegen die polnischen Insurgenten führte, noch mehr Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß die Stadt Posen der am wenigsten gefährliche Punkt sei. Derselbe hat auch später eingesehen, daß die Bedrohung der Verwandlung dieser Stadt in einen Schutthaufen, wenig geeignet, den Aufstand auch in der Provinz zu dämpfen, diesem die beste Nahrung gegeben, vielleicht auch, daß diese Maßregel selbst die Deutschen, welche sich stets auf Seite des commandirenden Generals befunden haben, der preußischen Regierung entfremdet und den Polen in die Arme getrieben haben würde, ja daß noch weit schwerere Folgen dadurch hätten herbeigeführt werden können. Er sagt selbst später (s. Heft 12 der „Deutschen Rundschau" vom September 1876, S. 424) „ꝛc. aber dann kamen eine Menge Mittheilungen über die Verhältnisse in Breslau und Berlin, die zur Vorsicht trieben. So hieß es in einer derselben vom 9. April, angeblich von sehr zuverlässiger Seite, daß es mit dem Beginn des Kampfes im Posen'schen erst recht toll in Berlin und Breslau losgehen sollte ꝛc. ꝛc. Ja von Berlin selbst her sollen aus höheren Regionen Weisungen zur Vorsicht und Schonung gemahnt haben." Daß das Letztere der Fall gewesen, davon sind die Beweise vorhanden. Ferner möge hier ein Passus aus der gedruckten „Denkschrift des Ministeriums des Innern über die Ereignisse im Großherzogthum Posen seit dem 20. März 1848" (S. 28) Platz finden. Es heißt daselbst:

„Es ist hier am Orte nachzuholen, daß der commandirende General von Colomb zu der Zeit, als die polnische bewaffnete Macht sich vollständig organisirte, nicht die hinreichenden militärischen Kräfte zu seiner Disposition hatte, um diese Rüstungen, die auch in Westpreußen versucht wurden und für die im polnischen National-Comité sich eine eigene Abtheilung des Krieges befand, gleich im Entstehen zu beseitigen. Am 24. März empfing Herr von Colomb die Anweisung vom Kriegsministerium, von den angrenzenden General-Commandos sich mit den nöthigen Verstärkungen zu versehen, wovon denn auch Gebrauch gemacht wurde ꝛc. ꝛc." Der Minister des Innern ferner sagt in einem Schreiben an den, damals in besonderer Allerhöchster Mission in Posen befindlichen, General von Willisen vom 8. April (erwähnte Denkschrift):

„Der Herr General von Colomb ist von dem Herrn Kriegsminister ersucht, zur Anwendung der äußersten Mittel nicht früher zu schreiten, als bis Ew. Hochwohlgeboren auf einen friedlichen Erfolg verzichten."

Endlich heißt es in dem gedruckten offenen Briefe des damaligen Majors im Generalstabe von Voigts-Rhetz an den General von Willisen S. 26:

„Jedenfalls leitete diese Angelegenheit (der Abschluß der Convention von Jaroslawiec durch den General von Willisen) auf ein so unbestimmtes Gebiet der Rechte und Pflichten, daß man dem General von Colomb nur mit Unrecht daraus einen Vorwurf machen würde, wenn er sich in das Geschehene fügte und der zweifelhaften Hoffnung Raum gab, daß der Friede auf dem von Ihnen vorgeschlagenen Wege erhalten werden könne. Der General hatte diese friedliche Gesinnung zu unzweifelhaft durch seine ganze Handlungsweise dargelegt, als daß er nicht das letzte Mittel hätte ergreifen sollen, welches noch möglich erschien.

„Er war außerdem durch den Kriegsminister dringend eingeladen, den Waffengebrauch so lange auszusetzen, bis Sie die Möglichkeit der friedlichen Lösung der Schaaren aufgeben würden; sollte er jetzt Ihre Capitulation zerreißen und mit dem Schwerte dreinschlagen? —

„Die Polen würden dann nicht gesäumt haben, zu sagen: wir sind verrathen worden, da es jetzt schon Leute gibt, die die Schamlosigkeit bis zu dieser Behauptung auszudehnen die Stirn haben.

„Der ungeheueren Verantwortlichkeit des Moments gegenüber würde aber den General von Colomb der Vorwurf der Voreiligkeit, der Halsstarrigkeit getroffen haben, wenn er am 11. April dennoch losgeschlagen hätte. Deshalb sagte ich, daß der General von Colomb, der höchsten durch Sie repräsentirten Staatsgewalt weichend, und in der Hoffnung, daß Ihre Mission zu einem friedlichen Ziele führen werde, den Angriff aufgab. Er that es am 7., er that es am 11. April, so sehr er zu besorgen Ursache hatte, daß seine Hoffnung eine trügerische war. —

„Später fügte er sich ebenso Ihrer Requisition vor Miloslaw, trotz der in Trezemosno und Wreschen stattgehabten scheußlichen Mordscenen, und entschloß sich erst, den gordischen Knoten zu zerhauen, als die Convention von Jaroslawiec nicht mehr bindend sein konnte und nur durch ein energisches Einschreiten das Auflodern des blutigsten Bürger-, Racen- und Religionskrieges noch vermieden werden konnte. Er nahm das Recht in Anspruch, welches ihm die Noth aufnöthigte.

„Sollte aber auch dieses Recht verkannt werden, so wird der General von Colomb, nachdem er länger als ein halbes Jahrhundert auf Preußens Schlachtfeldern für des Vaterlandes Ruhm und Größe gefochten, sich am späten Abend seines Lebens mit dem Bewußtsein zu trösten wissen, daß seine Handlungsweise da gebilligt wird, wo Billigkeit allein noch Werth für ihn haben kann!"

Im December 1876. von Colomb,

General-Lieutenant und Commandant von Cassel.

„Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller."

Aus Crefeld wird uns von hochachtbarer Seite folgendes geschrieben:

Der Verfasser des im Septemberheft (1876) der „Rundschau" mitgetheilten Briefes an Schiller aus Crefeld, vom 10. Juli 1795, ist nicht, wie der Einsender der Berichtigung (Decemberheft, S. 493) vermuthet, Fr. Hr. von der Leyen, sondern Engelbert vom Bruck.

In einer Selbst-Biographie dieses Letztern, gegenwärtig im Besitze der Familie vom Bruck, findet sich eine hierauf bezügliche Aufzeichnung:

„machte Schiller über einige seiner Aufsätze in den Horen Bemerkungen, die, wie ich im Verfolg fand, nicht unbeherzigt blieben."

Auch eine Abschrift des Briefes selbst befindet sich unter den hinterlassenen Papieren, und zwar in den Händen einer Urenkelin des Briefstellers.

Engelbert vom Bruck lebte von 1739 bis 1813; er betrieb ein Geschäft für eigne Rechnung, war aber auch um die Zeit von 1795 Buchhalter in dem Geschäfte Fr. u. Hr. von der Leyen; das Siegel des Briefes ist also unzweifelhaft das im Comptoir benutzte Geschäftssiegel der damaligen Firma: F & HVDL.

Obgleich schon früh dem Kaufmannsstande gewidmet, war vom Bruck von Jugend auf für Wissenschaft und schöne Literatur begeistert und fand, trotz der angestrengten geschäftlichen Thätigkeit Zeit und Muße, seinem Drange nach geistiger Bildung zu genügen. Er war vielfach publicistisch und literarisch thätig, aber, als Nicht-Gelehrter bescheiden, trat er mit seinem Namen nicht hervor.

Er war ein vielgerühmter Redner und Meister vom Stuhl in der Loge, betheiligte sich wirksam an dem öffentlichen und politischen Leben seiner Zeit und ist der Stammvater einer Familie, welche noch heute in unserer Stadt blüht.

Crefeld, Ende December 1876.

γτ. **Die Russen in Turkestan.** Nach den Skizzen von D. Iwanow. Deutsch von A. v. Drygalski. Stuttgart, A. Auerbach. 1876.

„Im turkestanischen Gebiete erscheint als der russische Pionier, als der erste Colonisator, der Soldat. Er bahnte sich den Weg, eroberte Plätze und siedelte sich an. Alle Mühe der Colonisation fiel zunächst ihm zu. Er baute Befestigungen, Häuser, Kasernen; er, ebenso, brach nieder, säuberte — mit einem Wort, er brachte die neue Colonie zuerst auf die Beine und gründete die russischen Grenzburgen, inmitten einer zahlreichen, feindseligen Bevölkerung, gleich Felsen im Wüstensand. Doch nie war es ihm beschieden, lange die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Kaum hatte der neue Vorposten europäischer (?) Cultur einigermaßen Wurzel geschlagen, so trieb ein neuer Krieg die soldatischen Werkleute weiter vorwärts, immer vorwärts. Neue Orte, neue Mühe, neue Arbeit."

Mit diesen Worten ist der Lebenskreis umzogen, dem die Bilder entnommen sind, welche hier skizzirt wurden. Der russische Officier und der russische Soldat treten vor uns in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, weit hinausgeschoben über die Grenzen ihrer nationalen Heimath, mit nur einseitig militärischen und überaus kärglich bemessenen Hülfsmitteln verpflanzt in eine nahezu vollständige Isolirung, von der aus sie nicht allein ihre Existenz zu vertheidigen, sondern auch sich als Herren des Landes und als Herrscher über die eingeborne, ihnen in jeder Weise fremde Bevölkerung zu erhalten haben. Jedes einzelne Bild, das geboten wird, trägt das vollste Gepräge der Lebenswahrheit; knapp, pikant und präcis im Ausdruck, durchaus charakteristisch und scharf in der Zeichnung, nirgends sich in Verschwommenheit oder Reflexion verlierend, sind Scenerie und handelnde Personen in nahezu unübertroffener Anschaulichkeit vorgeführt. Das Genre, welches behandelt ist, macht ja nicht an sich den Anspruch auf Großartigkeit oder auf Schönheit, es berührt sogar mannigfach die Nachtseiten materiellen und moralischen Elendes; aber es bietet so viel ansprechend Unterhaltendes, so viel interessant Originelles, daß ihm volle Ebenbürtigkeit neben Schilderungen zuzusprechen ist, die mit außerordentlich viel mehr Prätension an uns gelangen. —

Wir sehen den russischen Soldaten durchaus nicht behängt mit dem glänzenden Schmucke residenzlicher Parade, oder gar romantisch aufgezäumt mit einem todesmuthigen Enthusiasmus für Ruhm und Vaterland; wir sehen ihn überaus primitiv und naiv in seiner sentimental angehauchten, liebenswürdigen Treuherzigkeit, in seiner bewunderswerthen und doch vollständig unbewußten Widerstandskraft, in Energie, allen Unbilden gegenüber, die Klima, Beschwerden, Mangel und Gefahren in reichem Maße ihm zumuthen. Seine Anhänglichkeit für seine Officiere, seine Liebe für sein Vaterhaus, dann wieder seine gutmütige Schlauheit, sein neckiger Humor, seine fatalistische Gleichgültigkeit gegen den Tod, seine Begehrlichkeit, seine Vorliebe für Schnaps, Thee und Tabak, seine Unmäßigkeit im Genuß des erstern — alles Das sind Eigenschaften, die — bunt schattirt — zusammengefügt endlich doch einen Soldaten zu Tag treten lassen, den wir schätzen müssen, ja lieben können. So in einem Kleide, wie es ihm die Sonne, unter der er lebt, aufzwängt und das ganz verschieden von dem ist, in welchem wir gewohnt sind, russische Soldaten zu sehen, erscheint er vor uns in allen Phasen seiner turkestanischen Existenz, auf Vorposten, im Steppenfort, auf dem Marsche, im Gefecht und endlich auch in der Citadelle, welche der neue Herr dem alten central-asiatischen Samarkand als Schloß der angelegten Fessel angehängt hat.

Und wie der Soldat, so zeigt sich der russische Officier; hier abgetrennt von jedem Luxus, mit dem normale Verhältnisse ideell und materiell sein Leben auszustatten, zu bereichern und zu schmücken vermöchten, dort dem Genuß hingegeben, wie ihn wol momentan das Eintreffen lange Zeit erwarteter Zusendungen oder auch die Berührung mit dem asiatischen Orient zu Uebermaß und zu erschlaffender Orgie gestalten; an anderen Stellen wiederum bei den magern Zerstreuungen dürftigster und geistig engster Geselligkeit, und endlich auch bei den Abenteuern und Gefahren der Jagd und des Kampfes. Zu ganz eigenthümlicher Stellung gelangen in der turkestanischen Vereinzelung die russischen Frauen, sowol diejenigen der Soldaten, als auch die der Officiere. So eigenthümlich dabei die drastisch wiedergegebene innere Komik ihrer Situation anspricht, so ist doch nicht zu vergessen, daß der deutsche Bearbeiter wiederholt den Schleier über Scenen hat fallen lassen müssen, welche der russische Zeichner, unberührt durch ein rohes Beiseiteschieben von Pflicht und Sitte, offen dargelegt hatte. Selbst in der Beschränkung, unter welcher wir sie schauen, verbleibt der Lüsternheit noch genug Raum gelassen. —

Eine große Zahl von Skizzen werden vorgeführt, welche trotz ihrer Eintönigkeit den Reiz des Originellen behalten; wir möchten den beiden: „In schwerer Stunde" und „In den Trancheen", vor allen andern den Vorzug geben. Einfachheit und Lebenstreue wirken überaus fesselnd. — Niemand wird aber das Ganze aus der Hand legen, ohne sich bereichert zu fühlen durch Einblicke in Vorgänge, denen die Gegenwart eine große culturhistorische Bedeutung zusprechen muß.

ω. **Emile de Girardin, la honte de l'Europe.** Paris, Plon et Cie. 1876.

Herr von Girardin hat die Kunst, aus für den Tag geschriebenen Leitartikeln Brochuren und Bücher zu fabriciren, bis zur höchsten Virtuosität ausgebildet. Der Mann, der sich anheischig gemacht, täglich eine „neue Idee" zum Besten zu geben, muß dahin gelangen, seine Zeitgenossen zum Besten zu haben. Er plaidirt deshalb auch mit bewundernswerther Stirn, wie der Gott es ihm eingibt, heute für „Schwarz" mit derselben Begeisterung, mit welcher er gestern für „Weiß" eingetreten. Heute ist also dem großen politischen Jongleur aus Paris die Türkei nichts, als eine „Schmach für Europa"; was ihn nicht gehindert hat, vor zwanzig Jahren das Gegentheil zu deduciren und morgen vielleicht zu dem „Irrthum" zurückzukehren, den er so eben mit Pauken und Trompeten abgeschworen. Girardin hat nur eine Göttin: „die

„Inconsequenz". Ihr ist er freilich mit Aufopferung aller edleren Gefühle stets treu geblieben. Im Uebrigen ist seine „honte de l'Europe" eine ganz amusante Sammlung jener nichts beweisenden Antithesen, die er so sehr liebt und deren Wirkung man nur schädigt, sobald man sie ernst nimmt. Aber das Französisch des Herrn von Girardin ist mit der Zeit ziemlich barbarisch geworden. Zu den Palmen der vierzig Unsterblichen bringt er es mit diesem literarisch-politischen Gepäck im Leben nicht, und doch möchten wir meinen, daß ihm seine Nichtexistenz als Akademiker unter vier Augen eine viel größere „Schmach Frankreich's" däucht, denn die ruhige Fortexistenz der Türkei eine „Schmach Europa's".

ω. **Die Zertrümmerung des Siebenbürger Sachsenlandes.** Nach den Debatten des ungarischen Landtages am 22., 23., 24. und 27. März 1876. München, Verlag von Th. Ackermann. 1876.

Eine interessante Schrift für Alle, welche sich für den Verzweiflungskampf interessiren, den der kleine sächsische, vor dreihundert Jahren nach Siebenbürgen verschlagene Sachsenstamm gegen die herrschende Kaste der Ungarn mit so zäher Ausdauer unterhält. Es leben im deutschen Volke den wackeren Sachsen manche warme Sympathien — aber wir fürchten sehr, daß aus ihnen wenig praktische Folgen sich werden zeitigen lassen. Der Kampf um die verbrieften Rechte, welche dort mittelalterlicher Sitte und Einrichtung zu längerer Lebensdauer verholfen haben, als irgend anderswo, ist kein aussichtsvoller. Was wir in Preußen bei Polen und Dänen als unberechtigt verwerfen, können wir als Staat unmöglich, weil es Abkömmlinge deutscher Stammesgenossen in der Diaspora betrifft, den Ungarn gegenüber gutheißen. Das Deutsche Reich würde aus den Interventionen und Kriegen nicht herauskommen, wollte es sich auf diese politisch-schiefe Ebene begeben. Dazu kommt, daß Gesetze und Verträge unmöglich auf ewige Dauer Anspruch erheben können, wie dies die Geschichte aller Zeiten und Völker zur Genüge lehrt. Ein warmes Mitgefühl wird daher jeder deutsche Mann den braven Sachsen in Siebenbürgen nimmer versagen, die sich mit solcher Zähigkeit deutschen Sinn, deutsche Sitte und deutsche Sprache erhalten; aber die deutsche Politik — dies muß man laut betonen, um jede trügerische Illusion zu zerstören, — die deutsche Politik kann weder offen noch insgeheim Partei für Privilegien ergreifen, von denen bis zu einem gewissen Grade im staatlichen Leben Ungarns gilt, was Goethe so wunderbar mit den Worten ausgedrückt: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat — Plage." Die Sachsen von heute müssen eben duldend ertragen, daß auch sie — „Enkel" sind.

φ. **Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht.** Von Paul Lindau. Illustrirt von J. Ehrentraut. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Den Musen des Drama's opfern gehört zu den aufregendsten literarischen Beschäftigungen, denn keine Schwester dieser hochverehrten Damen läßt so sehr ihre Jünger den Contrast von höchster Erwartung und getäuschter Hoffnung fühlen, als eben die lächelnde Thalia und die ernste Melpomene. Der „Kenner" wird es sicher vorziehen, seine Schrift, wenn sie gleich den Schlaf von tausend Nächten und den Schweiß ebensovieler Tage gekostet hätte, in der ungünstigsten Weise besprochen zu sehen, als nur ein einziges mal den schrecklichen Augenblick zu durchleben, in dem ein gefühlloses und an Spott desto reicheres Theaterpublicum sein neuestes Opus auspfeift oder gar — auslacht. Paul Lindau hat (als Mann vom Fach) schon in seinem „Erfolg" eine nach der unmittelbarsten Wirklichkeit ausgeführte Schilderung von Leid und Freud' eines dramatischen Schriftstellers entworfen; in vorliegender Schrift unterbreitet er seine Erfahrungen auf diesem Gebiet mit allen Details den Leidensgenossen und dem Publicum. Er führt dem Leser einen gänzlich unschuldigen Menschen vor, der beim Beginn des ersten Capitels noch nichts weiß von dem Damoklesschwert, das in Gestalt eines dramatischen Sujets über seinem Haupte hängt, und der mit dem Schluß des letzten Abschnittes den Kelch des Leids, wegen seiner dramatischen Unvorsichtigkeit, bis auf die Neige geleert hat. Jede Schwierigkeit bei der Geburt, wie bei der Taufe des Stückes, dessen Fahrten zu den verschiedenen Bühnenleitern und endlicher letzter Gang, der zwar über die Bretter, aber in den Orkus der Vergessenheit führt, wird mit erschöpfender Genauigkeit beschrieben, die vielleicht nicht allzu verstockte Sünder von der schrecklichen Leidenschaft, unaufführbare Dramen in die Welt zu setzen, heilen wird. Lindau ist übrigens in dieser Schrift zum erstenmal nicht Lindau, d. h. nicht identisch mit dem Begriff, den wir uns gemeinhin von dem witzsprühenden Verfasser der Kleinstädter- und anderer Briefe machen. Der treue Chronist der Leidensgeschichte aller angehenden Dramatiker treibt nicht das launige Spiel des Scherzes, er hat eine ernste Miene angenommen und erzielt gerade hierdurch, daß sich der Leser vollständig in die Stimmung des Helden versetzt fühlt. — Die feinen Bildchen Ehrentraut's sind ein Schmuck für das kleine Buch, das einer besonders guten Ausstattung sich erfreut. Nur hätte im Interesse des Formats der Text jeder Seite zwei Zeilen länger, und die Randeinfassung zarter und lieber schwarz als roth sein sollen.

ρ. Wir machen mit Vergnügen auf eine **„Chronologie des Theaters"** (1. Oct. 1875 bis 30. Sept. 1876) von Joseph Kürschner aufmerksam, welche in gedrängtester Kürze einen höchst interessanten und vollständigen Ueberblick über alle bedeutenderen, mit dem Theater in Beziehung stehenden Begebenheiten und Ereignisse während der oben angegebenen Zeit gewährt. Ob das Schriftchen, welches zunächst für die Mitglieder der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger bestimmt ist, auch weiteren Kreisen zugänglich, wissen wir nicht; allein es wäre wünschenswerth.

φ. **Dramatische Werke** von Rudolph Gottschall. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877. 9. Bdchn. Amy Robsart, Trauerspiel in fünf Aufzügen. 10. Bdchn. Arabella Stuart, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Jede Arbeit Rud. Gottschall's zeigt als vornehmstes Merkmal ihrer Herkunft eine glän-

zende, bilderreiche Sprache. Auch die vorliegenden Dramen bestätigen des Dichters Kunst, harmonisch Vers an Vers zu fügen, während ihnen hinsichtlich der Charakteristik sogar der Vorzug vor ihren älteren Genossen gegeben werden muß. Das dramatisch bedeutendste der vorliegenden Dramen ist „Amy Robsart", das sich leicht an Scott's „Kenilworth" anlehnend, insofern von seinem Vorbild abweicht, als der deutsche Dichter mit glücklicher Hand den Eigenschaften der Titelheldin den Ehrgeiz zugesellt, der zur ursprünglichen Veranlassung ihres unglücklichen, hier durch eigenen Willen herbeigeführten Endes wird. Auch in dem andern Trauerspiel bedurfte es einer Verschiebung der historischen Thatsache, um „Arabella Stuart" bühnenfähig zu machen. Gekränkt in ihrer Liebe zu Seymour, den Jacob I. von ihrer Seite reißt, greift Arabella zum Banner des Aufruhrs, wird mit dem Schwert in der Hand gefangen und gibt sich vor des Königs Augen mit ihrem Geliebten den Tod.

ϱ. **Die Dioskuren.** Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sechster Jahrgang. Wien, in Commission der K. K. Hof- und Staatsdruckerei. (Selbstverlag des Vereins). 1877.

Wie einen lieben Freund begrüßen wir den stattlichen Band, der nun schon seit sechs Jahren zu den regelmäßigen Gästen dieser Jahreszeit gehört und — mit dem besten Dichternamen geschmückt — nicht nur willkommen ist um desselbwillen, was er bringt, sondern auch um des edlen, patriotischen und mehr noch humanitären Zweckes wegen, den er verfolgt. Der Reinertrag des vorliegenden Jahrgangs ist der Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet. Mehrfach schon, und auch an dieser Stelle, haben wir hervorgehoben, daß ein Unternehmen, wie das in Rede stehende, Nachahmung auch bei uns verdiente; daß dasjenige, was man für die mittellos Hinterbliebenen pflichtgetreuer Staatsbeamten thut, in gewissem Sinne für den Staat selbst gethan wird. Indessen ist, vom literarischen Gesichtspunkte, das Jahrbuch des Beamtenvereins in unserm Nachbarreich nicht auf die Empfehlung allein angewiesen, die ihm aus seinem Zwecke erwächst. Es empfiehlt sich selber durch seinen reichen Inhalt und seine vorzügliche Ausstattung. Kaum einer von Oesterreichs Dichtern und Dichterinnen wird in der Sammlung vermißt; wir begrüßen Betty Paoli neben der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy, Robert Hamerling und Ferdinand von Saar neben Bauernfeld und Julius von der Traun, Ludwig August Frankl und Tschabuschnigg neben Stephan Milow und dem Grafen Albrecht Wickenburg. Von den Novellisten dieses Bandes heben wir Vincenti, Aglaja von Enderes und Hans Grasberger besonders hervor und nennen unter den wissenschaftlichen Aufsätzen Hann's Studien über Lessing's Laokoon, den sehr lesenswerthen Aufsatz über die ungarische schöne Literatur in der Gegenwart von Dr. Adolf Dux und das Charakterbild des Quintus Horatius Flaccus von Sojka. Zu ganz besonderer Freude hat uns gereicht, zwischen allen diesen ächt österreichischen Namen den eines deutschen, und wir könnten fast sagen specifisch norddeutschen, Dichters zu finden: nämlich Heinrich Kruse, der ein balladenartiges Gedicht „Die Ehre der Todten" beigesteuert, dessen Schauplatz der Strand des deutschen Meeres ist und welches in der herben und concentrirten Kraft seiner Empfindung den schmucklosen, aber großartigen Charakter jener einsamen Küstengegend und den ernsten männlichen Sinn ihrer Bewohner treu widerspiegelt.

ι. **Das Auge in seinen ästhetischen und culturgeschichtlichen Beziehungen.** Fünf Vorlesungen von Dr. Hugo Magnus, Privatdocent der Augenheilkunde an der Universität Breslau. Breslau, J. A. Kern's Verlag (Max Müller). 1876.

Mit Interesse wird man dem Verfasser folgen, der in populärer Darstellung und gefälliger Form die Schönheit des Auges, seine physiognomische Bedeutung, seine Beziehung zur bildenden Kunst, seinen Einfluß auf den Geist und den Körper bespricht. Ausgiebig wird die Literatur von der ältesten Vorzeit bis zur Gegenwart verwerthet; Dichter und Aesthetiker liefern begreiflicher Weise ein reicheres Contingent, als die Vertreter der Fachwissenschaft. Handelt es sich doch nicht um Wiedergabe naturwissenschaftlicher Gesetze, sondern um eine, jedem Gebildeten verständliche Schilderung der wunderbaren Bedeutung dieses vollkommensten aller menschlichen Organe für alle Beziehungen zum eigenen Seelenleben und der Außenwelt. Die Ausstattung des nicht umfangreichen Buches ist vortrefflich.

ι. **Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,** herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XI. Serie. Heft 247: Die menschenähnlichen Affen. Von Rob. Hartmann. Mit 12 Holzschnitten. Berlin, Verlag von Karl Habel. 1876.

Der als Professor der Anatomie an der Berliner Universität wirkende Verfasser schildert die vier Formen von Anthropomorphen oder Anthropoiden (menschenähnlichen Affen) mit Rücksicht auf ihr Vorkommen, ihre Lebensweise und ihren (zum Theil von ihm selbst genau studirten) anatomischen Bau. Der riesige Gorilla, der minder gewaltige Chimpanse — beide in Afrika heimisch — der Orang-Utan, auf Sumatra und Borneo lebend, endlich die weit kleineren Gibbons aus Ostindien — alle diese mit vielfachen Mythen umwobenen, uns neuerdings in bedenklich nahe Verwandtschaft gerückten Thiere werden dem Leser nach zuverlässigen Schilderungen vorgeführt und durch charakteristische Holzschnitte versinnlicht; alle Fabeln und Sagen werden gebührend zurückgewiesen, die Descendenzfrage ist für den Verfasser im Sinne Virchow's zu entscheiden.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel in Berlin.**

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Dritter Jahrgang. Heft 6. März 1877.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universi.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Peddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.



Inhalts-Verzeichniß.



Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

IV.

Der Landvogt von Greifensee.

Als die Erzählung vom Untergange der Manegg ihr Ende erreicht hatte, war auch die Sonne hinter die nahe Bergwand hinabgestiegen, und obgleich die entfernteren Landschaften von derselben noch erhellt waren, begaben sich der alte und der junge Zürcher auf den Rückweg. Herr Jacques war aber höchst einsilbig und nachdenklich und begehrte keinerlei nähere Aufschlüsse und Erläuterungen, wie er das frühere Mal gethan hatte, als ihm der Herr Pathe die Geschichte von Hadlaub vorgetragen. Die nachdrückliche Art, wie der Alte die Krankheit, sein zu wollen, was man nicht ist, betont hatte, war ihm aufgefallen, sowie er auch noch ein Haar wegen des schweizerischen Athens auf der Zunge fühlte. Sein Gönner bemerkte die gedankliche Verlegenheit wol, hütete sich aber, ihn darin zu stören.

Im väterlichen Hause angelangt, stieg Jakob unverweilt in die Kammer der Merkwürdigkeiten hinauf, wo er im Zwielicht der Abenddämmerung das Titelblatt des zürcherischen Ehrenhortes betrachtete. Er bedachte seufzend, ob er auch der Mann dazu sei, das große Werk einem guten Ende entgegen zu führen, und da ihm das immer zweifelhafter schien und der unglückliche Narr von Manegg vor seinen Augen schwebte wie ein Nachtgespenst, ergriff er ein Zänglein und löste, jedoch sorgfältig, das große Pergament vom Reißbrett. Hiemit gab er den weitausschauenden Plan verloren und beschränkte sich darauf, die Eingangspforte desselben in einen alten Rahmen zu fassen und neben die übrigen Schildereien an die Kammerwand zu hängen.

Diese Entsagung vermerkte der Pathe, als er im Laufe der Zeit wieder nach dem Freunde sah, mit Wohlgefallen. Um ihn dafür zu belohnen, schenkte er ihm eine Mappe mit großen Kupferstichen nach den gewaltigen Bildern in der sixtinischen Capelle und in den Stanzen des Vatikans zu Rom. Er sollte

sein Auge an die wahre Größe gewöhnen und das Erhabene sehen lernen, ohne dabei gleich an sich selbst zu denken. Da Jener aber wahrnahm, daß der Adolescent allerdings auf keine außerordentlichen Unternehmungen mehr sann, welche seiner Person nicht entsprachen, jedoch immer noch von dem Originalitätsübel beunruhigt wurde, so übergab er ihm eines Tages ein von ihm selbst erstelltes Manuscriptum.

„Meister Jakobus," sagte er ihm, „Ihr habt einst den Untergang jener Menschen beklagt, welche man originelle Käuze zu nennen pflegt! Diese Klage hat insofern doch eine gewisse Berechtigung, als solche Menschen, die wir im täglichen Leben Originale nennen, immerhin selten und es von jeher gewesen sind. Ist mit ihrem besonderen Wesen allgemeine Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und ein mit dem Herzschlag gehender innerlicher Witz verbunden, so üben sie auf ihre zeitliche Umgebung und oft über den nächsten Kreis hinaus eine erhellende und erwärmende Wirkung, die manchen eigentlichen Geniemenschen versagt ist, und ihre Erlebnisse gestalten sich gerne zu kräftigen oder anmuthigen Abenteuern. Eine Erscheinung dieser Art im schönsten Sinne war unser Salomon Landolt, der nun auch seit mehr als zehn Jahren in die Ewigkeit gegangen ist. Einer unserer geistreichen Dilettanten hat sein Leben und Treiben in einem guten Büchlein beschrieben, in welchem er aber über den unverehelichten Stand des Verewigten nur mit einigen dürftigen Andeutungen hinweggeht. Das hat mich gereizt, eine ergänzende Erzählung abzufassen, um den merkwürdigen Mann auch nach dieser Seite hin vor uns aufleben zu sehen. Hier ist nun meine diesfällige Arbeit, leider ein so unleserliches Schriftstück, daß ich wünschen muß, es von einer saubern Hand in's Reine gebracht zu wissen. Nimm es mit, Jakobus, und mache mir in deinen Nebenstunden eine hübsche Abschrift davon!"

Herr Jacques nahm das Manuscript seines Herrn Pathen mit und fertigte in der That mit großer Sorgfalt und Reinlichkeit eine herrliche Copie davon an, wie sie im Nachstehenden nicht minder getreu im Druck erscheint.

~~~~~~

Am 13. Heumonat 1783, als an Kaiser Heinrich's Tag, wie er noch heute roth im Züricher Kalender steht, spazierte ein zahlreiches Publicum aus Stadt und Landschaft nach dem Dorfe Kloten an der Schaffhauser Straße, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß. Denn auf den gelinden Anhöhen jener Gegend wollte der Obrist Salomon Landolt, damals Landvogt der Herrschaft Greifensee, das von ihm gegründete Corps der zürcherischen Scharfschützen mustern, üben und den Herren des Kriegsrathes vorführen. Den Heinrichstag aber hatte er gewählt, weil ja doch, wie er sagte, die Hälfte der Milizpflichtigen des löblichen Standes Zürich stets Heinrich heiße und das populäre Namensfest mit Zechen und Nichtsthun zu feiern pflege, also durch eine Musterung nicht viel Schaden angerichtet werde.

Die Zuschauer erfreuten sich des ungewohnten Anblickes der neuen, bisher unbekannten Truppe, welche aus freiwilligen blühenden Jünglingen in schlichter grüner Tracht bestand, ihrer raschen Bewegung in aufgelöster Ordnung, des selbständigen Vorgehens des einzelnen Mannes mit seiner gezogenen, sicher treffenden Büchse, und vor Allem des väterlichen Verhältnisses, in welchem der Erfinder und Leiter des ganzen Wesens zu den fröhlichen Gesellen stand.
~~~~~~

Bald sah man sie weit zerstreut am Rande der Gehölze verschwinden, bald auf seinen Ruf, während er auf roth glänzender Fuchsstute über die Höhen flog, in dunkler Colonne an entferntem Orte erscheinen, bald in unmittelbarer Nähe mit lustigem Gesange vorüberziehen, um alsbald wieder an einem Tannenhügel aufzutauchen, von dessen Farbe sie nicht mehr zu unterscheiden waren. Alles ging so rasch und freudig von Statten, daß der Unkundige keine Vorstellung besaß von der Arbeit und Mühe, welche der treffliche Mann sich hatte kosten lassen, als er seinem Vaterlande diese seine eigenste Gabe vorbereitete.

Wie er nun schließlich, beim Klange der Waldhörner, die Jägerschaar, die fünfhundert Mann betragen mochte, schnellen Schrittes dicht heranführte und blitzrasch zur Erholung und Heimkehr auseinandergehen ließ, indem er sich selbst vom Pferde schwang, eben so wenig Ermüdung zeigend, als die Jünglinge, da war jeder Mund seines Lobes voll. Anwesende Officiere der in Frankreich und den Niederlanden stehenden Schweizerregimenter besprachen die wichtige Zukunft der neuen Waffe und freuten sich, daß die Heimath dergleichen selbständig und für sich hervorbringe; auch erinnerte man sich mit Wohlgefallen, wie sogar Friedrich der Große, als Landolt einst den Manövern bei Potsdam beigewohnt, den einsam und unermüdlich sich herumbewegenden Mann in's Auge gefaßt und zu sich beschieden, auch in wiederholten Unterhandlungen versucht habe, denselben für seine Armee zu gewinnen. Besitze ja Landolt jetzt noch einen eigenhändigen Brief des großen Mannes, den er sorgfältiger als einen Liebesbrief aufbewahre.

Wohlgefällig hingen auch Aller Augen an dem Landvogt, als er nun zu seinen Herren und Mitbürgern trat und allen Freunden cordial die Hand schüttelte. Er trug ein dunkelgrünes Kleid ohne alles Treffenwerk, helle Reithandschuhe und in den hohen Stiefeln weiße Stiefelmanschetten. Ein starker Degen bekleidete die Seite, der Hut war nach Art der Officiershüte aufgeschlagen. Im Uebrigen beschreibt ihn der gedachte Biograph folgendermaßen: „Wer ihn nur einmal gesehen hatte, konnte ihn nie wieder vergessen. Seine offene, heitere Stirn war hochgewölbt; die Adlernase trat sanft gebogen aus dem Gesicht hervor; seine schmalen Lippen bildeten feine, anmuthige Linien, und in den Mundwinkeln lag treffende, aber nie vorsätzlich verwundende Satire hinter kaum bemerkbarem launigem Lächeln verborgen. Die hellen braunen Augen blickten frei, fest und den inwohnenden Geist verkündend umher, ruhten mit unbeschreiblicher Freundlichkeit auf erfreulichen Gegenständen und blitzten, wenn Unwille die starken Brauen zusammenzog, durchdringend auf Alles, was das zarte Gefühl des rechtschaffenen Mannes beleidigen konnte. Von mittlerer Statur, war sein Körper kräftig und regelmäßig gebaut, sein Anstand militärisch."

Fügen wir dieser Beschreibung hinzu, daß er im Nacken einen nicht eben schmächtigen Zopf trug und an jenem Tage Kaiser Heinrich's in seinem zweiundvierzigsten Jahre ging.

Unversehens erhielten die braunen Augen Gelegenheit, mit jener unbeschreiblichen Freundlichkeit auf einem erfreulichen Gegenstande zu ruhen, als er an eine rosenrothe Staatskutsche herantrat, um deren Insassen zu grüßen, die ihm die Hände entgegenstreckten; denn unvermutheter Weise war da auch ein allerschönstes Frauenzimmer, das er einst wohl gekannt, aber seit Jahren nicht gesehen hatte.

Sie mochte ungefähr fünfunddreißig Jahre zählen, hatte lachende braune Augen, einen rothen Mund, dunkelbraune Locken fielen auf den Spitzenbesatz, der den halb offenen Hals einfaßte, und bauten sich reichlich über das schöne Haupt empor, von einem nach vorn geneigten feinen Strohhute bedeckt. Sie trug ein weiß und grün gestreiftes Sommerkleid und in der Hand einen Sonnenschirm, den man jetzt für chinesisch oder japanisch halten würde. Um übrigens unbegründete Voraussagen abzuschneiden, muß gleich bemerkt werden, daß sie längst verheirathet war und mehrere Kinder hatte, daß es sich mithin höchstens um vergangene Dinge handeln konnte zwischen ihr und dem Jägerobrist. Kurz gesagt, war es das erste Mädchen gewesen, dem er einst sein Herz entgegengebracht und ein zierliches Körbchen abgenommen hatte. Ihr Name muß verschwiegen bleiben, weil noch alle ihre Kinder in Ehren und Würden herumlaufen, und wir müssen uns begnügen, sie mit demjenigen Namen zu bezeichnen, mit welchem Landolt sie in seinem Gedächtnisse behielt. Er nannte sie nämlich den Distelfink, wenn er an sie dachte.

Beide Personen errötheten leicht, da sie sich die Hand reichten, und bei der Einnahme von Erfrischungen im Löwen zu Kloten, wohin sich Viele begaben, als der Obrist neben die Frau zu sitzen kam, that sie so freundlich und angelegentlich, wie wenn *sie* einst der verliebte Theil gewesen wäre. Es wurde ihm angenehm zu Muth, wie er seit Jahren nicht gefühlt, und er unterhielt sich auf das beste mit dem sogenannten Distelfink, der immer gleich jung zu sein schien.

Endlich aber begann der lange Sommertag sich zu neigen, und Landolt mußte auf den Rückweg denken, da er bis nach Greifensee, dessen Herrschaftsbezirk er seit zwei Jahren als Landvogt regierte, gegen drei Wegstunden zurückzulegen hatte. Beim Abschiede von der Gesellschaft entwickelte sich wie von selbst eine Einladung und Verabredung, daß die alte Freundin ihn einmal, Gemahl und Kinder mitbringend, auf dem Schlosse zu Greifensee überraschen solle.

Nachdenklich ritt er, nur von einem Knecht begleitet, über Dietlikon langsam nach Hause. Auf den Torfmooren webte schon die Dämmerung; zur Rechten begann die Abendröthe über den Waldrücken zu verglühen, und zur Linken stieg der abnehmende Mond hinter den Gebirgszügen des zürcherischen Oberlandes herauf — eine Stimmung und Lage, in welcher der Landvogt erst recht aufzuleben, ganz Auge zu werden und nur dem stillen Walten der Natur zu lauschen pflegte. Heute aber stimmten ihn die glänzenden Himmelslichter und das leise Walten nah und fern noch feierlicher als gewöhnlich und beinahe etwas weich, und als er den Empfang bedachte, den er jener artigen Korbspenderin entgegenbringen wolle, befiel ihn plötzlich der Wunsch, nicht nur diese, sondern auch noch drei oder vier weitere Stück schöne Wesen bei sich zu versammeln, zu denen er einst in ähnlichen Beziehungen gestanden; genug, es erwachte, je weiter er ritt, eine eigentliche Sehnsucht in ihm, alle die guten Liebenswerthen, die er einst gern gehabt, auf einmal bei einander zu sehen und einen Tag mit ihnen zu verleben. Denn leider muß berichtet werden, daß der nun verhärtete Hagestolz nicht immer so unzugänglich war und den Lockungen einst nur allzuwenig widerstanden hatte. Da gab es auf seinem Register der Kosenamen noch Eine, die hieß der Hans-

wurstel, eine andere, die hieß die Grasmücke, eine der Capitän, und eine vierte die Amsel, was mit dem Distelfink zusammen fünf ausmachte. Die Einen waren vermählt, die Andern noch nicht, aber alle waren wol herbeizubringen, da er gegen keine sich einer Schuld bewußt war, und hätte er nicht Zügel und Gerte geführt, so würde er bereits vor leisem Vergnügen die Hände gerieben haben, als er begann, sich vorzustellen, wie er die Schönen untereinander in's Benehmen setzen wolle, wie sie sich aufführen und vertragen würden, und welch' zierlicher Scherz ihm winke, die reizende Familie zu bewirthen.

Die Schwierigkeit war nun freilich, seine Wirthschafterin, die Frau Marianne, in's Vertrauen zu ziehen und ihre Einwilligung und Beihülfe zu gewinnen; denn wenn diese in so zarter Angelegenheit nicht gutgesinnt und einverstanden war, so fiel der liebliche Plan dahin.

Die Frau Marianne war aber die seltsamste Käuzin von der Welt, wie man um ein Königreich keine zweite aufgetrieben hätte. Sie war die Tochter des Stadtzimmermeisters Kleißner von Hall in Tirol und mit einer Schaar Geschwister unter der Botmäßigkeit einer bösen Stiefmutter gewesen. Diese steckte sie als Novize in ein Kloster; sie hatte eine schöne Singstimme und schien sich gut anzulassen; wie sie aber Profeß thun sollte, erhob sie einen so wilden und furchtbaren Widerstand, daß sie mit Schrecken entlassen wurde. Hierauf schlug sich Marianne allein in die Welt und fand als Köchin ein Unterkommen in einem Gasthause zu Freiburg im Breisgau. Wegen ihrer wohlgebildeten Leibesgestalt hatte sie die Nachstellungen und Bewerbungen der österreichischen Officiere und der Studenten zu erdulden, welche in dem Hause verkehrten; jedoch wies sie Alle energisch zurück bis auf einen hübschen Studenten aus Donaueschingen, von guter Familie, dem sie ihre Neigung schenkte. Ein eifersüchtiger Officier verfolgte sie deswegen mit übler Nachrede, die ihr zu Ohren kam. Mit einem scharfen Küchenmesser bewaffnet, schritt sie in den Gastsaal, in dem die Officiere saßen, stellte den Betreffenden als einen Verläumder zur Rede, und als derselbe die resolute Person hinausschaffen wollte, drang sie so heftig auf ihn ein, daß er den Degen ziehen mußte, um sich ihrer zu erwehren. Allein sie entwaffnete den Mann und warf ihm den Degen zerbrochen vor die Füße, in Folge dessen er aus dem Regiment gestoßen wurde. Die tapfere Tirolerin aber heirathete nun den schönen Studenten und zwar gegen den Willen der Seinigen, indem sie mit einander entflohen. Er trat in Königsberg in ein preußisches Reiterregiment, dem sie sich als Marketenderin anschloß und in verschiedenen Feldzügen folgte. Hier zeigte sie sich so unermüdlich thätig und geschickt, im Felde sowol als in den Garnisonen, als Köchin und Kuchenbäckerin, daß sie Geld genug verdiente, um ihrem Manne ein bequemes Leben zu bereiten und auch etwas beiseite zu legen. Sie bekamen nach und nach neun Kinder, die sie über Alles liebte und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, die ihr eigen war; aber alle starben hinweg, was ihr jedesmal fast das Herz brach, das jedoch stärker war, als alle Schicksale. Da aber endlich Jugend und Schönheit entflohen waren, erinnerte sich der Husar, ihr Mann, seiner besseren Geburt und fing an, seine Frau zu verachten; denn es war ihm zu wohl geworden in ihrer Pflege. Da nahm sie das ersparte Geld, erkaufte ihm den Abschied vom Regimente und

ließ ihn ziehen, wohin es ihm gefiel, sein Glück zu suchen; sie selbst wanderte einsam wieder dem Süden zu, von woher sie gekommen war, um ein Unterkommen zu finden.

In St. Blasien im Schwarzwald fügte es sich, daß sie dem Landvogt von Greifensee, der eine Wirthschafterin suchte, empfohlen wurde, und so diente sie ihm schon seit zwei Jahren. Sie war mindestens fünfundvierzig Jahre alt und glich eher einem alten Husaren, als einer Wirthschaftsdame. Sie fluchte wie ein preußischer Wachtmeister, und wenn ihr Mißfallen erregt wurde, so gab es ein so gewaltiges Gewitter, daß Alles auseinander floh und nur der lachende Landvogt Stand hielt und sich an dem Spectakel ergötzte. Allein sie besorgte seinen Haushalt auf das vortrefflichste; sie beherrschte das Gesinde und die Ackerknechte mit unnachsichtlicher Strenge, führte seine Casse treu und zuverlässig, feilschte und sparte, wo es immer möglich war und die Großmuth des Herrn nicht dazwischen trat, und unterstützte wiederum seine Gastfreundschaft mit guter Küche so willfährig und wohlbewandert, daß er ihr bald die Führung seines gesammten Hauswesens ohne Rückhalt überlassen konnte.

Durch alle Rauheit leuchtete dann wieder ihr tiefes Gemüth hervor, wenn sie dem Landvogt, der ihr aufmerksam zuhörte, mit ungebrochener Altstimme eine alte Ballade, ein noch älteres Liebes- oder Jägerlied vorsang, und sie war nicht wenig stolz, wenn der waldhornkundige Herr die schwermüthige Melodie bald erlernte und aus dem Schloßfenster über den mondhellen See hinblies.

Als einst das zehnjährige Söhnlein eines Nachbars in unheilbarem Siechthum darniederlag und weder das Zureden des Pfarrers, noch dasjenige der Eltern das Kind in seinen Schmerzen und seiner Furcht vor dem Tode zu trösten vermochte, da es so gerne gelebt hätte, so setzte sich Landolt, ruhig seine Pfeife rauchend, an das Bett und sprach zu ihm in so einfachen und treffenden Worten von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage, von der Nothwendigkeit, sich zu fassen und eine kleine Zeit zu leiden, aber auch von der sanften Erlösung durch den Tod und der seligen, wechsellosen Ruhe, die ihm als einem geduldigen und frommen Knäblein beschieden sei, von der Liebe und Theilnahme, die er, als ein fremder Mann, zu ihm hege, daß das Kind sich von Stund an änderte, mit heiterer Geduld seine Leiden ertrug, bis es vom Tode wirklich erlöst wurde.

Da drang die leidenschaftliche Frau Marianne an das Todeslager, kniete am Sarge nieder, betete andächtig und anhaltend und empfahl dem vermeintlichen kleinen Heiligen alle ihre vorangegangenen Kinder zur Fürbitte bei Gott. Dem Landvogt aber küßte sie wie einem großen Bischofe ehrfürchtig die Hand, bis er sie lachend mit den Worten abschüttelte: „Seid Ihr des Teufels, alte Närrin?“

Das war also die Schaffnerin des Herrn Obristen, mit welcher er sich in's Reine setzen mußte, wenn er die fünf alten Flammen an seinem Herde vereinigen und leuchten lassen wollte.

Als er in den Schloßhof ritt und vom Pferde stieg, hörte er sie eben in der Küche gewittern, weil die Hunde im Stalle heulten und eine Magd versäumt hatte, denselben das Abendfutter abzubrühen. Das ist keine günstige Zeit! dachte er und ließ sich kleinlaut in seinem Lehnstuhle nieder, um sein Nachtessen ein-

zunehmen, während die Wirthschafterin ihm mit wetterleuchtender Laune vortrug, was sich Alles während des Tages ereignet habe. Er schenkte ihr ein Glas Burgunder ein, den sie liebte, von dem sie aber nur trank, wenn der Herr sie dazu einlud, obgleich sie die Kellerschlüssel führte. Das milderte schon etwas ihren Groll. Dann nahm er das Waldhorn von der Wand und blies eine ihrer Lieblingsweisen auf den Greifensee hinaus.

„Frau Marianne!“ sagte er hierauf, „wollt Ihr mir nicht das andere Lied singen, wie heißt's:

> Wer die seligen Fräulein hat geseh'n
> Hoch oben im Abendschein,
> Seine Seele kann nicht scheiden geh'n
> Als über den Geisterstein!
> Ade, ade, ihr Schwestern traut,
> Mein Leib schläft unten im stillen Kraut!“

Sogleich sang sie das Lied mit allen Strophen, die auf verschiedene Gegenstände übersprangen aber alle eine gleichmäßige Sehnsucht, ein Gewisses wiederzusehen, ausdrückten. Sie wurde von der einfachen Weise selbst gerührt und noch mehr, als der Landvogt die gedehnten Töne nun auch in die Nacht hinausziehen ließ.

„Frau Marianne!“ sagte er, in die Stube zurücktretend, „wir müssen gelegentlich darauf denken, eine kleinere, aber ausgesuchte Gesellschaft wohl zu empfangen!“

„Welche Gesellschaft, Herr Landvogt? Wer wird kommen?“

„Es wird kommen,“ versetzte er hustend, „der Distelfink, der Hanswurstel, die Grasmücke, der Capitän und die Amsel!“

Die Frau sperrte Mund und Augen auf und fragte: „Was sind denn das für Leute? Sollen sie auf Stühlen sitzen oder auf einem Stänglein?“

Der Landvogt war aber schon in die Nebenstube gegangen, um eine Pfeife zu holen, die er nun in Brand steckte.

„Der Distelfink,“ sagte er, den ersten Rauch wegblasend, „der ist ein schönes Frauenzimmer!“

„Und der Andere?“

„Der Hanswurstel? Der ist auch ein Frauenzimmer, und auch schön in seiner Art!“

So ging es fort bis zur Amsel. Da die Wirthschafterin aber auch von diesen lakonischen Erklärungen nicht befriedigt war, mußte der Herr Landvogt sich entschließen, endlich des Mehreren von Dingen zu reden, über welche noch nie ein Wort über seine Lippen gekommen war.

„Mit einem Wort,“ sagte er, „es sind das alle meine Liebschaften, die ich gehabt habe und die ich einmal beisammen sehen will!“

„Aber heiliges Kreuzdonnerwetter!“ schrie nun Frau Marianne, die mit noch viel größeren Augen aufsprang und zuhinterst an die Wand rannte, „Herr Landvogt, gnädigster Herr Landvogt! Sie haben geliebt und so Viele? O Himmelsakerment! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt, und Sie haben

immer gethan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen könnten! Und alle diese armen Würmer haben Sie angeschmiert und sitzen lassen?"

„Nein," erwiderte er verlegen lächelnd, „sie haben mich nicht gewollt!"

„Nicht gewollt!" rief Marianne in wachsender Aufregung; „keine Einzige?"

„Nein, Keine!"

„Du verfluchtes Pack! Aber die Idee ist gut, die der Herr Landvogt hat! Sie sollen kommen, wir wollen sie schon herbeilocken und betrachten; das muß ja eine wunderbare Gesellschaft sein! Wir werden sie hoffentlich in den Thurm sperren, zuoberst wo die Dohlen sitzen, und hungern lassen? Für Händel will ich schon sorgen!"

„Nichts da!" lachte der Landvogt; „im Gegentheil sollt Ihr an Höflichkeit und guter Bewirthung Alles aufwenden; denn es soll ein schöner Tag für mich sein, ein Tag, wie es sein müßte, wenn es wirklich einen Monat Mai gäbe, den es bekanntlich nicht gibt, und es der erste und letzte Mai zugleich wäre!"

Frau Marianne bemerkte an dem Glanze seiner Augen, daß er etwas Herzliches und Erbauliches meine, sprang zu ihm hin, ergriff seine Hand und küßte sie, indem sie leise und ihre Augen wischend sagte: „Ja, ich verstehe den Herrn Landvogt! Es soll ein Tag werden, wie wenn ich alle meine heimgegangenen Kinder, die seligen Englein, plötzlich bei mir hätte!"

Nachdem das Eis einmal gebrochen war, machte er sie nach und nach, wie es sich schickte, mit den fünf Gegenständen bekannt und stellte ihr dar, wie es sich damit begeben habe, wobei der Vortragende und die Zuhörerin sich in mannigfacher Laune verwirrten und kreuzten. Wir wollen die Geschichten nacherzählen, jedoch Alles ordentlich eintheilen, abrunden und für unser Verständniß einrichten.

Distelfink.

Den Namen schöpfte Salomon Landolt aus dem Geschlechtswappen der Schönen, welches einen Finken zeigte und über ihrer Hausthüre gemalt war. Mehr als eine Familie führte solche Singvögel im Wappen, und es kann daher der Taufname des ehemaligen Jungfräuleins, das Salome hieß, verrathen werden. Oder vielmehr war es eine sehr stattliche Jungfrau, als Salomon sie kennen gelernt hatte.

Es gab damals, außer den öffentlichen Herrschaften und Vogteien, noch eine Anzahl alter Herrensitze mit Schlössern, Feldern und Gerichtsbarkeiten oder auch ohne diese, welche als Privatbesitz von Hand zu Hand gingen und von den Bürgern je nach ihren Vermögensverhältnissen erworben und verlassen wurden. Es war bis zur Revolution die vorherrschende Form für Vermögensanlagen und Betrieb der Landwirthschaft und gewährte auch den Nichtadeligen die Annehmlichkeit, ihren ideellen Antheil an der Landeshoheit mit herrschaftlich feudal klingenden Titeln auszuputzen. Dank dieser Einrichtung lebte die Hälfte der bessergestellten Einwohnerschaft während der guten Jahreszeit als Wirthe oder Gäste auf allen jenen amtlichen oder nichtamtlichen Landsitzen in den schönsten Gegenden, gleich den alten Göttern und Halbgöttern der Feudalzeit, aber ohne deren Fehden und Kriegsmühen, im tiefsten Frieden.

An einem solchen Orte traf Salomon Landolt, etwa in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, mit der jungen Salome zusammen. Sie standen zu dem Hause, von entgegengesetzter Seite her, in nicht naher Verwandtschaft, so daß sie unter sich selbst nicht mehr für verwandt gelten konnten und doch ein liebliches Gefühl gemeinsamer Beziehungen empfanden. Außerdem wurden sie wegen ihrer ähnlich lautenden Namen der Gegenstand heiterer Betrachtungen, und es gab manchen Scherz, der ihnen nicht zuwider war, wenn sie auf einen Ruf gleichzeitig sich umsahen und erröthend wahrnahmen, daß vom Andern die Rede sei. Beide gleich hübsch, gleich munter und lebenslustig, schienen sie wohlgesinnten Freunden für einander schicklich und eine Vereinigung nicht von vornherein unthunlich zu sein.

Freilich war Salomon nicht gerade in der Verfassung, schon ein eigenes Haus zu gründen; vielmehr kreuzte sein Lebensschifflein noch unschlüssig vor dem Hafen herum, ohne auszufahren noch einzulaufen. Er hatte seiner Zeit die französische Kriegsschule in Metz besucht, erst um sich im Artillerie- und Ingenieurwesen auszubilden, dann um sich mehr auf die Civilbaukunst zu werfen, worin er einst der Vaterstadt dienen sollte. In gleicher Absicht war er nach Paris gegangen; allein Zirkel und Maßstab und das ewige Messen und Rechnen waren seinem ungebundenen Geiste und seinem wilden Jugendmuthe zu langweilig gewesen, und er hatte theils einen angebornen Hang zum freien Zeichnen, Skizziren und Malen gepflegt, theils durch unmittelbares Sehen und Hören sich allerlei Kenntnisse und Erfahrungen erworben, sonderlich wenn es auf dem Rücken der Pferde geschehen konnte; ein Ingenieur oder Architekt aber kam in ihm nicht nach Hause zurück. Das gefiel seinen Eltern nur mäßig, und ihre sichtbare Sorge bewog ihn, wenigstens eine Stelle im Stadtgerichte zu bekleiden, um sich für die Theilnahme am Regiment zu befähigen. Sorglos, doch liebenswürdig und von guten Sitten, ließ er sich dabei gehen, während tieferer Ernst und Thatkraft nur leicht in ihm schlummerten.

Es versteht sich von selbst, daß von der ungewissen Lage des jungen Mannes hinsichtlich einer etwaigen Verheirathung mehr die Rede und jede Seite der Angelegenheit gründlicher erwogen war, als er ahnte; wie die Bauern den Jahresanfang, je unbekannter ihnen die Zukunft ist, mit desto zahlreicheren Bauernregeln begleiten und beschreien, so besprachen und beschrieen die Mütter vorhandener Töchter Salomon's harmlosen Lebensmorgen.

Die anmuthige Salome entnahm daraus soviel, daß an sichere Aussichten und Heirathspläne nicht gedacht werden könne, hinwieder aber ein angenehmer, selbst traulicher Verkehr wol um so eher erlaubt sei. Sie wurde Mademoiselle genannt und war in französischem Geiste gebildet, mit der Abweichung, daß sie in freier protestantischer Gesellschaft und nicht im Kloster erzogen war, und sie hielt daher sogar eine gelinde, unschuldige Liebelei nicht für verfänglich.

Arglos gab sich Salomon einer Neigung hin, die sich in seinem offenen Herzen bald aufgethan, ohne sich jedoch aufdringlich oder unbescheiden zu benehmen. So kam es, daß wenn das Eine der Beiden auf dem stets wirthlichen Schloßgute einkehrte, das Andere auch nicht lange ausblieb und die Wirkung

dieser Vorgänge blos das unterhaltende Ratherspiel der Leute war: Sie nehmen sich! sie nehmen sich nicht!

Eines schönen Tages jedoch schien eine Entscheidung aus dem Boden zu wachsen.

Salomon, der sich schon in frühen Tagen allerhand landwirthschaftliche Kenntnisse erworben und dieselben auf seinen Reisen eifrig erweitert hatte, bewog den Gutsherrn, eine Wiese, die an einer sonnigen Halde lag, mit Kirschbäumen bepflanzen zu lassen. Er schaffte die jungen, schlanken Bäumlein selbst herbei und machte sich daran, sie eigenhändig in den Boden zu setzen. Es war eine neue Art weißer Kirschen darunter, welche er abwechselnd mit den rothen in Reihen pflanzen wollte, und da es gegen die fünfzig Stück waren, so handelte es sich um eine Arbeit, die wol einen ganzen kurzen Frühlingstag erforderte.

Salome aber wollte sich's nicht nehmen lassen, dabei zu sein und wo möglich zu helfen, da sie, wie sie lachend sagte, vielleicht einst einen Gutsherrn heirathen werde und darum solche Dinge bei Zeiten lernen müsse. Mit einem breiten Schattenhute bekleidet, ging sie in der That mit auf die etwas entlegene Wiese hinaus und wohnte der Arbeit mit aller beflissenen Handreichung bei. Salomon maß die geraden Linien für die Baumreihen und die Entfernungen zwischen den einzelnen Bäumen ab, wobei ihm Salome die Schnüre ausspannen und die Pflöcke einschlagen half. Er grub die Löcher in die weiche Erde, wie er sie haben wollte, und Salome hielt die zarten Stämmchen aufrecht, während er die Grube wieder zuwarf und das Erdreich in gehöriger Art festmachte. Dann holte Salome aus einer Kufe, die ein Knecht ab- und zugehend mit Wasser füllte, das belebende Element mit der Gießkanne und begoß die Bäumchen so reichlich, als Salomon gebot.

Um die Mittagszeit, als der Schatten der Sonne sich um die neugepflanzten Bäumchen drehte, schickte die Herrschaft dem fleißigen Paare scherzhafter Weise ein ländliches Essen hinaus, wie Feldarbeitern geziemt; es schmeckte ihnen auch vortrefflich, als sie es auf dem grünen Rasen sitzend genossen, und Salome behauptete, sie dürfe jetzt so gut wie eine Bauerntochter ihre zwei Gläser Wein trinken, da sie so heftig arbeite. Hievon und von der fortgesetzten Bewegung, die bis gegen Abend dauerte, gerieth ihr Blut in wärmere Wallung; es trat vor das Licht ihrer Lebensklugheit, und diese verfinsterte sich vorübergehend wie die Sonne bei einem Mondburchgang.

Salomon verhielt sich bei seiner Arbeit so ernsthaft und unverdrossen, er führte das Geschäft so geschickt und gewissenhaft durch, dabei war er wieder so gleichmäßig heiter, zutraulich und kurzweilig und schien so glücklich, ohne sich doch einen Augenblick während des ganzen Tages mit einem unbescheidenen Blick oder Worte zu vergessen, daß eine holde Ueberzeugung sie durchdrang, es ließe sich wol, wie dieser Tag, so das ganze Leben mit dem Gefährten verbringen. Eine warme Neigung gewann die Oberhand in ihr, und als das letzte Kirschbäumlein fest in der Erde stand und Nichts mehr zu thun war, sagte sie mit einem leichten Seufzer: „So nimmt Alles ein Ende!“

Salomon Landolt, von dem bewegten Tone dieser Worte hingerissen, sah sie beglückt an; er konnte aber wegen des Glanzes der Abendsonne, der auf ihrem

schönen Gesichte lag, nicht erkennen, ob es von dem Scheine oder von Zärtlichkeit geröthet sei; nur leuchteten ihre Augen durch allen Glanz hindurch, und sie reichten sich unwillkürlich alle vier Hände. Weiteres begab sich jedoch nicht, da der Knecht eben Harke, Schaufel und Gießkanne und das übrige Geräthe zu holen kam.

Unter veränderten Gestirnen kehrten sie durch die zierliche Kirschenallee zurück, die sie gepflanzt hatten. Da sie sich nur noch mit verliebten Augen anzusehen vermochten, so verkehrten sie im Hause weniger und behutsamer miteinander, und es wurde hiedurch und noch mehr durch eine gewisse Zufriedenheit, die sie zu beleben und zugleich zu beruhigen schien, deutlich genug sichtbar, daß etwas Neues sich ereignet habe.

Jedoch ließ es Salomon nicht manchen Tag anstehen; er flüsterte ihr wenige andeutende Worte zu, die sie wohl aufnahm, und ritt in rascher Gangart nach Zürich, um die Möglichkeit einer Verlobung in beiden Familien herbeizuführen.

Vorerst aber drängte es ihn, der Geliebten in einem Briefe sein Herz darzulegen, und wie er kaum im Zuge war und das Dringlichste angebracht hatte, stach ihn der Vorwitz, die Festigkeit ihrer Neigung auf die Probe zu stellen durch eine mysteriös bedenkliche Schilderung seiner Abkunft und Aussichten.

Die erstere war allerdings, was die mütterliche Seite betraf, von eigenthümlicher Art.

Seine Mutter, Anna Margaretha, war eine Tochter des holländischen Generals der Infanterie Salomon Hirzel, Herrn zu Wülflingen, der mit seinen drei Söhnen große niederländische Pensionsgelder bezog und damit die bekannte wunderliche Wirthschaft auf der genannten Gerichtsherrschaft in der Nähe von Winterthur führte. Ein am Hofthor statt eines Kettenhundes angebundener Wolf, der wachsam heulte und boll, konnte gleich als Wahrzeichen des absonderlichen Wesens gelten. Nach frühem Tode der Hausfrau und bei der häufigen Abwesenheit des Vaters that Jeder, was er wollte, und die Söhne, sowie drei Töchter erzogen sich selbst, und zwar so wild als möglich. Nur wenn der alte General da war, kehrte eine gewisse Ordnung insofern ein, als am Morgen auf der Trommel Tagwache und Abends der Zapfenstreich geschlagen wurde. Im Uebrigen ließ Jeder den Herrgott einen guten Mann sein. Die älteste Tochter, Landolt's Mutter, führte den Haushalt, und die ihr auferlegte Pflicht bewirkte, daß sie die beste und gesetzteste Person der Familie war. Dennoch ritt auch sie mit den Männern auf die Jagd, führte die Hetzpeitsche und pfiff durch die Finger, daß es gellte. Die Herren übten den Brauch, ihre Gewohnheiten und Thaten in humoristischer Weise auf die Wände ihrer Gebäulichkeiten malen zu lassen. So gab es denn in einem Pavillon auch ein Bild, auf welchem der alte General mit den drei Söhnen und der ältesten Tochter, die schon verheirathet war, über Stein und Stoppeln dahin jagt und der kleine Salomon Landolt an der Seite …r stattlichen Mutter reitet; eine förmliche Centaurenfamilie.

Solche Reiterzüge pflegten zuweilen einen zahmen Hirsch zu verfolgen, der …richtet war, vor Jägern und Hunden her zu fliehen und sich zuletzt ein…n zu lassen; das war indessen eine bloße Reitübung; das wirkliche Jagen

wurde unablässig betrieben und wechselte nur mit Gastereien und der Aufführung zahlloser Schwänke ab, die sich selbst auf die Ausübung der Gerichtsbarkeiten erstreckten.

Ueber all' diesem wilden Wesen erhielt sich, wie gesagt, Landolt's Mutter mit hellem Verstande und heiterer Laune bei guten Sitten, und sie war ihren eigenen Kindern später eine zuverlässige und treue Freundin, während jenes Vaterhaus unterging.

Nachdem der alte General im Jahr 1755 gestorben und die Anna Margaretha ihrem eigenen Hausstand gefolgt war, ergaben sich die Söhne einem täglich wüster werdenden Leben. Ihre Jagden arteten in Raufereien mit benachbarten Gutsherren aus wegen Bannstreitigkeiten, in Mißhandlungen der Untergebenen. Einen Pfarrer, der sie auf der Kanzel angepredigt hatte, überfielen sie, als er durch ihren Forst ritt, und hetzten ihn, mit Peitschen hinter ihm drein jagend, in den Tößfluß hinein, hindurch, über das Feld, bis er mit seiner Mähre zusammenbrach und auf den Knieen liegend zitternd um Verzeihung bat. Gerichtsboten aber, welche eine ihnen für diese That auferlegte beträchtliche Geldbuße abholten, ließen sie auf dem Rückwege durch Vermummte niederwerfen und des Geldes wieder entledigen.

Zu der sinnlosen Verschwendung, welche sie trieben, gesellte sich eine Spielsucht, der sie wochenlang ununterbrochen fröhnten. Herbeigelockten Verführten nahmen sie Haus und Hof ab, gewährten dann aber so lange Revanche, bis sie das Doppelte wieder an die Verunglückten verloren hatten, um ihre Cavaliersehre zu behalten. Zuletzt aber nahm Alles ein trauriges Ende. Einer nach dem Andern mußte vom Schlosse weichen, und der Letzte mußte die Herrschaftsrechte und Gefälle, Wälder und Felder, Haus und Hof, Eines um's Andere, dahingeben und entfliehen. Einer der Brüder gerieth so in's Elend, daß er in einem ausländischen Zuchthause versorgt wurde; ein anderer lebte eine Zeit lang einsam in einer Waldhütte, mußte aber, von Schulden geplagt und von Krankheiten verwüstet, diesen kümmerlichen Zufluchtsort verlassen und im Dunkel der Ferne verschwinden; der dritte flüchtete sich wieder in den fremden Kriegsdienst, wo er auch verdarb.

Freilich verließ der wilde Humor die Herren bis zum letzten Augenblicke nicht. Ehe sie das Schloß preisgaben, ließen sie von ihrem rustiken Hofmaler alle die Untergangsscenen und Unthaten, bis auf das letzte Herrschaftsgericht, das sie abhielten, an die Wände malen; hinter dem Ofen prangten die Titel aller veräußerten Lehenbriefe und Privilegien, und auf einer vom Monde beschienenen Waldlichtung spielten Füchse, Hasen und Dachse mit den Insignien der verlorenen Herrschaft. Ueber der Thür aber ließen sie sich selbst von der Rückseite darstellen, wie sie zu guter Letzt, die Hüte unter dem Arm, würdevoll bei einem Markstein über die Grenze der Herrschaft schreiten. Mit verkehrter Schrift stand darunter das Wort „Amen!“.

Indem Salomon Landolt nun diese bedenklichen Geschichten in seinem Briefe an Salome entwickelte, ging er auf die melancholische Befürchtung über, daß das unglückselige Blut und Schicksal der drei Oheime auch in ihm wieder aufleben und nur Dank einem günstigen Sterne seine edle Mutter übersprungen

haben könnte. Um so eher dürfte aber, folgerte er, der Unstern fast naturgemäß bei ihm abermals aufsteigen. Dagegen nach bestem Wissen und Gewissen anzukämpfen, sei zwar sein inbrünstiger Vorsatz. Allein bereits habe er zu bekennen, daß auf seinen Reisen bedeutende Summen verspielt und nur durch die geheime Beihülfe der Mutter gedeckt worden seien. Bereits habe er auch, wieder mit Hülfe der Mutter und ohne Wissen des Vaters, über sein Vermögen Pferde gehalten, und was die Geldmittel betreffe, so sei es jetzt schon so gut wie gewiß, daß er kaum dieselben jemals werde so zu Rathe halten lernen, wie es sich für das Haupt einer geordneten Haushaltung gebühre. Selbst die mehr heiteren Charakterzüge der Oheime, die Lust an Reiten und Jagen, an Schwank und Spaß, seien in ihm vorhanden bis auf den Hang, die Wände zu beklecksen, da er die Mauern des Schlosses Wellenberg, wo sein Vater Vogt gewesen, schon als Knabe in Kohle und Rothstein mit hundert Kriegerfiguren illustrirt habe.

Solches schwere Bedenken glaube er als ehrlicher Mensch seiner vielgeliebten Mademoiselle Salome nicht verhehlen zu dürfen, vielmehr ihr Gelegenheit geben zu sollen, den wichtigen Schritt über die Schwelle einer verschleierten Zukunft reiflich zu erwägen, sei es, daß sie dann mit der zu erflehenden Hülfe einer göttlichen Fürsehung es mit ihm wagen wolle, sei es, daß sie mit gerechter und löblicher Vorsicht handeln und mit vollkommener Freiheit ihrer werthen Person sich vor einem dunkeln Schicksale bewahren wolle.

Kaum war der Brief abgesandt, so bereute Salomon Landolt, ihn geschrieben zu haben; denn der Inhalt war im Verlaufe des Schreibens ernster und sozusagen möglicher geworden, als er erst gedacht hatte, und im Grunde verhielt sich ja Alles so, wie er schrieb, obgleich er guten Muthes in die Zukunft schaute. Aber jetzt war es zu spät, die Sache zu ändern, und schließlich empfand er doch wieder das Bedürfniß, Salome's wirkliche Zuneigung durch den Erfolg ermessen zu können.

Dieser blieb denn auch nicht aus. Sie hatte sofort, was sich zwischen ihr und Salomon ereignet, der Mutter gestanden; die Neuigkeit wurde mit dem Herrn Vater berathen und die Heirath bei den ungewissen Aussichten des allbeliebten, aber auch ebenso unverstandenen jungen Mannes als nicht wünschenswerth, ja gefährlich erklärt; und als nun der Brief kam, riefen die Eltern: „Er hat Recht, mehr als Recht! Er sei gelobt für seine biedere Aufrichtigkeit!"

Die gute Salome, welcher ein sorgenvolles oder gar unglückliches Leben undenkbar war, weinte einen Tag lang bittere Thränen und schrieb dann dem unbesonnenen Prüfer ihres Herzens in einem kleinen Brieflein: es könne nicht sein! es könne aus verschiedenen gewichtigen Gründen nicht sein! Er solle der Angelegenheit keine weitere Folge geben und ihr aber seine Freundschaft bewahren, wie sie auch die ihrige ihm allezeit getreulich zudienen lassen werde in allerherzlichster Bereitwilligkeit.

In wenigen Wochen verlobte sie sich mit einem reichen Manne, dessen Ver-
ltnisse und Temperamente über die Sicherheit einer wohlbegründeten Zukunft
n Zweifel aufkommen ließen.

a ward Landolt einen halben Tag lang etwas bekümmert; dann schüttelte

er den Verdruß von sich und hielt heiteren Angesichts dafür, er sei einer Gefahr entronnen.

Hanswurstel.

Der Name derjenigen Liebschaft, welche er Hanswurstel nannte, darf unverkürzt angeführt werden, da das Geschlecht ausgestorben ist. Sie führte den alterthümlichen Taufnamen Figura und war eine Nichte des geistreichen Raths- und Reformationsherrn Leu, hieß also Figura Leu. Es war ein elementares Wesen, dessen goldblondes Kraushaar sich nur mit äußerster Anstrengung den Modefrisuren anbequemen ließ und dem Perruquier des Hauses täglich den Krieg machte. Figura Leu lebte fast nur vom Tanzen und Springen und von einer Unzahl Späße, die sie mit und ohne Zuschauer zum Besten gab. Nur um die Zeit des Neumondes war sie etwas stiller; ihre Augen, in denen die Witze auf dem Grunde lagen, glichen dann einem bläulichen Wasser, in welchem die Silberfischchen unsichtbar sich unten halten und höchstens einmal emporschnellen, wenn etwa eine Mücke zu nahe an den Spiegel streift.

Sonst aber begann ihr Vergnügen schon mit der Sonntagsfrühe. Als Mitglied der Reformationskammer, d. h. der Behörde, welche über die Religions- und Sittenverbesserung zu wachen hatte, lag ihrem Onkel ob, denjenigen Einwohnern, welche an einem Sonntage aus den Thoren gehen wollten, die Erlaubniß mittelst einer Marke zu ertheilen, welche sie den Thorwachen abgeben mußten. Denn allen Andern war das Verlassen der Stadt an Tagen des Gottesdienstes durch geschärfte Sittenmandate verboten. Ueber diese Function machte sich der aufgeklärte Herr heimlich selber lustig, wenn sie ihn nicht allzusehr belästigte; denn an manchen Sonntagen erschienen an die hundert Personen, die unter den verschiedensten Vorwänden in's Freie zu gelangen suchten. Noch mehr aber belustigte sich daran die Jungfrau Figura, welche die Bittsteller auf dem geräumigen Hausflur vorläufig eintheilte und aufstellte je nach der Art ihrer Begründung und sie dann classenweise in das Cabinet des Reformationsherrn führte. Diese Classen waren jedoch nicht nach den vorgegebenen, sondern nach den wirklichen Gründen gebildet, die sie den Leuten am Gesicht absah. So stellte sie untrüglich die Lehrburschen, Handwerksgesellen und Dienstmägde zusammen, die einen entfernten Kirchweih- oder Erntetanz aufsuchen wollten unter dem Vorwande, sie müßten für die kranken Meisterleute zu einem auswärtigen Doctor gehen. Diese trugen alle zum Wahrzeichen ein leeres Arzneiglas, einen Salbentopf, eine Pillenschachtel oder gar ein Fläschlein mit Wasser bei sich und hielten alle solche Gegenstände auf Geheiß des lustigen Jungfräuleins sorgfältig in der Hand, wenn sie vorgelassen wurden. Dann kam die Schaar von bescheidenen Männchen, welche ihre bürgerlichen Privilegien genießend an stillen Wasserplätzen zu fischen wünschten und schon die Schachteln voll Regenwürmer in der Tasche führten. Diese wandten hundert Geschäfte vor, wie Kindstaufen, Erhebung von Erbschaften, Besichtigung eines Häuptleins Vieh u. dergl. Hierauf folgten bedenklichere Gesellen, bekannte Debauchierer, die in abgelegenen Landwinkeln einer Spielerbande, im besten Falle einem Kegelschieben oder einer Zechgesellschaft zusteuerten; endlich kamen noch die Verliebten, die in Ehren aus den Mauern

strebten, um Blümlein zu pflücken und die Rinden der Buchbäume mit ihren Taschenmesserchen zu beschädigen.

Alle diese Classen ordnete sie mit Sachkenntniß, und der Oheim fand sie so gut eingetheilt, daß er ohne langen Zeitverlust diejenige Anzahl, die er nach humaner Raison für Einmal hinauslassen wollte, absondern und die übrigen zurückweisen konnte, damit nicht ein zu großer Haufen aus den Thoren laufe.

Salomon Landolt hörte von der lustigen Musterung, welche Figura Leu jeden Sonntag Morgen abhalte. Es gelüstete ihn, das Abenteuer selbst zu bestehen; daher begab er sich, obgleich er als Officier auch sonst an den Thoren überall aus- und eingehen konnte, einstmals zu Pferde vor das Leu'sche Haus und trat gestiefelt und gespornt auf den Hausflur, wo er die wunderliche Aufstellung der Wanderlustigen in der That vorfand.

Figura stand auf der Haustreppe, zum Kirchgange schon mandatmäßig gerüstet, in schwarzer Tracht und mit dem vorgeschriebenen nonnenartigen Kopftuch, das weiße Marmorhälschen mit dem erlaubten güldenen Kettlein umspannt. Ueberrascht von der feinen, leichten Erscheinung, säumte er einen Augenblick zu grüßen, bat dann aber höflich mit kaum unterdrücktem Lächeln um Anweisung eines Platzes, wo er sich aufzustellen habe.

Sie machte einen anmuthigen Knicks, und da sie an seiner Frage die schalkische Absicht erkannte, fragte sie hinwieder: „In welchen Geschäften verreiset der Herr?"

„Ich möchte meiner Mutter einen Hasen fangen, da sie am Abend Gesellschaft und keinen Braten hat!" erwiderte Landolt so unbefangen als möglich.

„Dann belieben der Herr sich dorthin zu placiren," sagte sie eben so ernsthaft und wies ihn zu dem Häuflein der Verliebten, die er an ihrem schüchternen und zärtlichen Aussehen erkannte, wie sie ihm beschrieben worden. Figura verneigte sich abermals vor ihm, als er doch etwas verblüfft zu der Gruppe trat, und eilte dann so leicht wie ein Geist, Alles im Stiche lassend, aus dem Hause und in die Kirche. Als sie verschwunden war, drückte sich Landolt sachte wieder aus dem Flur hinaus, bestieg sein Pferd und trabte nachdenklich dem nächsten Thore zu, das ihm dienstfertig geöffnet wurde.

Wenigstens war nun die Bekanntschaft mit dem eigenartigen Mädchen gemacht, was auch dieses gelten zu lassen schien; denn wenn er der Figura begegnete, so nahm sie freundlichst seinen Gruß ab, ja sie grüßte ihn manchmal zuerst mit heiterem Nicken, da sie sich an keine Etikette band. Einmal trat sie sogar, wie von der Luft getragen, auf der Straße unversehens vor ihn und sagte: „Ich weiß jetzt, wer der Hasenfänger ist! Adieu, Herr Landolt!"

Seinem geraden, offenen Wesen that diese Art und Weise außerordentlich wohl, und sie erfüllte sein vom Distelfink bereits angepicktes Herz mit einer zärtlichen Sympathie. Um ihr näher zu kommen, suchte er den Umgang ihres Bruders zu gewinnen, der, gleich ihr, bei dem Oheim wohnte, indem sie von Kindheit an verwaist waren. Salomon hatte erfahren, daß Martin Leu an einer Vereinigung jüngerer Männer und Jünglinge Theil nahm, welche sich Gesellschaft für vaterländische Geschichte nannte und in einem Gesellschaftshause am Neumarkt ihre Zusammenkünfte hielt.

Es waren die Strebsamen und Feuerköpfe aus der Jugend der herrschenden Classen, welche unter diesem Titel eine bessere Zukunft und aus dem dunkeln Kerkerhause der sogenannten beiden Stände d. h. des geistlichen und weltlichen Regiments zu entrinnen suchten. Die Gegenstände der Aufklärung, der Bildung, Erziehung und Menschenwürde, vorzüglich aber das gefährliche Thema der bürgerlichen Freiheit, wurden in Vorträgen und zwanglosen Unterhaltungen um so überschwenglicher behandelt, als ja die Herren Väter schon über eine ausschreitende Verwirklichung wachten und die Souveränität der alten Stadt über das Land außer Discussion stand; waren ja doch Land und Leute im Laufe der Jahrhunderte mit gutem Gelde erworben und die Pergamente des Staates um kein Haar breit anderen Rechtes als die Kaufbriefe des Privatmannes.

Hingegen war die Untersuchung, ob das Recht der Gesetzgebung, das Recht, die Verfassung zu ändern, bei der gesammten Bürgerschaft oder bei der Obrigkeit stehe, ein um so beliebteres Vergnügen, als es nur im Geheimen genossen werden mußte, weil der Scharfrichter mit seiner geschliffenen Correcturfeder dicht bei der Hand war. Wenn die Bürgerschaft, welche von den Herren als eine der schwierigsten bezeichnet wurde, einmal aufbrauste, so wurde jener schnell zurückgezogen, bis das Wetter vorüber war; nachher stand er wieder da gleich dem Barometermännchen, und die Oberkeit war wieder das nämliche mystisch-abstracte Gewaltsthier wie vorher, das allein von Gott eingesetzt worden.

Einen um so feurigeren und ernsteren Geist bedurfte es für die mit den Ideen ringenden Jünglinge, von welchen einige zu einem strengen Puritanismus hingerissen wurden. Wie man auf den Sack schlägt und den Esel meint, eiferten sie gegen den Luxus und die Genußsucht, und zwar in einem ganz anderen Sinne, als die Sittenmandate. Sie wollten nicht die Bescheidenheit des christlichen Staatsunterthanen, sondern die Tugend des strengen Republikaners. Hieraus entstanden bald zwei Fractionen, eine der leichtlebigeren Toleranten und eine der finsteren Asceten, welche jene überwachten und beschalten. Schon war ein Mitglied, das eine goldene Uhr trug und sie nicht ablegen wollte, ausgestoßen worden, andere wurden wegen zu üppiger Lebensart gewarnt und beobachtet. Der oberste Mentor war der Herr Professor Johann Jakob Bodmer, als Literator und Geschmacksreiniger bereits überlebt, als Bürger, Politiker und Sittenlehrer ein so weiser, erleuchteter und freisinniger Mann, wie es wenige gab und jetzt gar nicht gibt. Er wußte recht gut, daß er bei den Herrschenden und Orthodoxen für einen Mißleiter der Jugend galt; allein sein Ansehen stand zu fest, als daß er sich gefürchtet hätte, und die Partei von der strengen Observanz unter den jungen Männern war seine besondere Ehrengarde.

In diese Gesellschaft ließ Salomon sich eines Tages einführen und machte gleich vor Beginn der Verhandlungen die Bekanntschaft des jungen Leu, der sofort Gefallen an ihm fand. Sie mußten sich aber still verhalten; denn Herr Professor Bodmer war heute selbst auf eine halbe Stunde erschienen, um den Jünglingen einen Aufsatz ethischen Inhalts vorzulesen und ihnen eine Aufgabe ähnlicher Art zu stellen. Landolt war nicht sehr aufmerksam, da seine Gedanken anderswo spazieren gingen. Er sah zuweilen den Bruder der Figura Leu an,

der sich noch mehr zu langweilen schien, und beide fühlten sich erleichtert, als die eigentlichen Verhandlungen beendigt waren.

Jetzt kam aber der kritische Moment. Die Ernsthaften hielten es für eine Ehrensache, noch mindestens ein halbes Stündchen in wechselnden Gesprächen beisammen zu stehen, während die Leichtsinnigen bei guter Zeit davon zu laufen strebten, um in einem Gasthause sich noch etwas gütlich zu thun. Mit Geringschätzung oder Entrüstung, je nach dem sonstigen Werthe der Flüchtlinge, und mit scharfen Seitenblicken bemerkte man das Entweichen. Nachdem schon Mehrere sich dergestalt gedrückt hatten, zupfte auch Martin Leu den arglosen Landolt am Rockärmel und lud ihn leise flüsternd ein, mit ihm noch zu einem guten Glas Wein zu gehen. Landolt begab sich unbefangen mit ihm hinweg, wunderte sich aber, wie der Andere auf der Straße plötzlich querüber sprang, ihn mitziehend, die Steingasse hinauf lief, was sie vermochten, dann durch die Elendenherberge, ein labyrinthisches Loch, nach dem dunkeln Löwengäßlein strebte, von diesem beim Rothen Hause nach dem Eielsgäßlein hinüber setzte, wie ein gejagter Hirsch über eine Waldlichtung, hinter der Metzg herum und über die untere Brücke und den Weinplatz rannte, die Weggengasse hinauf, durch die Schlüsselgasse, beim rothen Mann die Storchengasse durchschnitt, die Kämbelgasse zurücklegte, dann wieder an der Limmat angekommen rechts ab bog und endlich in das stattliche neue Palais der Meisenzunft eintrat.

Athemlos vom Lachen wie vom Laufen verschnauften sich die beiden jungen Männer, sich an dem eisernen Treppengeländer haltend, das noch jetzt, als ein Stolz damaliger Schmiedekunst, das Auge anzieht. Leu unterrichtete seinen neuen Freund von der Lage der Dinge und wie es gegolten habe, den Blicken der Späher durch den Kreuz- und Querlauf zu entrinnen. Landolt, als ein Feind jeder Art von Muckerei, freute sich nicht wenig über den Streich, zumal er von dem Bruder derjenigen Person ausging, die ihm wohlgefiel, und sie traten fröhlichen Muthes in den lichterhellen Wirthschaftssaal, an dessen Wänden zahlreiche Degen und dreieckige Hüte hingen, den Gästen entsprechend, die an verschiedenen großen Tischen saßen.

Kleine Bratwürstchen, Pastetlein, Muscatwein und Malvasier, so hießen die Dinge, welche die wiedervereinigte halbe Gesellschaft für vaterländische Geschichte zu sich nahm, und zwar nach den genauen Aufzeichnungen des Kundschafters der catonischen Hälfte, der den beiden letzten Ausreißern durch alle Seitengäßchen ungesehen gefolgt war und nun, den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter der Flügelthür stand und keinen Teller aus den Augen verlor. Und das Alles vor dem Nachtessen, das ihrer doch zu Hause wartete, und nach Anhörung einer Rede des großen Vater Bodmer: „Von der Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung als Sauerteig eines bürgerlichen Freistaats!“

Die jungen Epicuräer ließen es sich darum nicht weniger schmecken; die Freundschaft, als eine echt männliche Tugend, feierte auch hier ihre Triumphe, denn Martin Leu schloß mit Salomon Landolt einen Herzensbund für das Leben, nicht ahnend, daß derselbe es auf seine Schwester abgesehen habe und im Uebrigen ein mäßiger Geselle sei, der dem Gütlichthun um seiner selbst willen nicht viel nachfrage.

Die Folgen des Excesses ließen nicht auf sich warten. Ohne Vorwissen Bodmer's gingen die Strengfittlichen zu Werke und verschmähten nicht, zur geheimen Anzeige an die Staatsgewalten zu greifen, deren Druck sie doch zu mildern gedachten. Die Sache gelangte in der That als vertrauliches Tractandum vor die oberste Sittenverwaltung, die Reformationskammer. Es wurde aber für klug befunden, die Sünder als Söhne angesehener Geschlechter und als übrigens begabte junge Männer zur gütlich-mündlichen Ermahnung zu ziehen, in der Weise, daß jedem Reformationsherrn ein oder zwei Personen im Stillen zur zweckdienlichen stillen Erledigung überwiesen wurden.

Der ältere Herr Leu erhielt billiger Maßen seinen eigenen Herrn Neffen und dessen speciellen Mitthäter Salomon zugetheilt. Als letzterer eine Einladung zum Mittagessen bei dem Herrn Rathsherrn empfing, auf einen Sonntag punkt 12 Uhr, war er von dem Neffen bereits in Kenntniß gesetzt, um was es sich handle. Erwartungsvoll durchschritt er die leeren Gassen, welche von der Bevölkerung der strengen Sonntagsfeier wegen gemieden waren; nur eine beträchtliche Zahl schwerer Pastetenkörbe kreuzte an der Hand der Bedienten auf den stillen Straßen, Plätzen und Brücken, gleich ernsten holländischen Orlogschiffen. Salomon folgte einem dieser Schiffe, dessen Steuermann er kannte, in einiger Entfernung und mit wachsender Aufregung, weil er die Figura Leu zu sehen hoffte und zugleich einen Verweis in ihrer Gegenwart zu empfangen Gefahr lief.

„Der Herr bekommt eine Predigt!" rief sie ihm auf dem Corridor entgegen, als er denselben entlang schritt, „aber trösten Sie sich! auch ich habe die Mandate verletzt, sehen Sie mal her!"

Sie präsentirte sich anmuthsvoll vor ihm, und er sah, daß sie ein straffes Seidenkleid, schöne Spitzen und ein mit blitzenden Steinen besetztes Halsband trug.

„Das geschieht," sagte sie, „damit die Herren sich nicht vor mir zu schämen brauchen, wenn sie abgekanzelt zum Tische kommen! Auf Wiedersehen!" Damit verschwand sie wieder so rasch, wie sie erschienen war. In den Mandaten war wirklich den Frauen Alles verboten, was Figura am schlanken Leibe trug.

Salomon Landolt wurde zunächst in das Cabinet des Reformationsherrn geführt, wo er den Martin Leu traf, der ihm lachend die Hand schüttelte.

„Ihr Herren!" begann der Oheim seine Ansprache, nachdem die jungen Leute sich aufmerksam neben einander postirt hatten, „es sind zwei Gesichtspunkte, von denen aus ich die bewußte Angelegenheit Euch an's Herz legen möchte. Einmal ist es nicht gesund, vor dem Nachtessen und zu ungewohnter Zeit Speisen und Getränke, besonders wenn letztere südlicher Art sind, zu sich zu nehmen und den Gaumen an dergleichen frequente Leckerhaftigkeit zu gewöhnen. Vorzüglich aber sollten sich junge Officiers solcher Näschereien enthalten, weil sie den Mann vor der Zeit dickleibig und zum Dienste untauglich machen. Zweitens aber, wenn es denn doch sein soll und die Herren einer Collation bedürftig sind, so ist es meiner Ansicht nach junger Bürger und Officiers unwürdig, sich heimlich wegzustehlen und durch hundert dunkle Gäßlein zu springen. Sondern ohne Worte der Entschuldigung, ohne Heimlichkeit und ohne Scheu thun rechte Junggesellen das, was sie vor sich selbst meinen verantworten zu

können! Nun wollen wir aber schnell zum Essen gehen, sonst wird die Suppe kalt!"

Figura Leu empfing die drei Herren im Speisezimmer und machte mit scherzhafter Grandezza die Wirthin, da der Oheim verwittwet war. Erstaunt sah er ihren glänzenden Putz, und sie erklärte ihm sogleich, daß sie absichtlich das Gesetz beleidige, um ihr armes Brüderchen nicht allein am Pranger stehen zu lassen. Der Reformationsherr lachte herzlich über den Einfall, während Figura dem Salomon Landolt den Teller so anfüllte, daß er Einsprache erheben mußte.

„Hat die Vermahnung schon so gut angeschlagen?" sagte sie, ihm einen lachenden Blick zuwerfend.

Jetzt erwachte aber auch seine gute Laune, und er wurde so lustig und unterhaltsam mit tausend Einfällen, daß Figura's silbernes Gelächter fast ohne Aufhören ertönte und sie vor lauter Aufmerksamkeit keine Zeit mehr fand, eigene Witze zu machen. Nur der Rathsherr löste ihn zuweilen ab, wenn er aus seiner längeren Erfahrung treffliche Schwänke zum Besten gab, vorzugsweise charakteristische Vorfälle aus dem Amtsleben und dem beschränkten und doch stets so leidenschaftlichen Treiben der Geistlichkeit. Auch die tiefen Einwirkungen der Hausfrauen in Rath und Kirche traten in komischen Beispielen an das Licht, und man merkte wohl, daß der Reformationsherr seinen Voltaire nicht ungelesen ließ.

„Herr Landolt," rief Figura beinahe leidenschaftlich, „wir Zwei wollen nie heirathen, damit uns solche Schmach nicht widerfahre! Die Hand drauf!"

Und sie hielt ihm die Hand hin, welche Salomon rasch ergriff und schüttelte.

„Es bleibt dabei!" sagte er lachend, jedoch mit Herzklopfen; denn er dachte das Gegentheil und nahm die Worte des schönen Mädchens für eine Art von verkapptem Entgegenkommen oder Aufmunterung. Auch der Rathsherr lachte, wurde aber gleich wehmüthig, als die Kirchenglocken sich hören ließen und das erste Zeichen zur Nachmittagspredigt anschlugen.

„Schon wieder diese Mandate!" rief er; es war nämlich auch verboten, die Mittagsmahlzeiten in den Familien über den Gottesdienst auszudehnen, und es war unversehens zwei Uhr geworden. Alle beschauten trübselig den noch schön versehenen wohnlichen Tisch; Martin, der Neffe, öffnete schnell noch eine Dessertflasche, indessen der Reformationsherr wegeilte, um seinen Kirchenhabit anzuziehen, da Rang und Sitte ihm geboten, zum Münster zu gehen. Bald erschien er wieder im schwarzen Talar, den weißen Mühlsteinkragen um den Hals und den konischen Hut auf dem Kopf. Er wollte nur noch sein Gläschen austrinken; da aber Landolt eben einen neuen Schwank erzählte, setzte er sich noch einen Augenblick hin, die Unterhaltung gerieth von Neuem in Fluß und stockte erst, als durch das Aufhören des vollen Kirchengeläutes, das längst begonnen hatte, plötzlich die Luft still wurde.

Betroffen sagte Herr Leu, der Oheim: „Nun ist es zu spät, Martin, schenk' ein! Wir wollen uns hier geduckt halten, bis die Zeit erfüllet ist!"

Figura Leu aber klatschte in die Hände und rief fröhlich: „Nun sind wir Alle Uebelthäter, und von welch' schöner Sorte! Darauf wollen wir anstoßen!"

Wie sie das geschliffene Gläschen mit dem bernsteinfarbigen Wein lächelnd erhob und ein Strahl der Nachmittagssonne nicht nur das Gläschen und die Ringe an der Hand, sondern auch das Goldhaar, die zarten Rosen der Wangen, den Purpur des Mundes und die Steine am Halsbande einen Augenblick beglänzte, stand sie wie in einer Glorie und sah einem Engel des Himmels gleich, der ein Mysterium feiert.

Selbst der sorglose Bruder wurde von dem erbaulichen Anblick betroffen und hätte die schimmernde Schwester gern in den Arm genommen, wenn er sich nicht gescheut hätte, die Erscheinung zu zerstören; auch der Oheim betrachtete das Mädchen mit Wohlgefallen und unterdrückte einen aufsteigenden Seufzer der Besorgniß für ihr Schicksal.

Als noch ein Stündchen verflossen war und der Abend nahte, schlug der Rathsherr den beiden Gesellen vor, sich nach der Promenade im Schützenplatze zu begeben, wo längs den zwei Flüssen, die denselben einfassen, die schönen Baumalleen stehen.

„Dort geht jetzt," sagte er, „der edle Bodmer spazieren, umgeben von Freunden und Schülern, und spricht treffliche Worte, die zu hören Gewinn ist. Wenn wir uns ihm anschließen, so stellen wir unsere Reputation allerseits wieder her; indessen mag Figura ihre Sonntagsgespielinnen aufsuchen, die übungsgemäß am gleichen Orte lustwandeln, ehe sie die eingemachten Kirschen essen, mit denen sie sich bewirthen.

Diesen Rathschlag ausführend, gingen die Männer nach der genannten Promenade, auf welcher sich verschiedene Gesellschaften, jede für sich zusammenhaltend, auf und nieder bewegten. Darunter befand sich in der That Bodmer mit seinem Gefolge und besprach im Gehen den Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Republik Plato's und einer schweizerischen Stadtrepublik, wobei er auf alle möglichen Vorkommheiten zu sprechen kam und allerhand Dummheiten und Unzukömmlichkeiten mit unverkennbaren Seitenhieben bezeichnete.

Die Herren Leu und Landolt schlossen sich nach gehöriger Becomplimentirung dem Bodmer'schen Zuge an und spazierten mit demselben weiter. Salomon Landolt war mit seinem lebhaften Wesen, und überdies nicht von der größten Aufmerksamkeit erfüllt, bald einige Schritte voraus, während Bodmer zum Thema einer öffentlichen Erziehung nach bestimmten Staatsgrundsätzen überging.

Einer Gesellschaft junger Damen, die jetzt von einer Seitenallee her über die Hauptallee spazierte, ging in ähnlich ungeduldiger Weise Figura Leu voran; Landolt machte seinen tiefsten Bückling, und alle Herren hinter ihm zogen ebenfalls ihre dreieckigen Hüte und machten ihre Complimente. Figura verneigte sich mit unnachahmlichem Ernste und mit großen Ceremonien, und alle Demoiselles hinter ihr, an die zwanzig Gespielinnen, thaten es ihr nach.

Als Bodmer ein Schulwerk Basedow's kritisirte, kam der Damenzug, diesmal in gerader Richtung, abermals entgegen und es erfolgte in gleicher Weise die Begrüßung, die noch länger andauerte, bis Alle vorbei waren. Uebergehend zum Nutzen der Schaubühnen, die Bodmer nicht ohne Anspielungen auf seine eigenen dramatischen Versuche abhandelte, wurde er wiederum durch



den nämlichen ceremoniellen Vorgang unterbrochen, so daß man aus dem Hüteschwingen und Verbeugen nicht herauskam, fast zum Verdrusse des würdigen Altmeisters.

Freilich lag die Schuld einigermaßen an Salomon Landolt, der als Jäger und Soldat die Bewegungen des feindlichen Corps stets im Auge zu behalten verstand und die gelehrten Herren, ohne daß sie es merkten, die Wege einschlagen ließ, welche zu den wiederholten Begegnungen führten. Figura griff aber jedesmal so pünktlich und zuverlässig mit ihren ungeheuren Knicksen ein, daß er es nicht bereute. Auch dünkte ihm dieser Tag, als er vollbracht war, der schönste, den er bis jetzt erlebt hatte.

Das lustige Fräulein lag ihm nun stündlich im Sinn; allein die heitere Ruhe, welche er bei der Salome, dem Distelfink, bewahrt hatte, war jetzt dahin, und es erfüllte ihn, so oft er sie längere Zeit nicht sah, Traurigkeit und Furcht, das Leben ohne Figura Leu zubringen zu müssen. Auch sie schien ihm herzlich zugethan zu sein; denn sie erleichterte seine Bemühungen, in ihre Nähe zu kommen, und ging mit ihm um, wie mit einem guten Kameraden, der zu jedem Scherz aufgelegt und für jeden Sonnenblick guter Laune empfänglich ist. Sie legte ihm hundertmal die Hand auf die Achsel oder gar den Arm um den Hals; so bald er aber selbst ihre Hand ergreifen wollte, zog sie dieselbe beinahe hastig zurück; wagte er aber halbwegs ein zärtlicheres Wort oder einen verrätherischen Blick, so ließ sie das mit kalter Nichtbeachtung abgleiten. Mitunter verfiel sie sogar in spöttliche Aeußerungen, die sie wegen unbedeutender Dinge gegen ihn richtete und die er schweigend hinnahm, in seiner Verlegenheit aber nicht merkte, wie sie trotzdem einen warmen und theilnahmvollen Blick auf ihn geworfen hatte.

Bruder und Oheim sahen diesen seltsamen Verkehr wol, ließen die jungen Leute aber gewähren und nahmen die Art des Mädchens wie Etwas, das nicht zu ändern ist, zumal sie den vollkommen ehrenhaften und biedern Charakter Salomon's kannten.

Eines Tages jedoch kam das Verhältniß zum Austrag. Salomon Geßner, der Dichter, hatte, da der Sommer begonnen, seine Amtswohnung im Sihlwalde bezogen, dessen Oberaufsicht ihm von seinen Mitbürgern übertragen worden war. Ob er das Amt wirklich selbst verwaltete, ist nicht mehr erfindlich; so viel ist gewiß, daß er in jenem Sommerhause dichtete und malte und sich mit den Freunden lustig machte, die ihn häufig besuchten. Dieser neue Salomo, der in unsern Geschichten erscheint, stand dazumal in der Blüthe seines Lebens und eines Ruhmes, der sich bereits über alle Länder verbreitet hatte; was von diesem Ruhme verdient und gerecht war, trug er mit der Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit, die nur solchen Menschen eigen sind, die wirklich Etwas können. Geßner's idyllische Dichtungen sind durchaus keine schwächlichen und nichtssagenden Gebilde, sondern innerhalb ihrer Zeit, über die Keiner hinaus kann, [illegible]rtige und stylvolle kleine Kunstwerke. Wir sehen sie jetzt kaum mehr an und [illegible]nken nicht, was man in fünfzig Jahren von alledem sagen wird, was jetzt [illegible] entsteht.

Sei dem wie ihm wolle, so war die Luft um den Mann, wenn er in seiner Waldwohnung saß, eine recht poetische und künstlerische, und sein mehrseitiges fröhliches Können, verbunden mit seinem unbefangenen Humor, erregte stets goldene Heiterkeit. Sowol seine eigenen Radirungen als die von Zingg und Kolbe nach seinen Gemälden gestochenen Blätter werden in hundert Jahren erst recht eine gesuchte Waare in den Kupferstichcabinetten sein, während wir sie jetzt für wenige Batzen einander zuschleudern.

An einer Porcellanfabrik betheiligt, hatte er mit leichter Hand versucht, in Bemalung der Gefäße selbst voranzugehen und nach kurzer Uebung die Ausschmückung eines stattlichen Theegeschirrs übernommen und zum Gelingen gebracht. Das zierliche Werk sollte nun im Sihlwalde eingeweiht werden; Freunde und Freundinnen waren zu der kleinen Feier geladen und der Tisch am Ufer des Flusses unter den schönsten Ahornbäumen gedeckt, hinter denen die grüne Berghalde, Kronen über Kronen, zu dem blauen Sommerhimmel emporstieg.

Auf dem blendendweißen, mit Ornamenten durchwobenen Tischtuch aber standen die Kannen, Tassen, Teller und Schüsseln, bedeckt mit hundert kleinern und größern Bildwerklein, von denen jedes eine Erfindung, ein Idyllion, ein Sinngedicht war, und der Reiz bestand darin, daß alle diese Dinge, Nymphen, Satyrn, Hirten, Kinder, Landschaften und Blumenwerk mit leichter und sicherer Hand hingeworfen waren und jedes an seinem rechten Platz erschien, nicht als die Arbeit eines Fabrikmalers, sondern als diejenige eines spielenden Künstlers.

Der so geschmückte Tisch war mit den rundlichen Sonnenlichtern bestreut, welche durch das ausgezackte Ahornlaub fielen und nach dem leisen Takte des Lufthauches tanzten, der die Zweige bewegte; es war zuweilen wie eine sanfte, feierliche Menuett, welche die Lichter ausführten.

Schon saß Herr Geßner wieder im Anschauen dieses Spieles verloren, als der erste Wagen mit den erwarteten Gästen anlangte. In ihm saß der weise Bodmer, der zürcherische Cicero, wie ihn Sulzer zu nennen pflegte, und der Canonicus Breitinger, der in jüngern Tagen den Krieg gegen Gottsched mit ihm gestritten hatte. Sie saßen aber auf den Rücksitzen, da sie ihre ehrbaren Hausfrauen mitbrachten. Andere Kutschen brachten andere Freunde und Gelehrte, die alle einen außerordentlich muntern und geistreichen Jargon sprachen, belebt von einer Mischung literarischen Stutzerthums und helvetischer Biederkeit, oder, wenn man will, kleinbürgerlicher Selbstzufriedenheit.

Ein letzter Wagen war mit jungen Mädchen angefüllt, worunter Figura Leu, und begleitet von Martin Leu und Salomon Landolt, die zu Pferde saßen.

Alle die würdigen und schönen Personen bewegten sich alsbald unter den Bäumen in großer Fröhlichkeit herum; das bemalte Porcellanzeug wurde betrachtet und höchlich belobt; allein es dauerte nicht lange, so führte Salomon Geßner mit der Figura Leu die Scene auf, wie ein blöder Schäfer von einer Schäferin im Tanz unterrichtet wird, und er machte das so lustig und natürlich, daß ein allgemeiner Muthwillen entstand und Frau Geßner, die hübsche geborne Heidegger in, Mühe hatte, die Gesellschaft endlich zum Sitzen zu bringen, damit ihrer Bewirthung Ehre angethan würde.

Dem ruhigern Gespräche, das hiebei Raum gewann, wurde Nahrung gegeben durch einen jener Enthusiasten, die alles Persönliche hervorzerren müssen. Derselbe hatte schon die neuesten Ergebnisse des Geßner'schen Lebens aufgestöbert, vielleicht nicht ohne Wegeleitung der trefflichen Gattin. Es waren verschiedene Briefe aus Paris gekommen. Rousseau schrieb Herrn Huber, einem Uebersetzer Geßner's, die schmeichelhaftesten Dinge über letzteren, und wie er dessen Werke nicht mehr aus der Hand lege. Diderot wünschte sogar, einige seiner Erzählungen mit den neuesten Idyllen Geßners in einem Bande gemeinschaftlich erscheinen zu lassen. Daß Rousseau für den reinen Naturzustand jener idyllischen Welt schwärmte, war am Ende nichts Wunderbares; daß aber der große Realist und Encyklopädist nach dem Vergnügen strebte, mit dem harmlosen Idyllendichter Arm in Arm aufzutreten, erschien als die erdenklich wichtigste Ergänzung des Lobes und gab zum Verdrusse Geßner's Anlaß zu den breitesten Erörterungen.

Dadurch aber wurde Bodmer, der Cicero, aus seinem Gleichgewicht geworfen, daß die menschliche Narrheit, die auch dem Weisesten innewohnt, die Oberhand bekam und frei wurde, indem er nun unaufhaltsam und rücksichtslos seine dichterische Seite hervorkehrte. Er erinnerte wehmüthig daran, wie er einst mit dem jungen Wieland zusammen in begeisterter Freundschaft, er, der Aeltere, Bewährte, mit dem aufgehenden Jugendgestirn, eine Sammlung vermischter heiliger Dichtungen herausgegeben: und wo seien nun jene edelsten Freuden geblieben?

Die hageren Beine übereinandergelegt, im Stuhle zurückgelehnt und wegen der kühleren Waldluft einen leichten grauen Sommerüberwurf malerisch umgeschlagen, gab er sich in lauter Melancholie dem Andenken an jene trüben Erfahrungen hin, da kurz nacheinander die seraphischen Jünglinge Klopstock und Wieland, die er nach Zürich gerufen, seine heilige Vaterfreundschaft und poetische Bruderschaft so schnöde getäuscht und hintergangen hatten, der Eine, indem er sich zu einer Schaar zechender Jugendgenossen schlug und einen erschreckenden Weltsinn bekundete, statt am Messias zu arbeiten; der Andere, indem er immer mehr mit allen möglichen Weibern zu verkehren begann und damit endete, der frivolste und liederlichste Versschmied, nach seiner Ansicht, zu werden, der jemals gelebt, dergestalt, daß Bodmer alle Hände voll zu thun hatte, die Schande und den Kummer mit einer unerschöpflichen Flut von furchtbaren Hexametern in unzähligen Patriarchiden zu bekämpfen.

So kam er dann auf seinen geprüften Abraham, auf Jakob's Wiederkunft aus Haran, auf die Noachide, die Sündflut und alle jene Monumente seiner ruhelosen Thätigkeit zu sprechen und recitirte zahlreiche Glanzstellen aus denselben. Dazwischen flocht er tadelhafte Neuigkeiten ein, die seine allverbreiteten Correspondenzen ergeben, wie z. B. der Rath von Danzig den jungen poesiebeflissenen Bürgern der Stadt den Gebrauch des Hexameters als eines für die bürgerlichen Gelegenheiten unanständigen und aufrührerischen Vehikels verboten habe.

Auch beschrieb er mit maliciösem Lächeln als Charakteristicum moderner Freundschaft, wie er einen Freund und Pfarrer vom Erscheinen eines feindlich-schlechten Spottgedichtes auf ihn, betitelt „Bodmerias“, vertraute Mittheilung macht; wie der Freund sich darüber entrüstet gezeigt, daß man das Vergnügen

an den unsterblichen Bodmerischen Werken auf so boshafte und widrige Art zu stören wage; hoffentlich werde solche Bübereien kein ehrbarer Mensch lesen, alles mit Mehrerem; wie aber der lüsterne Geistliche damit geschlossen, ob er ihm diese Bodmerias nicht auf einen Tag verschaffen könne, da nach überwundenem Verdrusse das Divertissement an denen so werthen Poesien sich unzweifelhaft verdoppeln werde!

Die Anwesenden lächelten ergötzt über den neugierigen Pfarrer, den sie erriethen. Bodmer aber ließ in höherer Erregung seinen Ueberwurf auf die Hüften sinken, sich vorbeugend, daß er einem römischen Senator gleich sah, und rief:

„Dafür geht er auch der Erwähnungsstelle verloren, die ich ihm in der neuen Auflage der Noachide bestimmt hatte; denn er hat sich nicht geläutert genug erwiesen, an meiner Hand in die Zukunft hinüber zu schreiten!"

Er führte nun aus, welchen Bewährten unter seinen Freunden er solche Erwähnungsstellen in seinen verschiedenen Epopöen schon gewidmet habe und welchen er diese Vergünstigung noch zuzuwenden gedenke, je nach der Bedeutung des Mannes in größeren oder geringeren Werken, in einer größeren oder kleineren Anzahl von Versen.

Mit scharf prüfendem Auge blickte er um sich und Alle schauten vor sich nieder, die Einen erröthend, die Andern erbleichend, Alle aber schweigend, da er eine ernste Musterung zu halten schien.

Allmälig ward seine Stimmung milder; er lehnte sich wieder zurück, der vergangenen Tage gedenkend, und sagte mit weichem Tone, in die grüne Berghalde hinausblickend:

„Ach, wo ist jene goldene Zeit hin, da mein junger Wieland den Vorbericht zu unserm gemeinsamen Bande schrieb und die Worte hinzusetzte: Man hat es vornehmlich unserer göttlichen Religion zuzuschreiben, wenn wir in der moralischen Güte unserer Gedichte etwas mehr als Homere sind?"

In dem Augenblicke, als er wieder abwärts sah, gewahrte er eine seltsame Scene, so daß er plötzlich aufsprang und streng ausrief: „Was macht die Närrin?"

Schon die ganze Zeit über war nämlich Salomon Landolt etwas seitwärts unter den Bäumen für sich auf- und abgegangen, über seine Herzensangelegenheit nachdenkend und erwägend, ob nicht am heutigen Tage etwas Entscheidendes geschehen könnte?!

Er trug damals einen ansehnlichen Haarbeutel mit großen Bandschleifen. Figura Leu aber hatte sich im Hause ein kleines Taschenspiegelchen und einen runden Handspiegel verschafft. Das erstere wußte sie ihm, als ob sie an demselben etwas zu ordnen hätte, unbemerkt an dem Haarbeutel zu befestigen, worauf er seinen Spaziergang ruhig fortsetzte. Sogleich aber schritt sie, auf dem Moosboden unhörbar für ihn, mit pantomimischen Tanzschritten hinter ihm her, auf und nieder, so leicht und zierlich wie eine Grazie, und führte ein allerliebstes Spiel auf, indem sie sich fortwährend in dem Spiegel auf Landolt's Rücken und in dem Handspiegel abwechselnd beschaute und zuweilen den Handspiegel und ihren Oberkörper, immer tanzend, so wendete, daß man sah, sie bespiegele sich von allen Seiten zugleich.

Wie ein Blitz war in dem geistig beweglichen und klugen Manne der Verdacht aufgefahren, es werde hier von muthwilliger Jugend das Bild einer eiteln Selbstbespiegelung dargestellt, und zwar der seinigen, in Uebersetzung der von ihm gehaltenen Reden. Alle wendeten sich nach der Richtung, in welcher sein langer, knochiger Zeigefinger wies, und belachten das artige Schauspiel, bis endlich auch Landolt aufmerksam wurde, sich verwundert umschaute und noch die Figura ertappte, wie sie schnell das Spiegelchen ihm vom Rücken nahm.

„Was soll das bedeuten?“ sagte der alte Professor, der sich schon gefaßt hatte, mit ruhiger und sanfter Stimme; „will die Jugend das geschwätzige Alter verspotten?“

Was Figura eigentlich gewollt, wurde nie ermittelt; nur so viel ist sicher, daß sie in großer Verlegenheit da stand und von Reue befallen war; in der Angst zeigte sie auf Landolt und sagte: „Sehen Sie denn nicht, daß ich nur mit diesem Herrn scherze?“

Nun wurde Salomon Landolt roth und blaß, da er sich für den Gefoppten halten mußte, und weil die Gesellschaft endlich auch die zweifelhafte Natur des Schauspiels wahrnahm, verbreitete sich eine stille, etwas peinliche Spannung.

Da sprang Salomon Geßner ein, ergriff den Handspiegel und rief:

„Mit Nichten handelt es sich um irgend eine Verspottung! Das Fräulein hat die Wahrheit darstellen wollen, wie sie im Gefolge der Tugend geht, die hoffentlich Niemand unserm Landolt abstreiten wird! Aber dennoch hat die Darstellerin gefehlt, denn die Wahrheit soll einzig um ihrer selbst willen bestehen und weder von der Tugend noch vom Laster in dieser oder jener Weise abhängig sein! Laßt sehen, ob ich's besser kann!“

Hiemit nahm er ein Schleiertuch der nächsten Dame, drapirte sich damit die Hüften und bestieg, den Spiegel in der Hand, einen Steinblock als Piedestal, auf welchem er mit verrenkter Körperhaltung und süßlichem Mienenspiel die Statue einer Veritas so drollig zur Erscheinung brachte, daß Gelächter und Fröhlichkeit zurückkehrten.

Nur Salomon Landolt blieb in zerstörter Laune und schlich sich weg, einen entlegnern Waldpfad aufsuchend, um seine Gedanken zu sammeln und nachher als ein tapferer Mann aus der Affaire abzureiten. Er war aber noch nicht lange gegangen, so hing unversehens Figura Leu an seinem Arm.

„Ist es erlaubt, mit dem Herrn zu promeniren?“ flüsterte sie ihm zu und schritt dann mit leichtem Fuß eine Weile neben dem Schweigenden hin, der sie trotz seines Schweigens keineswegs vom Arme ließ. Als sie aber auf einer gewissen Höhe angekommen waren, wo kein Auge sie mehr erreichen konnte, stand sie still und sagte:

„Ich muß einmal mit Ihnen sprechen, da ich sonst elendiglich umkomme. Zuerst aber dieses!“

Damit schlang sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn. Als er dergleichen fortsetzen wollte, stieß sie ihn aber kräftig zurück.

„Das will sagen,“ fuhr sie fort, „daß ich Ihnen gut bin und weiß, daß Sie mir es auch sind! Aber hier heißt's nun Amen! Aus und Amen! Denn wissen Sie, daß ich meiner Mutter auf ihrem Sterbebette versprochen

habe, eine Minute ehe sie den Geist aufgab, daß ich niemals heirathen werde! Und ich will und muß das Versprechen halten! Sie war geisteskrank, erst schwermüthig, dann schlimmer, und nur in der letzten Stunde wurde sie noch einmal licht und sprach mit mir. Es ist in der Familie, taucht bald da, bald dort auf; früher übersprang es regelmäßig eine Generation, doch die Großmutter hat's gehabt, dann die Mutter, und nun fürchtet man, ich werde es auch bekommen!"

Sie ließ sich auf die Erde nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und fing bitterlich an zu weinen.

„Landolt kniete erschüttert bei ihr, suchte ihre Hände zu fassen und sie zu beruhigen. Er suchte nach Worten, ihr seinen Dank, seine Gefühle auszudrücken, konnte aber Nichts sagen, als: „Nur Muth, das wollen wir schon machen! Das wäre etwas Schönes! Da wird Nichts draus" u. s. w.

Allein sie rief mit erschreckender Ueberzeugung: „Nein, nein! Ich bin jetzt schon nur so lustig und thöricht, um die Schwermuth zu verscheuchen, die wie ein Nachtgespenst hinter mir steht, ich ahne es wohl!"

Es gab damals bei uns zu Lande noch keine besondern Anstalten für solche Kranke; die Irren wurden, wenn sie nicht rasten, in den Familien behalten und blieben lange hin als unselige dämonische Wesen in der Erinnerung haften.

Schneller, als er hoffte, erhob sich aber das weinende Mädchen; sie trocknete das Gesicht sorgfältig und entfloh der Trauer mit instinctiver Eile.

„Genug für jetzt!" rief sie. „Sie wissen es nun! Sie müssen ein gutes, schönes Wesen heirathen, das klüger ist, als ich! Still, schweigen Sie! Das ist das Punctum!"

Landolt wußte für einmal Nichts weiter zu sagen; er blieb gerührt und erschüttert von dem ernst drohenden Schicksale; aber er fühlte auch ein sicheres Glück in sich, das er nicht zu verlieren gedachte. Sie gingen noch so lange miteinander herum, bis die Spuren der Aufregung in Figura's schönem Gesicht verschwunden waren, und kehrten dann zu der Gesellschaft zurück.

Dort war bereits ein kleiner Ball unter den jüngern Leuten im Gange, da Herr Geßner für ein paar ländliche Musikanten gesorgt hatte.

Als aber Figura erschien, forderte der versöhnte Bodmer selbst sie auf, eine Tour mit ihm zu probiren, damit er seine Jugendlichkeit noch darthun könne. Nachher tanzte sie, so oft es ohne auffällig zu werden geschehen konnte, mit Landolt, dem sie zuflüsterte, es müsse das der letzte Tag ihrer Vertraulichkeit sein, da sie nie wisse, wann sie in das unbekannte Land abberufen werde, wo die Geister auf Reisen gehen.

Auf der Fahrt nach der Stadt ritt er an der Seite des Wagens, auf welcher sie saß. Ihr Zünglein stand nicht einen Augenblick still; von einem fruchtbeladenen Kirschbaum, unter dem er wegritt, brach er rasch einen Zweig voll korallenrother Kirschen und warf ihr denselben auf den Schoß.

„Danke schön!" sagte sie und bewahrte den Zweig mit den vertrockneten Früchten noch dreißig Jahre lang sorgfältig auf; denn sie blieb bei guter Gesundheit, und das düstere Schicksal erschien nicht. Dennoch verharrte sie unabänderlich auf ihrem Entschlusse; auch ihr Bruder Martin, welchen Salomon

am nächsten Tage in aller Frühe aufsuchte, um mit ihm zu sprechen, bestätigte ihre Aussage und daß es für eine ausgemachte Sache im Hause gelte, in welchem von jeher vorzüglich die Frauen jenem Unglück ausgesetzt gewesen seien. Keinen liebern Schwager, betheuerte Martin, möchte er sich wünschen, als Landolten; allein er müsse ihn selbst bitten, um der Ruhe und des Friedens ihres Gemüthes willen, die sich bis jetzt so leidlich erhalten, von allem Weiteren abzustehen.

Landolt ergab sich nicht sogleich; vielmehr harrte er im Stillen Jahre lang, ohne daß jedoch eine Aenderung in der Sache eintrat. Sein guter Muth erhielt sich nur dadurch, daß nach den abgemessenen Zwischenräumen, nach welchen er die Figura Leu wieder sah, ihre Augen ihm jedes Mal zu verstehen gaben, daß er ihr liebster und bester Freund sei.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Bagirmi, der Sklavenhandel

und die Brüsseler internationale Association zur Erforschung und Erschließung Inner-Afrika's.

Von

Dr. G. Nachtigal.

II.

Das Gebiet des Sokoro ist charakterisirt durch zahlreiche, schroff aus sandiger Ebene aufspringende Felsen, hat aber auch einige ansehnlichere Gebirgsstöcke mit Wäldern, Dörfern und Feldern auf den Abhängen. Zahlreiche, periodische Wasserläufe sichern in dem leichten, humusgemischten Sandboden den Einwohnern eine reiche Ernte von Penicillaria, Baumwolle, Erdnüssen, Sesam, Bohnen &c. Auch die Gegenden der Bua sind noch reich an Felsen und Wasserläufen, von denen jene an Massenhaftigkeit abnehmen, diese aber dem Hauptstrome ansehnliche Wassermengen zuführen. Noch weiter südlich schwinden die Felsbildungen mehr und mehr, und schon in der Breite der Sara Dai soll die Gegend eben sein.

Die vorher genannten Landschaften der Bagirmi-Heiden aber, zwischen dem östlichen und dem westlichen Arme des Schari, um die es sich bei der vorliegenden Reise allein handelt, sind ganz und gar flach, so flach, daß ein System von sumpfigen Niederungen und Thälern, die sich aus beiden Armen abzweigen, Netze bilden und sich wieder vereinigen, der Gegend den Hauptcharakter aufprägt. Nachdem dieselben in der Sara- und Tummok-Gegend sich hierhin und dorthin gewendet haben, geht aus ihnen der „Ba Ili" oder „schwarze Fluß" nach Nordwesten, um sich zum Theil nicht weit von Maffale wieder zum eigentlichen Schari zu wenden, zum größeren aber sich in der Musgo-Landschaft in den Fluß von Logon zu ergießen. Der „Ba Ili" besteht während der trockenen Jahreszeit aus einzelnen Tümpeln, Teichen, Sümpfen und Thälern, die sich im Sommer und Herbst mit Wasser bedecken. Ein schwaches Gefälle macht sich dann bemerkbar, und stellenweise entsteht ein recht ansehnlicher Fluß, der wegen seines unendlichen Reichthums an Flußpferden berühmt ist.

Der sich an den Schari lehnende Theil dieses Gebietes hat einen an der Oberfläche mit Humus, in der Tiefe mit Thon gemischten Sandboden, der sich vortrefflich zu allen möglichen Culturen eignet. Das Territorium der Somraï dagegen, der Gaberi, theilweise der Kuang und Musgo ist reiner Lehmboden, der zwar fabelhaft reiche Ernten der ihm passenden Culturpflanzen liefert, aber für Fremde nur in der trockenen Jahreszeit passirbar ist.

Naturgemäß richtete sich das Augenmerk der ersten Bagirmi-Herrscher auf den dem Centrum des Reiches nächstwohnenden Stamm, den der Sokoro, und schon König Abdalla, der vierte Herrscher der Dynastie, der klügste, energischste und gesegnetste, unterwarf zahlreiche Abtheilungen desselben. Sein Enkel Burkomanda, der siebente König, vollendete nahezu seine Unterwerfung, während bis zum fünfzehnten Herrscher, Namens Hadschi, keiner den Versuch gemacht hatte, über Busso und Sarua nach Süden hinauszudringen. Dieser, nachdem er zum ersten Male den festesten Sokoro-Platz, Gogomi, erobert hatte, empfing Tribut von einigen Bua-Landschaften, unterwarf Miltu und dirigirte die erste Expedition gegen Somraï. Der frevelreiche, schon erwähnte König Gauranga sodann vollendete die Unterjochung Sarua's und zog gegen die Ndam, während sein Sohn Burkomanda die centralen Kuang, manche Gaberi-Ortschaften, Bua-Abtheilungen und Sara-Sitze unterwarf. Abd el Kader endlich und sein Sohn Mohammedu, die letzten Herrscher der Dynastie, dehnten ihre Herrschaft über die Gaberi bis zum Flusse von Logon aus, besiegten die Tummok, drangen über Sara Kumra hinaus bis Dai vor und ließen sich östlich vom Schari von den Njillem und südlichen Bua-Abtheilungen als Herren anerkennen. Die meisten der größeren Gemeinwesen sollten regelmäßig 100 Sklaven abgeben, thaten dies jedoch factisch nur beim jedesmaligen Erscheinen des Königs oder eines höheren Würdenträgers mit Kriegsmacht in ihrer Gegend. Ohne kriegerische Gewalt kamen höchstens von Busso, Sarua, den nahegelegenen Sokoro, vielleicht Miltu und den nördlichsten Bua Sklavenabgaben ein.

Sobald wir den Schari verlassen und uns nach Süden gewendet hatten, änderte sich die Welt in Mensch, Thier und Vegetation allmälig. Wir erreichten in einem Tagemarsche den an Eisenerde so reichen Distrikt Gurgara, der südlich vom Ba Ili begrenzt wird und in dem die Metallausbeute von Bagirmi-Leuten besorgt wird, die jetzt ebenfalls in den Bürgerkrieg gezogen worden waren. Die Stachelbäume nahmen mehr und mehr ab, doch noch waren die herrlichen, hochstämmigen Bäume selten, welche bis zum 10° nördlicher Breite hinaufreichen und in einem fast ebenso breiten Gürtel, als die nördlich davon liegende Steppengegend mit Mimosenbestand, das Innere des Continents durchziehen. Erst mit dem Erreichen der ersten von Somraï abhängigen Heidenortschaften betraten wir jene majestätischen Wälder, die von ihnen gebildet werden und abwechseln mit weiten Lichtungen und großen Buschbosquets: ein großartiger Naturpark. Auf den Ufern der Tsade-Zuflüsse und Schari-Arme mögen die Waldungen mannigfaltiger durch dicht in einander verwebte Baum- und Strauchtypen, reicher an Arten sein; doch herrlicher in den Individuen, lieblicher in der wechselvollen Anlage von Hochwald, Buschwald und Wiesen, und majestätischer in ersterem war die Vegetation hier. Hier bildete die Delebpalme ansehnliche Haine, und zu den ver-

einzelten Zierden höherer Breitengrade, der Tamarinde, der Murraja, der Harasa (Giraffenbaum), der Feigenbäume, gesellen sich hier der Butterbaum, der Bombax oder Seidenbaumwollenbaum, die Parkia und zuletzt die Oelpalme. In ihrer Größe entsprechenden Zwischenräumen stehend, fast ohne Unterholz, konnten sie in der Entwickelung ihrer Stämme und mächtiger Kronen zu voller Geltung kommen, und ihre Vertheilung erzeugt eine Farbenmannigfaltigkeit, welche mit ihrem dichten Schatten beneidenswerthe Wohnstätten abgaben. Diese trugen neben den Lichtungen, welche die üppigen Felder enthielten, zierliche Gehöfte mit Strohhütten, deren Errichtung in dieser Solidität und Zierlichkeit von hier aus nach Bagirmi kam und in Bornu und Wadaï kaum bekannt ist.

Wenige Stunden nachdem wir den Ba Ili überschritten hatten, lagerten wir heimlich in ansehnlicher Entfernung vom ersten Heidendorfe, um die Leute nicht zu erschrecken. An dem Flusse selbst konnten wir nicht bleiben aus Furcht vor den bösen Fliegen, welche den aus Norden kommenden Pferden besonders gefährlich werden. Es sind zwei Arten von Fliegen, die in dieser Beziehung berüchtigt sind und die ich auch später am Fittri und besonders im Süden Wadaï's fand. Die eine ist groß, hellgraubraun, mit smaragdgrünem Kopfe, divergirenden Flügeln und einem langen, spitzen Stachel, dessen Stich beim Menschen einen ansehnlichen Blutstropfen erzeugt. Die andere von der Größe unserer Hausfliege, mit parallelen Flügeln, dunkelgraubraun, bringt zwar beim Stiche einen viel geringeren Schmerz als die vorgenannte hervor, gilt aber als viel gefährlicher. — Nachdem wir zur Beruhigung der besorgten Einwohner und um sie über unsere friedlichen Absichten aufzuklären, Leute ausgeschickt hatten, die ihnen in Abstammung nahe standen, betraten wir das erste Heidendorf. Während ich schon auf den allmäligen Uebergang hingewiesen habe, den man in der Vegetation constatiren konnte, so fühlte man sich in Bezug auf den Menschen übergangsloser in eine andere Welt versetzt, weniger allerdings in Folge seiner abweichenden physischen Natur, als durch die Verschiedenheit in Tracht und äußerer Sitte. Bis dahin hatte der Islam seinen Einfluß ausgeübt; hier hatten wir die Grenze zwischen ihm und dem Heidenthum überschritten.

Die Leute waren von mäßig intensiver Schwärze und etwas über mittlerer Größe; leidliche Gesichtszüge walteten vor, ohne daß sehr regelmäßige noch grotesk häßliche fehlten. Die Männer waren mit dem einfachen Felle einer Ziege, Gazelle oder wilden Katze um die Hüften bekleidet, die Frauen eigentlich gar nicht. Jenes wurde in der wenig zweckerfüllenden Weise unserer Bergmannsschurzfelle getragen, doch so, daß der Schwanz des Felles, welcher hinten lang herunterhing, leicht im Nothfalle nach vorn genommen und am Gürtel befestigt werden konnte. Bei den Frauen erinnerte an Kleidung eine Schnur um die Hüfte, an der sie wol vorn und hinten die billige Toilette frischer Laubbüschel anbrachten. Später sah ich allerdings zuweilen diese Schnur in größerer Breite als Gürtel, von dem vorn Lederfranzen als eine kurze Schürze herabhingen. Als Zierrath trugen die Frauen und Mädchen, besonders die jüngeren, an der Stelle unserer Strumpfbänder Lederbänder, auf denen einige Reihen Kaurimuscheln angebracht waren, in der durchbohrten Oberlippe einen dünnen

Glascylinder, und zuweilen eine Schnur kleiner rother Glasperlen um den Hals. Das Haar war rasirt oder ganz kurzgeschoren mit hoch ausrasirter Stirn. In der Coiffüre zeigten sich vielmehr die Männer als die Träger der Eitelkeit. Da waren rings um den Kopf herabhängende, lange, dünne Flechtchen mit oder ohne Perlen- und Federschmuck; da gab es Stutzer, welche das ganze Haupthaar in parallele Reihen kleiner, aufrecht stehender Flechtchen getheilt hatten, die entweder von vorn nach hinten oder von einer Seite zur andern verliefen; Andere trugen an den vier, so zu sagen, Ecken des Kopfes aufrechte Flechten in Gestalt von Hörnchen; noch Andere kämmten mit eng aneinander gereihten und verbundenen, spitzen Holzstäbchen, als einem primitiven Kamme, das ganze Haar sorgfältig in die Höhe und schnitten es gleichmäßig so, daß es auf dem Vorderkopfe kegelförmig emporragte: genug, es schien der persönlichen Eitelkeit und Erfindungsgabe durch die Sitte keine Schranke gesetzt. Die Tätowirung war weder sehr mannigfaltig, noch künstlich: drei Zoll lange Einschnitte von der Schläfe auf die Wange, und hier und da ein Kranz von kürzeren Längseinschnitten auf dem ganzen unteren Theile der Stirn. Nur die Bai haben eine vom behaarten Theile des Kopfes bis auf die Nasenwurzel herabreichende, breite Schnittnarbe, die ihnen ein höchst eigenthümliches, wenig vertrauenerweckendes Aussehen verleiht. Die Somraï brechen einen Schneidezahn, die Sara zwei und die Bai alle vier aus dem Unterkiefer. Im Ganzen schienen mir die Männer hübscher von Zügen als die Frauen, während diese sich im Durchschnitt eines verhältnißmäßig höheren Wuchses zu erfreuen hatten. Jedes männliche Individuum trägt um den Hals kleine, durchbohrte, mit Luftlöchern versehene Ziegen- oder Gazellenhörner, welche zum Signalgeben dienen.

Hauptwaffe ist das Wurfeisen in verschiedener Gestalt, deren sie zwei bis fünf bei sich tragen, das aber nur in den seltensten Fällen als Wurfgeschoß dient, viel häufiger als Handbeil und Hiebwaffe. Neben ihm haben sie die Lanze, seltener die Wurfspeere. Einige Stämme führen einen breiten, kurzen Dolch, so hauptsächlich die Bua und einzelne Sara-Abtheilungen. Seine Klinge ist an der Wurzel 3—4 Finger breit und höchstens eine Spanne lang. Dazu kommen schmale Schilde von menschlicher Höhe, leicht convex, aus dichtem Korbgeflecht oder aus Büffelfell. Die der Bua sind viereckig, platt, kurz und leicht, aus noch behaartem Fell gearbeitet. Die letzteren bedienen sich auch, um die Hiebe des Handeisens und die Dolchstöße zu pariren, der Armschienen aus Elfenbein, welche in der Breite oft den ganzen Vorderarm umfangen.

Ein weiterer Tag führte uns nach der Residenz des Königs von Somraï, anfangs durch einen dünnen Wald obengenannter mächtiger Bäume, dann durch Fruchtfelder, zwischen einzelnen Gehöften und Weilern hindurch, die von Giraffenbäumen, Dumpalmen, Feigenbäumen beschattet wurden. — Unzertrennliche Beigabe eines Hauses ist das jenen Landstrichen eigenthümliche kleine Pferd, das an langer Halfterleine grast. Es ist von der Größe eines starken Pony, hat eine abgeflachte oder selbst eingedrückte Nasenwurzel, ist sehr menschenfreundlich und kennt weder Sattel noch Gebiß. Anstatt jenes wird ihm der Rücken geschunden, in dessen Secret der nackte Reiter gewissermaßen festklebt. Schritt und Galopp sind die Gangarten, welche es kennt. Rinder und Schafe sind

selten, Ziegen sehr häufig und zwar Zwergziegen, oft von monströser Fettleibigkeit. — Die Hunde waren überall von lästiger Häufigkeit, klein, spitzohrig, glatthaarig, ihres Fleisches wegen sehr geschätzt; dieselbe Rasse, welche Schweinfurth bei den Njamujam sah und von der kürzlich verschiedene Exemplare durch die Loango-Expedition der deutschen afrikanischen Gesellschaft nach Europa gebracht worden sind.

König Gedik, der bei der Nähe des Bagirmi-Königs sein aufrichtiger Freund zu sein behauptete, nahm uns gastlich auf. Somraï nimmt unter den Heidenstaaten Bagirmi's eine hervorragende Stellung ein. Es ist zwar nicht viel größer, als die übrigen dieser mikroskopischen Ländchen, doch bevölkerter, hat tributpflichtige Nachbarn und ist durch die Natur seines schwierigen Lehmbodens gesicherter gegen fremde Einfälle. König Gedik ist ein durchaus absoluter Herrscher, Herr des Landes und der Einwohner, der seinen eigenen Unterthanen die Angehörigen verkauft, wenn sie sich Vergehen zu Schulden kommen lassen, und der beim Anzuge einer Bagirmi-Macht derselben irgend ein tributpflichtiges Dorf zur Plünderung überweist, anstatt eine regelmäßige Abgabe von Sklaven zu zahlen.

Als der Herrscher uns in seinem Empfangshofe begrüßte, nackt, wie seine Unterthanen, mit Perlschnüren um den Hals und breiten, dünn gewalzten Eisenringen oberhalb der Fußknöchel, halbkreisförmig umgeben von einem Dutzend seiner Söhne, welche den seinigen identische Zierrathen trugen, und ich ihm wieder hinlänglich mit der blauen Brille und unserem Pulvergeknalle imponirt hatte, wünschte er uns für einige Tage bei sich zu behalten, um einige Handstreiche in der Gegend mit unserer Hilfe auszuführen. Doch ich hatte Eile, zum abenteuerlichen Bagirmi-Könige zu kommen, und selbst die Liebenswürdigkeit des höchsten königlichen Rathes, der mich durch Honig und Bier zum Bleiben verlocken wollte, vermochte mich nicht zu fesseln. Dieser hieß Busso und begleitete mich mit einigen Krügen Bier noch eine Strecke Wegs, seine tiefschwarze Haut schöner und glänzender geölt denn je, die sauber zusammengedrehten, ungefähr vier Zoll langen Haare seines spärlichen Kinnbartes durch eine Reihe von Glasperlen in allen Farben um einige Zoll verlängert, in selbstgefälligem Lächeln die weißen Zähne zeigend.

Ein halber Marschtag brachte uns auf das Territorium der Gaberi, in die Nähe des Bagirmi-Lagers. Der Charakter von Land und Leuten änderte sich in Nichts. Aus jedem sauber mit strohgeflochtenen Zäunen eingehegtem Gehöfte kläffte uns der übliche Hund an; draußen graste an langer Leine das Roß des Hausherrn mit seinem wunden Sattel; im Innern breiteten nackte Frauen das zum üblichen Bier bestimmte keimende Sorghum in der Sonne aus; einige Kinder, durchgängig hübscher, als die Erwachsenen, suchten sich schreiend vor der fremdartigen Erscheinung des weißen Mannes auf dem hohen Pferde zu verstecken; und die Männer lagen oder schlenderten nichtsthuend im Schatten herum, die unzertrennlichen Wurfeisen auf der rechten Schulter und mit uns in der Bagirmi-Sprache, die sie fast alle verstehen, plaudernd.

Doch bald belebte sich die Scene. Allmälig entwickelte sich die spärliche Reitermacht des flüchtigen Herrschers, welche zu unserer festlichen Einholung in

ihrem besten Aufzuge ausgeschickt war. Sie glänzte mehr durch die barocke Mannigfaltigkeit der Kostüme, als durch Vollständigkeit und Solidität derselben. Wenige hatten vollständige Wattenpanzer der Reiter und Pferde, nur Manche Bruchstücke dieses Kriegsschmuckes, sei es für das Pferd, sei es für die eigene Person, gerettet. Hier trug Jemand einen rothen Tuchburnus, die letzte Erinnerung an bessere Zeiten; dort ein Anderer einen maschigen Panzer als einziges Oberkleid, dessen eisengraue Färbung seltsam die dunklere Hautfarbe des Trägers zur Geltung brachte. Hier bildete ein rother Wollenshawl den Hauptschmuck eines Reiters, dort war ein indigogefärbtes Frauenumschlagetuch die einzige Kleidung, oder eine hoch und dick wattirte rothe Kriegsmütze verlieh ihrem übrigens kleiderlosen Inhaber das groteske Aussehen eines Nußknackers. Dazwischen wogten die Vertreter der verschiedenen Heidenstämme auf ihren schnellen, kleinen, oft scheckigen Pferden wie Dämonen hin und her. Meist in der phantastischen Haartracht ihrer Heimath, nackt, oder in selteneren Fällen mit einer Jacke aus dem Felle einer Hyäne oder einer wilden Katze, dessen Haare nach Außen gekehrt waren, bekleidet, bethätigten Einige ihre Kenntniß vorgeschrittenerer Civilisation und ihren reicheren Besitz durch das Tragen eines tunesischen Torbusch oder eines wirklichen Gewandes. Ein solches war dann freilich, um beim Reiten nicht zu incommodiren, hoch emporgezogen, als dicker Wulst unter den Achseln befestigt und stach unförmlich gegen den übrigens ganz nackten Körper ab. Umheult, umtobt, umschwärmt von dieser sonderbaren Escorte, ritten wir in das Lager des Königs ein, das, viel größer als ich erwartet hatte, den Charakter einer improvisirten Stadt trug. Das Centrum war ein großer Platz, beherrscht von einer riesigen Murraja, an welchem die Königswohnung lag. Die Hütten waren die der umliegenden Dörfer, planlos hierhin und dorthin getragen, und mochten 600—800 an Zahl betragen. Die ganze Bewohnerschaft war natürlich auf den Beinen. Wir drängten uns durch die verschlungenen Pfade der Stadt zum Königsplatz oder Fascher und führten in üblicher Weise Reiterspiele mit reichlicher Pulververschwendung auf vor der dicht vermummten Gestalt des Herrschers, vor dem die Straußenfederstandarten als königliche Insignien aufgestellt waren.

Bald war ich beim obersten Würdenträger, der den Titel Fatscha führt, einquartirt, einige Hütten wurden improvisirt und, um mich der lästigen Neugierde der Leute zu entziehen, eingehegt. Bei der folgenden Begrüßungsaudienz, zu der ich nach langem Kampfe es durchsetzte, wenigstens in Strümpfen erscheinen zu dürfen, deren ich zu solchen festlichen Zwecken noch zwei Paar besaß und die nicht wenig angestaunt wurden, bekam ich von meinem königlichen Gastfreunde nicht mehr zu sehen, als vorher. Die untere Hälfte des Gesichts war durch den Litham verhüllt, die obere durch den Capuchon seines Bernus. Seitlich wurde seine Majestät mit Straußenfederfächern angefächelt, hinter ihm wedelten andere Sklaven mit Giraffenschwänzen. Ich hielt eine herrliche Rede, voll Anerkennung seines Heldenmuthes, dessen Ruf in meine Heimath gedrungen sei, und nicht ohne Schaustellung meines eigenen Verdienstes, dem er die Eröffnung des Weges durch Logon und die zahlreiche Pferdekaravane zu verdanken habe. Seine Majestät erwiderten durch einen arabischen Dolmetscher mit so

leiser Stimme, daß ich selbst keinen bestimmten Laut vernehmen konnte — denn wenn ihm auch die Natur eine rauhe, tiefe Stimme verlieh, so ziemt es doch einem Bagirmi-Könige nicht, von Allen verstanden zu werden; er ließ mich wissen, daß ich eine ausgezeichnete Rede gehalten habe und daß er seinerseits Alles thun werde, mich zu beschützen und meine Wünsche zu erfüllen.

Nachmittags überreichte ich ihm in privater Audienz meine Geschenke mit den sinnreichsten Redewendungen, um mir sein Wohlwollen zu sichern. Er war sehr gemüthlich, reichte mir zum Gruße die Hand, sprach verständlich und war nicht von Bernus und Litham verhüllt, sondern trug nur einen Kaschmirshawl auf dem Kopfe. Freilich war die Hütte so verhängt und verdunkelt, daß ich gleichwol Nichts von ihm erkennen konnte, als daß er ein kräftig gebauter Mann mit ergrauendem Barte, fast tiefschwarzer Hautfarbe von fünfzig und einigen Jahren zu sein schien.

Ich verehrte ihm ½ Centner Pulver, 100 Flintensteine und ebensoviele Kugeln, 200 Guro-Nüsse, einen kleinen Sack Datteln, die ich aus Borku zurückgebracht hatte, und einen violetten, goldgestickten Tuchburnus. Das Ganze hatte einen Werth von ca. 50 Thalern und wäre in seiner Hauptstadt Massenja seiner gewiß nicht würdig gewesen, konnte aber hier als splendid gelten.

Wir waren auf dem Gebiete der Gaberi, woselbst der König erst vor Kurzem angelangt war, und konnten uns und unseren Thieren reichlich Erholung gönnen von der Anstrengung und dem Hunger des Weges. Die Gegend war noch nicht ausgebeutet und reich an Bodenfrüchten. Allwöchentlich ein oder zwei Mal versammelte ein Signal vor Tagesanbruch die Nahrungsbedürftigen, welche unter Anführung einiger Panzerreiter an eine der zahlreichen Quellen dieser mit Getreide gesegneten Landschaft geführt wurden und mit Sorghum beladen nach Hause zurückkehrten. Halb gab man es, halb nahm man es; doch von Tag zu Tage waltete die Gewalt mehr vor. Auch ich mußte auf diese räuberische Weise meinen Lebensunterhalt beziehen, denn die Leichtigkeit dieser Beschaffung ließ Nichts auf den Markt kommen. Außer dem Sorghum und den fetten Zwergziegen gab es freilich wenig. Besonders empfindlich für Fremde ist der Mangel an Salz und Gewürz. Am ganzen Schari ist das Salz spärlich vertreten; je weiter man in die Heidenländer dringt, desto seltener und kostbarer wird es. Zwar producirt man es überall aus vegetabilischer Asche, sei es der Delebpalme, des Sorghumrohres, des Rinderkothes oder verschiedener Bäume und Sträucher, doch in spärlicher Quantität, schlechter Qualität und theuer. Die reizlose Kost erschlafft die Verdauungsorgane des Fremden schnell und erzeugt atonische, erschöpfende Krankheitszustände. Es kam bald eine Zeit, wo ich eine Hand voll Bilmasalz, das ich mir von unserem Reisevorrathe reservirt hatte, als einen kostbaren Schatz hütete, von dem ich täglich eine oder zwei Fingerspitzen voll genoß.

Die Gastfreundschaft des Königs Mohammedu beschränkte sich auf die Uebersendung von Ziegen, von Zeit zu Zeit eines Sackes Sesam und eines solchen voll des Fruchtinhaltes der Parkia. Die Früchte der Parkia biglobosa nämlich sind fußlange Schoten, die in großen Büscheln stehen und in frischem Zustande, nachdem die äußerste Hülle ihres Gerbstoffgehaltes wegen abgeschabt ist, sehr

wohlschmeckend sind. Bei der Reife sind die Kerne der Hülsen in eine safrangelbe, dichte Masse gebettet, die sich leicht pulvern läßt und mit Wasser oder Milch zu Brei gerührt als Nahrungsmittel oder als Mittel gegen Diarrhöe genossen wird. Doch muß man die Vorsicht gebrauchen, diese Substanz mit Säuren, saurer Milch oder Tamarindenwasser zu behandeln; denn anderenfalls wird nicht allein ihre Widerlichkeit unüberwindlich, sondern erleidet auch der Magen durch sie die ernstesten Störungen seiner Functionen. Später kamen auch reife Früchte des Butterbaumes, die zwar weniges, doch sehr wohlschmeckendes Fleisch über ihren kastaniengroßen, braunen, ölreichen Kernen haben, und verschiedene Knollengewächse, Yams und Colocasien, auf den Markt, die mir äußerst erwünschte Abwechselungen boten.

Leider wurde mir die Annäherung an die umwohnenden Heiden schwerer, als ich dachte. Die Gaberi waren schon dem Bagirmi-Könige nicht recht hold; mich betrachteten sie aber mit ungleich größerem Mißtrauen. Meine helle Haut, mein dichter, großer Bart, meine Gewohnheit, so viel zu schreiben, waren schon den Bagirmi-Leuten räthselhaft genug, verbreiteten aber unter den Heiden die ungünstigsten Gerüchte über meine Person. Die Ueberzeugung Aller, daß wir Weißen jeder Zauberei fähig und kundig seien, daß wir alle Sklaven kauften, dieselben aber nicht in unserm Lande zur Arbeit hielten, sondern höchstens um unsern culinarischen Genüssen, die wir in gebratenen Kindern fänden, zu fröhnen, oder um Stoffe mit dem Blute derselben roth zu färben oder aus ihren Gehirnen Seife zu bereiten: diese Vorstellungen waren meinem Bestreben, mich mit ihnen zu befreunden, nichts weniger als günstig.

Gleichwol waren es meine angenehmsten Stunden, Nachmittags unter den majestätischen Bäumen unsrer lichten Waldumgebung herumzureiten. Die Gehöfte waren so sauber eingefriedigt, die Hütten so zierlich, reinlich und solid, Alles so anmuthig, daß es ein wahres Vergnügen war, im Baumschatten gelagert, den Spielen der zahlreichen, hübschen Kinder zuzusehen, die häuslichen Arbeiten der Frauen zu beobachten oder in Mitten der Männer ihren einfachen, nicht unmelodischen Gesängen, begleitet von den Klängen eines mandolinenartigen Instrumentes, zu lauschen. Durch den Contrast mit meiner nächsten, kriegerischen, rohen Umgebung muthete mich diese kleine Welt der Zufriedenheit und des Familienglückes doppelt wohlthuend an. Doch Wenige, wie gesagt, wurden zutraulich, und es wurde mir bald unmöglich, mir Gaberi-, Somraï- oder Ndam-Individuen zu verschaffen, um Erkundigungen über Land und Leute einzuziehen oder um Sprachstudien zu machen. Nur die Bua, Sokoro, Njillem zeigten sich vorurtheilsfreier, waren aber dafür um so anspruchsvoller.

Die Männer und Frauen der Gaberi unterscheiden sich physisch kaum von denen der Somraï; ihre Sitten, Gebräuche und Anschauungen sind nahezu dieselben. Die religiösen Vorstellungen dieser und der benachbarten Heidenstämme beschränken sich auf den Glauben an ein höchstes Wesen, dessen Existenz für sie am besten durch seine Stimme, den Donner, bewiesen wird. Sein Symbol ist ein heiliger Pfahl aus dem Holze der Habila, der in besonderer Hütte (Tempel) aufgestellt wird, und an dem man opfert. An ihm hängt man die Felle der auf der Jagd erbeuteten Thiere auf und das Schamfell des erschlagenen Fein-

des; nie vergißt man, an ihm von dem frisch gebrauten Biere zu deponiren, und an ihm schlachtet man ein Huhn, wenn man den Rath und Beistand des höchsten Wesens bedarf. Die Habila ist überhaupt ein heiliger Baum, und die bindendsten Schwüre werden bei ihrem Laube geleistet.

Der Glaube an Zauberei und böse Mächte ist natürlich sehr allgemein, und kein Häuptling oder vornehmer Mann oder auch nur schönes Pferd kann ohne ihre Beihilfe zu Grunde gehen. Weise Männer entdecken die Schuldigen, und Mancher büßt unschuldigerweise den Tod eines ihm feindlichen, vornehmen Mannes mit dem Tode, während seine Frauen und Kinder als Sklaven verkauft werden und sein Vermögen dem Häuptlinge anheim fällt. An Epilepsie und Krämpfen leidende Unglückliche werden, als vom bösen Principe befallen, erschlagen, und manche nervöse Anfälle unserer Länder würden dort eine einfache und prompte Heilung finden.

Die Todten werden in großen, runden Gräbern bestattet, in deren Wandung eine Nische den Leichnam aufnimmt. Derselbe wird im Vermögensfalle mit den Kleidern umwickelt, die der Verstorbene bei Lebzeiten besaß, aber nicht trug, und erhält zu seinen Häupten eine geschlachtete Ziege, einige Krüge Honig und viel Bier, sowie eine kleine Schüssel mit Perlen oder Kaurimuscheln auf den Mund gestülpt. Dieser Mundvorrath und Zehrpfennig dürften für einen Glauben an eine Fortdauer der Existenz nach dem Tode sprechen, obgleich man in dieser Beziehung nichts Bestimmtes bei Nachfragen hört. Dafür spricht noch mehr, daß einige der Stämme zu einem verstorbenen Häuptlinge einen 12—14-jährigen Knaben und ein fast mannbares Mädchen lebendig begraben, in der ausgesprochenen Idee, daß die letzteren jenem die Fliegen abwehren sollen. Doch scheint diese unmenschliche Sitte durch den beständigen Verkehr mit den Bagirmi mehr und mehr abzukommen. Vielweiberei existirt und ist einfache Vermögensfrage. Man kauft die Frau um ein Pferd, um ein halbes Dutzend fetter Hunde oder ähnliche Werthstücke. Gebiert sie keine Kinder, so ist sie Sklavin, arbeitet oder wird verkauft; gebar sie fünf Kinder, so darf sie bei einigen Stämmen wieder in's elterliche Haus zurückkehren, wenn sie wünscht; der Kaufpreis ist reichlich aus ihr herausgeschlagen.

Mit Ausnahme der anfänglich reichen Getreidefunde war der Aufenthalt bei den Gaberi ohne wesentlichen Nutzen für den König Mohammedu gewesen. Ueberall stieß er auf Mißtrauen und Feindseligkeit. Seine Raubzüge hatten nicht viel Erfolg, denn die Einwohner der dortigen Gegend hatten großentheils ihre sicheren Kriegsdörfer in den hohen Bombaxbäumen bezogen, und ihnen gegenüber waren die Bagirmi ohnmächtig, wie ich anfänglich kaum begreifen konnte, wie ich aber bald vollständig einsah, als der König im Vertrauen auf meine glückverheißende Anwesenheit dergleichen Expeditionen von Neuem unternahm. Vor uns lag die Waldung, welche das luftige Dorf barg. Rauchwolken, Beweis daß unsre Annäherung bemerkt war, Warnungszeichen für ferner Wohnende, stiegen aus ihr auf. Die Friedenswohnungen, jetzt verlassen oder von Feuer zerstört, lagen weithin zerstreut im Schatten der mächtigen und doch so lieblichen Bäume, in deren Kronen die Einwohner seit Wochen hausten. Es waren stets die riesigen Seidenbaumwollen-Bäume, die zu diesem Zwecke benutzt

wurden. Der dicke, gerade, hartholzige Stamm, die Höhe des ganzen Baumes, die Regelmäßigkeit der Aeste in Zahl und Richtung machten ihn besonders geeignet. Rechtwinklig vom Stamme abgehende Aeste waren durch Querstangen verbunden, welche, dicht an einander gefügt, Plattformen herstellten, auf denen Hüttchen construirt waren, oder welche zum Aufenthalte des Kleinviehs (Ziegen, Hunde, Hühner) dienten. Hart am Stamme, wie Mastkörbe, waren stark geflochtene Körbe, Sitze der Vertheidiger mit ihren Waffen, angebracht. In den Hüttchen ist das nöthigste Hausgeräth — der große Holzmörser zur Mehlbereitung und die großen Thonwasserkrüge. Nachts, wo sie vor Ueberfällen sicher sind, erneuern sie ihre Vorräthe an Wasser und Getreide. Fast 2000 Krieger standen diesen bescheidenen Festungen hilflos gegenüber. Jeden bewohnten Baum gewaltsam zu erobern, wobei natürlich die Vordersten zu Grunde gehen mußten, dazu fehlte ihnen der Muth; die Bäume abzusägen, hatten sie nicht die Instrumente, und ihre Waffen genügten nicht, den in der Höhe Wohnenden gefährlich zu werden. Die flintenbewaffneten Sklaven des Königs dienten nur zur Pulververschwendung; ihrer keiner war im Stande, sein Gewehr anzulegen, zu zielen, zu treffen. Feuer an die Hütten zu legen, dazu waren diese zu hoch, und wenn es gelang, so war es für die Belagerten stets leicht, dasselbe im Beginne zu löschen. Wenn nicht leider meine mohamedanischen Diener gewesen wären, so würden die Bagirmi-Leute wahrscheinlich wieder unverrichteter Sache nach Hause gezogen sein; doch jene erschossen die Vertheidiger mancher Bäume in ihren Mastkörben, und dann war die Eroberung derselben leicht.

Männlicher Muth fehlte den armen Heiden wahrscheinlich nicht. Ich sah unreife Knaben, in die höchsten Wipfel der Bäume getrieben, sich freiwillig in die Tiefe stürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode Getroffene brachen stets ohne einen Laut des Schmerzes zusammen, und gingen die Schüsse fehl, so erhoben Männer und Frauen ein Triumphgeschrei. Unsere Leute, die Bagirmi und ihre heidnischen Bundesgenossen, doch die Vettern der Belagerten, entwickelten eine ekelerregende Bestialität. Kaum hatte ein aus schwindelnder Höhe herabstürzender Verwundeter den Boden erreicht, so fielen die Teufel über ihn her und zerfetzten ihn buchstäblich mit ihren Wurfeisen. Hatte man kaum die Körper in der Luft gesehen, von Zweig zu Zweig stürzend, und in stummem Entsetzen die Augen momentan geschlossen: so erblickte man auch unten bei ihrer Wiedereröffnung schon unförmliche, kopflose Massen mit herausgerissenen Eingeweiden.

Immerhin erwiesen sich diese Baumdörfer zweckmäßiger, als geschlossene Kriegsdörfer, wie sie die Heiden in andern Gegenden, mit weniger Bombarbäumen, zur besseren gemeinschaftlichen Vertheidigung herstellen. Ich denke noch stets mit frischem Entsetzen an den 31. Mai 1872, als wir das Dorf Koli überfielen. Die aufgehende Sonne zeigte uns, als wir aus dem dichten Walde auf die unvollkommene Lichtung traten, welche die zerstreuten Wohnungen des Friedensdorfes mit ihren Feldern enthielt, das Vorspiel des Schreckenstages. Die Einwohner waren beschäftigt, die Stätten ihres Familienglückes durch Feuer zu verwüsten und sich hinter einen schulterhohen, breiten Lehmwall zurückzuziehen, der ihre äußere Befestigung bildete. Jenseits desselben war noch Alles ein Bild

tiefen Friedens. Hier lag eine Gruppe Männer scheinbar plaudernd an der Erde, oder schien auf dem Walle zu lustwandeln; dort grasten die scheckigen Pferdchen; im Hintergrunde verschwanden Frauen und Kinder in einem Dickicht, welches das Centrum des quadratisch angelegten Walles einnahm. In der Mitte dieses nahezu unzugänglichen Dickichts, das noch mit einem zweiten niederen Walle und einem flachen Graben umzogen war, befand sich das Kriegsdorf. Die Zugänge, welche sich in jeder der vier Seiten des Wallquadrats befanden, waren durch Baumstämme verbarrikadirt. Die Sommation, sich zu ergeben, wurde mit ruhiger Entschlossenheit zurückgewiesen, und dann begann der Kampf, der bis Nachmittags 3 Uhr währte und mich mit Bewunderung für die Vertheidiger erfüllte. Der äußere Wall mit seinen Barrikaden war bald genommen; doch dann zogen sich auch die Männer in das Dickicht und dessen Kriegsdorf zurück, und die Schwierigkeit begann. Es waren auch hier wieder die Feuerwaffen, denen die traurige Ehre des Tages gebührte. Man hieb Zugänge in das Dickicht, man schlich und kroch von allen Seiten nach dem Centrum zu, und als es gelungen war, die äußerste Hütte des Kriegsdorfes in Brand zu setzen, war, so zu sagen, das Schicksal des Tages entschieden. Der Männer wurden weniger und weniger, das Dorf war eingeäschert, das Dickicht wimmelte von den Unsrigen, und als der vertheidigende Rest einen verzweifelten Durchbruch nach Außen versuchte, endigte das Trauerspiel. Verwundete, halbtodte Männer zerrte man unter den Büschen hervor, und habsüchtige Bagirmi endigten ihre Leiden im Kampfe um ihren Besitz. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor, und fast jedesmal entspann sich ein oft blutiger Kampf um ihren Besitz, bei dem zarte Kinder, aus den Armen der Mütter gerissen, mit verrenkten Gliedern, eine unerwünschte Beute, zu Boden fielen. Dieser beständige Streit zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die Eltern, Heimath, Glückseligkeit, Zukunft, Alles verloren hatten, übertraf an Rohheit und Ekelhaftigkeit selbst die Gräuel des Kampfes. Zwanzig bis dreißig überlebende Männer, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, kamen mit dem Leben davon: der König von Bagirmi hatte drei- oder vierhundert Sklaven mehr, und dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden. In trüben Gedanken ritt ich über die Brandstätte des Kriegsdorfes und zählte noch 27 Leichen von Säuglingen, denen die Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht oder die sie in's Feuer geworfen hatten. — Nie war ich der Bestie Mensch, die unter dem Vorwande der Religion Tod und Verderben so weit trug, als ihre Waffen reichten, so satt, als an diesem Tage.

Das war unser Leben für Monate. Unser Lager füllte sich mehr und mehr mit Sklaven, hauptsächlich Frauen und Kindern, denn die Männer haben nur einen geringen Werth, und man zieht es vor, sie auf den Jagden umzubringen, da sie einen beständigen Geist der Rebellion unterhalten und ihre häufigen Fluchtversuche das böseste Beispiel geben. Doch mit den Tausenden von Unglücklichen, die wir aufspeicherten, nahmen die Hilfsquellen der Ernährung in bedenklicher Weise ab. Weiter und immer weiter mußten wir nach Getreide suchen, und da bei dergleichen Expeditionen nicht selten die Versprengten und Ver-

einzelten ihr Leben einbüßten, hatten wir große Noth, unsere Leute zum Mitgehen zu bewegen. Hungrig, wie sie waren, mußten sie Tage lang marschiren, um vielleicht ein Säckchen mit Bohnen, oder ein paar Hände voll Getreide, aber sicher Kampf und Blutvergießen zu finden.

Ich hatte allmälig zwanzig Leute zu ernähren, mit den erbeuteten Sklaven meiner Leute, und meine Mittel waren erschöpft. Auf Fleischnahrung hatten wir lange verzichtet und aßen nur noch Mehlsuppe; aber wenn dies die Herren thaten, was bekamen die Sklaven? Dabei rückte die Jahreszeit in bedenklicher Weise vor. Im Monate Juni und Juli registrirte ich mehr als dreißig Regentage, und ganz Somraï mußte in einen unpassirbaren, zähen Lehmbrei verwandelt sein. Bett und Kleider trockneten niemals ganz; alles Leder schimmelte, alles Eisen rostete; in der Hütte war eine beständige Kellerluft und dabei nicht Holz genug, um dauernd Feuer zu unterhalten, wie die Eingeborenen es machen; denn trockenes Holz war weit, und nach ihm Ausgeschickte wurden nur allzu oft erschlagen. Dyssenterische Zustände begannen unter den, dem Hunger, den Unbilden der Witterung, dem Kummer über die Verluste der Vergangenheit und der Furcht vor der unbekannten, hoffnungslosen Zukunft ausgesetzten Sklaven zu wüthen. Tagtäglich hauchten zahlreiche Kinder ihr elendes Leben aus und ihre Krankheitsproducte neben den Hütten und die in der nächsten Umgebung unseres Lagers verwesenden Leichname reproducirten begreiflicherweise die Krankheitskeime in erschreckender Weise.

Die Sklaven wurden von einer Billigkeit, die hohnvoll den Werth des Menschenlebens in jener rechtlosen Welt illustrirte. Ein Kind bis zu etwa sieben Jahren konnte man täglich für ein einfaches Hemd im Werthe eines Thalers kaufen; ebenso verhielten sich Greise, und ein gewöhnlicher Arbeitssklave oder eine Sklavin überstieg kaum den Werth von 5—6 Thalern.

Schon hatte auch mich die Krankheit einen ganzen Monat hindurch auf ein Lebensminimum reducirt, und ich fürchtete, dort meine Tage beenden zu müssen, als es mir endlich gelang, die Abreise beim Könige durchzusetzen. Selbst als er alle Pferde unserer Karavane bezahlt hatte — der Durchschnittspreis für mäßig gute Pferde waren 6—8 junge Sklaven —, suchte er mich stets zurückzuhalten: theils weil er immer noch hoffte, ich werde ihn mit Zauberkünsten unterstützen, die ihm mit Einem Schlage Land und Thron restituiren würden, theils weil seine generöse Natur sich schämte, mich ohne Gastgeschenk zu entlassen. Sklaven hatte ich beharrlich zurückgewiesen, und selbst, als er mir eines Tages eine seiner Frauen, eine wirkliche „Lele" oder Königsfrau, als Freundschaftsgeschenk übermachte, hatte ich dieselbe nach einigen Verhandlungen dem Königspalaste wieder einverleibt. Jetzt fahndete er auf Elfenbein, das nie kam, und das ich doch wahrscheinlich nicht hätte transportiren können. Wenn ich sein Mitleid durch meine Krankheit rege zu machen suchte, so tröstete er mich mit Ergebungsgründen des Islam, die mein rebellisches christliches Gemüth tief beschämten, und meinte, daß, wenn ich sterben sollte nach Gottes Rathschluß, es mir doch wol gleichgültig sein könne, wo dies Statt hätte.

Endlich gab er die Erlaubniß zur Abreise, und mit dem Muthe der Verzweiflung begannen wir diese letzte Phase der beschwerlichen Reise, die auf die

Höhe der Regenzeit fiel. Unsere Karavane war durch die lebendigen Kaufpreise der Pferde eine sehr zahlreiche geworden; doch wie dieselben die Strapazen der Rückreise ertragen würden, war mir ein Räthsel, denn die eine Hälfte derselben litt an der Krankheit, die auch mein Leben bedrohte, und die andere war halb verhungert. Schon am ersten Tage sanken Viele zu Boden und mußten, nachdem sie vergeblich mit Stock- und Peitschenhieben überschüttet waren, zurückgelassen werden. Schon war ich geneigt, diese Unglücklichen trotz der grausamen Züchtigung im Herzen zu beglückwünschen, da sie hier in der Nähe der Heimath vielleicht noch genesen konnten, als ich hörte, daß man sie zur Warnung für die Uebrigen — abschlachte. Ich konnte und wollte es kaum glauben. Wol wußte ich, daß die durch die große Wüste nach Norden ziehenden Sklaven-Karavanen viele der Ihrigen unterwegs zurücklassen müssen, wenn ihre Kräfte zu Ende sind, denn überflüssige Kameele zum Reiten sind selten vorhanden, und daß diese Unglücklichen dann dem Tode durch Hunger, Durst und die brennende Sonne erliegen: doch daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlachte, wie ein Huhn oder eine Ziege, wollte mir nicht in den Sinn. Und doch war dem so. War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Peitschenhiebe voranzutreiben, so blieb sein Herr decent etwas zurück, zog resignirt sein Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Das mußte ich mit ansehen, ohne das Geringste thun zu können, und es ist das drückende Bewußtsein, dieser Barbarei gegenüber ganz machtlos zu sein, nicht die am leichtesten zu ertragende moralische Anstrengung.

Dazu die Schrecken des Weges. Obgleich wir den zu dieser Jahreszeit unpassirbaren Lehmboden Somraï's vermieden und einen östlicheren, dem Schari näher gelegenen Weg einschlugen, so fanden sich doch häufig Sümpfe und Lehmstrecken, die lange, verzweifelte Tagesarbeit erforderten. Auch die landeseigenthümlichen Pferde sind solchem Terrain keineswegs gewachsen. Mehr als zehnmal stürzte ich zuweilen mit meinem allerdings ausgehungerten Thiere, das seit 1½ Monaten kein Getreide gesehen hatte, und wälzte mich im lehmigen Breie, und mehr als einmal konnte ich nur durch fremde Hilfe aus der klebrigen Substanz gezogen oder gegraben werden. Wenn die Beine der Thiere einzeln mit unsäglicher Mühe aus der Tiefe herausgearbeitet waren, schienen mir die Schläge, die nothwendig waren, sie zu neuen Anstrengungen zu bewegen, allein schon hinreichend, ihr Leben zu gefährden. Zitternd standen sie vor den verdächtigen Stellen; des Sturzes und der grausamsten Schläge waren sie sicher. Ganze Tage wateten wir bis zu den Hüften im Wasser, nur froh, wenn der Boden kein Thonboden war. Und solchen Weg mußten zarte Kinder, Mädchen im Alter von 10—15 Jahren — die beliebteste Menschenwaare — Wochen lang überwinden! An manchem Tage fand ich gegen Abend diese kleinen Wesen auf einer niedrigen Erhöhung, den Körper im Wasser oder Sumpfe, den Kopf kaum unterscheidbar von der morastigen Umgebung, theilnahmlos und unbemerkt hingesunken, und nicht immer konnte ich sie vom Untergange retten.

Für mich wurde die Sache leichter, als wir den Schari erreichten; denn der König hatte mir einen Boten mitgegeben, der von den Ortschefs meinen Transport zu Boot, den Schari abwärts, erzwingen sollte, und so fuhr ich von

Maffale bis Bugoman den herrlichen Fluß hinab und konnte allmälig genesen. Hier traf ich unsere Karavane wieder. Nur eine kurze Entfernung trennte uns vom Territorium Logon's, das schon zu Bornu gehörte, und wir waren gewissermaßen in Sicherheit. Doch wie traurig sah es um die Sklaven aus! Mein einer königlicher Geleitsmann besaß von zehnen noch sechs; der zweite hatte sechs besessen, und von den vier restirenden war einer erblindet. Mein marokkanischer Diener hatte sich auf drei geschwungen, von denen er eine alte Frau für einige Metzen Getreide verkauft hatte und von denen ein anderer ebenfalls erblindet war. Ich hatte von vier, einem mir befreundeten Scherif aus Mekka gehörenden, die ich in meinen Schutz genommen hatte, als ihr eigentlicher Führer krank zurückbleiben mußte, zwei verloren: ein kleines Mädchen war der Krankheit erlegen, ein Mann, durch Krankheit und Schwäche widerstandslos, von einer Hyäne angefressen worden und mußte in einem Bagirmi-Orte zurückgelassen werden.

Mit den übrigen gezwungenen Mitgliedern der Karavane stand es nicht besser: wir hatten ein gutes Drittel der Sklaven eingebüßt, die meisten durch den Tod, weniger durch die Flucht. Nehmen wir dazu die während unseres Aufenthaltes im Lager schon Gestorbenen und die bei den Ueberfällen Erschlagenen, so erhellt uns daraus die schmerzliche Thatsache, daß mindestens ebenso viele bei den Sklavenjagden und auf den ersten Transporten zu Grunde gehen, als die großen, innerafrikanischen Marktplätze erreichen.

Und für Viele bilden diese nur eine Etappe. Auch dort, wo sie in Natur und Menschen noch Anklänge an die Heimath finden, wird ihnen noch kein Frieden gewährt. Sie gehen in die Hände arabischer oder berberischer Kaufleute über und werden von diesen nach kurzer Rast durch die endlose Sahara, welche in ihrer grenzenlosen Oede einen trostlosen Contrast mit ihrer fruchtbaren, wasserreichen, üppigen Heimath bildet und ihnen als Bild der eigenen, hoffnungslosen Zukunft erscheint, gen Norden geschleppt. Wer noch jetzt, nachdem auf der Nordküste und in Egypten Sklaverei und Sklavenhandel abgeschafft, unterdrückt oder doch erheblich abgeschwächt worden sind, in Marokko, im Wüstentheil Algeriens und Tunesiens, in Tripolitanien, in Egypten und der arabischen Halbinsel um sich sieht, kann sich aus der Zahl der dorthin in jüngster Zeit verschlagenen Kinder Inner-Afrika's, wenn er bedenkt, daß ihrer bei weitem mehr auf dem Wege bleiben, eine ungefähre Idee von der Gesammtzahl der unglücklichen Opfer machen. Noch sind die Wege, welche von den Fellata-Herrschaften am Niger den Ueberfluß geraubter Menschenwaare nach Timbuktu, in die westlichen Tuaregländer, nach Marokko und Tuat senden, nicht verödet. Die Fellata der Haussastaaten und Adamaua's, besonders die letzteren, welche, wie die Bagirmi, einen vorgeschobenen Posten der islamitischen Welt bilden, sind nicht minder rührig, ihren Fanatismus gegen die Heiden zu bethätigen. Bornu muß zeitweise den Ausfall, den es durch den rückgängigen Handel erfährt, durch entsprechende Sklavenzufuhr zu ersetzen suchen, und ich selbst sah von dort noch trotz des strengen Verbotes in Fezzan und Tripolis eine Karavane von 1400 Sklaven nach Norden abgehen. Bagirmi hat, wie wir gesehen haben, seine ganze Existenz auf Menschenraub und Nächstenverkauf gegründet, und aus Wadaï

wird, trotz des blühenden Handels mit Straußenfedern und Elfenbein, noch eine erstaunliche Anzahl Sklaven auf die Mittelmeerküste geführt, die Barka oder Egypten als ihr nothwendiges Endziel erreichen müssen, da der Weg von Wadaï nach Bengasi fast ganz bewohnerlos ist. Dar For, seit es in das egyptische Reich einverleibt ist, wird seinen eigenen Bedarf an Sklaven decken, doch deren kaum noch exportiren, und Gordon Pascha's Energie hat sicherlich die früher so ergiebigen Sklavenquellen der Gebiete, welche seiner Autorität unterstellt sind, vollständig zu verstopfen gewußt. Zwar ist der Humanität durch die Erschwerung des Absatzes in den Küstenländern ein großer, nicht zu unterschätzender Dienst geleistet worden; doch es bleibt noch viel mehr zur Erreichung des endlichen Zieles zu thun übrig. Noch ist der Preis, welcher in den entfernter von den Regierungssitzen liegenden und schwer controlirbaren Ortschaften geboten wird, für den Kaufmann lohnend genug, um ihn das Wagniß, trotz des Verbotes und trotz einer möglichen Confiscation, unternehmen zu lassen; und noch bleibt der Absatz, welcher in den Oasen der großen Wüste, bei Tuareg und Tibbu, bei Berbern und Arabern gefunden wird, rege genug. Die Brunnen der großen Wüste sind noch von gebleichten, menschlichen Gebeinen, stummen Zeugen menschlicher Gefühllosigkeit, umgeben; und als ich von Tibesti nach Fezzan durch die Wüste floh, brachte ich selten die Tageshitze im Schatten eines Felsaussprunges zu ohne die ernst mahnende Gesellschaft eines skelettirten Opfers, das daselbst seinen verzweifelten Tod erlitten hatte.

Wenn sich jedoch diese bis in die Wüste und darüber hinaus Gelangenden noch immer jährlich nach Tausenden beziffern: die Meisten kommen nicht so weit, sondern bleiben in den Sudanländern mit ihrer dichteren Bevölkerung, ihren volk-, verkehr- und arbeitreichen Städten, ihren starken Regierungen, ihren mächtigen Königen. Dort und weiter im Süden, wohin ich den Leser mit zu den Greuelscenen des Sklavenerwerbes durch Waffengewalt und ihrer ersten Transporte geführt habe, muß mit der Zeit eine Einwirkung versucht werden, und noch weiter im Süden, wohin noch keines Forschers Fuß drang, muß das Uebel an der Wurzel angegriffen werden. Freilich, die Wurzel ist stark und weit und tief verzweigt; das Werk der Humanität wird sich nicht so leicht vollenden lassen, als mancher enthusiastische Philanthrop denken mag. Hat man doch dort, wo der Islam der innerafrikanischen Sitte der Sklaverei einen besonders grausamen Charakter aufprägte und eine traurige Ausbildung verlieh, kaum Eingang gefunden, geschweige denn die Möglichkeit zu einer Einwirkung gewonnen. Während ein relativ geordnetes Staatswesen der ausgedehnten Reiche, eine gewisse Bildung der Fürsten und Völker civilisatorischen Bestrebungen daselbst ein günstiges Feld zu bieten scheinen dürfte, macht es das feindselige religiöse Element und der beeinträchtigte Erwerb, mit denen man zu rechten hat, sehr fraglich, ob der Hochmuth des ersteren und der Eigennutz jemals dort andern Einwirkungen Gehör schenken werden, als dem zwingenden Einflusse der Macht. Wenn nicht etwa der Herrscher von Egypten, der sich trotz der Schwierigkeiten, welche Sitte und Religion mit sich brachten, redlich bemüht hat, den Wünschen Europa's in dieser Beziehung gerecht zu werden, noch einmal Geld und Unternehmungslust genug haben wird, um von Dar For aus, seiner letzten Eroberung, seine Macht



nach Westen über die anderen östlichen Sudanstaaten auszudehnen: welche Macht wäre wol in der Lage, dort in directer Weise ihren Einfluß zu Gunsten humanitärer Ideen geltend zu machen? Und doch wird es mit der Zeit und redlichem Streben gewiß auch da gelingen, diesen Schandfleck zu vertilgen, sobald man einen Ersatz für den lucrativen Handelsartikel der Sklaverei zu bieten haben wird. Wenn auch die mohamedanischen Neger jetzt Träger des religiösen Fanatismus geworden sind, so haben sie doch glücklicherweise Nichts von dem zähen, conservativen Sinne, von dem Hochmuthe und dem geschichtlichen Stolze der Araber. Sollte es in der That nicht gelingen, sie den Ersatz finden zu lassen in den natürlichen Schätzen ihrer Länder, in denen der Viehstand in reichster Fülle blüht, in denen ein fabelhafter Getreidereichthum den Ackerbau belohnt, in denen überall die Arachis, Baumwolle und Indigo gebaut wird, die Oelpalme und der Butterbaum verbreitet ist, und manche Industrie sich entwickelt hat? Zunächst freilich muß man den Zugang daselbst errungen und arabischen, berberischen, egyptischen Kaufleuten das Monopol des Handels entwunden haben.

Im innersten Kern, wo wir nur mit einer tausendjährigen Gewohnheit zu kämpfen haben, kein schwer ersetzbarer materieller Verlust durch die Aufhebung derselben droht, und kein religiöser Fanatismus in's Spiel kommt, würde es vielleicht nicht so schwer sein, durch Hebung des materiellen Wohles auf anderem Wege, durch Beispiel und Lehre, den Widerstand der Einwohner zu besiegen. Doch, wie dorthin gelangen, wie sich dort hinlänglich einbürgern, um wirken zu können, wie die Absatzwege beschaffen? Ringsum eingeschlossen, im Norden und Osten von fanatischen Mohamedanern, im Westen von corrumpirten Küstenvölkern, welche, wie jene, den bescheidenen Handel mit dem weiteren Innern monopolisiren, ist das ganze, weite, unerschlossene Gebiet von ca. 70,000 deutschen geogr. Quadratmeilen zum großen Theile bewohnt von Menschenfressern; ist fast ganz aus einer unendlichen Zahl kleiner Gemeinwesen zusammengesetzt, die in ihrer politischen Zerrissenheit und Uneinigkeit selten die Stätte friedlicher Arbeit, wohl aber des Argwohns, der Furcht und der Feindseligkeit sind; ist umgeben von ungesunden Küstenstrichen oder fieberreichen Sumpfregionen und entbehrt weit und breit der Transportmittel, welche sowol für europäische Forschungsreisende als auch besonders für die Förderung des Handels unumgänglich nothwendig sind. Weder die Araber, welche seit fast einem Jahrtausend sich in Inner-Afrika festgesetzt haben und noch heute am Weitesten vorgedrungen sind, noch die Portugiesen, welche zur Zeit ihrer höchsten Entfaltung von Intelligenz und Thatkraft im Besitze eines großen Theils der südäquatorialen Küstengebiete waren, haben diese Hindernisse zu besiegen vermocht. Dazu genügt eben nicht der unbestimmte Thatendrang der Araber, noch das Streben der Portugiesen nach Macht und Reichthum: es bedarf dazu des Triebmittels einer großen, sittlichen Idee, der Hingebung an ein hohes Ziel, welche kein Opfer scheut. Und das ist eine würdige Aufgabe für unser Jahrhundert.

Seit Mungo Park und Hornemann zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Bahn gebrochen haben, hat es an opferfreudigen Missionären der Wissenschaft und Humanität wahrlich nicht gefehlt. Viele haben ihrem edlen Streben das Leben zum Opfer gebracht, und die Wissenschaft hat ihre reichen Resultate verzeichnet.

Der Entdeckungsreisende setzt sich den mannigfachen Gefahren und Anstrengungen nicht aus, nur, um eine interessante Völkerschaft zu beschreiben, eine neue Species in Pflanze und Thier zu registriren, eine unbekannte Sprache zu studiren: er ist sich vor Allem bewußt, ein Cultur-Missionar zu sein und für das Wohl der Menschheit zu ringen und zu leiden. Dies ist sein letztes, höchstes Ziel; alle andern Erfolge bilden nur die Stufen, welche zur Zinne führen. Manche Stufen sind erklommen, doch die höchste Höhe ist noch fern. Um sie in nicht allzu ferner Zeit zu erreichen, genügen die bisherigen Anstrengungen Einzelner nicht; dieselben müssen combinirt und vervielfältigt, die Angriffspunkte zahlreicher gewählt, die Zwecke erweitert, das Ganze systematischer betrieben werden.

Damit kommen wir auf die „internationale Association zur Erforschung und Erschließung Inner-Afrika's", welche auch die Unterdrückung des Sklavenhandels als eine anzustrebende Folge ihrer Bestrebungen in ihr Programm aufgenommen hat, und welche kürzlich durch die hochherzige Initiative des Königs der Belgier gebildet wurde und ihrer weiteren Organisation und praktischen Thätigkeit harrt. König Leopold, der sein geographisches Interesse gern Afrika zuwendet, durch die bewunderte Reise des letztzurückgekehrten Afrikaforschers Cameron und Gespräche mit englischen Geographen und Philanthropen angeregt, suchte nach den Gründen, warum diese glänzenden Erfolge meistens keine, den schweren Opfern an Thatkraft und Geld entsprechenden, dauernden Resultate haben, und warum sie überhaupt so selten erzielt werden. Er erkannte dieselben in der Vereinzeltheit der Unternehmungen, im Mangel eines Systems, in der allzuspecifischen Natur der Zwecke und in den ungenügenden Mitteln, und hofft, sie durch die internationale Gesellschaft mit einer veränderten Art des Vorgehens zu beseitigen.

Zur Berathung über die Frage versammelte er zu zwangloser Conferenz in seinem Königsschlosse zu Brüssel gegen die Mitte des September 1876 Männer aus England, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Italien und Rußland, welche er durch ihr Interesse und ihre Sachkenntniß besonders geeignet hielt, eine entscheidende Ansicht auszusprechen.

Hervorragende Geographen, wie Sir Henry Rawlinson, Sir Rutherford Alcock, Baron von Richthofen, Charles Maunoir, Hofrath von Hochstetter; hochgebildete Männer, welche ihr Interesse der Geographie widmen, wie der Staatsrath von Semenoff, Sir Bartle Frère, der Vice-Admiral de la Roncière le Noury, Minister Negri, der Reichsfinanzminister Baron von Hofmann, der Graf Edmund Zichy, Baron Lambermont, Banning; begeisterte Arbeiter für Verbreitung christlicher Cultur und Humanität, wie Sir Harry Verney, Sir Fowell Buxton, Mackinnon, und erfahrene Reisende, wie H. Duveyrier, Col. Grant, Gerhard Rohlfs, Georg Schweinfurth, Gustav Nachtigal, Com. Cameron, Marquis de Compiègne, Lux, garantirten durch ihre Beihilfe eine sachgemäße Discussion der Frage und das ernste Streben nach ihrer Lösung. Noch manche andere erfahrene, kenntnißreiche und gemeinnützige Männer aus Belgien und dem nahen England betheiligten sich, und an der Abwesenheit Anderer, wie Bastian's, Petermann's, v. Heuglin's — der uns kurz nachher durch den Tod

entrissen wurde —, Güßfeldt's, Graf Lesseps', Correnti's, Kiepert's, trugen nur die Umstände Schuld.

Wenn sich Belgien, der neutrale Staat par excellence, die beliebte Stätte für Congresse und Völkerverträge, und sein in allen Ländern Europa's in gleicher Weise wegen seiner hohen Bildung des Geistes und Herzens geschätzter König in eminenter Weise eignen, internationale Unternehmungen in's Leben zu rufen, so gilt dies ganz besonders für die in Rede stehende Association des hervorragend kosmopolitischen Charakters ihrer Zwecke wegen. Wenn irgend ein Ziel die ganze gebildete Welt in gleicher Weise interessiren kann, so ist es das der Erschließung für Forschung, Handel und Cultur eines gänzlich jungfräulichen Theiles der Erde. Die wissenschaftliche Forschung allein und ihre Ziele, wie sie die British African Association zu Ende des vorigen Jahrhunderts und die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrika" auf ihre Fahne schrieben, liegen vielen Lebenskreisen zu fern, vermögen nicht allseitig genug die Herzen der Menschen zur Betheiligung zu erwärmen und Mittel genug zu schaffen, um das Werk zu Ende zu führen. In der Brüsseler Planung ist sowol den ideellen Bestrebungen der Philanthropen und Gelehrten aller Länder ein reiches Feld der Bethätigung eröffnet, als den praktischen Zielen des Handels und der Industrie Rechnung getragen. Seine Lage sichert das angestrebte Gebiet vor einseitiger Ausbeutung zu Gunsten einer oder der andern Nation. Da sind keine Colonien solcher europäischer Mächte in bedrohlicher Nähe, deren Präponderanz zu fürchten wäre. Jeder unternehmende Kaufmann findet Küstenstationen genug, seine Factoreien zu gründen; wer sich mit Land und Leuten bekannt zu machen Unternehmungsluft genug hat, findet das Feld offen. Es ist bedauerlich, daß man hier und da von kaufmännischer Seite die ersten Bedenken gegen den internationalen Charakter der Association, als eine unpraktische und gefährliche Eigenschaft des Unternehmens, äußern hört. Von derselben Seite tadelte man auch oft das unpraktische Vorgehen des einzelnen Forschungsreisenden. Wenn wir auf der einen Seite den Handel für das Haupterschließungsmittel des angestrebten Gebietes halten, so möchten wir doch den praktischen Kaufmann *zunächst* nicht mit der Erfüllung der Aufgabe betrauen. Derselbe will zwar Opfer bringen, doch nur um einen naheliegenden materiellen Gewinn daraus zu ziehen. Je weitersehend er ist, und je mehr Mittel ihm zu Gebote stehen, desto größere Opfer bringt er allerdings, und in dieser Beziehung hat der Welthandel mit seiner gesteigerten Unternehmungsluft, seinem erweiterten Horizonte, der Cultur weittragende Dienste geleistet; doch auf die Erschließung des innersten Afrika durch die auf den äquatorialen Küsten angesiedelten Kaufleute würden wir gleichwol allzu lange zu warten haben. Dieselben sind nicht zahlreich, haben bestimmte Bezugsquellen gewissermaßen monopolisirt und wünschen keine Concurrenz, wie der Handel in primitiven Gegenden überhaupt nach Monopolisirung strebt. Sie haben Wurzel dort gefaßt, haben ihre physische Constitution erprobt, haben Erfahrung über Land und Leute gesammelt, Sprache politische Verhältnisse studirt, und es ist nicht leicht, sich diese nothwen-n Erfordernisse zu erwerben. So ist die Concurrenz eine beschränkte, und nal dort Angesiedelten finden, trotz der mäßigen Handelsentwickelung, den

reichen Gewinn, welcher dem Opfer der Expatriirung und den mannigfachen Entsagungen, Gefahren und Schwierigkeiten entspricht. Die Ausbeutung des reichen Innern verheißt dagegen, trotz der Hoffnungen, die man in manchen Kreisen auf den von Cameron proponirten Canal zwischen Congo und Zambesi, seine künftigen Eisenbahnen und die von ihm in Aussicht gestellten Metall- und Kohlenschätze baut, einen weniger unmittelbaren Gewinn. Wenn also in erster Linie andere Factoren vorgehen müssen, so darf man immer vom Handel und seinen Vertretern eine pecuniäre Beihilfe erwarten; denn der materielle Gewinn jener Zukunft gehört ihnen, und zwar zunächst Denen, welche opferwillig und thätig sich an dem Werke betheiligen, welcher Nation sie auch angehören mögen.

Speciell für die endliche Unterdrückung der Sklaverei in allen ihren Stadien und Erscheinungen muß der legitime Handel eine Hauptrolle spielen; denn nur mit der Erzeugung und Befriedigung anderer Bedürfnisse bei den Eingeborenen und durch Mehrung ihres Besitzes ohne Sklaven wird man ihnen ein Institut nehmen können, dem sie die leichte und lohnende Verwerthung eines Artikels verdanken, der nur ein äußerst geringes Anlagecapital erfordert und schon verwerthet werden kann, bevor er noch verkauft ist. Diesen werden sie alsdann ersetzen durch ihre reichen Bodenproducte: Baumwolle, Erdnüsse, Sesam, Zuckerrohr, Guro- oder Colanüsse, Kaffee, die Früchte des Butterbaumes und der Oelpalme, Kupfer, Eisen und Kohle.

Für die Entdeckungsreisenden endlich ist der Handel das beste Mittel, um Argwohn und Mißtrauen der Eingeborenen gegen die fremden Eindringlinge abzuschwächen, und diese sind in der That das Haupthinderniß für ihre Bestrebungen. Den topographischen Schwierigkeiten, dem mörderischen Klima und den mannigfachen persönlichen Gefahren vieler Gegenden hat man in vollem Bewußtsein oft genug opferfreudig die Stirn geboten und wird auch für die Zukunft nicht vor ihnen zurückschrecken; doch das feindselige Mißtrauen der Eingeborenen ist oft unbesiegbar. Wenn es schon natürlich ist, daß dieselben vor der fremdartigen, nie gesehenen Erscheinung eines Europäers, äußerlich und innerlich auf den ersten Blick so verschieden von ihnen selbst, unwillkürlich zurückschrecken, so steigert sich das Gefühl zu Mißtrauen und Feindseligkeit durch das Unverständliche seiner Motive. Ich selbst habe auf meinen Reisen dadurch einst fast mein Leben eingebüßt. Das Raisonnement der Leute war ein einfaches, ihnen gegenüber unwiderlegliches. Das Land, in dem ich mich befand, war das unfruchtbarste, unwirthlichste, ärmste von der Welt, eine kahle, öde Felsenlandschaft der Wüste. „Da es eine Thatsache ist," sagte man mir etwa, „daß Ihr Weißen die klügsten, reichsten und mächtigsten Leute unter allen „Völkern der Erde seid, und da es eben so sicher ist, daß jeder Mensch nur „Etwas unternimmt mit Rücksicht auf Vortheil und Gewinn, so muß es eine „Unwahrheit sein, wenn Du sagst, daß Du in unser Land gekommen seist, nur „um unsere nackten Felsen und armen Thäler anzusehen. Du verfolgst noth„wendiger Weise andere Zwecke, und zwar solche materiellen Gewinns, welche „zu begreifen wir leider zu dumm sind. Das Begehrenswerthe in unserem „Lande kennen wir nicht; da es aber vorhanden sein muß, so scheint es uns

„gerathen, Dich zu vernichten, um Dich der Möglichkeit zu berauben, nach „Hause zurück zu kehren, Deine Landsleute hierher zu führen und uns unserer „Heimath zu berauben.“ So folgern sie in dem natürlichen Egoismus ihres primitiven Civilisationszustandes alle. Der Handel aber ist ein Zweck, welcher überall begriffen und gewürdigt wird. Selbst die rohesten Völker unterhalten gewisse Handelsbeziehungen, tauschen ihre Producte gegeneinander aus, und selbst europäische Erzeugnisse wandern von Stamm zu Stamm durch den ganzen Continent. Ob der Fremdling mit Vortheil kauft oder verkauft, darum kümmert sich Niemand und Niemand kann es beurtheilen; es genügt, daß er verständlich handelt, wie die Menschen, unter denen er lebt. Der Handel muß also zunächst, sozusagen, in uneigennütziger Weise, ohne Rücksicht auf unmittelbaren Gewinn, betrieben werden, und das können und wollen die auf den Küsten angesiedelten Kaufleute nicht thun.

In ähnlicher Weise müssen die bisherigen christlichen Missionsbestrebungen modificirt und verallgemeinert werden, um erfolgreich zur möglichst schnellen Erreichung des Zieles beitragen zu können. Keine anderen Ideen erzeugen im Menschen eine solche Hingebung und Opferfreudigkeit. einen solchen Enthusiasmus, wie die religiösen, und es ist nicht nöthig, hier auf die erhabenen Beispiele von Selbstverleugnung einzugehen, durch welche christliche Missionäre seit dem Bestehen dieser Religion die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt errungen haben. Doch der Erfolg hat nicht die gebrachten Opfer gerechtfertigt. Man hat sich nicht damit begnügt, den christlichen Geist in die Welt zu tragen und die sichtbaren, nützlichen Errungenschaften christlicher Völker und ihrer Cultur den zu Beglückenden zugänglich zu machen, sondern hat durch unverständliche, dogmatische Belehrung den Erfolg compromittirt. Je länger Livingstone, der wahrlich tiefernst von seinen religiösen Zielen erfüllt war, unter den Stämmen Inner-Afrika's herumreiste, desto mehr begnügte er sich, mit Hintansetzung des specifischen Christenthums, der christlichen Humanität Eingang zu verschaffen, und die schottischen und englischen Missionäre, welche den Nyassa und die großen Nilseen zum Schauplatze ihrer Thätigkeit gewählt haben, richten ihr Augenmerk zunächst auf den legitimen Handel und führen Handwerker, Ingenieure und Ackerbauer mit sich. Alles, was sichtbaren, leicht verständlichen Nutzen mit sich bringt, begreifen und adoptiren die Eingeborenen; alles Uebrige erscheint ihnen unnütz und verdächtig.

Bisher konnte der wissenschaftliche Forschungsreisende durch den Handel nur insoweit unterstützt werden, als er auf seinen unvollkommenen Bahnen, wie sie im Innern zwischen den einzelnen Stämmen gezogen sind, wandelte; durch die christliche Mission aber gar nicht, da dieselbe, einen gewissen Zustand der Sicherheit und Stabilität erfordernd, zu fern vom Schauplatze seiner Thätigkeit sich etablirte. Mit spärlichen Mitteln eigenen Besitzes, oder mit der bescheidenen Unterstützung einer wissenschaftlichen Institution, oder seltener, wenigstens in Deutschland, auf Kosten einer Regierung ausgerüstet, war er, einmal abgereist und in das unbekannte Dunkel getaucht, auf die mitgenommenen Hilfsquellen beschränkt und zu möglichst schneller Beendigung der beabsichtigten Reise, zur schnellen Erzielung eines in die Augen fallenden Erfolges gezwungen. Er hatte

seine Ausgangs- und Stützpunkte meist auf den Küsten, auf die er nur schwer wieder zurückfallen konnte. Im Innern konnte er sich nicht lange genug bei den einzelnen Stämmen aufhalten, um ihr Mißtrauen zu besiegen, ihre Freundschaft zu gewinnen; und wenn es ihm für seine Person gelang, so war doch seine Einwirkung nicht nachhaltig genug, um diese günstigen Dispositionen auch seinen Nachfolgern zu sichern. Bei der nothwendigen Rastlosigkeit des Vorwärtsstrebens konnte er keinen genügenden Einblick in die Hilfsquellen des Landes und die Natur seiner Bewohner gewinnen, konnte nicht in den Geist der Sprache und der Volkssitten eindringen. Und wenn der erste Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, so erkaltete die heimathliche Theilnahme, die Mittel versagten, und oft mußten Unternehmungen aufgegeben werden, gerade in dem Augenblicke, wo die Bedingungen zu glücklichem Gelingen mit Mühen und Opfern geschaffen waren.

Jetzt, wo das internationale Vorgehen, welches neben dem ideellen Zwecke der wissenschaftlichen und humanitären Bestrebungen den praktischen der materiellen Nutzbarmachung des zu erschließenden Gebietes auf sein Programm schreibt, ein allgemeineres Interesse der gebildeten Welt und also auch eine reichere materielle Betheiligung derselben erwarten darf, wird ein ganz anderes System in Anwendung gezogen werden können, und Handel, christliche Culturmission und wissenschaftliche Forschung werden gemeinschaftlich nach demselben nächsten Ziele der Erschließung, der Zugänglichmachung für ihre später getrennten Endzwecke streben, sich ergänzen, ihre Thätigkeit combiniren.

Für den vollständig unbekannten Kern des äquatorialen Afrika werden wieder Einzelreisende ausgesendet werden, welche in der Geschichte der Entdeckungsreisen in diesem Continente sich erfolgreicher bewiesen haben, als complicirte Expeditionen. Doch auf den Grenzen dieses Unbekannten werden Punkte besetzt werden, auf denen Missionäre der Wissenschaft und der Cultur sich mit Land und Leuten bekannt machen, anthropologische, ethnologische, linguistische, klimatologische, botanische, zoologische, geologische Studien treiben und naturwissenschaftliche Sammlungen machen, Straßen erkunden und Verbindungen anknüpfen, Handel treiben und durch Beispiel und Lehre wirken sollen. Diese Stationen werden, je nach dem Orte ihrer Etablirung, eine einfachere oder complicirtere Organisation haben und die bevorzugteren wirkliche Kaufleute, Missionäre, Handwerker, Ackerbauer in sich aufnehmen können. Sie werden gleichzeitig und hauptsächlich Aushilfedepots für die Entdeckungsreisenden an Instrumenten, Waffen, Provisionen und die Ausgangs- und Rückfallspunkte derselben sein. Sie können zunächst nur an schon einigermaßen bekannten, an schon besuchten Orten etablirt werden. Udschidschi am Tanganika-See, dieser bekannte Knotenpunkt für Handelswege; Nyangwe, Livingstone's letzter Punkt, an dem auch Cameron gezwungen war, von der westlichen Richtung abzustehen; einer der östlichsten Punkte der portugiesischen Provinz Angola; vielleicht die Hauptstadt des mächtigen Muata Jamwo, nachdem dieser Herrscher von dem Reisenden der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, Dr. Paul Pogge, unlängst besucht worden ist; später, nördlich vom Aequator, etwa Runga im südlichsten Wadaï, oder ein vorgeschobener Punkt Adamaua's werden oder dürften dazu ausersehen werden. Mit dem

Vorrücken der Einzelreisenden werden dann derartige Stationen an von ihnen als zweckmäßig bezeichnete Punkte vorgeschoben werden. Rückwärts werden sich dieselben so viel als möglich mit den Küsten in Verbindung zu erhalten suchen und zu diesem Zwecke sowol auf der Ost- als auch auf der Westküste einige wenige größere Entrepots für Ausrüstungsgegenstände, womöglich an Orten, an denen schon Europäer angesiedelt sind, gegründet werden.

Wenn Manche der zur Conferenz Versammelten, vor Allen die Engländer, vorschlugen, eine fortlaufende Reihe von regelmäßig unter einander in Verbindung stehenden Stationen quer durch den Continent zu legen, diese Querlinie durch ebensolche Stationsreihen im Osten über die großen Nilseen mit den vorgeschobenen Posten Gordan Pascha's, im Westen mit dem unteren Laufe des Congo, im Süden mit dem Bassin des Zambesi in Verbindung zu setzen, Schiffsstationen auf der Ost- und Westküste zu gründen, kleine Dampfer auf dem Victoria Nyanza, dem Tanganika-See und dem Congo zu unterhalten: so setzte das gewissermaßen die Realisation eines großen Theils der angestrebten Zwecke voraus und ging über die zunächst zu erwartenden Kräfte der Gesellschaft hinaus. Abgesehen von den enormen Kosten, welche die Ausführung dieses Planes verursachen müßte und welche wahrscheinlich die Mittel der Gesellschaft, selbst bei dem regsten öffentlichen Interesse, übersteigen würden, schien ein so weit gehender Vorschlag ohne directe Beihilfe europäischer Regierungen kaum realisirbar. Schiffe auf der Küste und den großen Binnenseen erfordern eine Flagge und militärische Macht; regelmäßige Verbindung der Stationen untereinander setzt eine gewisse Garantie der Sicherheit voraus. Welche europäische Regierung würde die Executive ergreifen, die Verantwortung des Schutzes mit allen ihren Consequenzen auf sich nehmen wollen und können? Wenn sich aber eine solche fände, so wäre es mit dem internationalen Charakter des ganzen Werkes vorbei; Straßen und Stationen würden in nationalem Interesse für Handelszwecke ausgenützt werden und begründete Eifersucht und berechtigtes Mißtrauen würden den Zerfall der Association unvermeidlich machen.

Es gibt eben zwei Wege, Afrika zu erforschen und zu erschließen, den der Macht und Gewalt und den der Klugheit und des Friedens. Jener mag unter Umständen schneller zum Ziele führen, aber wir perhorresciren ihn; dieser ist der allein der hohen Ziele würdige, der allein international betretbare.

Der internationale Charakter der Association soll übrigens in keiner Weise die nationale Initiative lähmen. Jene sucht ein Allen gleich nützliches und förderliches System zu schaffen und bietet die Benutzung desselben allen Reisenden an, welcher Nationalität sie auch angehören; mögen dieselben im Auftrage einer wissenschaftlichen Gesellschaft reisen, von einer Regierung ausgeschickt sein oder ihr Mandat privater Initiative verdanken.

Die in Brüssel versammelte Conferenz legte die Grundzüge der Organisation, welche zur Ausführung dieses vielversprechenden, großartigen Planes führen sollte, nieder und erkannte als nothwendig, in den verschiedenen Ländern, die sich für das Unternehmen interessiren werden, die Bildung von Vereinen, welche National-Comités genannt wurden, und die Constituirung des eigentlich

leitenden Organes der Association, das als centrale internationale Commission bezeichnet wurde.

Die National-Comités werden je nach der Größe des Landes, der Bedeutung seiner Theile, der Betheiligung des Publicums in mehr oder weniger Sectionen zerfallen, sollen das öffentliche Interesse wach erhalten und die aus demselben resultirenden Früchte sammeln und werden sich natürlich zusammensetzen und organisiren, wie es in jedem Lande zweckmäßig erscheint.

Die centrale internationale Commission wird die Arbeiten und Unternehmungen der Association leiten, die zufließenden Mittel verwalten und sich zusammensetzen aus den Präsidenten der in der Conferenz vertretenen geographischen Gesellschaften und der hauptsächlichsten derjenigen, welche sich dem Programm der Conferenz anschließen werden, und aus zwei Mitgliedern für jedes National-Comité. Um den Unzulänglichkeiten, welche aus dieser gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen National-Comités und geographischen Gesellschaften nothwendig zuweilen entstehen müssen, vorzubeugen, wurde dem Präsidenten der Central-Commission die Ermächtigung ertheilt, nach den Umständen die Vertretung einzelner Länder zu vervollständigen.

Auf Antrag Sir Bartle Frère's und auf Bitten der Conferenz nahm Se. Majestät König Leopold das Amt eines Präsidenten der centralen Commission, vorläufig auf ein Jahr, an.

Da begreiflicherweise die immerhin zahlreiche centrale Commission sich nicht nach Bedürfniß um ihren hohen Präsidenten versammeln kann, wurde demselben ein sogenanntes Executiv-Comité beigegeben, das aus drei Mitgliedern der centralen Commission, einem General-Secretär und einem General-Schatzmeister bestehen wird, von denen die Ernennung der beiden letzteren dem Präsidenten zusteht. Die Conferenz ernannte vorläufig zu diesem Executiv-Comité die drei aus der centralen Commission zu wählenden Mitglieder in den Personen der Herren Sir Bartle Frère, de Quatrefages und Dr. Nachtigal, während der Königliche Präsident seinen bisherigen Gesandten zu Madrid, Baron Greindl, zum General-Secretär und einen hohen Beamten seines Finanzministeriums, Herrn Galezoot, zum General-Schatzmeister der Association wählte.

Wie das ganze Werk durch die Initiative des Königs der Belgier entstanden ist, so hat dasselbe auch in Belgien die schnellsten Fortschritte gemacht. Das National-Comité ist unter dem Vorsitze Sr. Königlichen Hoheit des Grafen von Flandern gebildet, und die Subscriptionslisten bedecken sich mit Unterschriften. Doch auch in den übrigen Ländern zeigt sich das lebhafteste Interesse für das Unternehmen; Gesellschaften und Comité's bilden sich in den verschiedenen Ländern und die Könige und Prinzen derselben werden ihre Protectoren, Präsidenten oder Ehrenmitglieder.

Auch in unserem Vaterlande sind Männer aus allen Gauen zusammengetreten, welche der Wissenschaft, der Diplomatie, der Armee, dem Handel und der Industrie, den parlamentarischen Körperschaften angehören, und haben das deutsche National-Comité unter dem Namen „Deutsche Afrikanische Gesellschaft" gebildet. Dieselbe hat unter dem Vorsitze des Prinzen Heinrich VII.

Reuß ihre Thätigkeit begonnen und wird diese theils in internationaler Weise unter der Leitung der internationalen centralen Commission der oben entwickelten Stationsbildung widmen, theils auf selbständige nationale Entdeckungs- und Forschungs-Unternehmungen richten.

Wenn die Deutschen keinen Theil hatten an den Entdeckungsbestrebungen früherer Jahrhunderte, so sind sie mehr als irgend ein Volk in die afrikanische Arena getreten. Einzelne sind ruhmgekrönt heimgekehrt; Manche mußten nach schweren Opfern an Zeit und Gesundheit von ihrem Vorhaben abstehen; Viele sind zu ewiger Ruhe in afrikanischem Boden gebettet. Diese Thaten seiner opferwilligen Söhne müssen dem Vaterlande heilige Erbschaften sein, welche dasselbe um so weniger zögern darf anzutreten, als mit seiner politischen Wiedergeburt auch die Größe der Aufgaben wachsen muß, welche ihm in der Culturgeschichte zufallen. Deutschland, welches mehr als alle Nachbarländer die geographische Strömung der Zeit verkörpert, das die größte Anzahl geographischer Gesellschaften hat und dessen Hochschulen nahezu alle mit geographischen Lehrstühlen geziert sind: Deutschland hat die Pflicht, die gewonnenen, oft theuer erkauften Erfahrungen zu besserem Gelingen zu verwerthen, nicht das Recht, ein Ziel aufzugeben, das einst eine Quelle des Ruhmes sein wird, nur weil es eine Zeit lang vergeblich angestrebt wurde. Dasselbe ist noch weit und hoch, doch mit vereinten Kräften wird es erreicht werden.

Möchte es der jungen „Deutschen Afrikanischen Gesellschaft“ gelingen, die öffentliche Theilnahme mehr und mehr für dasselbe zu erwärmen, und möchte bei dem Wettringen der Nationen nach ihm den Deutschen, welche auf afrikanischer Erde so viele, glänzende Eroberungen errungen, so viele schmerzliche Verluste erlitten haben, die Palme zufallen!

Ueber Sonette Shakespeare's.

Von
Karl Goedeke.

Die Literaturgeschichte ist reich an Problemen, an denen sich der Fleiß und der Scharfsinn der Forscher versucht hat. Gelangt man auch selten zu Resultaten, die von allgemein überzeugender Kraft wären, so dürfen die Bemühungen selbst doch nicht ermatten. Wiederholte Betrachtungen aus verschiedenen Gesichtspunkten pflegen zu Aufschlüssen zu führen, die, wenn auch nicht für das Ganze mit Evidenz, doch für einzelne Bestandtheile dem richtigen Verständniß näher bringen, oder wenigstens alte Mißverständnisse wegräumen. Hätte man sich bei der mittelalterlichen Ansicht über Virgil als einen Vorausverkünder Christi beruhigen wollen, wir würden den Römer noch als den christlichen Dichter des Heidenthums verehren und verkennen. Und wenn F. A. Wolf's kühner Zweifel nicht die Einheit der homerischen Gedichte in Frage gestellt hätte, würde ein großer Theil der heutigen Wissenschaft, die das einheitlich Ueberlieferte auf seine Entstehungsgeschichte prüft und in seine Bestandtheile zerlegt, wol kaum vorhanden sein. Wir brauchen aber nicht derart entlegene Beispiele hervorzuheben; bieten doch Goethe und Schiller schon hinreichenden Stoff, den Scharfsinn der Erklärer herauszufordern. Schiller's Resignation und sein Wallenstein haben die widersprechendsten Deutungen hervorgerufen, und bei Goethe's Märchen und zweitem Faust sind fast so viele und so entgegengesetzte Erklärungen gewagt worden, als es Erklärer gegeben hat. Und das ist bei Dichtungen der Fall, die gewissermaßen im hellen Sonnenlichte unserer Bildungsepoche liegen, denen wir der Zeit und der Empfindungsweise nach noch nahe genug stehen, um sie als Producte der Gegenwart zu betrachten.

Wenn bei Dichtungen so jungen Ursprungs und von Dichtern, denen wir fast jeden Tag nachrechnen, deren Gedanken wir fast bis zu den ersten Anlässen nachgehen können, das Verständniß nicht mit vollkommener Sicherheit erreichbar scheint, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn Dichterwerke, von denen uns eine Kluft von beinahe drei Jahrhunderten scheidet und von deren Verfassern wir, was ihr Leben und den Zusammenhang ihrer Gedankenwelt mit ihrer Um-

gebung betrifft, fast gar nichts wissen, dem unzweifelhaften Verständniß Schwierigkeiten bieten, die kaum zu bewältigen scheinen. Ich denke an Shakespeare. Wer wüßte nicht, welche Mühe man sich von Goethe bis Werder gegeben hat, um seinem Hamlet den innersten, Alles erschließenden Gedanken abzulauschen! Und wer möchte behaupten, daß irgend eine der vielen Auslegungen ihm volle Beistimmung abgewonnen hätte! Und hier handelt es sich um ein objectives, auf sich selbst stehendes dramatisches Werk, das vom Anfange seines Daseins an bis auf die neueste theatralische Repräsentation sich an ein großes, gemischtes Publicum wendet, mit dem Anspruch, als Ganzes Eindruck zu machen, und also eine gewisse Art von leichtem Verständniß voraussetzt. Ein Schauspieldichter, der wie Shakespeare zugleich Schauspieler war und wie er sein Publicum und das Publicum überhaupt gründlich kannte, kann nicht, wie der alte Goethe, sich hingesetzt haben, um mit stillem Behagen eine Nuß nach der andern hinzuwerfen, an denen sich das Publicum im Knacken versuchen möge, so gut es gehen wolle. Hätte Shakespeare nicht gemeint, sein Hamlet werde im Großen und Ganzen seinem Publicum vollkommen verständlich, er werde fähig sein, eine gute Bühnenwirkung hervorzubringen, so hätte der bühnenkundige Dichter das Trauerspiel schwerlich aufführen lassen; denn was von der Bühne herab unverständlich blieb, konnte nicht gefallen, und ein nicht gefallendes Stück, das nicht für das Lesen, sondern für die Darstellung geschrieben war, that nicht blos dem Dichterrufe für diesen einzelnen Fall Abbruch, war vielmehr geeignet, den Ruf des Dichters bedenklich zu erschüttern und, was der auf Gewinnantheile angewiesene Schauspieler und Schauspieldichter gewiß nicht auf die leichte Achsel nahm, den Cassenertrag zu gefährden. Ein feineres ästhetisches Verständniß der Lesewelt oder gar der Nachwelt bot dafür keinen Ersatz. Was gefallen sollte, mußte es ohne viele Umstände thun, und um dies zu ermöglichen, mußte der Dichter so deutlich sein, wie er es vermochte. Wenn wir uns nun damit abmühen, Schwierigkeiten zu erdenken, um den Triumph zu genießen, dieselben zugleich entdeckt und gelöst zu haben, so erweisen wir dem Verständniß des Stückes, wie es Shakespeare gab, freilich weniger einen Dienst, als unserm eigenen Scharfsinn, der Dunkelheiten aufhellt, wo Die, an welche sich der Dichter zunächst wandte, Alles einfach, folgerecht und verständlich fanden, wie er selbst, als er es auf die Bühne brachte. Daß damit nicht gesagt sein soll, der ganze Umfang und die ganze Tiefe eines der im Stück ausgesprochenen Gedanken habe jedem Hörer und jedem Leser sofort faßbar sein müssen, habe ich wol nicht ausdrücklich zu bevorworten. Aber auch da, wo sich jetzt Manches dem Verständniß nicht auf den ersten Blick erschließen möchte, wird der wohleingelernte Schauspieler nachgeholfen und in dem berühmten Monologe des dritten Actes z. B. das wichtige perchance to dream, vielleicht auch träumen, durch ein Schaudern als den Stein des Anstoßes hervorgehoben haben, über den Hamlet's-Gedanken nicht hinwegkommen können, so daß die Zuschauer fühlten, Hamlet fürchte den Tod, weil er nicht sicher war, daß er ein absoluter Schlaf, ohne Traum, ohne Rückerinnerung, ohne Gedankenleben sei, daß Alles mit dem Tode aufhöre und es keine Unsterblichkeit, keine Fortdauer der Seele gebe. Solche Stellen mochte der Dichter für sich selbst und für die nachdenkenden Zuschauer mit Vorliebe

aufsparen; für das Publicum im Allgemeinen blieb seine unerläßliche Pflicht, ein Allen verständliches Stück auf die Bühne zu bringen, das der Nachhilfe der Interpreten und Scholiasten nicht bedurfte.

Dieselbe Pflicht hat aber auch der lyrische Dichter, wiewol er, da er sich in der Regel an Leser wendet, in deren Innerm er eine Stimmung erzeugen will, die der seinigen des Augenblicks entspricht, schon ein ruhigeres Aufnehmen voraussetzen und dem Nachdenken und Nachempfinden schon etwas mehr zumuthen darf, als der Dramatiker, dessen Wort im Ohr des Hörers rasch von dem folgenden Worte verdrängt wird, so daß ein ruhiges Verweilen auf dem einzelnen Gedanken der gegliederten Kette nicht möglich ist. Aber auch der Lyriker würde seinen Vortheil verkennen, wenn er dem Leser, dem er Genuß bereiten will, ein Studium zumuthete, wenn er in seine Strophen und Reime „hineingeheimnißte“, um, anstatt der Seele Flügel zu leihen, den untersuchenden Verstand und die combinirende Vernunft herauszufordern. Mag immerhin in dem guten lyrischen Gedichte etwas Unfaßbares übrig bleiben, eine Wirkung, über deren Ursache man sich nicht sofort oder vielleicht niemals Rechenschaft geben kann, wie z. B. in Goethe's „Ueber allen Gipfeln“ oder in seinem Gedichte „Rastlose Liebe“ mit dem Schlusse „Glück ohne Ruh', Liebe, bist Du!“ — das Ganze und das Einzelne würde, wenn es nicht unmittelbar deutlich und verständlich wäre, gar nicht fähig sein, jenen tiefen Zauber zu üben, der das Gemüth ergreift und das Lied noch lange nachklingen läßt. Erfahren wir den Anlaß des zauberhaft wirkenden Gedichtes, lernen wir die wirklichen Beziehungen desselben kennen, wann und wo es entstanden, an wen es gerichtet ist, so mag das Einzelne noch heller und deutlicher hervortreten, ja das wörtliche Verständniß erst aufschließen und die Gewißheit sich aufdrängen, daß wir etwas, was die einfache und getreue Festhaltung eines zufälligen Erlebnisses war, für ein unergründlich tiefes Bild genommen haben, die Wirkung bleibt in ewig gleicher Kraft bestehen, da der Dichter das Unendliche und Unfaßbare des Ueberganges zur ewigen Ruhe im treuen Bilde des stillen Abends vor dem Schlafe festgehalten hat.

Das gute lyrische Gedicht hinterläßt demnach eine Wirkung, die von der Kenntniß der Anlässe der Entstehung unabhängig ist, aber durch eine solche Kenntniß nicht beeinträchtigt, vielleicht dadurch nur noch gehoben werden kann. Wenn wir die lyrischen Dichtungen der Größten durchlaufen, so müssen wir uns gestehen, daß wir, Goethe etwa ausgenommen, bei den meisten nur die Wirkung empfinden, die in den Worten liegt, im Bau des Verses, in der Verschlingung der Strophen, im Klang des Reimes. Was der Dichter ausdrückt, nehmen wir in uns auf; was ihn trieb, dies auszudrücken, bleibt uns meistens unbekannt. Wir finden schön ausgedrückt, was wir in Wahrheit kaum verstehen; als wenn wir Musik hörten, die wir auf Worte nicht zurückzuführen vermögen. Man prüfe die Sonette von Dante, Petrarca, Camoens und gebe sich dann ehrlich Rechenschaft, ob wir nur bei der Hälfte, ja beim vierten Theile sicher sind, zu verstehen, was der Dichter gewollt hat. Die Antwort wird keine bejahende sein, denn uns fehlt die Kenntniß der Situation, aus welcher der Dichter geschaffen hat, und die im Gedicht selbst liegenden Andeutungen derselben sind in der Regel so unbestimmt und schwankend, daß wir vor groben Irr-

thümern keineswegs gesichert sind, wenn wir dieselben benutzen, um die thatsächlichen Anlässe daraus zu reconstruiren. Und dennoch werden diese Dichtungen gelesen und wieder gelesen, übersetzt und wieder übersetzt. Sie haben eine Wirkung, aber kaum die, im Einzelnen eine unendliche Reihe von Aehnlichem zu erwecken; sie haben nur die Wirkung, durch eine bestechende äußere Form schwankende Bilder, unbestimmte Empfindung hervorzurufen. Sie haben vielleicht keine andre Absicht gehabt und sind den Vertrautesten unter den Mitlebenden der Dichter nicht verständlicher gewesen als uns.

Sollte sich das mit Shakespeare's Sonetten ebenso oder doch ähnlich verhalten? Ich denke, nein! Man hat sie herausgegeben, commentirt, übersetzt. Ob auch verstanden? Dies zu bejahen möchte ich nicht wagen; und daß es mißlich ist, mit Ja darauf zu antworten, werden die nachstehenden Mittheilungen zur Genüge zeigen. Ich habe nicht den Muth zu behaupten, daß ich jedes einzelne der 154 Sonetten Shakespeare's verstanden hätte, was ich verstehen nenne. Ich meine nicht die Bedeutung der Worte, obgleich auch da nicht Alles auf festen Füßen steht, ich meine die Bedeutung des Sinnes, der Situation, aus welcher das Gedicht entsprang, die Absicht, die der Dichter dabei hatte, das Verhältniß zu der Person, an die es gerichtet ist, die Person selbst, der es gewidmet sein könnte. Das Alles aufzuklären, vermesse ich mich nicht. Aber einen Schutthaufen von Tradition wegzuräumen, der dem Eindringen in das Verständniß entgegengethürmt ist, das halte ich für leichte Arbeit. Und wenn dies geschehen, wird es vielleicht möglich sein, das eine oder andre dieser sibyllinischen Blätter zu enträthseln.

Die Engländer nahmen die Form des Sonettes von den Italienern auf, bildeten aber die vierzehn Zeilen, aus denen es besteht, in eigenthümlicher Weise um. In der dritten Scene des vierten Actes von „Verlorene Liebesmüh'" führt Shakespeare den König Ferdinand von Navarra, der heimlich in die Prinzessin von Frankreich verliebt ist, in der Lectüre eines Gedichtes begriffen ein, das ich, da es nur auf die Form ankommt, in Baudissin's Uebersetzung mittheile:

So lieblich küßt die goldne Sonne nicht
Die Morgenperlen, die an Rosen hangen,
Als deiner Augen frisches Strahlenlicht
Den Thau der Nacht vertilgt auf meinen Wangen.

Der Silbermond nur halb so glänzend flimmert
Durch der krystallnen Fluthen tiefe Reine,
Als dein Gesicht durch meine Thränen schimmert:
Du strahlst in jeder Thräne, die ich weine.

Dich trägt als Siegeswagen jede Zähre,
Auf meinem Schmerz fährt deine Herrlichkeit:
So schau', wie ich die Thränenschaar vermehre;
Es wächst dein Ruhm, je herber wird mein Leid.

Doch liebe dich nicht selbst: die Thränen scheinen
Dir Spiegel sonst, und ewig müßt' ich weinen.

Dies Gedicht, scheinbar tief gefühlt, ist scherzhaft gemeint. Es verspottet die rhetorische Pracht, die ausgekünstelten Bilder, die Anempfindelei, die den Mangel wahren Gefühls mit der blendenden Phrase deckt. Aus dem Stücke

abgelöst könnte es zweifelhaft lassen, ob Shakespeare selbst dieser Manier huldige; im Stücke bleibt kein Zweifel, daß der Schalk dahinter steckt und seinen empfindsamen Helden mit lächerlichem Pathos ausstaffirt. Es würde also mißlich sein, einen dramatischen Dichter für den Gebrauch eines manierirten Stils in Anspruch zu nehmen, dessen er sich, wie es in diesem Falle sicher und in andern zweifelhaften Fällen möglich oder wahrscheinlich ist, nur bedient, um seine dramatischen Geschöpfe zu charakterisiren. Ihn selbst darüber zur Rede zu stellen, würde ebenso verkehrt sein, wie das Verfahren Gelzer's, gewisse Worte und Sätze aus dramatischen Dichtungen, die dem Charakter des Sprechenden angepaßt sind und im Munde desselben passend erscheinen, dem Dichter persönlich in's Gewissen zu schieben.

Doch hier kommt es einstweilen nur darauf an, was der britische Dramatiker unter der Form des Sonettes verstand. Es waren drei gleichgebildete vierzeilige Strophen mit gekreuztem Reim, der mit jeder Strophe wechselt, und denen dann noch ein Reimpaar als Schluß hinzugefügt wird. In diesem schließenden Reimpaare liegt gewöhnlich der Schlüssel des Gedichtes, indem darin der Gedanke kräftig und ausdrucksvoll zusammengefaßt wird, mit dem das Sonett sich beschäftigte. Die Italiener folgten in der Regel einer andern Manier. Sie gaben im ersten Quatrain den Gedanken, im zweiten einen Gegensatz und führten dann in den beiden schließenden Terzetten eine neue Wendung herbei, in welcher Satz und Gegensatz versöhnt und zu höherer Einheit geleitet wurden.

Der Bau des Sonettes, wie wir ihn, bis auf zwei Fälle, bei Shakespeare als unverbrüchliche Regel gelten sehen, war seit 1557, wo Henry Howard, Graf von Surrey sich desselben in seinen Songs and Sonnets zuerst bediente, bei den meisten lyrischen Zeitgenossen Shakespeare's der übliche. Wir finden dieselbe Form 1592 in Daniel's Delia, 1594 in Drayton's Idea, 1594 in Constable's Diana und W. Percy's Celia, 1596 in Wentworth Smith's Chloris, dürfen also sagen, daß dies die landübliche Form des Sonettes in England zur Zeit Shakespeare's war. Außer den vorhin mitgetheilten kommen in Verlorner Liebesmüh' noch einige ebenso gebildete vor, und auch das als Dialog zwischen Romeo und Julia vertheilte hat denselben Bau.

Diese beiden Stücke, in denen Shakespeare die Form des Sonettes zur Anwendung gebracht hat, werden von Francis Meres im Jahre 1598 erwähnt, waren also damals schon vorhanden. Derselbe Zeitgenosse spricht auch von Shakespeare's „zuckersüßen Sonetten in den Händen seiner besonderen Freunde“ (his sugred sonnets among his private friends). Welche, wie viel, ob als Sammlung geordnet oder einzeln und zerstreut? — das erfahren wir nicht. Nur dies geht aus der beiläufigen Erwähnung hervor, daß unter den vertrauten Freunden des Dichters Gedichte in Sonettenform von ihm schon 1598 umliefen. Aber schon früher scheint dies der Fall gewesen zu sein, da der ungenannte Verfasser des historischen Stücks Edward III. in der ersten Scene des zweiten Actes einen Vers eingeflochten hat, der als Schlußvers des 94. Sonettes der auf Shakespeare's Namen gehenden Sammlung bekannt ist: „Das Unkraut duftet süßer als verwelkte Lilien.“ Es wäre möglich, daß dies eine sprichwörtliche Redensart, ein geflügeltes Wort gewesen sei, und daß beide Dichter dasselbe zufällig aufgenommen hätten,

möglich auch, daß Shakespeare bei dem ungenannten Dichter eine Anleihe gemacht, wie er es auch sonst wol gethan hat, wenn auch nicht gerade mit so genauer Beibehaltung des Verses, wie es in diesem Falle geschehen sein würde. Es kommt jedoch nicht viel darauf an, ob wir schon 1596 die Spur eines seiner Sonette der späteren Sammlung besitzen oder nicht, da wir in einer Sammlung von fremder Hand aus dem Jahre 1599, im Passionate Pilgrim, zwei Sonette finden, die in der späteren Sammlung Shakespeare'scher Sonette als 138. und 144. wiederkehren. Diese Sammlung veröffentlichte der Londoner Buchhändler Thomas Thorpe, der seinen Namen nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnete, aber aus den Buchhändlerlisten bekannt ist, im Jahre 1609. Die Sammlung enthält 154 Sonette, von denen eins, das 99., aus 15 Zeilen, ein anderes, das 126., nur aus 12 Zeilen besteht, indem dort dem eigentlichen Sonett eine erzählende Zeile vorangestellt ist, hier das Reimpaar des Schlusses fehlt. Die Sammlung ist 1640 in veränderter Reihenfolge, mit Zusätzen und Auslassungen, theilweise mit einzelnen, theilweise mit Collectivüberschriften wiedergedruckt. Auf diese neue Auflage nehme ich keine Rücksicht, sondern halte mich an die zu Lebzeiten des Dichters erschienene, die, so viel wir wissen, von ihm niemals abgelehnt und die seit dem Erscheinen unbedenklich als Eigenthum des Dichters angesehen ist.

Bei der Dürftigkeit unsrer Kenntniß von den äußeren Lebensumständen des Dichters sollte man denken, in diesen Sonetten willkommene Aufschlüsse zu erhalten. In seinen Dramen hat er die Dinge und die Menschen so selbstständig, so objectiv hingestellt, daß man durch ihre Schicksale und Reden keinen Einblick in sein Leben, nicht einmal in die Entwicklung seines Gedanken- und Gefühlslebens erhält. Hier dagegen, wo er aus eigenem Munde zu reden scheint, wo man seine eigenen Gedanken und Gefühle zu hören glaubt, meint man ihm näher zu treten und mit einiger Geduld des Ordnens und Combinirens den Faden auffinden zu können, an dem sich sein Leben hinspinnt. Die Erwartung scheint um so weniger trügerisch, da jene Sonette der dramatischen Dichtungen keine Aufnahme gefunden haben, also die Gefahr, Situationsgedichte auf ihn zu beziehen, während sie doch nur auf die redende dramatische Person bezogen werden können, ausgeschlossen zu sein scheint.

Tritt man an die nähere Betrachtung der Thorpischen Sammlung, so verlieren jene Erwartungen freilich sehr an Zuversichtlichkeit. Die Fragen, welche beantwortet sein wollen, bevor man hoffen darf, ein richtiges Verständniß des Ganzen oder einzelner Theile zu erlangen, lassen sich nicht mit der wünschenswerthen Sicherheit beantworten, um daraus Schlüsse zu ziehen. Zunächst möchte man wissen, wer die Anordnung getroffen hat, ob der Dichter selbst oder eine fremde Hand; sodann, welche Gründe die Anordnung hat, ob ein chronologisches Princip, von der Entstehungszeit hergenommen, befolgt ist, ob nur das, was gleichartig erschien, zusammengestellt wurde, oder ob eine überlegende Willkür des Dichters oder Herausgebers, um dem Leser zu rathen zu geben, die zusammengehörigen Bestandtheile, deren natürliche Reihenfolge das Verständniß erleichtern würde, aus einander gerissen oder dem bloßen Zufall die Anordnung der einzelnen 'en Blätter überlassen hat.

Ich will nicht sagen: es ist, aber ich darf sagen: es scheint der bloße Zufall gewesen zu sein, der die Reihenfolge bestimmt hat. Liest man die Gedichte hinter einander, so meint man bald, einen Faden gefunden zu haben, bald muß man ihn wieder fallen lassen. Das kann auf Ungeschick des Herausgebers, es kann aber auch auf Absicht des Dichters beruhen. Doch fehlt jedes Anzeichen, daß er Antheil an der Herausgabe genommen, oder auch nur darum gewußt habe. Es bleibt uns eine Sammlung zufällig geordneter Gedichte.

Aber es bleibt doch eine Sammlung Shakespeare'scher Gedichte, und das Leben, das innere wie das äußere Leben des Dichters müßte sich immerhin daraus erläutern lassen, vorausgesetzt, daß es sicher wäre, er spreche in jedem dieser Gedichte, oder doch in einer gewissen Anzahl derselben, aus eigenem Munde. Das ist nun ganz zuverlässig nicht der Fall, obwol ein englischer Kritiker, George Chalmers, im Jahre 1797 die kühne Hypothese aufgestellt hat, die sämmtlichen 154 Sonette, in denen bald eine unvergleichliche Schönheit, bald ein garstiges Schätzchen, bald ein Mann, bald ein Weib gepriesen oder geneckt und verhöhnt werden, seien an eine und dieselbe Person gerichtet, und diese sei niemand Anderes als die jungfräuliche Königin Elisabeth.

So ungeheuerlich diese Annahme war, die freilich weder in England noch sonstwo Beifall gewonnen, ebenso abenteuerlich ist eine andere, die sehr vielen Anhang gefunden hat, die nämlich, daß die Sonette, wenigstens die ersten 126, an eine und dieselbe Person, und zwar an einen jungen, schönen Mann, gerichtet seien. Die englischen Gelehrten, die sich seit 1709, in welchem Jahre Nicolas Rowe die erste handliche Ausgabe von Shakespeare's Werken veranstaltete, so vielfach und so eingehend mit dem Texte der Shakespeare'schen Dramen beschäftigt haben, sind früher meistens sehr verächtlich an den Sonetten vorbeigegangen. „Was hat Wahrheit und Natur," ruft Stevens, einer der unbedingtesten Verehrer des Dichters, „mit Sonetten zu thun? Diese Dichtungsform hat die höchstgestellten Dichter mit den gemeinsten Reimern auf dieselbe Stufe herabgesetzt."

Der Erste, der sich mit Shakespeare's Sonetten theilnehmender beschäftigte, war sein Biograph Nicholas Drake, der im zweiten Bande seines großen Werkes (1817) sich bemühte, die Schönheit derselben geltend zu machen. Er stellte den Satz auf, sie seien, mit Ausnahme der letzten 28, an einen Mann gerichtet, und dieser Mann sei Henry Wriothesly, Graf von Southampton, Baron von Tichfield. Der Erweis, daß eine gewisse Anzahl an einen jungen, unvergleichlich schönen Mann gerichtet sei, war nicht schwer zu erbringen und ist vollständig gelungen. Die betreffenden Stellen durften nur vorgelegt werden, um jeden Zweifel zu zerstreuen. Aber daß nun alle 126 sich an einen Mann oder einen Jüngling wenden und daß dies der Graf Southampton gewesen sei, das war ein Schluß, dem jede Voraussetzung fehlte und der ganz und gar unerwiesen geblieben ist.

Drake's Annahme fand jedoch in Deutschland Zustimmung. Tieck, der zuerst in dem Taschenbuche Penelope für 1826 eine Reihe von Uebersetzungen, die von seiner Tochter Dorothea herrührten, mit seinen Bemerkungen in diesem Sinne begleitete', hat sehr für die Ausbreitung jener Hypothese bei uns gewirkt. In

den gleichzeitig begonnenen Novellen „Dichterleben" hat er dann die Fabel von der Freundschaft Shakespeare's und des Grafen Southampton, so wie die übrigen Fabeln über den Dichter und sein Leben als literarischen Aberglauben in Deutschland eingebürgert. Wenn solche Dinge in den weiteren Kreisen der Gebildeten einmal Wurzel geschlagen haben, so pflegen sie leicht auf die Forschung selbst einzuwirken, so daß die einfachste nüchterne Erklärung den Vorurtheilen nicht mehr gewachsen ist. Aus einem Nichts entwickelt sich ein Roman, der eine immer abenteuerlichere Gestalt annimmt, je mehr Gläubige sich an der Ausbildung desselben thätig erweisen. Und dieser Roman, der sich wesentlich auf Drake's grundlose Schlüsse stützt, ist von berufenen und unberufenen Händen in England und in Deutschland gehegt und gepflegt worden.

Die Thatsachen, auf welche Drake die Annahme eines vertrauten Freundschaftsverhältnisses zwischen dem Grafen und dem Dichter gründete, bestehen in zwei Widmungen Shakespeare's an den Grafen. Im Jahre 1593 eignet er dem vornehmen jungen Herrn sein Gedicht Venus und Adonis zu, als das erste von ihm gedruckt erscheinende Werk, den ersten Sprößling seiner Erfindung; und im folgenden Jahre, 1594, widmet er ihm ein zweites Gedicht, Tarquin und Lucretia. Die ältere Widmung ist etwas fremd gehalten, wie es bei einem bis dahin unbekannten Dichter, der einen Gönner sucht, nicht auffallen kann; die zweite ist kürzer und zutraulicher: „Die Liebe, die ich Ew. Herrlichkeit widme, ist ohne Ende. Was ich gethan habe, ist Euer; was ich noch thun kann, ist Euer, denn es ist ein Theil von dem Allen, was als Euer Eigenthum ich Euch geweiht habe. Wäre mein Werk größer, so würde sich meine Ergebenheit (duety) größer zeigen. Mittlerweile bleibt sie, so wie sie ist, Ew. Herrlichkeit verbunden."

Daraus folgt weiter nichts, als daß der Graf das zuerst gewidmete Gedicht angenommen und dem Dichter dadurch Veranlassung gegeben hat, ihm auch das zweite darzubringen. Das ist Alles, was an Thatsachen über das Verhältniß Shakespeare's zum Grafen vorhanden. Es gibt indeß noch eine Nachricht aus späterer Zeit, die dem Mythus Unterstützung zu gewähren scheint.

N. Rowe berichtet im Jahre 1709, hundert Jahre nach dem Erscheinen der Sonette, ein Sir William Davenant, der sich in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts als Dichter bekannt machte, habe erzählt, daß der Graf Southampton dem Dichter einmal tausend Pfund gegeben, um einen, wie er gehört, von ihm beabsichtigten Kauf abschließen zu können. Davenant steht nicht im besten Rufe der Glaubwürdigkeit. Er hat sich auf Shakespeare's Kosten die augenfälligsten Erfindungen erlaubt, hat sich sogar für einen unehelichen, im Ehebruch erzeugten Sohn desselben ausgegeben. Auf eine windige Behauptung mehr oder weniger konnte es ihm nicht ankommen. Wäre aber auch wahr, was er von den tausend Pfund erzählt, so würde daraus freilich eine große Freigebigkeit des Grafen zu folgern, oder, wenn das Geben ein Leihen war, ein Vertrauen auf Shakespeare's Zuverlässigkeit, allenfalls auf ein großes Wohlwollen zu schließen sein, keinesfalls aber auf eine Freundschaft zwischen Beiden, wie sie nach den Sonetten, falls sie an den Grafen gerichtet wären, angenommen werden müßte.

Es gibt noch ein anderes Actenstück, einen Brief, den der Graf an den

Lord Ellesmere gerichtet haben soll — der Verfasser ist nicht genannt —, in welchem Shakespeare als „mein specieller Freund" charakterisirt wird, der bis vor Kurzem noch ein angesehener Schauspieler gewesen sei. Dieser Brief ist aber als eine bloße Fälschung erkannt worden. Er berechtigt also zu keiner andern Folgerung, als daß der Fälscher für die unbeglaubigte Fabel von der vertrauten Freundschaft des Grafen und des Dichters einen urkundlichen Beleg herbeischaffen wollte.

Um Alles, was für die Freundschaft herangezogen ist, zu erschöpfen, möge hier auch eines Briefes gedacht werden, den ein Rowland White an Sir Robert Sidney, 11. October 1599, gerichtet hat. Darin heißt es: „Mylord Southampton und Lord Rutland kommen nicht an den Hof, der Eine wenigstens nur selten. Sie bringen ihre Zeit in London blos damit hin, daß sie alle Tage in Schauspiele gehen." Welches von den zahlreichen Schauspielhäusern London's sie besuchten, sagt White nicht. Wollte man nun auch den logischen Sprung wagen, aus dieser Notiz zu schließen, die beiden Edelleute hätten ausschließlich das Blackfriarstheater besucht, in welchem Shakespeare's Gesellschaft die Wintermonate spielte, so würde daraus doch nur ihr Wohlgefallen an dem Spiel zu folgern sein, keineswegs ein Freundschaftsverhältniß, wie es die Sonette voraussetzen sollen.

Nun lernen wir freilich aus Kreyßig's Vorlesungen über Shakespeare (1874. 1, 124) ein bestimmtes Zeugniß eines Zeitgenossen kennen. Thomas Nash lobt dort die Dichtungen Shakespeare's auf Kosten seiner Dramen: „Wie herrlich sind dagegen seine andern Dichtungen, Venus und Adonis, Tarquin und Lucretia, selbst seine Sonette, die so einfach, so sinnig geschrieben und seinem Freunde Southampton gewidmet sind." Gegen ein solches Zeugniß, das noch vor dem Drucke der Sonette abgelegt wäre, ließe sich freilich nichts einwenden, wenn auch das „gewidmet" noch keineswegs für gleichbedeutend mit „zu seinem Preise gedichtet" genommen werden dürfte. Aber die Freundschaft wäre doch bezeugt, und darauf ließen sich weitere Schlüsse bauen. Allein die unterstrichenen Worte von Freundschaft und Widmung sind nicht von Nash und können nur durch ein schlimmes Versehen in Kreyßig's Buch gekommen sein.

Zerrinnen demnach die Gründe, auf welche der Freundschaftsbund gestützt ist, in nichts; erkennt man, daß sie sich in dem steten Zirkel bewegen, wo das, was erwiesen werden müßte, die Beziehung der Sonette auf den Grafen, zugleich als Beweismittel benutzt wird, und entschließt man sich, die angebliche Freundschaft über Bord zu werfen, so kann man die Sonette mit unbefangenem Blicke prüfen. Man hat es mit einer Sammlung zu thun, die Gedichte enthält, welche aus verschiedenen Jahren stammen, über verschiedene Gegenstände verfaßt, an verschiedene Personen gerichtet sein können. Möglich, daß auch einige darunter dem literarischen Gönner, dem Grafen, gelten. Wir haben demgemäß bei jedem einzelnen Sonette das Recht, es unabhängig von den übrigen zu betrachten und es, unbeirrt von jener verwirrenden und verdunkelnden Annahme Drake's und seiner Nachfolger, so zu deuten, wie es der Inhalt, die Sprache und die dürftige Kenntniß von Shakespeare's äußeren Lebensumständen gestatten. Um aber dieselben mit noch freierem Blicke würdigen zu können, müssen wir

ein Verhältniß Shakespeare's genauer untersuchen, das in stillschweigender Uebereinkunft fast Aller, die sich mit seinem Leben beschäftigt haben, als eine dunkle Schattenseite seines Daseins betrachtet wird, das Verhältniß zu seiner Frau.

Er war im April 1564 geboren und verheirathete sich 1582 in seinem neunzehnten Jahre mit Anna Hathaway, der Tochter eines wohlhabenden Freisassen in dem nahe bei seinem Geburtsorte Stratford am Avon gelegenen Dorfe Shottery. Anna war, da sie, laut der Inschrift auf ihrem Grabsteine, am 6. August 1623 im siebenundsechzigsten Jahre gestorben ist, im Jahre 1556 geboren und zur Zeit ihrer Verheirathung 26 Jahre alt, also sieben bis acht Jahre älter als ihr jugendlicher Gemahl. Da die Ehe schon am 26. Mai 1583, kaum ein halbes Jahr nach der kirchlichen Trauung, mit der Geburt einer Tochter, Susanna, gesegnet war, und da eine für die Gatten so ungleiche Verschiedenheit des Alters bestand, so war man geneigt, anzunehmen, der junge, leidenschaftliche, unerfahrene Mann sei der Verführung einer Coquette erlegen und habe sich in der vielleicht widerwillig geschlossenen Ehe unglücklich fühlen müssen und wirklich unglücklich gefühlt. Auch diese Ansicht beruht lediglich auf Vermuthung und hat nichts Zwingendes. Man könnte die Sache auch umkehren und das ältere Mädchen als Opfer des leidenschaftlichen Ungestüms eines jungen, feurigen Dichters darstellen. Allein es braucht an gar kein Opfer der Art gedacht zu werden. Englische Forscher haben nachgewiesen, daß damals die Gültigkeit der Ehe nicht von der kirchlichen Trauung, sondern von der vor Zeugen geschehenen beiderseitigen Willenserklärung bedingt und also mit der Verlobung so gut wie geschlossen war. Und daß eine aus Leidenschaft des Mannes mit der älteren Frau, die doch noch jung war, geschlossene Ehe nothwendig unglücklich gewesen sein müsse, ist eine Annahme, die stärkerer Beweise bedürfte, als für dieselbe bisher haben vorgebracht werden können. Die Familie wuchs am 2. Februar 1585 um ein Zwillingspaar, einen Knaben, der in der Taufe den Namen Hamnet erhielt, und um eine Tochter, Judith. Der Name des Sohnes wurde von dem Taufzeugen Hamnet Sadler entnommen, der sich mit diesem Namen auch als Zeuge bei Shakespeare's Testament unterzeichnet hat, von Shakespeare selbst aber im Testament Hamlet genannt wird. Die englischen Gelehrten nehmen an, und ich stimme ihnen darin bei, daß Shakespeare beide Formen für eine und dieselbe genommen habe.

Nicht lange nach der Geburt des Zwillingspaares, man weiß nicht genau wann, verließ Shakespeare seine Familie und seine Heimath, um in London als Schauspieler und Schauspieldichter seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Diese Trennung ist wiederum benutzt worden, um daraus einen Beweis für die unglückliche Ehe abzuleiten. Es würde nicht sehr rühmlich für Shakespeare sein, wenn man dieser Annahme beiträte. Daß er die Frau, mit der er nicht länger meinte leben zu können, sitzen ließ und in die Welt ging, würde schon nicht lobenswerth sein, wenn es ihm blos um eine Trennung zu thun gewesen wäre; daß er sie aber mit drei kleinen Kindern sitzen ließ und anscheinend in dürftiger Lage (denn er selbst war mittellos und fand in Stratford keinen Boden für die Ausbeutung seiner Talente), das würde unverzeihlich sein, wenn es mit der Trennung nicht eine andere Bewandtniß hätte. Es ist urkundlich festgestellt,

daß er von London aus den Ertrag seines vom Glücke begünstigten Erwerbes nach Stratford sandte und dort Häuser, Grundbesitz und Renten dafür kaufte. Aus diesen Thatsachen darf man schließen, daß er mit der Absicht nach London gegangen war, dort Geld zu verdienen, und daß er es in seiner Heimath anlegte, weil er die Absicht hatte, dorthin zurückzukehren, wenn er so viel erworben habe, um sorgenfrei leben zu können. Und so verhält es sich wirklich. Als er sein Vermögen auf eine gewisse Höhe gebracht —, man rechnet ihm eine Jahreseinnahme von mehreren hundert Pfund, ja bis zu 1000 nach — kehrte er, man weiß jedoch nicht genau in welchem Jahre, nach Stratford zurück. Hier starb er am 23. April 1616, nachdem er einige Wochen vorher sein Testament errichtet und darin seiner Frau sein zweitbestes Bett nebst Zubehör vermacht hatte (Item. I give unto my wife my second best bed with the furniture). Nichts weiter! Kein freundliches Beiwort für die Frau, einfach: meiner Frau. Daraus ist dann wieder der Schluß gezogen, eine Frau, die mit einem so geringen Vermächtniß abgefunden werde und für die der Mann kein liebes Wort habe, müsse ihm auch nicht besonders lieb gewesen sein. Das spreche wieder für das Unglück der Ehe. Hätte er ihr gar nichts zugeschrieben, er hätte allerdings besser für sie gesorgt, denn dies unglückliche zweitbeste Bett ist die eigentliche Brutstätte der Verunglimpfungen geworden, mit denen das Andenken Anna's überschüttet wurde. Als sie sieben Jahre nach dem Manne starb, senkte man sie in der Kirche zu Stratford unmittelbar neben ihm ein, und ihre Tochter Susanna setzte ihr einen Denkstein mit einer von deren Manne, Dr. Hall, verfaßten lateinischen Inschrift voll rührender Kindesliebe.

Ich will nur erwähnen, daß englische Forscher herausgebracht haben, jenes Testament habe der Frau den Genuß ihres gesetzlichen Witthums nicht verkümmern können und wollen, und die Bestimmungen desselben erstreckten sich nur auf vorläufige Legate und auf die Vertheilung des Vermögens nach dem Tode der Witwe, die bis dahin im Besitz des Nießbrauchs verblieben sei. Damit fiele auch die Annahme, daß sich in dem Testamente eine lieblose Stimmung gegen die Frau ausspreche. Da ich an die letztere ohnehin nicht den geringsten Glauben habe, ist für mich die Deutung des Testamentes nicht einmal wichtig. Die Thatsachen selbst ergeben schon, daß es mit der unglücklichen Ehe nichts ist. Wenn Shakespeare nach Stratford zurückkehrte, so that er es sicher nicht, um seine Frau zu *vermeiden*. Das hätte er in London viel besser gekonnt, wo er, wie urkundlich bezeugt ist, ein Haus angekauft hatte. Wenn er aber die Frau nicht vermeiden wollte, bei wem wohnte er dann in der Heimath besser als bei und mit ihr? Man sagt, aber ein Beweis dafür ist nicht vorhanden, er habe bei seiner sogenannten Lieblingstochter Susanna gewohnt. Aber er hatte Häuser in Stratford, und seine Tochter hing kindlich an der Mutter; lebte er mit ihr, konnte er in dem kleinen Orte auch der Frau nicht fremd sein, und daß er es gewesen sei, ist lediglich eine Vermuthung, die sich auf nichts, auf gar nichts stützen kann, was überzeugende Kraft hätte.

Die Fabel von der Freundschaft Shakespeare's mit dem Grafen und von der schlechten Ehe mit Anna Hathaway kann uns in der unbefangenen, vorurtheilslosen Auffassung der Sonette nicht weiter irre machen. Die Doppelfabel

zerfließt in nichts, und jene Sammlung von Gedichten an sich ist es, von der wir Aufschluß über Sinn und Bedeutung zu fordern haben. Ihre Beschaffenheit ist bisher nach strengen Grundsätzen der Philologie noch nicht gewürdigt worden. Ich hebe nur wenige Punkte hervor, die, wenn ein sicheres Verständniß erzielt werden sollte, vor Allem hätten erwogen werden sollen. Bekanntlich entbehrt die englische Sprache des Vortheils, die Substantiva äußerlich durch den Artikel oder die Flexion der Adjectiva ihrem Geschlechte nach zu unterscheiden; sie hat zwar einen king und eine queen, einen duke und eine duchess, einen god und eine goddess, allenfalls auch einen poet und eine poetess formell gesondert, aber wenn sie von cousin oder cat spricht, weiß man nicht, ob sie einen Vetter oder eine Base, einen Kater oder eine Katze meint. Sie hilft sich mit dem Pronomen aus und spricht von einem he cook, wenn sie den Koch, von a she cook, wenn sie die Köchin bezeichnen will. So geschieht es, daß man, wenn das Pronomen keinen Anhalt gibt, love, lover, friend männlich oder weiblich, für einen Liebhaber oder eine Geliebte, für einen Freund oder eine Freundin nehmen kann, wenigstens vor Irrthum nicht gesichert ist, wenn die nähere Bestimmung durch his oder her, he, him oder she fehlt. Da diese Hilfe, die das Pronomen gewährt, in Shakespeare's Sonetten nur in den wenigsten Fällen zu Statten kommt, in den ersten 126 Nummern nur fünfmal (19, 63, 67, 68, 101) und dann jedesmal so, daß ein Mann der Gegenstand der Anrede sein muß, während nirgend ein she oder her auf ein angeredetes weibliches Wesen hindeutet, so haben die Erklärer, unter dem unbewußten Drucke jener grundlosen Fabel der Freundschaft zwischen Shakespeare und Southampton, überall in diesen 126 Sonetten als besungenen Gegenstand ein männliches Wesen vorausgesetzt, selbst die Erklärer, die an jene Fabel nicht glauben, und darunter sehr gelehrte Philologen. Es ist daher unmöglich, von ihnen zu lernen, was Shakespeare gemeint hat, ein Weib oder einen Mann, wenn er es nicht selbst im Gedichte auf gewisse Weise deutlich macht. Was die Uebersetzungen anbetrifft, deren wir eine ansehnliche Reihe besitzen, von K. Lachmann 1820, Dorothea Tieck 1826, A. Schumacher 1827, Regis 1836, Bodenstedt 1862, K. Simrock 1867, Gildemeister, Gelbke, Guttmann (im Hirschberger Osterprogramm 1875) und vielleicht noch andere, die ich nicht kenne — so sind sie alle ohne Ausnahme ungenügend und irreführend, da sie die Deutung gleich in den Text nehmen und den Dichter von einem Geliebten sprechen lassen, wo er vielleicht nur eine Freundin oder Geliebte, von einem Manne, wo er möglicherweise eine Frau gemeint hat.

Die Philologie Englands sowol als Deutschlands hat auch noch ein anderes Moment unbeachtet gelassen, das möglicherweise doch ein Mittel zum Verständniß dieser allerdings schwierigen Dichtungen hätte gewähren können. Bekanntlich redet der Engländer in der Regel jeden mit Ihr an, und nur im vertrauten Umgange kommt Du und Dein zur Anwendung. Bei den Dichtern findet Beides statt, je nach dem Bedürfniß, oder der Situation angemessen. In Shakespeare's Dramen wird die strengste Unterscheidung beobachtet; die Wahl zwischen Du und Ihr bezeichnet auf das Feinste das Verhältniß der Personen, die der Dichter im Dialog vorführt. In dem Gedichte Tarquin und Lucretia nennen sich Alle Du, nur die Magd redet ihre Herrin mit Ihr an (Str. 184).

Prüft man, wie es nicht umgangen werden kann, die Sonette, und zunächst nur die ersten 126, auf die Verschiedenheit des Gebrauches von Du und Ihr, so ergibt sich, daß 23 eine solche Anrede überhaupt nicht aufweisen, wogegen die Mehrzahl, 73, an einen mit Du bezeichneten Gegenstand gerichtet sind und nur 30 das Ihr gebrauchen. Diese drei oder zwei Gruppen wechseln willkürlich ab, bald eine ganze Reihe mit Du, dann eins ohne bestimmte Anrede, dann wieder Du, nur von wenigen mit Ihr unterbrochen. Die vorherrschende Anrede ist also mit Du, und nimmt man von den 23 unbezeichneten, wie es aus Gründen, die ohne weitläufiges Eingehen auf jedes einzelne hier nicht ausgeführt werden können, noch 11 zu den Du-Sonetten herüber, während man die übrigen 12 zu denen mit der Anrede Ihr stellt, so hat man von der letzteren Gruppe 42, von der ersteren 84, d. h. 3 Bücher, jedes von 14 Sonetten oder Sonettenkränzen mit der Anrede Ihr, und doppelt so viel, nämlich 6 Bücher oder Kränze, mit Du. Da nun die Sonette 127—154, die sich von den übrigen wesentlich unterscheiden, wiederum zweimal 14, also 2 Bücher, umfassen, so haben wir im Ganzen 11 Bücher, jedes zu 14 Gedichten, die vielleicht auf 14 Bücher angelegt waren, auf eine Zahl von Sonetten, die aus der Multiplication der Zahl der einzelnen Verse des Sonetts mit sich selbst erreicht werden sollte. Daß der Sammlung das Eintheilungsprincip nach der Zahl der Bestandtheile des Sonettenkranzes zum Grunde lag, erhellt theils aus den letzten 28, theils daraus, daß die Sonette aus den Dramen, die das Zahlenverhältniß gestört haben würden, nicht aufgenommen sind.

Die vorherrschende Anrede ist also, dem allgemeinen Sprachgebrauch entgegen, mit Du, und innerhalb desselben Sonettes wechselt niemals Du mit Ihr. Man darf annehmen, daß der Dichter auch die Person, die er einmal mit Du anredet, nicht in einem andern Sonette Ihr nenne und umgekehrt, daß er vielmehr mit dem verschiedenen Gebrauch dieser Anreden auch die Verschiedenheit der Personen, an die er sich wendet, habe deutlich machen wollen. Das wird durch den Ton bestätigt, dessen er sich hier und dort bedient. Die Sonette mit Ihr sind ehrfurchtsvoller, hingebender und lassen den Abstand fühlbar werden, der zwischen dem Dichter und der angeredeten Person besteht, während die Du-Sonette sich freier, leichter und ungezwungener bewegen und entweder ein vertrautes Verhältniß voraussetzen oder in der höchsten Freiheit des Dichters den weitesten Abstand zwischen ihm und dem Angeredeten überspringen, wie wir Deutschen, freigebig mit unserm Sie, Ihr und Er, zu Gott doch nicht anders beten, als mit Du. In den Uebersetzungen ist die Unterscheidung verloren gegangen, da die Nachdichter, dem Gebrauch der deutschen Poesie gemäß, überall nur Du und Dein anwenden und das Ihr und Euer ganz verwischen, selbst da, wo der Dichter sich mit dem Ihr möglicherweise nicht an eine Respectsperson, sondern an eine wirkliche Mehrheit wendet. Sie sind also auch von dieser Seite werthlos, da sie, anstatt das Verhältniß zu sichern und zu erleichtern, Alles durch einander werfen und eher verwirren, als aufklären.

Dieser langwierige Weg konnte nicht vermieden werden, um zu den Sonetten selbst zu gelangen, die, ich wiederhole es, eine willkürlich durch einander geworfene Sammlung vermischter Gedichte sind, von denen jedes einzelne aus sich selbst

erläutert werden muß. Der Dichter, sagt man, der sich als Dramatiker in eine unendliche Mannigfaltigkeit der Charaktere zu versetzen vermocht hat, der eine so außerordentliche Verschiedenheit menschlicher Lebenslagen vor Augen gebracht und seine Geschöpfe stets der wechselnden Situation treu dargestellt hat, dieser Dichter muß auch die Fähigkeit besessen haben, Situationen zu erdenken, um sie in seinen Sonetten zu schildern. Die Fertigkeit der Einbildungskraft, sich willkürlich mit beliebigen Zuständen wie wirklich verbunden zu denken und aus ihnen heraus, als ob er selbst dabei mithandelnd oder mitleidend sei, diese unerläßliche Eigenschaft des Dramatikers, sagt man, komme auch in den Sonetten zur Erscheinung. Sie seien nicht unmittelbar und geradezu aus der Seele Shakespeare's geflossen, sondern durch das Medium erdichteter Personen und ersonnener Verhältnisse; sie seien nicht wahr, nicht auf Wirklichkeit gegründet, sondern nur Spiele der Phantasie, blos dramatisch, bloße Situationsgedichte.

Das ist möglich; bei manchen sogar wahrscheinlich, nur nicht bei allen, nicht einmal bei den meisten. Einige dieser Sonette konnten bestimmt sein, um bei wiederholten Vorstellungen solcher Stücke, welche Aehnliches enthielten, die schon bekannten Gedichte derselben zu ersetzen. Den Erläuterern Shakespeare'scher Dichtungen ist es immer aufgefallen, daß einige Stellen in Verlorner Liebesmüh an einzelne Sonette erinnern. Der in Rosaline verliebte Biron wird dort vom Könige, Longeville und Dumaine geneckt, daß er sich ein garstiges Schätzchen erkoren, mit dessen schwarzem Haar, schwarzen Augen und dunkler Hautfarbe nicht viel Ehre einzulegen. — Biron hält den Spöttern wacker Stand und erklärt, wenn seine Liebste schwarz sei, so sei sie eben deshalb seine Liebste, denn nur schwarz sei die Farbe der Schönheit. Ganz dieselben Gedanken finden wir scherzhaft eingekleidet in einigen der letzten Sonette (127, 130—132, 147). Anstatt die einfachste Erklärung dieses auffälligen Zusammentreffens zu wählen, daß diese Sonette in Biron's Geiste gedichtet, zu den Tausenden von Versen gehören, zu den ungebornen Folianten, zu denen Biron aufgelegt ist, und daß sie vielleicht bei neuen Vorstellungen an die Stelle der bekannten gesetzt werden sollten, hat man, namentlich einer der neuesten Uebersetzer und Erklärer jenes Lustspiels, angenommen, Shakespeare habe nicht nur in diesen Sonetten, sondern auch in Biron's Liebe zu Rosaline seine eigene Leidenschaft zu einem neckischen schwarzäugigen Liebchen bekannt! Auch Benedick und Beatrice schreiben sich in Viel Lärmen um Nichts Sonette, die freilich nicht mitgetheilt werden. Andere Nummern der Sammlung mögen zur Einlage für fremde Stücke des Repertoires bestimmt gewesen sein oder den ersten Entwurf eines Lustspiels enthalten, das im Hauptgedanken festgehalten werden sollte, ohne zur Ausführung gekommen zu sein. Dahin möchte ich die Sonette stellen, in denen ein Freund dem Freunde die Geliebte abgespannt hat und doch Verzeihung erhält, weil Alles, was dem Freunde gehöre, auch Eigenthum des Andern bleibe.

Solche Situationsgedichte kommen zweifellos manche in der Sammlung vor, und vor allen gehören dahin die berufenen Sonette an den schönen jungen Mann, welche die Sammlung eröffnen und weithin durch dieselbe verstreut sind. Sie bleiben, was sie sind, Ausdruck leidenschaftlicher, heftig erregter Sinnlichkeit, die sich an der nie dagewesenen, nie wiederkehrenden Schönheit des Jünglings

entzündet hat. Es bleibt immer Shakespeare, der die brennenden Farben mischt, die liebestrunkenen Worte hergibt. Ohne alle Frage hat er die Empfindungen, welche eine jugendliche männliche Schönheit erregen mag, wie die stürmischen Leidenschaften seiner sämmtlichen dramatischen Personen innerlich durchlebt. Es ist aber ein ungeheurer Unterschied, ob er sie für sich oder im Geiste Andrer erlebt, ob er sie im eignen Namen ausspricht oder von einer andern Person aussprechen läßt. Wie man im ersten Falle die Sache auch drehen und wenden möge, es würde immer im höchsten Grade widerwärtig bleiben, wenn der Dichter hier in eigner Person einen jungen Mann, sei es der Graf oder ein Andrer, aufforderte, seine wunderbare, unvergleichliche Schönheit nicht zum Grabe ihrer selbst zu machen, sondern ihm zu Liebe, for love of me, ein Abbild seiner Schönheit zu erzeugen, make thee another self, da die spätere Zeit sonst nicht glauben werde, daß eine solche Wohlgestalt, solcher Reiz der Farben jemals vorhanden gewesen. In Shakespeare's Munde würde, man mag es zu beschönigen suchen wie man will, widerlich sein, wenn er dem schönen Freunde, was man deutsch nicht einmal sagen kann, zuriefe (3, 5—6):

For where is she so fair, whose unear'd womb
Disdains the tillage of they husbandry?

was Bodenstedt sehr verschämt übersetzt:

Wo ist die Jungfrau, die es Dir gern bliebe,
Nicht freudig Mutter würde Deinen Kindern?

Bei allen diesen stürmischen, zudringlichen Mahnungen, der Welt ein Abbild zu hinterlassen, ist — wohlgemerkt! — niemals von einem zu schließenden Ehebunde die Rede; wo die Worte married (Nr. 8. 82) oder marriage (116) gebraucht werden, beziehen sie sich auf eine bereits bestehende Ehe oder auf die Verschwisterung musikalischer Töne, auf ein vertrautes Verhältniß zur Muse der Dichtung, niemals auf eine Vermählung des schönen Freundes. Das hätte nachdenklich machen sollen und auf die Spur zu einer ungezwungenen Deutung führen müssen.

Dieselben Gedanken, dieselbe Aufreizung zur Sinnlichkeit hat Shakespeare fast mit denselben Worten in seiner Dichtung über den Tod des Adonis der Venus in den Mund gelegt, die mit verzehrender Brunst um den spröden Adonis wirbt. Sie ruft dem Fühllosen (Nr. 127 nach Simrock's Uebersetzung) zu:

Was ist dein Leib als ein verschlingend Grab,
In das du deine Söhn' und Töchter senkst,
Die dir Natur, die güt'ge Mutter, gab,
Und du nun in des Nichtseins Blut ertränkst.
Wenn du das thust, muß dich die Welt verachten:
Dein Stolz will ihre schönste Hoffnung schlachten.

Und ein andermal (Str. 29):

Wie dürfte dich der Erde Wachsthum nähren,
Wenn du nicht fördern willst der Erde Reich?
Natur gebietet dir, du sollst dich mehren:
So lebst du fort, vergingst du selber gleich.
Dem Tod zum Trotz sieht man dich überleben,
Hast vor dem Tod du uns dein Bild gegeben.

Man könnte vermuthen, Shakespeare habe ursprünglich die Absicht gehabt, das Gedicht, das er später in sechszeiligen Strophen abfaßte, in Sonetten zu

schreiben, und die hier in Frage stehenden seien Ueberbleibsel dieser älteren Form, die, von ihm selbst verworfen, in fremde Hand gekommen und dann von Thorpe veröffentlicht seien. Allein in den Sonetten spricht die stürmisch drängende Person von Musik, die an dem Geliebten klanglos abgleite, verheißt ihm in Versen und Liedern unvergängliche Dauer. Im 18. Sonett heißt es, nach Bodenstedt's Uebertragung:

> Nie aber soll dein ew'ger Sommer schwinden,
> Die Zeit wird deiner Schönheit nicht verderblich,
> Nie soll des neid'schen Todes Blick dich finden,
> Denn fort lebst du in meinem Lied unsterblich.
> So lange Menschen athmen, Augen sehn,
> Wirst du, wie mein Gesang, nicht untergehn.

Da es Venus nicht sein kann, die den spröden Adonis mit seiner Unsterblichkeit durch ihre Lieder lockt, an wen könnte man Anders denken, als an Sappho, die um den kaltsinnigen Phaon wirbt? Und in der That ist an kein anderes Verhältniß, als das der lesbischen Dichterin, die von dem schönen Manne verschmäht wird, zu denken. Im Munde der Griechin, deren heftige Sinnlichkeit zur Fabel der Welt geworden, sind die stürmischen Liebeswerbungen nicht minder passend, wie die ähnlichen im Munde der liebeverlangenden Göttin.

Nimmt man diese Erklärung an, so fällt es nicht schwer, zweimal vierzehn Du-Sonette herauszufinden, die sich ungezwungen in die Situation fügen, und jeder Stein des Anstoßes, den der bedenkliche Ton und die üppigen Gedankenspiele dieser Sonette an den schönen Spröden in den Weg legten, ist hinweggeräumt. Shakespeare hat als Mensch keinen Theil mehr daran, nur als Dichter, und die Wahl dieses Gegenstandes ist durchaus nicht auffallender, als die bei Venus und Adonis, oder Tarquin und Lucretia, in denen dieselbe Flamme der Leidenschaft herrscht, die selbst vor Gewaltthaten nicht zurückbebt, wo es gilt, den heißen Durst nach Genuß zu kühlen.

Man könnte einwenden, die Geschichte der Sappho sei Shakespeare unbekannt gewesen. Aber wer vermag i h m nachzuweisen, daß er e t w a s n i c h t gekannt habe, was seinen Zeitgenossen überhaupt bekannt sein konnte? So gut wie er die Liebe der Venus zum Adonis, die Frevelthat des Tarquinius kannte, ebenso gut mußte ihm auch das Verhältniß der Lesbierin bekannt sein. Denn er ist nicht der Einzige, der von der Liebe der Sappho poetischen Gebrauch macht. Früher als er hatte der Erfinder des Euphuismus, der Dichter Lily, 1584, die Sappho dramatisch verarbeitet, freilich ohne irgend eine Aehnlichkeit mit der Weise Shakespeares, zart, zahm, sittsam, zur Erheiterung der jungfräulichen Königin; aber er hatte doch den Namen eingeführt, und Shakespeare konnte, wenn er demselben weiter nachfragte, leicht auf die Heroiden des Ovid verwiesen werden, deren eine die Dichterin betrifft, und zwar eine, aus der die Motive für die Sonette unsers Dichters entnommen werden konnten und zum Theil entnommen sind. Nur darf man nicht an eine Uebersetzung denken, an eine Nachahmung selbständiger Partien. Das Gedicht des Römers befruchtete die Phantasie des Briten, die dann unabhängige Kraft genug besaß, die gegebene Situation lebendig zu erweitern.

Liegt in diesen Theilen der Sammlung die eigentliche Veranlassung schon deutlich genug vor Augen, so ist es in andern nicht minder der Fall. Mit dem 77. Sonett verschenkt der Dichter an eine mit Du angeredete Person ein Album zum Einzeichnen guter Gedanken. Es soll dazu dienen, die geistige Schönheit, wenn der Spiegel die Flucht der Jahre in alternden Zügen zeigt, frisch zu erhalten und, häufig gebraucht, mit jedem Blick in seine Blätter, den wachsenden Schatz erkennen zu lassen.

Das 38. Sonett, zu den Gelegenheitsgedichten gehörend, ist an eine hohe Gönnerin gerichtet, die mit Du angeredet wird:

Wie könnt', o Muse, mir der Stoff gebrechen,
So lang' du athmend strömst in mein Gedicht
Dein eignes holdes Selbst in vollen Bächen:
Ein niedres Blatt ziemt, Herrliche, dir nicht.

Dank es dir selbst, wenn etwas sich von mir
Nach deinem Urtheil lesenswerth erweist.
Wer ist so stumm, daß er nicht schreibt von dir,
Da du dich selbst, der Dichtung Glanz, verleihst!

Sei du die zehnte Muse, zehnmal mächt'ger,
Als jene neun, zu denen Dichter flehn;
Und wer dich anruft, zehnmal sing' er prächt'ger,
Mit ew'gen Liedern ewig zu bestehn.

Wenn mein Gedicht der krit'schen Welt gefällt,
Mein sei die Müh und dein der Dank der Welt.

Man kann nicht zweifelhaft sein, daß hier der Königin Elisabeth eine Huldigung gebracht wird, die für solche Schmeicheleien empfänglich, aber auch der geeignete Gegenstand war. An sie ist auch das vorhergehende Sonett gerichtet, dessen Schluß lautet:

Denn ob Geburt, Geist, Schönheit, Reichthum nur,
Eins oder alle, ja noch Andres mehr,
Gekrönt im Schatze deiner Gaben ruhn,
Impf' ich mein Lieben auf dies Tugendheer.

Ich bin nicht arm, verachtet mehr, noch lahm,
Dein Schatten hat mir Wesenheit verliehn;
Was mir von deinem Ueberflusse kam,
Das reicht, mich reich zu machen, völlig hin.

Das Beste, sieh, wünsch' bestens ich für dich:
Mir ist's gewährt, drum zehnfach glücklich ich.

Das sind allerdings nur Höflichkeiten, die ihren Werth in der Antithese und fein zugespitzten Phrase suchen, vielleicht Danksagungen für empfangene Gnadenbezeugungen; aber es sind doch Gedichte aus wirklichen inneren oder äußeren Anlässen, Gelegenheitsgedichte im Sinne Goethe's, wo bei der Ausgestaltung nicht blos die Reimfertigkeit des geschickten Mechanikers wirksam, sondern das innere Leben thätig ist. So werden die echten Schöpfungen aller wahren Lyriker entstanden sein. Denn keiner von diesen setzt sich hin, um gegenstandslose Situationen auszuklügeln, sich geistig damit, so gut es gehen will, zu identificiren und mit gemaltem Feuer die Gluth der Leidenschaft, mit gedrechselten

Reden die Wärme des Gefühls zu ersetzen. „Du kannst von dem, was Du nicht fühlst, nicht reden," sagt Romeo, und es gehört nicht viel dazu, um zu erkennen, ob etwas aus der inneren Fülle hervorgequollen, oder ob es mühsam von Außen her angeeignet sei. In diesen Sonetten spricht uns aber die Wahrheit des Gefühls so voll und warm an, daß man keine Mittelsperson zwischen sich und dem Dichter annehmen mag, und besonders aus einer Gruppe, die in sein innerstes Leben einführt und zugleich sein äußeres anschaulich macht. Von diesen soll, wenigstens andeutungsweise, noch Rechenschaft gegeben werden, um vielleicht Andere zu weiter eingehender Prüfung zu veranlassen.

Die Fabel von dem Freundschaftsbunde stört uns nicht mehr, und ebenso wenig der Leumund vom ehelichen Mißverhältniß. Es würde seltsam sein, wenn sich in diesen Bekenntnissen des Dichters, denn das bleiben sie unter jeder Auffassung, gar keine Beziehungen auf seine Familie, auf Weib und Kind, entdecken ließen. Es bedarf aber nur der unvoreingenommenen Lectüre, um deren reichlich zu finden. Und ohne viele Umschweife will ich eine Reihe derselben hervorheben, die sein Leben begleiten.

Als Shakespeare sich entschloß, Heimath und Familie zu verlassen, um als Schauspieler für sich und die Seinen sein Brod zu verdienen, mag es ohne schwere Kämpfe nicht abgegangen sein. Der Stand, den er ergreifen wollte, und zu dem ihm die berühmt gewordenen, aus Stratford gebürtigen Mitglieder aufgemuntert haben mögen, war damals ein verachteter, mit Landstreichern und anderm Gesindel auf gleiche Stufe gestellter. Shakespeare hatte zwar keine sonderlichen Rücksichten auf Stand und Namen zu nehmen; er war ein junger, unbekannter Einwohner eines kleinen Städtchens. Aber der kleinstädtische Sinn, der sich in der Welt niemals geändert hat, niemals ändern wird, mochte den Entschluß und die Ausführung desselben schwer machen. Auch blieb der Erfolg immerhin ungewiß. Ohne Namen, ohne Vermögen wiederzukommen, von dem Fingerzeigen der Nachbarn und alten Weiber verfolgt zu werden — das mochte peinlichere Vorstellungen erwecken, als die Sache selbst. Und was mag die Frau für Bedenklichkeiten erhoben haben, um den Uebergang zu dem Gesindel abzuwenden. Aber es blieb nichts Anderes übrig, es mußte sein. Damals entstand das 36. Sonett, an die Frau gerichtet:

Laß mich's gestehn: Noth scheidet mich von dir,
Ob auch untrennbar unsre Herzen schlagen;
Drum, ohne deinen Beistand, fern von dir
Will ich die Blößen dieses Standes tragen.

O, daß es meinem neid'schen Loos gefiel,
Zu scheiden Menschen, die so eng verbunden!
Zwar stört es nicht der Liebe liebes Ziel,
Doch raubt es dem Genusse süße Stunden.

Nicht überall darf ich zu Dir mich kehren,
Weil meine thränenwerthe Schmach es hindert;
Noch darfst vor Aller Augen du mich ehren,
Weil sonst sich deines Namens Ehre mindert.

Drum thu' es nicht — denn wie du gänzlich mein
In Liebe bist, soll auch dein Ruf es sein.

Die Trennung ist geschehen, Shakespeare in London, aber seine Gedanken auf steter Wanderung zwischen ihm und der Heimath (44):

Wär' meines Körpers träger Stoff Gedanke,
Dann sperrte mir kein schnöder Raum den Weg;
Dann, Raum zum Trotz, durchbräch' ich jede Schranke,
Vom fernsten Land bis wo dein Weg und Steg;

Dann gält' es gleich, ob ich den Schritt gewandt
Zu fernsten Grenzen, weit von dir verdrängt;
Gedankenflug bringt über Meer und Land,
So rasch als er des Wunsches Ziel nur denkt.

Tödtlich! zu denken, daß ich nicht Gedanke,
Zu fliegen über Meilenweiten hin zu dir;
Doch da ich Erd' und Wasser fühl' als Schranke,
Beseufz' ich nur verlorne Stunden hier.

Von solchen Stoffen, die mich niederziehn,
Sind, beider Zeugniß, Thränen mir verliehn.

Es liegt die Vorstellung zu Grunde, daß der Mensch, wie die Welt überhaupt, aus vier Elementen bestehe, aus Erde, Wasser, Luft und Feuer. Während die beiden ersten, die den Körper bilden, an den Raum fesseln, gestatten die andern beiden, aus denen der Geist besteht, die freieste Bewegung, und diese Freiheit, die Losgebundenheit von irdischer Schwere, benützt der Dichter, um mit der Heimgelassenen zu verkehren (45):

Die andern, Luft und läuternd Feuer, hangen,
Wo ich auch sein mag, immerdar an dir.
Luft mein Gedanke, Feuer mein Verlangen,
Im schnellsten Flug sind sie bald dort, bald hier.

Wenn so die raschen Elemente wandern
In zarter Liebesbotschaft hin zu dir,
Versinkt in Gram, einsam mit den zwei andern,
Mein Leben, das geschaffen ist aus vier;

Bis neu des Lebens Stoffe sich verbinden
Bei dieser flücht'gen Boten Wiederkehr,
Die, von dir kommend, just hier ein sich finden
Mit deines Wohlseins lieblicher Gewähr.

Die Kund' entzückt mich — nur für kurze Dauer —
Ich schick' sie wieder und mich faßt die Trauer.

Nach einer halbjährigen Trennung, die ihm wie Winter vorgekommen, obwol es Sommer gewesen, sagt der Dichter im 97. Sonett nach Regis Uebertragung, dem die Uebrigen folgen:

Wie ist von dir, dem Stern des flücht'gen Jahrs,
Die Trennung mir zum öden Winter worden!
Wie schüttelte mich Frost, wie dunkel war's,
Wie dürr, decemberschaurig aller Orten!

Und doch war Sommer diese Trennungszeit,
Fruchtbarer Herbst, der schwellend überfloß,
Beladen mit des Frühlings Ueppigkeit,
Wie nach des Gatten Tod der Witwe Schoß.

Doch vaterlose Frucht, Verwaisungszeichen
Sah ich in dieser Segensfülle nur:
Denn dir folgt Sommer und sein Glück; es schweigen,
Wo du fehlst, selbst die Vögel auf der Flur.

Und sängen sie, es wär' so bang zu hören,
Daß Blätter, winterscheu, ihr Grün verlören.

Inzwischen hat er als Schauspieler, seines Standes wegen, die herben Erfahrungen gemacht, die er sich nicht verhehlt hatte. Aber in der tiefsten Niedergeschlagenheit darüber gedenkt er der Heimgebliebenen, und seine Seele jauchzt wie die Lerche im Frühroth (29):

Wenn ich verschmäht vom Glück und Blick der Welt
Ganz einsam den verfehmten Stand beweine,
Zum tauben Himmel fruchtlos Klagen gellt,
Ich mit der Selbstschau Fluch dem Schicksal eine,

Wünsche gleich Andern mich an Hoffnung reich,
So wohlgestalt, mit Freunden so geschmückt,
An Kunst wie Der, und Dem an Freiheit gleich,
Mit dem, was mir zu Theil ward, nicht beglückt;

Dann, in Gedanken, die mich selbst erniedern,
Denk' ich auf einmal dein — da, sieh mein Leben
(Der Lerch' im Frühroth gleich) sich hoch erheben
Von Erdenbumpfheit, jauchzend Himmelslieder.

Erinn'rung süßer Lieb' macht mich so reich,
Daß ich nicht tauschte um ein Königreich.

Sei's im Scherz, sei's im Ernst, die Trennung bringt ihn (48) auf eifersüchtige Gedanken. Er, der die kleinste Kleinigkeit vor der Berührung von fremder Hand sorgfältig verborgen hat, muß sich nun beunruhigen, daß er seinen Schatz nicht hüten kann:

Wie pflegt' ich sorgsam jeden kleinen Tand,
Wenn ich verreiste, sicher zu verschließen,
Damit mich's, unberührt von fremder Hand,
Beim Wiederfinden möchte nicht verdrießen.

Mit dir verglichen ist das Beste Tand,
Mein liebster Trost, mein größter Kummer heute,
Des Liebsten Liebstes, das die Seele fand,
Wirst nun vielleicht des schlechtsten Diebes Beute.

Dich schloß ich nicht in Kasten oder Schrein;
Du bist, da wo du nicht bist, aufgenommen,
In meines Busens trautem Kämmerlein,
Wo du nach Laune gehen magst und kommen.

Und da noch, fürcht' ich, könnte man dich rauben;
So theurer Preis macht treulos Treu' und Glauben.

Es wird erzählt, freilich nicht von Zeitgenossen Shakespeare's, er habe von Zeit zu Zeit die Heimath aufgesucht. Wie wir sein Verhältniß zu derselben auffassen, ist das auch ohne äußere Beglaubigung vorauszusetzen, und die Sonette bestätigen es. Nach einem solchen Besuche in Stratford schildert er (50), wie

schwer ihm die Rückreise wird, wie traurig der Weg, wie selbst jede Rast, jedes Ausruhen die wachsende Entfernung von den Lieben fühlbarer macht:

> Wie schwer der Weg mir wird, da selbst der Lohn,
> Die Ruh und Rast am Reiseziel des Müden,
> Mir deutlich sagt: So viele Meilen schon
> Bist von der lieben Freundin du geschieden.
>
> Das Thier, das mich trägt und mit mir den Gram,
> Schleicht langsam unter der zwiefachen Last,
> Weil sein Instinct vielleicht dahinter kam,
> Daß Eile mir, von dir hinweg, verhaßt.
>
> Es läßt sich selbst vom blut'gen Sporn nicht stören,
> Den ihm die Unlust in die Seiten schlägt.
> Nur Stöhnen läßt es statt der Antwort hören,
> Das herber mich, als es mein Sporn, bewegt.
>
> Denn dieses Stöhnen mahnt mich an mein Leid:
> Vor mir liegt Schmerz und Lust dahinten weit

51.

> So kann ich meines Kleppers trägen Muth
> Liebreich entschuld'gen, trägt er mich von dir;
> Wo du bist wegzueilen, thut nicht gut,
> Was soll die Eile, gilt's nicht Rückkehr, mir?
>
> Wie könnte dann mein Thier Entschuld'gung finden,
> Wenn jäh'ste Hast nichts scheint als nur Verzug?
> Ich würd' es spornen, ritt' ich auf den Winden,
> Und Schleichen däuchte mir der rasch'ste Flug.
>
> Die Sehnsucht überholt kein Roß im Lauf,
> Und sie nur, die vollkomm'ner Lieb' entsproß,
> (Nicht träges Fleisch) wieh'rt feuerathmend auf
> Doch Lieb' um Lieb' entschuldigt so mein Roß:
>
> Von dir hinweg, da mocht' es sich verschnaufen,
> Doch hin zu dir stürm' ich und es soll laufen.

Bei solchen Besuchen wird der Dichter von seinem Haushalt haben Rechenschaft geben müssen und Rede und Antwort stehen, ob er seine Sachen auch ordentlich bewahre, wo die kleinen Liebeszeichen geblieben, das Notizbüchelchen, das sie ihm geschenkt. Ja, das hatte er weiter verschenkt, und er entschuldigt sich deswegen (122) in scherzenden Betheuerungen:

> Die du mir gabst, die Täflein, trag' ich noch
> In meinem Geist, erinn'rungsvoll beschrieben.
> Sie werden bleiben, sicher länger doch
> Als diese Welt von Eitelkeit getrieben.
>
> So lange mind'stens, als es dem Geschick
> Gefällt, mir Leben, Kopf und Herz zu lassen.
> Geb' ich mein Theil an dir dereinst zurück,
> Nicht eher wird dein liebes Bild erblassen.
>
> Dich einzurahmen reichten sie nicht aus,
> Kein Kerbholz braucht's, dein [illegible] einzuschneiden
> Ich gab sie weg — ich nahm [illegible] heraus! —
> Die andern Täflein mocht' ich [illegible] leiden.





Bedürfst es jener, um an dich zu denken,
Das hieße nur, mich als vergeßlich kränken.

Aber bei solchen Gelegenheiten mag es doch auch an unerfreulichen Erfahrungen nicht gefehlt haben. Die guten Leute, die es nicht verwinden konnten, einen ihrer Landsleute auf einem solchen Irrwege zu sehen, mochten sich darüber, wenn auch verblümt, äußern und seinen Unmuth erregen. Er antwortet ihnen (111):

Die ihr mich schelltet, scheltet doch das Glück,
Die schuld'ge Göttin meiner Schuld allein,
Sie wählte mir kein besseres Geschick,
Als feilen Stands und feiler Art zu sein.

Drum liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
Und des Berufs fremdartige Farb' entweiht
Mein ganzes Wesen, wie des Färbers Hand —
Beklaget mich. Ich wünsch', ich wär' erneut.

Denn wie ein will'ger Kranker will ich trinken
Den Essigtrank, zu heilen meine Pest.
Kein Bitterniß soll mich zu bitter dünken,
Womit sich Buße überbüßen läßt.

Beklagt mich, Freunde, und versichert seid,
Ihr heilt mich, wenn ihr Mitgefühl mir weiht.

Mit welcher sinnigen Liebe er an den Seinen hing, spricht er in dem 108. Sonett aus, das ich, ohne die Treue durch den Reim zu beschränken, mittheile. Auch der sweet boy der fünften Zeile hat die Anhänger der Freundschaftstheorie nicht irre gemacht und der „schöne Name" der achten Zeile kein weiteres Nachdenken veranlaßt:

Welch' ein Gedanke ließe sich noch schreiben,
Den dir nicht schon mein treuer Geist geweiht?
Wo wär' ein neuer Ausdruck aufzufinden,
Der meiner Lieb' und deinem Werth entspräche?

Nichts, süßer Knab'! Doch wie ein fromm Gebet
Muß ich dir Tages stets dasselbe sagen.
Alt ist mir nicht alt: du bist mein, ich dein,
Wie da zuerst ich deinen schönen Namen weihte,

So daß die Lieb' in frischer Liebe Hülle
Des Alters Reif und Unbill nicht empfindet
Und läst'gen Runzeln keine Stätte bietet,
Vielmehr das Alter unterwirft auf ewig

Und da der Liebe zarten Keim gehegt sieht,
Wo Zeit und Außenwelt gern todt sie zeigten.

Daß dies Sonett auf niemand Anderes gehen kann, als auf Shakespeare's einzigen Sohn Hamnet, ein Name, der für ihn, wie schon bemerkt, mit Hamlet gleich war, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, wenn man erwägt, daß es an einen Knaben gerichtet ist, von dem der Dichter sagt: Even as when first I hallow'd thy fair name. Wie in diesem Sonette kann nur ein Vater zum eignen Kinde sprechen, ob es ihn versteht oder nicht. Der „süße Knabe" starb schon 1598, und das Sonett ist noch bei seinen Lebzeiten geschrieben. Auf ihn

mag auch das 52. mit gerichtet sein, das sich an die Familie wendet und fern von Stratford entstanden ist. Der Dichter tröstet sich über die Abwesenheit mit der Vorstellung, daß die seltnere Freude des Wiedersehens den Werth erhöhe:

So bin ich wie der Reiche, der sich still
Am Schlüssel freut zum heimlichen Besitze,
Den er nicht stündlich überzählen will,'
Um nicht zu stumpfen seltner Freuden Spitze.

Daher der Feste Fei'r und Herrlichkeit,
Weil sie nur selten in des Jahres Länge,
Wie Hauptjuwelen in dem Halsgeschmeid'
Und edler Steine dünn verstreut Gepränge.

So ist die Zeit, die euch mir birgt ein Schrein,
Der meinen ganzen Kleiderpomp bewahrt,
Mir selt'nen Schmuck am selt'nen Fest zu leihn,
Das die verborgne Pracht neu offenbart.

Gesegnet seid mir, deren holder Werth
Gezeigt beglückt, entbehrt die Hoffnung nährt.

Gegen die geliebte Frau läßt er sich im 109. Sonett über die Gründe aus, die ihn bestimmten', die Seinen auf eine Zeit zu verlassen. Es möge scheinen, als ob er lieblos gewesen, aber er bittet, ihm diesen Vorwurf nicht zu machen:

O sage niemals, daß ich falsch vom Herzen,
Obwol Abwesenheit die Flamme schwächer zeigte:
Ich könnte ganz so leicht von mir mich scheiden
Als meiner Seele, die dir ruht im Herzen.

Das ist mein Liebesheim; ob ich auch schweifte,
Wie wer auf Reisen geht; ich kehre wieder
Zur rechten Zeit, von Zeit nicht umgewandelt,
Und bringe selbst das Wasser, das mich reinigt.

Glaub' niemals, ob in mir auch alle Fehler,
Die sich an all' was Blut ist heften, herrschten,
Daß ich so widersinnig und bethört sei,'
Für nichts all' deines Guten Schatz zu lassen.

Denn nichts nenn' ich den weiten Weltenball,
Nur, meine Rose, du bist drin mein All.

Mag dies Sonett noch einer früheren Zeit angehören, als die Trennung noch nicht ruhig ertragen wurde, das unmittelbar folgende 110. gehört zu den späteren, als der Dichter den Zweck seiner Thätigkeit in London erreicht hatte und nun ohne Sorgen in die Heimath zurückkehren konnte. Er blickt auf die Vergangenheit und Zukunft:

Ach, es ist Wahrheit, ich ging hier und dort
Und machte selbst zum Narr'n mich für die Schau,
That, was mir selbst weh that, gab Höchstes wohlfeil
Und machte alten Neigungsanstoß neu.

Ach, wahr ist's, daß ich fremd und schielend blickte
Auf das, was Wahrheit; doch bei Allem droben,
Dies Irren gab mir neue Herzensjugend,
Hat dich bewährt als meiner Liebe Bestes.

Gethan ist Alles nun! Hab' was kein End hat!
Nie wieder werd' ich schärfen mein Gelüst
An neuen Proben, ält're Lieb' zu kränken.
An Lieb' ein Gott, der ich nun ganz gehöre.

Gib mir Willkommen denn — nächst Gott du Bestes,
An deiner reinen, deiner lieben Brust.

Diese vierzehn herausgehobenen Sonette geben, ohne daß ihnen etwas Anderes untergelegt würde, als was sie offen selbst sagen, einen Einblick in des Dichters Seele, der wohl thut. Als ich gelegentlich das Verhältniß Shakespeare's zur Frau ein erfreuliches genannt und erwähnt hatte, er habe ihr, der viel Geschmähten, Gedichte gewidmet, wurde eingeworfen, sie habe sie wol dann nicht lesen können. Sie konnte sie dann vorlesen hören, denn ihre Töchter konnten lesen, und von ihr ist nicht berichtet, daß sie es nicht gekonnt habe. Es wurde auch gefragt, ob Petrarca wol noch Gedichte an Laura gerichtet hätte, wenn er mit ihr verheirathet gewesen wäre. Ich weiß es nicht, glaube es auch kaum. Aber was beweist das gegen Shakespeare? Ist es denn so unglaublich, daß ein Mann seine Frau besingt? Goethe hat es gethan, Rückert und Geibel haben es auch gethan, und wäre es Regel, es nicht zu thun, könnte diese für Shakespeare gelten, der sonst in allen Dingen sein Gesetz in sich hat? Und hier sollte er es nicht dürfen?

Die Krise in Handel und Wandel.

Von

F. X. v. Neumann-Spallart.

I.

(Die Ausbreitung der Krise des Jahres 1873.)

„Ganz England gleicht einem Kranken, der sich auf seinem Schmerzenslager hin- und herwälzt . . ", so charakterisirte einmal Leon Faucher eine wirthschaftliche Erschütterung auf der britischen Insel, und mit demselben Rechte dürfen wir heute ausrufen: „die ganze Welt gleicht einem Kranken". Wir nennen diesen Zustand Krise; das gilt aber nur im euphemistischen Wortverstande. Wären die Erscheinungen, unter deren schweren Folgen Handel und Wandel noch immer darniederliegen, wirklich Krisen, so müßten wir uns fürwahr dazu Glück wünschen. Krisen, so sagt uns die neuere Heilkunde, sind Entscheidungen, welche eine rasche Besserung mit sich bringen. Wo bleibt die rasche Besserung seit den Katastrophen des Jahres 1873? Krisen, so behaupten die alten Aerzte, sind Wendungen der Krankheit, herbeigeführt durch wirkliche Abscheidung krankhafter Stoffe und deren Entfernung aus dem Körper. Auch dieser Sinn des Wortes trifft nicht zu; oder man müßte die tausende von Criden, Liquidationen und Fusionen, das Verschwinden der famosen „Gründungen" als Krisen des wirthschaftlichen Körpers ansehen; und da fände man wieder, daß trotz der kritischen Secretion aller dieser Unternehmen bis heute noch keine günstige Wendung zu verzeichnen sei. Freilich läge in dieser Auffassung schon mehr Schein von Logik. Denn die aufgeklärte Pathologie von heute hat bekanntlich die Ueberzeugung gewonnen, daß jene Abscheidungen, auf welche ehedem ein so großes Gewicht gelegt wurde, nicht die Ursachen, sondern die Folgen der Krankheit sind, und daß nicht die Krankheit besser wird, weil die Abscheidung eintritt, sondern daß gerade umgekehrt die Abscheidung eintritt, weil die Krankheit besser wird. Aber auch mit dem Besserwerden nach den Reinigungen des Marktes von diesen Actiengesellschaften hat es diesmal seine gebahnten Wege!

Also nicht in einer eigentlichen Krise, sondern in der Krankheit stehen unsere Volkswirthschaften. „Krank heißt Derjenige, bei dem die Lebenserscheinungen gestört sind, auf den die gewöhnlichen äußeren Umstände ungehörig einwirken, und wobei der Betroffene meistens das Gefühl schlechten Befindens hat." So die Definition eines der besten Werke der medicinischen Pathologie. Niemand wird leugnen, daß dieselbe auf die gegenwärtigen Verhältnisse auffallend paßt. Wir müssen uns daher — so unerfreulich, ja peinlich dies auch sei — entschließen, an das Krankenlager der europäischen und amerikanischen Volkswirthschaften zu treten und mit Objectivität den Patienten als klinisches Material zu beobachten. Es ist ein sogenannter „interessanter Fall"; die Krankheit ist noch selten so intensiv und ausgebreitet aufgetreten, wie diesmal; sie hat die Hartnäckigkeit, Gefährlichkeit und Complication für sich, die ein echter Arzt zu schätzen weiß. Wie dieser es thun würde, müssen auch wir uns bemühen, nach aufmerksamer Untersuchung der entscheidenden Umstände die Diagnose zu stellen. Wir betreten damit keinen neuen Weg. Die Nationalökonomik kommt immer mehr zur Einsicht, daß die naturwissenschaftliche Methode der Forschung auf die meisten Vorgänge des wirthschaftlichen Lebens mit ebenso gutem oder mit besserem Erfolge anzuwenden ist, als die philosophische Deduction. Die naturwissenschaftliche Methode anwenden, heißt aber: den Verlauf einer Erscheinung genau beobachten, denselben in möglichst exacten Ausdrücken und Zahlen verzeichnen und auf diesen positiven Grundlagen einen analytischen Schluß aufbauen. In der That läßt sich die Wirthschaft unter allen Gesichtspunkten der Naturforschung und Heilkunde betrachten; unter dem Gesichtspunkte der Physiologie, um den normalen und gesunden Zustand zu kennen, unter dem der Pathologie, um die durch Krankheiten veranlaßten Veränderungen zu verfolgen, und endlich unter dem der Therapie, um die Heilung zu erwägen.

Physiologisches nun dürfen wir heute von unserem großen Patienten nicht viel sagen; sein ganzer Lebensproceß ist so fürchterlich gestört, daß es nicht an der Zeit wäre, sich jetzt bei einer Schilderung des normalen Zustandes lange aufzuhalten oder weitläufige Darstellungen und Lehrsätze über das Thema zu entwickeln: wie Dieses und Jenes im gesunden, frisch pulsirenden Organismus zu sein pflegt und wie es sein sollte. Desto fruchtbarer ist das pathologische Gebiet. Ueberall Symptome der Erkrankung. Wir erfahren sie vor Allem aus den Klagen der Landwirthe, Industriellen und Kaufleute, diesseits und jenseits des Oceans; deren Aussage bilden gewissermaßen Dasjenige, was der Arzt die „Anamnese" nennen würde: Mittheilungen, welche der Kranke selbst macht. Wie dergleichen Angaben in der medicinischen Diagnostik vorsichtig aufzunehmen sind, so auch in unserem Falle. Es sind Schilderungen, welche meist Gefühle und Empfindungen der verschiedensten Art betreffen, untermischt mit Muthmaßungen über die Entstehung des Uebels, wobei die subjective Anschauung die Hauptsache bildet. Nebstdem aber erfahren wir die Erkrankung der Volkswirthschaften auch auf dem sichereren Wege der objectiven Untersuchung; dazu soll uns die Statistik leiten, deren oft langwierige und langweilige Zifferncolonnen Geist und Sinn bekommen, wenn man sie richtig zu lesen versteht. Umfassen sie doch das ganze Bild der socialen und ökonomischen Leiden und Freuden, welche die Menschheit in einer be-

stimmten Periode erduldet und erlebt. Die Statistik, aufgehäuft in den Berichten der Vereine und Genossenschaften, der Handelskammern und Börsen-Collegien, der Gemeinden und Großstädte, der Duodez- und der Großstaaten, bietet eine reiche Fülle von Material, um den Verlauf der jüngsten Störungen zu verfolgen. Ist sie auch nicht erschöpfend, ja in vielen Fällen sogar unzuverlässig zusammengestellt, so gewährt sie doch einen besseren Total-Eindruck, als jene Leute glauben machen, denen es bequemer zur Hand liegt, mit Phrasen statt mit Thatsachen zu argumentiren.

Obgleich es auf den folgenden Blättern unsere Aufgabe sein wird, die Verheerungen der wirthschaftlichen Krise vorzugsweise in Oesterreich und Deutschland zu verfolgen, so darf uns dies dennoch von einem weiteren Ausblicke in die übrigen Theile der Erde nicht abhalten. Die meisten Vorgänge, die sich in unserer nächsten Nähe zugetragen haben, würden unverständlich bleiben oder eine irrige Beurtheilung erfahren, wollte man sie isolirt in Betracht ziehen. Deshalb dürfen wir wol eine Rundschau über die jüngsten Erschütterungen der ganzen Weltwirthschaft vorausschicken, ehe wir uns denjenigen beiden Volkswirthschaften zuwenden, die uns unmittelbar berühren.

Die sociale und ökonomische Krankheit, von welcher wieder im Jahre 1873 fast alle Völker des Erdballes befallen wurden, ist an sich weder neu, noch, ihrem innersten Wesen nach, unerforscht; ihre Diagnose ist im Gegentheile sehr leicht und genau zu stellen. „Krisen" als solche, wenn auch nicht stets so bezeichnet, kommen in allen Menschenaltern vor; sie treten aber mit ganz distinctem Charakter erst seit dem 18. Jahrhunderte nach kürzeren oder längeren Pausen immer wieder auf. Die großartigen Fortschritte der Arbeitstheilung, die damit zusammenhängende Ansammlung riesiger Capitalien, die Einrichtungen des Credites und die Entwickelung des modernen Verkehrswesens haben die Schaffenskraft auf eine früher ungeahnte Höhe gehoben; sie haben aber auch die Keime des Mißbrauches und der Uebertreibung dieser neuen Kräfte in die Wirthschaft gelegt. So leicht es einst war, das ganze wirthschaftliche Getriebe zu beherrschen und in den richtigen Grenzen zu halten, so schwierig, ja unmöglich ist dies heute geworden. Da erfolgen gar leicht aus Irrthum oder böser Absicht Ausschreitungen, die sich bald furchtbar an Allen, auch den Getäuschten und Unschuldigen, rächen. In letzter Linie ist jede Krise auf eine derartige Ueberschreitung des haltbaren Maßes zurückzuführen. Durch vertrauensselige Umwandlung der wirklich vorhandenen, oder in Folge des Credites als vorhanden gehofften, flüssigen Capitalien in stehende Anlagen wird die Güter-Erzeugung zeitweilig mit allzu großer Eile und in allzu weiten Dimensionen vermehrt; der Bedarf und Consum wird höher angenommen, als er wirklich steht, und auf diese fingirten Hoffnungen hin immer fort producirt und „gegründet". Früher oder später tritt das Mißverhältniß zu Tage. Die Störung des Gleichgewichtes zwischen Erzeugung und Verbrauch ist unausbleiblich, und diese ist die Krankheit, die „Krise". Denn meist unglaublich rasch folgt dem Ueberfluß von Vorräthen, die nicht an Mann zu bringen sind, der Sturz der Preise von ihrer vorher oft schwindelhaften Höhe; es folgen naturgemäß die großen, un-

vorhergesehenen Verluste aller Derjenigen, welche sich in den betreffenden Unternehmungen engagirt haben, Zahlungs-Einstellungen und Verarmungen.

Wenn die Ueberproduction und Ueberspeculation auf einzelne Gebiete und einzelne Zweige des wirthschaftlichen Erwerbes eingeschränkt bleibt, so ruft sie örtliche und partielle Krisen hervor, welche gewissermaßen den „Localaffectionen" des lebenden Körpers entsprechen, daher verhältnißmäßig leicht zu ertragen und zu überstehen sind. Jede wirthschaftliche Krise nimmt — das kann als Axiom gelten — wie jede physische Krankheit ihren Anfang rein local; sie stammt etwa nur aus einer übermäßigen Zufuhr von Provisionen an einen bestimmten Ort, gleich jener Handelskrise, deren schon Livius gedenkt, und welche vor mehr als zwei Jahrtausenden im Lager des älteren Scipio von Karthago unter den Kaufleuten ausbrach; oder sie beginnt mit einer überflüssigen Aufstapelung von Colonialwaaren, wie die große Hamburger Krise von 1799, oder endlich mit einer sinnlosen Ueberproduction von Börseneffecten und Werthpapieren, wie dies in den ersten Stadien der 1873er Krise in Wien und Berlin der Fall war. Stets muß — wenn es sich nicht ausnahmsweise um eine heutzutage immer seltener werdende eigentliche Geldkrise handelt, von einer oder der anderen Waare oder von ganzen Kategorien derselben eine größere Menge erzeugt oder auf den Markt gebracht werden, als davon wirklich aufgenommen und consumirt werden kann, so daß aus dem Mißverhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage eine Hemmung des sonst fortwährend erfolgenden gegenseitigen Ausgleiches hervorgeht. Gleichgültig ist dabei, ob diese Ueberproduction die phantastische Liebhaberei an Blumen betrifft, wie bei der häufig als Curiosum angeführten Harlemer Tulpenmanie mit der Krise des J. 1634; ob sie das Hirngespinst der „Missisipiens", wie in der Law'schen Schwindelepoche von 1715—1720 in Frankreich, oder die Seifenblasen (bubbles) des Südseeschwindels aufsteigen läßt, wie in England im J. 1720; ob sie Berge von Baumwollballen aufthürmt, wie in der nordamerikanischen Krise von 1839, oder ob sie endlich Maklerbank- und Jobberpapiere in Unmassen drucken läßt, wie in Oesterreich und Deutschland im J. 1873.

In der ersten acuten Störung liegt aber, wie gesagt, nur der Ausgangspunkt einer örtlichen Krankheit, welche unter günstigen Umständen und durch schleunige Anwendung der richtigen, oft sehr stark an Staatshilfe streifenden Mittel auch während ihrer übrigen Dauer auf einzelne Gruppen oder Theile der Production begrenzt werden kann; gelingt dies, so nimmt die „Krise" ohne ernste Gefahr für die Gesammtheit ihren Verlauf, bis das Gleichgewicht in dem einzelnen Theile des wirthschaftlichen Organismus eben wiederhergestellt ist. Ganz anders aber steht die Sache, wenn die Localisirung nicht im rechten Moment versucht wird oder mißlingt, und wenn die Krankheit durch Blut und Lymphe in der ganzen Volkswirthschaft Ausbreitung findet, also etwa von der Fondsbörse und dem Effectenmarkte überhaupt auf die Waarenbörse und den Gütermarkt übergreift; oder wenn sie von dem einzelnen Gewebe und dem einzelnen Organe auf alle anderen gleichen Gewebe und Organe, also etwa von einer Baubank auf alle Baugewerke, von einer Eisenindustrie-Gesellschaft auf alle Hüttenwerke u. s. f. übertragen wird. In diesem Falle stehen wir vor einer allgemeinen Erkrankung des Organismus, deren Gefährlichkeit mit dem

Umfange wächst, welchen sie annimmt, und mit der Zeit, während welcher sie andauert. Es ist überflüssig, ausdrücklich zu sagen, daß die Krise des J. 1873 nicht localisirt wurde, sondern eine solche allgemeine Krankheit im schlimmsten Sinne des Wortes ist. Wir spüren sie in allen Gliedern! Es dürfte demnach zur klaren Darstellung derselben am meisten dienlich sein, wenn wir uns die Thatsachen vergegenwärtigen, welche für diesen ihren allgemeinen Charakter entscheidend und zugleich geeignet sind, den Einfluß derselben auf Handel und Wandel zu bezeichnen.

Dazu gehören zwei Merkmale: das räumliche Umsichgreifen der Krise und das Erfassen fast aller großen Welthandels- und Industriezweige durch deren wuchtige Arme.

Zuerst die territoriale Ausdehnung der Krise des Jahres 1873; sie ist in der ganzen Wirthschafts-Geschichte nur mit derjenigen einer einzigen vorhergehenden, nämlich der 1857er Krise vergleichbar; keine andere darf ihr in dieser traurigen Berühmtheit gleichgestellt werden. Damals ist die Lawine — wie eine Schilderung in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" anschaulich machte — mit verheerender Gewalt von den Ufern des Ohio, wo sie durch den wühlerischen Tritt der kühnsten Speculation in Bewegung gesetzt worden war, unaufhaltsam nach Osten gegangen, hat die atlantischen Staaten der großen Republik zerdrückt, um nach gewaltigem Sprunge über den Ocean in England und auf dem Festlande des europäischen Continents niederzufallen und bis in die Ebenen um das baltische Meer, nach Norddeutschland, Polen und Skandinavien zu dringen. Wir wissen, daß auch hier ihr vernichtender Lauf noch nicht geschlossen war, sondern daß sie speciell von Hamburg nach Südamerika und Australien, in die Inseln der Südsee und des indischen Archipels überschlug, wo sie sich durch zahlreiche Bankerotte in Rio de Janeiro und Montevideo, in Buenos Ayres und Valparaiso, in Port au Prince und Batavia ebenso ankündete, wie vordem in Berlin, Amsterdam und Wien. „In alle Geschäftszweige hüben und drüben hat sie größeren oder geringeren Stillstand gebracht; wie der Dieb in der Nacht hat sie die auf schwindelnde Höhe gestiegene, speculirende und producirende Welt überrascht; im tiefsten politischen Frieden, nach allseitig reicher Ernte stürzte der Bau zusammen, welcher in Jahren der Theuerung und eines großen Krieges einem Zauberschlosse gleich, das der Einöde entsteigt, sich aufgethürmt hatte."

Nun, die 1873er Krise hat ihre vernichtende Reise um die Welt auch in erstaunlich kurzer Zeit gemacht und allüberall ihre vernichtenden Spuren zurückgelassen. Der Ausgangspunkt der Springfluth war diesmal nicht die Ohio Life Insurance and Trust-Company, wie vor sechzehn Jahren bei unseren transatlantischen Handelsfreunden, sondern die Wiener Börse. Dieser war es vorbehalten, den ersten Stein zu rütteln, welcher die trügerischen Paläste der jüngsten Zeit wunderbar schnell in eine Ruine verwandelte. Merkwürdig genug: in Washington hatte Präsident Buchanan seine Antrittsbotschaft vom 4. März 1857 mit den stolzen Worten eingeleitet: „Unsere Finanzlage ist ohne Gleichen in der Geschichte," — ein Halbjahr darauf war die Geschäftszerrüttung „ohne Gleichen in der Geschichte". Ebenso zuversichtlich durfte die österreichische

Thronrede im Frühjahre 1873 den „volkswirthschaftlichen Aufschwung" rühmen — wenige Monate darauf war der „Aufschwung" dahin. Im Monate Mai wurde hier die Störung des Gleichgewichtes auf einem verhältnißmäßig kleinen und unscheinbaren Gebiete offenkundig. Schon geraume Zeit war das in seinen Grundvesten erschütterte und wankende Gebäude der Börsenspeculation nur mehr künstlich gestützt worden; als die Eröffnung der Weltausstellung den von den Spielern erträumten Impuls nicht brachte, war kein Halt mehr. Am 9. Mai trat die eigentliche Katastrophe des Zusammenbruches mit einer Heftigkeit ein, welche alle früheren Krisen in der Größe und Furchtbarkeit des Unglückes, das sie zur Folge hatte, in Schatten stellte. Max Wirth schildert diese Börsen-Ereignisse in seiner an Einzelheiten ungemein reichen „Geschichte der letzten Handelskrisis", in so lebendiger Weise, daß wir derselben viel interessantes Material entnehmen könnten; wir kommen später darauf zurück. Was uns aber zunächst beschäftigt, ist die weitere, besonders die geographische Ausbreitung der Krise. Auf den „Krach" folgte in Wien und Oesterreich bis ungefähr in den Hochsommer 1873 eine rein locale und acute Erkrankung, eine die Gründerpapiere der verschiedensten Sorten umfassende Entwerthung mit dem ausgeprägten Charakter der Börsenkrise. Von der zweiten Hälfte des Jahres 1873 an mehren sich aber in erschreckender Weise die Symptome der allgemeinen Absatzkrise, einer bis lang unvorgesehenen Stockung von Handel und Industrie. Wer offene Sinne hatte, mußte sehen, daß in den nun rasch folgenden Erscheinungen die Keime eines *chronischen* Leidens vorlagen. Schon sehr frühzeitig finden sich Anzeichen für das Weiterschreiten der Krise von Wien nach anderen Börsen und Märkten in Oesterreich-Ungarn, Anzeichen ihrer furchtbaren Niederlassung in allen Theilen der Monarchie; Prag und Pest wurden zuerst und unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen, ganz Ungarn fühlte schon im Herbste 1873 die Erschütterung, welche in Oesterreich ihren Ursprung genommen hatte. Bald sind auch im übrigen Europa, ja in den übrigen Theilen der ganzen Erde die Reflexe wahrzunehmen.

Der Zeitfolge nach steht *Italien* obenan. Schon Mitte Juli kündigte sich der Rückschlag der Wiener Börsen-Katastrophe dort an; zuerst durch zahlreiche Bankerotte in Bologna und Florenz; dann in Rom und auf den Börsen von Turin und Genua, wo eine förmliche Panique eintrat. „Geldnoth und Börsenkrise," so schreibt man aus Genua, „sind die Devise in Italien . . . Unsere Häfen sind mit Waaren überfüllt, die keinen Begehr finden . . . Die Course fallen in rasender Eile." Bald nach dem Ausbruch der Krise in Italien wurden Spuren derselben in dem entgegengesetzten Theile Europa's, in *Rußland*, bemerkbar. Nicht, als ob diese beiden Ausbrüche von einander causal abhingen, sondern weil sie beide einer und derselben Grundursache, einer allgemeinen Ueberspannung der wirthschaftlichen Kräfte, zuzuschreiben sind, führen wir sie in solcher Reihe auf. Zahlungseinstellungen in Nischnji-Nowgorod, Verlegenheiten in Moskau und schlechter Geschäftsgang in Odessa sind deren Symptome. „Die unheilvolle Finanzkrise, welche als Ausgangspunkt die reizende Residenz Oesterreichs gewählt hatte" — so lauten die Berichte aus Odessa — „mußten auch hier als unausbleibliche Folge vollständige Geschäftsstille hervor-

rufen; die Capitalien, welche scheinbar so reichlich Anfangs des Jahres dagewesen und so freigebig von unseren jungen Finanzinstituten ausgetheilt wurden, was gefährliche und maßlos exaltirte Speculationen erst in Fonds und dann in Häusern wachgerufen, versiegten" . . . Im folgenden Monate war die Spannung bereits hoch genug getrieben, um sich in einem verheerenden Ausbruch der Krise jenseits des atlantischen Oceans zu entladen. Am 20. September traf in Europa aus New-York das Kabeltelegramm ein, welches Fallimente und den Sturm auf die Banken und Sparkassen berichtete; bald darauf kamen nähere Nachrichten über die Suspensionen zahlreicher Firmen und Unternehmungen, über panischen Schrecken an der Börse, Schließung derselben und alle gewöhnlichen Symptome einer acuten Krise. Noch am 12. September schreibt die „New-Yorker Handels-Zeitung", deren denkwürdige Blätter aus jener fieberhaft erregten Zeit vor uns liegen: „Ein Schlachtfeld ohne Leichen ist eine im Kriegswesen neue Erscheinung, über welche wir heute zu berichten haben. Die vollständige Deroute der Gold-Clique ist erfolgt, und dennoch ist die Börse von Fallissements verschont geblieben"; und mit Siegermiene rühmt dieses Blatt die Festigkeit der amerikanischen Zustände. In der zweitfolgenden Nummer aber beginnt der am 26. September Abends geschriebene „Leader" mit einer tiefen Verstimmung: „Nach einem der verhängnißvollsten Tage, welche die an Katastrophen reiche Geschichte Wallstreet's zu verzeichnen hat, schien bei Beginn des Geschäftes, am 22. September, das Vertrauen einigermaßen zurückgekehrt zu sein. Die Besserung sollte aber nur von kurzer Dauer sein, denn eine halbe Stunde, nachdem sich die Thore der Stock-Exchange geöffnet hatten, traf die Mittheilung ein, daß die Union Trust Company suspendirt hatte. Für die Scenen, welche dieser Nachricht folgten, ist das Wort „Panique" ein unzureichender Ausdruck. Ehe die, wie vom Wahnsinn ergriffene Masse der Makler sich von diesem Schlage erholen konnte, verbreitete sich die Hiobspost, daß die Bank of Commonwealth ihre Zahlungen eingestellt hatte, und die an solchen Unglückstagen nie ruhenden Gerüchte sprachen sogar von dem Bankerott Vanderbilt's. Damit schien die Sündfluth über die Börse hereingebrochen zu sein . . . das Vertrauen war gänzlich geschwunden, man glaubte nur das noch als Werthe betrachten zu können, was niet- und nagelfest war; man schrie und heulte sich gegenseitig an und alle Bande der Ordnung waren gelöst." Unter solchen Scenen erfolgte die Schließung der Fondsbörse — ein in den Annalen von New-York noch nicht verzeichnetes Ereigniß, eine Zwangsmaßregel, welche nur die eiserne Nothwendigkeit rechtfertigte, da ein längeres Offenbleiben der Stock-Exchange alle Firmen, welche mit derselben in irgend welcher Verbindung standen, in wenigen Stunden dem sicheren Ruin hätte entgegentreiben müssen.

So heftige und gewaltsame Störungen, zuerst die der Wiener Börse, dann die Lähmungen der italienischen Plätze und bald die eben geschilderten vehementen Erschütterungen der New-Yorker Stock-Exchange, mußten den Zündstoff, wo er sonst noch angehäuft war, zur Explosion bringen. Das geschah denn auch sehr rasch in Berlin und London mit ganz eclatanten Ausbrüchen. Berlin zählte seine schlimmsten Tage bekanntlich zwischen dem 10. October und 10. December 1873; die Quistorp'sche Vereinsbank, mit Allem, was daran hing, gab hier das



Signal zum Zusammensturze; mit ihrer gerichtlichen Liquidation wurde nicht blos in Berlin, sondern in ganz Deutschland der Anfang des Fallirens und Liquidirens von Banken, Baugesellschaften und Eisenbahnen gemacht; von Memel im äußersten Norden des deutschen Reiches, von Königsberg und Danzig bis hinab nach Breslau, Görlitz, Dresden, von Hamburg bis Magdeburg, Erfurt, Frankfurt und München zog das Gewitter fort, nicht überall blos reinigend, sondern oft und viel mit seinen heftigen Schlägen vernichtend. Wir werden später noch davon zu erzählen haben. In London war es der Monat November, welcher die Reflexe der continentalen und amerikanischen Krise in einer Panique der Börse brachte, die ziemlich hohe Dimensionen annahm; die „Times" beginnt ihren City-Bericht vom 7. November mit den Worten: „Die öffentliche Meinung ist, was den Werth aller Arten von Effecten betrifft, in jenen Zustand versetzt, in welchem jeder Appell an die Vernunft vergeblich ist." Obgleich es diesmal nicht zu dem bekannten Krisensignale, der Suspension der Bankacte, kam, waren doch einige Wochen einer sehr gespannten Situation zu verzeichnen. „An excessive stringency of rates and no small alarm," so sagt die bekannte „Commercial History and Review" des englischen „Economist" für das Jahr 1873, indem sie hinzufügt, daß in dieser drohenden Aufregung des Marktes noch ein paar Fallimente genügt hätten, um das größte Unheil und die Aufhebung der Bankacte herbeizuführen. Wenn wir daran erinnern, daß auch in dem scandinavischen Norden Europa's die Reflexe der Krise gefühlt wurden, daß im Spätherbst 1873 in Amsterdam Fallimente ausbrachen, in Rotterdam die Umsätze zu stagniren begannen und der Waarenhandel Antwerpen's einen plötzlichen Stillstand erfuhr, so ist die territoriale Ausbreitung dieser Erkrankung auf unserem Continente genügend charakterisirt. Die auffallende Erscheinung, daß Frankreich, welches sich kaum von einem unglücklichen Kriege erholt hatte, von der Krise so zu sagen völlig verschont blieb, ist bekannt; auch die Erklärung liegt nahe. Die nämlichen Milliarden, deren Abtragung an Deutschland eine wesentliche Ursache der hier und in Oesterreich beginnenden Ueberspeculation waren, haben Frankreich vor dem Schicksale bewahrt, welches fast alle Länder der Welt ereilte. Denn in der Periode der Vertrauensseligkeit und des sinnlosen Aufbauens einer Unternehmung auf der anderen war dort die Besonnenheit, der geschäftliche Ernst und die Sparsamkeit an der Tagesordnung.

Doch wir haben den Lauf der Krise noch weiter zu verfolgen. Daß demselben in Europa nicht Halt geboten werden konnte, ist wol begreiflich, wenn man auf die festgeschlossene Kette aller Glieder des geschäftlichen Lebens in unserem Erdtheile blickt. Aber daß diese wirthschaftliche Krankheit die fernsten Gebiete von Südamerika, daß sie auch das Capland und Australien ereilte, ist eine Erscheinung, welche in hohem Grade unser Interesse wachruft; denn sie überzeugt uns von der Gleichartigkeit der wirkenden Ursachen in der ganzen Weltwirthschaft und von dem innigen Contacte, in welchen die ganze Menschheit durch den modernen Verkehr und das Creditleben unserer Tage gebracht worden ist. Von zahlreichen Punkten der Erdkarte tauchen in der zweiten Hälfte des Jahres 1873 und im Laufe des Jahres 1874 gewissermaßen sporadische Nach-

richten auf über Krisen und Störungen; aber sie hängen unter einander so eng zusammen, wie die Stöße eines Erdbebens, die an verschiedenen Orten wahrgenommen werden. Da langen an einem Tage Fallimentsberichte von Buenos Ayres ein; an einem andern Tage bringt die Post Schilderungen von Lähmung der Geschäfte in Montevideo; zwar erblicken die La Plata-Staaten die Ursache dieser Störungen in ihrer politischen Lage, aber sie schließen sich auffallend den Vorgängen in New-York und in Europa an und bilden das Finale einer gleichartigen Reihe vorausgehender wirthschaftlicher Uebertreibungen wie hier. In den westlichen, dem stillen Ocean zugekehrten Küstenländern Südamerika's hat Peru ebenfalls eine „politische", dagegen Chili eine ausgesprochen ökonomische Krankheit zu überstehen. Ländlich, sittlich; statt Quistorp, Placht und Dachauer Bank entstehen beispielsweise in Chili von 1871 bis 1873 wie mit einem Schlage unzählige Gesellschaften zur Ausbeutung der wirklich ertragreichen, aber bedeutend überschätzten Minen von Caracoles, mit deren Actien nun auf's Aeußerste speculirt und eine zügellose Agiotage betrieben wird, bis im Jahre 1873 der chilenische „Krach" zu Liquidationen und schweren Verlusten führt. In Australien wurden in der nämlichen Periode für die Conservirung und Versendung von Hammelfleisch nicht weniger als 55 „limited meat preserving companies" gegründet; im Jahre 1875 waren nur noch ein paar derselben am Leben, die übrigen hatten liquidiren müssen und rissen Banken und Capitalisten in ihrem verderblichen Sturze mit sich. Nicht genug an diesen geographisch so fernab von einander liegenden Thatsachen; sogar aus dem fernsten Osten Asiens, aus Hiogo-Osaka, Hongkong und Shanghai, laufen in jener Zeit Botschaften über den stockenden Geschäftsgang ein.

Nimmt so in unaufhaltsamem Schritte die Krise ihren Lauf um die Welt, einer Hydra gleich ihr Haupt bald hier bald dort erhebend, so vollzieht sich zu gleicher Zeit in der Mehrzahl der europäischen Länder die nicht alsbald mit genügender Aufmerksamkeit beachtete Uebertragung und Ausbreitung der Krankheit von den Fondsbörsen auf die meisten Kreise des Waarenhandels und der industriellen Thätigkeit. Mit sinnloser Schadenfreude, ja mit brutaler Verhöhnung rühmte man sich damals von gewisser Seite, die Jobberei gerne ihrem Schicksale zu überlassen und zusammt den Millionen Actien- und Effectenwerthen der Vernichtung preiszugeben; aber man hatte die Wirkungen nicht überlegt, welche solche Katastrophen auf alle übrigen Theile des wirthschaftlichen Organismus ausüben müssen. Wie im Jahre 1857 der „New York Herald" mit Flibustierhumor seine Landsleute über die Folgen der verheerenden Krise tröstete, indem er ausrief, daß durch diese Ereignisse auch die europäischen Forderungen an Bruder Jonathan wie mit einem Schwamme ausgelöscht seien, und ein Ausbleiben der Zahlungen in so großem Umfange dem europäischen Handel und der europäischen Production zu Gunsten der amerikanischen Concurrenz einen harten Schlag versetzen müsse: so gab es im Jahre 1873 Viele, die sich insgeheim und offen über die Verluste der Börse und darüber freuten, daß nun eine Nivellirung der Vermögensverhältnisse herbeigeführt werde. Die weisen Thebaner! Einer derselben, welcher sogar das Ruder der österreichischen Volkswirthschaft während einiger Zeit zu führen berufen war, scheute sich nicht, in

einer anscheinend gelehrten Abhandlung (October 1873) seinen Gefühlen Luft zu machen und allerlei persönliche Anklagen zu erheben. „Endlich," meinte er, „sei das Strafgericht über ein Schwindeltreiben hereingebrochen, wie es seit den Law'schen Orgien der Rue Quincampoix nicht erlebt worden sei; der seit Anfang Mai 1873 fortdauernde Zusammenbruch bedeute nichts weiter, als eine ausgeprägte Actien-Speculationskrise; zwar seien der reelle Handel und die Industrie nicht unberührt geblieben, aber alle Erfahrungen seit einem halben Jahre gäben jenen „Börsenstrolchen" Unrecht, welche, vom verdienten Schicksal im Nacken gefaßt, schreien, Handel und Industrie seien in Todesgefahr!"

Leider hat die Erfahrung gezeigt, daß nicht die Börse im Unrecht war, sondern deren eingefleischter Kritiker. Leider sind Handel und Industrie wirklich in Todesgefahr, mindestens allenthalben heftig angegriffen und bis in's innerste Lebensmark erschüttert. Freilich nicht ausschließlich deshalb, weil die Börsenkrise weiter gefressen hat, sondern noch aus vielen anderen tieferliegenden Gründen, denen wir uns sogleich zuwenden werden. Aber der Antheil, welchen der Zusammenbruch der Actienunternehmungen, die Störung des Credits und des gesammten Circulationsprocesses an dem Umsichgreifen der Krise und an ihrem chronischen Verlaufe genommen haben, ist viel mächtiger, als die einseitigen Verurtheiler dieser Einrichtungen zugeben wollen. Um diese Thatsache und den Charakter der Krise als einer allgemeinen organischen Krankheit richtig zu erkennen, dürfen wir nicht bei dem territorialen Verfolge derselben stehen bleiben, sondern müssen nun auch das zweite Merkmal, deren realen Umfang, in's Auge fassen.

II.

(Die Krise in Welthandel und Weltindustrie. Sociale Erscheinungen.)

Wir haben bisher die Charakterzüge einer geographisch ungemein ausgebreiteten Börsenkrise kennen gelernt, welche auf Handel und Wandel ihre gewaltigen Rückwirkungen ausübte. Aber die Krankheit greift tiefer in's Mark des Völkerlebens ein, als eine bloße Mitleidenschaft erklären würde. Der ganze Welthandel, die meisten Großindustrien, der Verkehr und selbst die socialen Beziehungen der Menschheit sind von den Folgen der Ereignisse des Jahres 1873 im Innersten erschüttert. Durch ungebührliche Ausdehnung der normalen Lebenskreise sind sie aus der allgemeinen und stetigen Weiterbildung in eine unnatürliche Hypertrophie verfallen. Diese Größenverhältnisse waren nicht haltbar, und so wurden die Keime einer chronischen Krise in allen Theilen des wirthschaftlichen Organismus herangezogen. Es wird unsere Aufgabe sein, einzelnen Merkmalen dieser bedauerlichen Zustände zu folgen. Wer sich mit den statistischen Aufzeichnungen der letzten Zeit ein wenig befassen will, wird sofort erkennen, daß sich fast jedes Land der Erde in der Periode von 1870 bis Mitte 1873 eine gewaltige Uebertreibung der wirthschaftlichen Thätigkeit, ein echtes „Overtrading", wie der technische Ausdruck lautet, zu Schulden kommen ließ. Wir sind zwar in unseren Tagen, wo die ungeahnte Entfaltung des Capitalismus und des Credits, wo die rapide Entwickelung des Verkehrswesens und die internationale Productions- und Arbeitstheilung ein wahrhaft gigantisches Wachs-

thum der Volkswirthschaften ermöglicht haben, an großartige Fortschritte gewöhnt und sind auch in der Lage, sie zu ertragen. Die Genußsucht und die Erweiterung der Bedürfnisse in jeder Schichte der Gesellschaft haben den Rahmen der wirthschaftlichen Vorgänge im Verhältnisse zu früheren Generationen ganz unglaublich erweitert. Dasjenige aber, was in den drei Jahren vor der Krise gewagt wurde, hat selbst die am weitesten gesteckten Grenzen nicht mehr eingehalten.

Wir sehen dies zuerst deutlich an der ungeheuren Steigerung der Werthumsätze des internationalen Gütertausches. Wenn man in Zahlen verfolgt, was die wirthschaftlichen Großmächte seit dem Jahre 1860 in den Handel gebracht haben, so ist die Progression geradezu schwindelerregend. Wir haben die zehn bedeutendsten Staaten (Großbritannien, Frankreich, Deutschland, die Vereinigten Staaten von Amerika, Belgien, Rußland, Oesterreich-Ungarn, die Niederlande, Italien und Britisch Ostindien) unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, deren Außenhandel (Einfuhr und Ausfuhr) durchschnittlich nahezu drei Viertel des gesammten, jetzt auf ungefähr 55 Milliarden Mark zu schätzenden jährlichen Welthandels ausmacht, also für die Güterbewegung der ganzen Erde überhaupt als maßgebend anzusehen ist. In diesen Ländern nun haben sich die Umsätze in der Periode 1860 bis 1873 nahezu verdoppelt, indem sie von circa 23 Milliarden Mark auf nahezu 45 Milliarden Mark stiegen. Diese Zunahme würde haltbar und erfreulich sein, wenn sie regelmäßig erfolgt wäre. Das Schlimme dabei ist jedoch, daß sie sich recht eigentlich auf die letzten drei Jahre vor der Krise concentrirt; denn das Anwachsen des Außenhandels geschah in folgenden Verhältnissen:

vom J. 1860 bis zum J. 1865 jährlich im Durchschnitt um 941 Mill. Mark,
" " 1865 " " " 1870 " " " " 959 " "
" " 1870 " " " 1873 " " " " 2772 " "

Das letzte Triennium zeigt also in dieser Hinsicht eine fast dreimal so intensive wirthschaftliche Lebensthätigkeit, als das vorhergehende Jahrzehnt. Hätten wir nicht den festen Vorsatz gefaßt, die Leser dieser Rundschau, so weit es nur möglich ist, mit statistischen Zahlen zu verschonen, so würden wir die Handelsbewegung der ganzen Reihe von Staaten, welche uns zur Totalziffer geführt haben, hier mittheilen; genug daran, daß sich dieselbe beispielsweise in Großbritannien vom Jahre 1870 bis 1873 um fast 2700 Mill. Mark, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika um mehr als 1100 Mill. Mark, in dem kleinen Belgien um 1050 Mill. Mark gesteigert haben, und daß der Handel Deutschlands vom Jahre 1864, für welche Zeit die letzte verläßliche Schätzung (mit 2212 Mill. Mark) vorliegt, bis 1873, in welchem Jahre die Werthe amtlich (mit 6058 Mill. Mark) erhoben wurden, um fast 3850 Mill. Mark zunahm.

Offenbar war hiermit das Receptionsvermögen und die Kaufkraft der Menschheit in der nämlichen Periode überschritten. In diesem „Overtrading“ liegt also nach unserer Ueberzeugung der entschiedenste Vorbote und einer der verderblichsten Keime der Krise. Nur das dauernde Zusammenwirken der günstigsten Umstände konnte den Ausbruch derselben so lange Zeit hintanhalten, der äußere



Anstoß eines localen Börsenkraches aber mußte genügen, um den Stein in's Rollen zu bringen. Daß dies im Jahre 1873 in ganz Europa und in Amerika unaufhaltsam begann und in vielen Staaten bis zur Stunde fortdauert, das zeigt — nebst vielen anderen Merkmalen — auch wieder in erster Linie die Statistik des Welthandels. Statt der gewohnten Zunahme macht sich in der Mehrzahl der oben angeführten wirthschaftlichen Großstaaten zum ersten Male in der ganzen fünfzehnjährigen Epoche im Jahre 1874 ein Rückgang des Handels bemerkbar; in allen zusammen ein Minus von nahezu einer Milliarde Mark. Das Jahr 1875 zeigt in einigen Ländern (wie Großbritannien, Italien) weitere Einschränkungen, in anderen (wie Deutschland, Oesterreich, Amerika, Holland) Stillstand, und wieder in anderen (wie Frankreich und Ostindien) den Neubeginn des Aufschwunges. Alles in Allem scheint der Außenhandel des Jahres 1875 noch nicht die Höhe des Jahres 1873 erreicht zu haben. Im Jahre 1876 aber hat es noch weniger gut ausgesehen; denn die bisherigen Ausweise bezeugen entweder völlige Stagnation oder abermalige sehr namhafte Abminderungen, so beispielsweise in England allein um nahezu eine halbe Milliarde Mark! Bekanntlich nimmt die Menge der Einwohner Europa's stetig zu. Man schätzt die Volksvermehrung unseres Continentes im Durchschnitt auf fast 1 Procent oder nahezu 3 Millionen jährlich; noch rascher steigt die Volkszahl in Amerika und Ostindien; daher sollte bei nur gleichbleibendem Bedürfnißkreise der Handel ebenfalls stetig zunehmen. Stillstand ist Rückschritt, Abnahme aber ein ernstes Krankheitssymptom. Selbst die in derselben Epoche eingetretenen Verschiebungen aller Güterpreise vermögen dasselbe nicht beruhigend zu erklären. — Wenn man die Zahlen, welche den Stand des Außenhandels jedes Landes in jedem Jahre von 1860 bis 1875 bezeichnen, nach der so ungemein anschaulichen und jetzt immer mehr und mehr anerkannten graphischen Methode der Statistik in ein einfaches Curventableau überträgt, so zeigt sich von 1860 bis 1870 ein sanftes, dann aber ein steiles Aufsteigen der Linien zu Bergen, deren Gipfelhöhen im Jahre 1873 liegen; von 1873 bis 1875 senken sich die Linien wieder in das Thal herab oder verlaufen horizontal: ein echtes Krisenbild!

Da der Zustand des äußeren und inneren Verkehrs ganz gewiß feste Anhaltspunkte zur Beurtheilung der ökonomischen und socialen Lage eines Landes bildet, so dürfte es sich wol der Mühe lohnen, noch anderen Symptomen desselben nachzuforschen. Wir beschränken uns indessen, um Zifferncolonnen nur dort in's Treffen zu schicken, wo sie absolut unerläßlich sind, auf die Anführung einiger eclatanter Thatsachen, die auf dieses Gebiet gehören. Wenn lebhafter Handel getrieben wird, ist großer Bedarf an Credit und Zahlungswerkzeugen; tritt eine krankhafte Störung im Güterleben ein, so sinkt auch der Gebrauch der Umlaufsmittel. Diese Erscheinungen nun sind für keine frühere Periode der Wirthschaftsgeschichte des Menschengeschlechtes mit so lapidarer Schrift zu verzeichnen, als für die Jahre 1870 bis 1876. Zuerst die ungeheure, offenbar überreizte Anspannung der Functionen des Credits; dann das plötzliche Versagen seines Dienstes. Zwar zählt Niemand die Milliarden, welche als Schulden und Forderungen des kaufmännischen Conto-corrent, als Wechsel der zahllosen Banken und aller Einzel- und Collectivunternehmungen der Welt, dann als

Checks, Schuldscheine und andere Creditpapiere stetig den Verkehr besorgen. Aber einen ungefähren Maßstab zur Schätzung des Umfangs, in welchem die Geschäftswelt dieser Werkzeuge jeweilig bedarf, besitzt man dennoch, und zwar in den Ausweisen der verschiedenen Zettelbanken Europa's und Amerika's über ihre Wechselportefeuilles, ihren Notenumlauf und Baarschatz. Die vergleichende Statistik hat bisher noch keine vollständigen Uebersichten dieser wichtigen Thatsachen geliefert; deshalb mußten wir uns selbst der zeitraubenden Arbeit unterziehen, das Material zu sammeln, dessen Einzelheiten wir anderwärts (im sechsten Bande von Behm's geographischem Jahrbuche) publicirt haben und aus welchem folgende, deutlich sprechende Totalziffern hervorgehen. Die Portefeuilles der wichtigsten Notenbanken in Europa (Bank von England, sämmtliche deutsche Zettelbanken, Bank von Frankreich, österreichische Nationalbank, belgische Nationalbank und niederländische Bank) und aller nordamerikanischen Banken haben zu Ende des Jahres 1868 nur für 4079 Millionen Mark, dagegen am Anfange des Jahres 1873 für 6647 Millionen Mark, d. h. über $2^1/_2$ Milliarden mehr Wechsel enthalten als in früheren Jahren. Der Notenumlauf nahm in derselben Zeit von 4259 auf 6700 Millionen Mark, d. h. um fast $2^1/_2$ Milliarden, zu. Die Anzahl dieser beiden Kategorien von Umlaufs- und Creditmitteln zusammen wurde mithin innerhalb 5 Jahren um netto 5 Milliarden Mark vermehrt, während gleichzeitig die Metallvorräthe nur um 780 Millionen Mark (von 1828 im Jahre 1868 auf 2608 im Jahre 1873) gestärkt wurden; das Vertrauen ersetzte Alles! Da kam der kritische Stoß und mit demselben eine völlige Wendung der Lage. Zu Ende 1873 sehen wir schon ein gewaltiges Hinabsinken der Masse von Creditpapieren, und dasselbe dauert bis jetzt so stetig fort, daß beispielsweise am 1. Januar 1876 das Wechselportefeuille um mehr als 1 Milliarde, der Notenumlauf um fast 900 Millionen Mark gegenüber dem 1. Januar 1873 gesunken, dagegen der Baarvorrath um mehr als 1 Milliarde Mark gestiegen war. Es stehen also fast zwei Milliarden Mark weniger in diesen Formen des Credits in Verwendung, und dazu wurde eine weitere Milliarde an entbehrlich gewordenen Baarmitteln in die Keller der Zettelbanken hinterlegt. Wenn wir diesen Daten noch beifügen, daß die kaufmännischen Abrechnungen im Clearinghouse zu London im Jahre 1875—76 um 12 Milliarden Mark und jene in New-York im J. 1876 um 50 Milliarden Mark weniger betrugen, als in der Culminationszeit von 1873, so ist auch unter diesen Gesichtspunkten die Uebertreibung vor der Krise und der Rückschlag nach derselben klar ersichtlich.

Ganz ähnlich sieht es mit den Verkehrsmitteln aus, welche als die mechanischen Träger des Welthandels gelten dürfen. Der früheren steten Zunahme des Schiffbaues für die großen transatlantischen und orientalischen Linien folgt in den beiden letzten Jahren ein Stillstand der Rhederei in England, Amerika und Frankreich; die vorhandenen Schiffe werden weniger ausgenutzt, die Tragfähigkeit der Handelsmarine nimmt langsamer zu, ja sie nimmt in einigen Staaten sogar geradezu ab. Auch die Schienenstraßen der ganzen Welt fühlen die wirthschaftliche Krise; dem rapiden und unaufhaltsamen Weiterbau der Eisenbahnlinien in Europa, Amerika und Asien wird jetzt auffallend Einhalt gethan; vom Jahre 1872 auf 1873 erhielt das Eisenbahnnetz der ganzen Erde noch

19,000 Kilometer Zuwachs; im nächsten Jahre, d. i. während der Krise, nur noch 13,000 und im folgenden (von 1874 auf 1875) 12,700 Kilometer; von 1875 auf 1876 wird es noch bedauerlicher aussehen. Große internationale Werke bleiben im Stadium des Projectes oder werden nur langsam weiterbetrieben — wir erinnern an den Gotthardstunnel — weil die finanziellen Kräfte fehlen; die bereits vollendeten Schienenwege aber haben viel weniger Güter zu verfrachten und weniger Personen zu befördern als früher. Sogar die Reiselust muß von vielen Menschen eingeschränkt werden, um mit dem geschmälerten Einkommen noch den nothwendigen Aufwand des Haushaltes zu decken. So steckt ein krankes Organ das andere an und das chronische Leiden wird immer allgemeiner fühlbar.

Der retrograde Gang des Handels und Verkehrs, welchen wir bisher in's Auge faßten, ist einerseits Ursache, anderseits Wirkung eines gleichartigen Verlaufes der Dinge auf dem Boden der industriellen Thätigkeit. Auch in die Entwickelung der Weltindustrie hat das Jahr 1873 einen gewaltsamen, störenden Eingriff gethan. Ein allgemeiner Maßstab für die Höhe, auf welcher das gewerbliche Leben steht, ist der Verbrauch von Kohle und Eisen. Der Verbrauch von Kohle, weil dieselbe uns Brennstoff und dadurch motorische Kraft liefert, von Eisen, weil es uns im kleinsten Werkzeug und Hausgeräthe, wie in der Pflugschaar und Dampfmaschine, in der Spindel und riesigen Arbeitsmaschine für jeden Erwerb unentbehrlich geworden ist. In dem wechselnden Zustande dieser beiden Productionszweige spiegelt sich nun die Katastrophe auf's deutlichste ab, und in den Diagrammen, welche die Statistik der Kohlenförderung und der Roheisenproduction von 1860 bis 1875 darstellen, hat man abermals echte Krisenbilder vor sich. Um einen richtigen Totaleindruck zu empfangen, genügt es, die Gewinnung des fossilen Brennstoffes in jenen sechs Staaten zu verfolgen, welche zusammen 96 bis 97 Procent aller Stein- und Braunkohlen — wir berechnen deren Quantität auf jährlich circa 5500 Millionen Zoll-Centner — zu Tage fördern. Es sind dies: Großbritannien, das bekanntlich die Kohlenversorgung der Menschheit fast zur Hälfte auf sich genommen hat; nächstdem Deutschland und die Vereinigten Staaten, die je ein Fünftel liefern, Frankreich, Belgien und Oesterreich-Ungarn. Was von diesen Ländern gilt, ist offenbar für die ganze Welt maßgebend; die dieselben betreffenden statistischen Zahlen, mit deren Einzelheiten wir wieder die Leser verschonen, zeigen uns nun, daß die Kohlenförderung vom Jahre 1860 bis 1872 um durchschnittlich 196 Millionen Zoll-Centner per Jahr zugenommen hat; diese respectable Vermehrung genügte aber nicht für die Eile, mit welcher damals unter allen Schloten und Essen gefeuert wurde. Mit Einem Sprunge brachte man es zu Wege, von 1872 auf 1873 die Kohlengewinnung um volle 286 Millionen Zoll-Centner zu vermehren. Und das war offenbar des Guten zu viel gethan! denn schon im Jahre 1874 ging die Productionsmenge um 18 Millionen Zoll-Centner zurück, es folgten Entlassungen der Bergleute, Lohnreductionen, gewaltige Preisabschläge und eine wirthschaftliche Misère in diesem ganzen Gewerbe, welche im Jahre 1875 nur wenig gebessert ward und auch jetzt noch lange nicht gehoben ist.

Um einen ungefähren Maßstab dafür an die Hand zu geben, was solche Erscheinungen bedeuten, wenn sie in der großartig angelegten Weltindustrie auf-

treten, möchten wir noch einen Augenblick bei den zuletzt erwähnten Wirkungen der Krise verweilen. Die Gewinnung der Kohlen hat in ihrem Culminationspunkte im Jahre 1873 einen Totalwerth von ungefähr 2400 Millionen Mark an den Gruben selbst repräsentirt: ein Sümmchen, welches gewiß die Bezeichnung „schwarze Diamanten" — so banal sie schon geworden sei — vollkommen rechtfertigt. Wenn nun die Preise dieses Productes, wie es in den großen Bergwerksdistricten von England, Belgien u. s. w. thatsächlich von 1874 bis 1876 geschehen ist, um 20 Procent und noch mehr sinken, so bedeutet das eine Verminderung des Totalwerthes um fast 500 Millionen Mark. Da nach unseren Berechnungen ungefähr eine Million Arbeiter in der Tiefe der Schächte, auf Förderbahnen und Halden, in Stollen und Gruben Jahr für Jahr geschäftig dieses Fossil der Erde entreißen, so veranlaßt die Abnahme der Production und der Rückgang der Preise eine Schmälerung des Lebensunterhaltes einer sehr zahlreichen Schichte der Gesellschaft. Nicht als ob deshalb immer Elend im Gefolge sein müßte; denn die belgischen Kohlenarbeiter beispielsweise, welche sich in der Blüthezeit ihres Gewerbes einen eigens für sie bereiteten Champagner aus Frankreich kommen ließen, haben sich jetzt nur wieder einer einfacheren Lebensweise zuwenden müssen. Immerhin aber muß der Stillstand und Rückschritt eines auf so breiter Basis angelegten Erwerbszweiges wie dieser auch stets sociale Wirkungen nach sich ziehen, die das ganze Volksleben tief berühren.

Noch schlimmer als die Kohle ist das Eisen von der letzten Krise erfaßt worden. Während der aufsteigenden Conjunctur wurden voll Vertrauensseligkeit und Speculationslust in dem industriellen britischen Inselreich und in dem milliardenbefruchteten Deutschland, in Amerika und Oesterreich, mehr als zweihundert neue Hochöfen mit einer ehedem ganz unerhörten Leistungsfähigkeit erstaunlich rasch gebaut und zu ihrem vulkanischen Werke eingeweiht. Vor der Schwindelepoche genügten ungefähr 220 Millionen Zoll-Centner Roheisen für den jährlichen Verbrauch der ganzen Menschheit; im Jahre 1873 war aber die Productionsmenge auf mehr als 285 Millionen Zoll-Centner gebracht worden, und diese sollten nun ihre Abnehmer finden. Nicht genug dessen; die Iron-Masters in England hatten sich darauf eingerichtet, um bei Anspannung aller Kräfte allein in jedem Jahre über 160 Millionen Zoll-Centner Eisen auf den Markt zu bringen; ihre mächtigen Rivalen in der neuen Welt wären im Jahre 1873 bereit gewesen, den Yankees eventuell mit 100 Millionen Zoll-Centner Eisen zu dienen. Deutschland erzeugte thatsächlich nahezu 45 Millionen Centner, Frankreich 27 Millionen Centner, endlich Belgien und Oesterreich 22 Millionen Centner Eisen. Wohin damit? Es konnten nicht genug Schienen gelegt, nicht genug Locomotiven und Dampfmaschinen gebaut, nicht genug Werkzeuge abgenutzt werden, um dieser wahrhaft deukalionischen Fluth von Eisen den nöthigen Abfluß zu verschaffen.

Die Massen stauten sich auf; sie hatten überdies enorm theuere Preise notirt. Da kam die Erkenntniß des „Zuviel", aber sie kam zu spät; und nun ging es mit derselben Eile nach abwärts, wie es vordem nach aufwärts gegangen war. „Es hatten sich," wie ein amerikanischer Feuilletonist treffend schreibt, „alle Eisenproducenten der Erde verabredet, doppelt so viel zu

fabriciren, als eigentlich nothwendig ist, und sie haben es in der That fertig gebracht, eine geneigte Ebene herzustellen, auf der sie alle mit wunderbarer Geschwindigkeit abrutschen." Die Hochöfen wurden der Reihe nach „ausgeblasen", und heute stehen von denselben mindestens dreimal so viel kalt, als in den guten Zeiten neu erbaut worden waren. Im Jahre 1875 wurden nach unserer Schätzung ungefähr 46 Millionen Centner weniger Eisen erzeugt als im Jahre 1873. Der Preis dieses wichtigen Rohstoffes ist aber in England innerhalb zweier Jahre fast auf die Hälfte gefallen und hat auch in allen übrigen Ländern der Erde einen gleichen oder noch empfindlicheren Sturz erfahren. Zieht man diesen Rückgang der Preise und die Mindererzeugung in Betracht, so gelangt man zu ganz colossalen Summen, um welche das Volkseinkommen der Eisen producirenden Länder durch die Krise geschmälert wurde. In England, Amerika, Deutschland und Oesterreich zusammen betrug dieser Entgang nach den uns vorliegenden verläßlichen Schätzungen von 1873 auf 1874 bereits 234 Millionen Mark; der große Rückschlag traf aber erst in den Jahren 1875 und 1876 ein, er muß also jetzt ein Vielfaches dieser Summe ausmachen. Dies um so sicherer, als wir nur die Roheisenproduction in's Auge gefaßt und alles Dasjenige außer Berechnung gelassen haben, was im Hüttenwesen und Raffinirproceß noch weiter daranhängt. Gerade dabei waren die größten Verluste zu verzeichnen; Verluste, die nicht blos den Wohlstand der Unternehmer, die Dividenden der Actionäre, den Ertrag des engagirten Capitals schmälern, sondern Tausende von Arbeitern brotlos machen, auf halben Lohn reduciren oder ihren Erwerb auf die Deckung des nothdürftigsten Lebensunterhaltes beschränken.

Glücklicher Weise äußert sich der Einfluß der Krise nicht auf allen Gebieten durch so harte Kümmernisse, wie im Eisenhüttenwesen. Die große und umfangreiche Gruppe der Textilindustrie, welche unter allen Weltindustrien die größte Arbeiterzahl beschäftigt, läßt den Einfluß der Katastrophe des Jahres 1873 in viel milderem Lichte erscheinen. Nicht ein Stillstand oder eine Einschränkung der productiven Thätigkeit selbst war hier erfolgt, sondern eine ausgiebige, mit der geschwächten Kaufkraft der Volksmassen zusammenhängende Erniedrigung der Preise genügte, um die meisten Zweige dieses Erwerbes auf der früheren Höhe und Ausdehnung zu erhalten. Freilich wird heutzutage auch dabei wenig verdient; aber Spindel und Webstuhl sind wenigstens im Gange und schaffen vielen Tausenden von Händen auch jetzt Nahrung und Unterhalt. Die scheinbare Anomalie, daß die Textilindustrie nicht eigentlich stockt, während die Krise fast allenthalben wie ein Alp auf den Erwerb drückt, erklärt sich aus dem natürlichen Bedürfnisse nach Webewaaren und Stoffen, welches auch in schlechter Zeit nicht so rasch eingeschränkt werden kann, wie Eisenbahnbauten, industrielle Anlagen, großstädtischer Aufwand oder Luxusgenüsse. Der Massenconsum der nothwendigen Kleidung und Wäsche läßt die Nachfrage nicht so rasch sinken, wie für Kohle und Eisen, denn er entspringt dem steten Bedarfe mehrerer hundert Millionen Menschen. So prägt sich das traurige Bild der Krise verhältnißmäßig am wenigsten in dem Reiche des „King Cotton" aus, dessen Herrschaft in Europa und Amerika ziemlich unbestritten fortdauert, ja

sogar in gewissem Sinne gefestigt worden ist. Es gewinnt den Anschein, als ob viele Leute, die sich unter günstigeren Vermögensverhältnissen der kostbareren Seiden- oder Leinenstoffe bedienten, nun zur billigeren Baumwolle als willkommenem Ersatz greifen würden. So wenigstens erklären wir uns die Erscheinung, daß Europa und Amerika ihren Baumwollconsum nach der Krise namhaft erweitert haben. Die sämmtlichen europäischen Spinnereien verarbeiteten nämlich von diesem Rohstoffe im Jahre 1875—1876 um 200 Millionen Pfund mehr als in den glänzenden Vorjahren 1870—1875, und in Amerika wurde während derselben Zeit die Zahl der Spindeln von 8½ Millionen auf über 9 Millionen vermehrt. Freilich wurde die rohe Baumwolle in diesen Jahren um ungefähr 25 Procent billiger, also dem Mittelstande und den ärmeren Classen um ebensoviel leichter erreichbar, als vordem.

Aehnliches gilt von der Wollmanufactur; auch sie ist, wenn wir den Weltmarkt beobachten, von der Krise nur durch den Rückgang der Preise berührt. Aber die Ausdehnung der Spinnereien und Webereien, der Appreturen und Färbereien, der Stoff- und Tuchfabriken hat nicht gelitten. Im Gegentheil, die Menge der Colonialwollen, die unserem Erdtheile von den reichen Heerden der australischen Squatters, von den Estancieros der La Plata-Staaten und von den Schafzüchtern des Caplandes zugeschickt werden, hat in den letzten sechs Jahren ununterbrochen zugenommen. Wenn sich die Etablissements im englischen West Riding oder von Louviers und Elboeuf, oder in Preußen und Sachsen oder im österreichischen Nordosten dennoch über schlechte Geschäfte beklagen, so hat dies wol nur Bezug auf locale Concurrenzfragen, auf ungünstige Credit- und Zahlungsverhältnisse oder schleppenden Verkehr. Von einer wirklichen allgemeinen Störung des Absatzes in Folge der Ereignisse des Jahres 1873 darf aber auf diesem Gebiete nicht eigentlich die Rede sein.

Was endlich die Seidenindustrie betrifft, so kam ihrer im großen Ganzen gewiß mehr gefährdeten Lage der glückliche Umstand zu Statten, daß die Jahre 1874 und 1875 den Seidenzüchtern eine ungewöhnlich reiche Coconernte in den beiden wichtigsten Gebieten unseres Continentes in Italien und Frankreich bescheerten, und daß gleichzeitig enorme Mengen von Rohseide aus ihrer Jahrtausende alten Heimath im fernen Osten Asiens, aus China und Japan, nach Europa verschifft wurden. Dadurch wurde die Seide zu Anfang 1876 um weniger als den halben Preis der Jahre 1871 bis 1873 verkäuflich und gestattete den Gebrauch auch in jenen gedrückten Zeitverhältnissen, in welchen die Kaufkraft der Bevölkerung schon tief gesunken war. Die düsteren Berichte der englischen Seidenhändler und Seidenfabrikanten gelten mehr der Wahrnehmung, daß Frankreich, und zwar Marseille für den Handel und Lyon für die Verarbeitung dieses edelsten Textilstoffes, an Uebermacht gewinne, als den allgemeinen Einflüssen der 1873er Krise.

Was wir über den Zustand dieser großen Weltindustrien zu bemerken Gelegenheit fanden, wiederholt sich in vielen verwandten Zweigen und in vielen kleineren Gewerben. Die genauere Betrachtung der wirthschaftlichen Zustände Oesterreichs und Deutschlands, welche den folgenden Abschnitten vorbehalten ist, wird uns zu Einzelheiten dieser Art führen. Aber zum Ab-

schlusse des Totaleindrucks müssen wir noch eine Erscheinung hervorheben: das Sinken der Güterpreise seit den Katastrophen des Jahres 1873. Es ist ein echtes und deutlich indicirendes Symptom der allgemeinen wirthschaftlichen Erkrankung, daß die meisten Dinge auf dem Weltmarkte auffallend billiger werden. Der Kleinverkehr und Detailhandel, der einzelne Haushalt und der individuelle Consument fühlen dieses Herabgehen der Preise nur wenig oder gar nicht; einmal, weil es zum Theil durch die vielen Zwischenhände verwischt wird, durch die eine Waare hindurch gehen muß, ehe sie von den Docks in den Krämerladen gelangt; dann auch, weil schließlich der aliquote Theil der Preisdifferenz, welcher auf den Einzelverbrauch entfällt, wirklich nur eine minime, homöopathische Dosis ist. Wenn man jedoch die Preislisten solcher Weltmärkte ansieht, wie London, Hamburg, Bremen, Marseille, New-York, so überzeugt man sich leicht von der entschiedenen Tendenz der Preise, von ihrer früheren, oft schwindelnden Höhe herabzusinken. Graphische Curventableaux, welche wir nach den Notirungen des Londoner „Economist“ entworfen haben, zeigen die Gipfel der Preishöhen aller textilen Rohstoffe, sowie des Eisens, Zinns, Kupfers, vieler Nahrungsmittel und Colonialwaaren in den Jahren 1873 und 1874, seither aber einen mehr oder weniger regelmäßigen Niedergang. Für Hamburg hat der emsige und gelehrte Statistiker Etienne Laspeyres aus dem Vergleiche mehrerer hundert Notirungen vom Jahre 1861 bis jetzt die interessante Thatsache nachgewiesen, daß niemals verhältnißmäßig so viele Artikel theuerer und verhältnißmäßig so wenige billiger geworden sind, als im Jahre 1871. Von da beginnt die entgegengesetzte Tendenz. Die Anzahl der Preissenkungen wird häufiger, die der Steigerungen seltener; das dauert stetig bis heute fort, und niemals sind die Preiserniedrigungen so zahlreich gewesen, als im Jahre 1876 und speciell im dritten Quartal dieses Jahres. Nach der allgemeinen Bewegung der Waarenpreise zu urtheilen, sind wir — wie Laspeyres zuversichtlich erklärt — noch immer sehr stark in der Periode der Depression, nicht nur in einzelnen Zweigen der Volkswirthschaft, sondern in der Mehrzahl derselben.

In ganz Europa, vielleicht mit einziger Ausnahme der Schweiz und Frankreichs, und in Amerika sind die Nachwehen der Krise noch lange nicht verwunden; sie sind in einigen Ländern gewiß noch im Anwachsen begriffen. Ueber das Stadium, in welchem sich die weitere Verbreitung der Krankheit oder die Genesung befindet, läßt sich nur im Einzelnen urtheilen, und die Frage nach der voraussichtlichen Dauer der gegenwärtigen Weltkrise gestattet durchaus keine allgemeine Antwort. Wir werden uns derselben bei der Schilderung der in Oesterreich und Deutschland thatsächlich bestehenden Sachlage zuwenden, möchten aber für das große Ganze noch auf einige interessante Streiflichter des socialen Lebens hinweisen.

Es sind eigentlich scheinbar widersprechende Dinge, welche wir da aus unserer statistischen Mappe vorzulegen haben. Einerseits zeigt sich, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse durch die Krise offenbar ungesunder und in jeder Beziehung verschoben worden sind; andererseits, daß die allgemeine Genußsucht trotz der Krise nicht abnimmt.

In einigen von diesem Unheil am meisten berührten Ländern, für welche schon Aufzeichnungen über die hier entscheidenden Zustände veröffentlicht wurden, ergibt sich seit dem Jahre 1873 eine mehr oder minder auffällige Abnahme der Heirathen und auch der Geburten; denn es wurde in den letzten Jahren bedeutend schwieriger, einen eigenen Herd zu gründen und eine Familie zu erhalten, als in der Blüthezeit des Schwindels. Allenthalben nimmt die Liste der Selbstmorde an Zahl und Mannigfaltigkeit zu; Betrug, Diebstahl und strafbare Criden mehren sich in den meisten Staaten, ganz besonders auffällig in Amerika und in England — seit 1874; und die straflos ausgehenden Falliten werden nebenbei immer häufiger. Straßenbettel und Anspruch auf häusliche Armenpflege erreichen, zumal in den Großstädten, einen früher nicht vorgekommenen Grad. Alles Symptome des socialen Rückschrittes.

Dem entgegen kann man aber aus guten Quellen erfahren, daß der Verbrauch der Genuß- und Reizmittel noch nicht eingeschränkt wird. Der Consum von Kaffee, Thee und Zucker ist auf der ganzen Erde und besonders in Europa in stetiger, rascher Zunahme begriffen. Im Jahre 1875 wurden um 2 bis $2^1/_2$ Millionen Centner Kaffee, 5 bis 6 Millionen Centner Zucker und 40 Millionen Pfund Thee mehr in den Handel gebracht, als drei Jahre vorher. Das Trinken des Bieres wurde intensiver betrieben, das Rauchen echter Havannah und anderer inländischer Cigarren und Tabake durch die chronische Wirthschaftskrankheit des Jahres 1873 nirgend gestört oder eingeschränkt. Der Optimist mag diese Erscheinungen als erfreuliche Symptome der noch immer in den Volksmassen lebenden wirthschaftlichen Kraft ansehen; aber wie reimt es sich mit den anderen Zeichen der Zeit? Von dem vollen sittlichen Ernste, der Rückkehr zur Sparsamkeit und Einschränkung ist doch offenbar in diesen Zuständen wenig zu finden. Wir müßten in allen von der Krise ernst betroffenen Ländern nebst der Preiserniedrigung auch die Abnahme des entbehrlichen Aufwandes wahrnehmen, um schon zuversichtlich der Besserung entgegen zu blicken. Die ganze Welt müßte auf den Standpunkt der Yankees kommen, deren Energie die Schläge der 1857er Krise ganz anders abzuwehren suchte, als es heute in der Mehrzahl der europäischen Staaten geschieht. Damals erzählte ein Bericht aus New-York mit ebenso viel Wahrheit als Ironie: „Der Arme trägt seinen Rock doppelt so lang, wie früher; der Reiche gibt keine Bälle und Diners mehr und schafft seine Equipagen ab. Die Schlachter-Rechnung des in der fashionablen fünften Avenue wohnenden Herausgebers des „New-York Expreß" ist auf 7 Dollar im Monat herabgesunken. Die Barbiere klagen, daß ihre Kunden sich selbst rasieren, die städtischen Eisenbahnen, daß mehr zu Fuß gegangen wird, Schneider und Schuster, daß sie viel zu flicken, wenig neues Zeug zu machen haben. Und die auf diese Weise seit fünf Monaten gemachten Ersparnisse werden gegenüber der gleichen Zeit vor der Krise auf die enorme Summe von 200 Millionen veranschlagt." — Soweit sind wir trotz Jammern und Klagen über die Wunden der 1873er Krise noch lange nicht.

(Schluß im nächsten Heft.)

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb.

X.

Es ist Zeit, sich nach den Begebenheiten auf dem westlichen Kriegstheater, welche die Capitulation von Vicksburg herbeiführten, zurückzuwenden. Die Besatzung unter General Pemberton war 25,000 Mann stark. 5000 Mann standen bei Grand-Gulf; Johnston, der in Alabama und Mississippi eine neue Armee gebildet, näherte sich, um Vicksburg zu entsetzen, oder, falls es nicht zu halten, die Garnison an sich zu ziehen. Jefferson Davis war selbst hingereist, um die Besatzung zur tapfersten Haltung anzuspornen, und hatte ihnen zugerufen:

„So lange dies Bollwerk unserer Freiheit, das ich Euren Händen anvertraue, besteht, so lange wird die Conföderation erhalten bleiben, mit ihm wird auch sie zusammenstürzen."

Grant *) hatte schon im Februar 1863 das Commando der Mississippi-Armee erhalten. Er nahm zuerst den früheren Plan, die Befestigungen durch den Bau eines Canals zu umgehen, wieder auf. Der Mississippi wendet sich oberhalb Vicksburg in scharfer Biegung nordöstlich, und geht, nachdem er dieser Richtung einige Meilen gefolgt, wieder südlich. Auf dem linken Ufer liegen die Anhöhen und Befestigungen; die schmale Landzunge, welche von der Schleife des Flusses umschlungen wird, sollte durchstochen werden. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden, und als der Canal fast vollendet war, durchbrach der durch Regengüsse gestiegene Strom den Damm, und Grant's bei Millikens Bend gelagerte Armee mußte schnell das überschwemmte Lager verlassen; ebenso wenig Erfolg hatten die Versuche, vom Yazoo-River aus mit Hilfe der Kanonenboote Vicksburg von Norden her anzugreifen, oder durch eine Verbindung des oberen Mississippi und des Red-River, mit Umgehung der Festung in die Stromstrecke zwischen

*) Badeau, military history of general Grant.

Port-Hudson und Vicksburg zu gelangen. Der Lake Providence, ein Theil des alten Flußbettes, durch Bayous mit dem Mississippi und mit einem Nebenfluß des Red-River verbunden, sollte schiffbar gemacht, und Porter's Flotille auf diesem Wege in den Red-River, dann in den Mississippi geführt werden. Aber trotzdem die Bayous erweitert und vertieft, auch neue Canäle angelegt wurden, war es unmöglich in den schlammigen, mit halb versunkenen Baumstämmen gefüllten Flüssen und Canälen fortzukommen, und die Unternehmung wurde aufgegeben. Aehnliche Schwierigkeiten hatten sich am Yazoo-River gezeigt, an dem von Vicksburg aus befestigte Batterien angelegt waren.

Es wurde nun beschlossen, bei den Batterien von Port Hudson und Vicksburg auf jede Gefahr hin vorbeizufahren, wie es Farragut bei den Forts Philipp und Jackson vor New-Orleans geglückt war. Schon im Februar war es den Kriegsdampfern Queen of the West und Indianola von Porter's Flotille gelungen, die Batterie von Vicksburg zu passiren, aber die „Queen of the West" wurde von dem südstaatlich gesinnten Steuermann im Bereiche der Geschütze von Grand Gulf festgefahren; die Bemannung flüchtete auf das westliche Ufer und die Conföderirten nahmen das Schiff, und, als es flott geworden, mit dessen Hilfe die „Indianola". Nun sollte gleichzeitig mit einer Landexpedition Bank's in Louisiana, und Grant's am oberen Mississippi eine Forcirung der Stromsperre bei Port-Hudson und bei Vicksburg versucht werden. Am 15. März gelang es Farragut mit zwei großen Schiffen, dem Flaggenschiff „Hartford" und dem „Albatroß", deren Seitenwände durch Ballen von Heu und Baumwolle, namentlich am Maschinen-Raum geschützt waren, die Batterien bei Port-Hudson zu passiren, alle anderen Schiffe mußten umkehren, doch kam Farragut noch zu rechter Zeit unterhalb Vicksburg an, um das Kanonenboot „Switzerland" der Porter'schen Flotille, dem die Maschine bei dem Vorüberfahren an den Batterien zertrümmert war, aufzunehmen. Das Kanonenboot „Lancaster„ war in den Grund gebohrt, alle andern Schiffe Porter's hatten wieder stromaufwärts steuern müssen. Erst in der Nacht vom 14. auf den 15. gelang es Porter, mit 8 Kanonenbooten und mehreren Transport-Schiffen ohne wesentlichen Verlust bei Vicksburg vorbeizufahren. Der Angriff von Grand Gulf mißglückte, aber dessen Feuer verhinderte Porter nicht, mehrere Male bei ihm vorbeizufahren, so daß die unirte Flotte jetzt die Stromstrecke zwischen Port-Hudson und Vicksburg beherrschte, und beide Punkte zu Lande und vom Flusse aus angegriffen werden konnten. Grant ging am 30. April auf das linke Ufer des Mississippi über, was ihm durch zahlreiche Transportschiffe, die allmählich Vicksburg passirt hatten, möglich gemacht war.

Oberst Grierson hatte in der zweiten Hälfte des April mit 3 Cavallerie-Regimentern einen Zug durch den ganzen Staat Mississippi von La Grange bis Baton rouge — 90 deutsche Meilen in 14 Tagen — gemacht, viele Eisenbahnen zerstört, und war ungefährdet bei Bank's Corps angekommen. Dieser, durch die seltene Leistung der Pferde ausgezeichnete Zug, gab Grant und Sherman die Ueberzeugung, daß die Menschenkräfte der Conf[illegible]ation erschö[illegible] seien, daß aber ein in das Innere derselben dringendes H[illegible]liche Leb[illegible] finden würde.

Inzwischen näherte sich Johnston, der zum Oberbefehlshaber im Mississippi-Departement ernannt war, mit seinem wenig zahlreichen Heere, um Vicksburg zu entsetzen. General Bowen, der bei Grand Gulf stand, eilte, sobald er Nachricht von Grant's Uebergang auf das linke Ufer des Stromes erhielt, nach Port Gibson, wurde aber, da Pemberton ihn nicht unterstützte, fast ganz vernichtet. Pemberton hatte nur 8000 Mann in Vicksburg zurückgelassen, und rückte auf Jackson, der Hauptstadt des Staates Mississippi, um mit Johnston zusammenzutreffen. Aber trotz Johnston's Aufforderung, Vicksburg aufzugeben, um wenigstens die Garnison zu erhalten, und schnell Jackson zu erreichen, zögerte Pemberton und machte es Grant möglich, sich zwischen ihn und Johnston zu schieben, am 14. Mai Gregg bei Raymond zu schlagen und Jackson einzunehmen, sich dann gegen Pemberton zu wenden, und ihn mit großen Verlusten zurückzuwerfen. Pemberton zog sich mit seinen entmuthigten Truppen nach Vicksburg zurück, das nun von Grant und Porter eingeschlossen wurde.

Die Befestigung von Vicksburg bestand nach der Landseite aus mehreren geschlossenen, nicht mit Mauerwerk bekleideten Werken im bastionirten Tracé, aber der thonhaltige Boden gestattete sehr steile Böschungen. Auf den Höhen waren, wie auf dem Kamm der Abhänge, nach dem Flusse zu, Batterien angelegt, mit den Werken verbunden und mit schweren Geschützen armirt. Mehrere Reihen von Verhauen und Schützengräben umgaben das Ganze. Am 22. Mai versuchte Grant die Festung zu stürmen, mußte es aber nach großen Verlusten aufgeben und sich zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Obwol die Widerstandsmittel noch keineswegs erschöpft waren, capitulirte Pemberton doch am 4. Juli, wol in Folge der Muthlosigkeit der Garnison, die gänzlich isolirt und von der Heimath abgeschnitten, auch bei dem Mangel an Deckungen und Wohnungsräumen, viel gelitten hatte. Die Besatzung, noch 32,000 Mann stark, wurde kriegsgefangen, Waffen, Geschütze und Munition fanden sich noch in reicher Zahl, aber wenig Lebensmittel. Pemberton wurde mit Unrecht angeklagt, durch Grant bestochen zu sein und Vicksburg verkauft zu haben; aber man kann ihm vorwerfen, nicht rechtzeitig für die Verproviantirung der Festung gesorgt zu haben, ebenso stand er Mitte Mai unentschlossen zwischen Johnston's Armee und Vicksburg, und machte es Grant möglich, ihn und Gregg einzeln zu schlagen. In einem Streit mit einem texanischen Officier, der ihn des Verraths beschuldigte, soll er bald darauf erschossen worden sein.

Port Hudson, das Banks und Farragut angegriffen, fiel am 9. Juli, am 10. ging Sherman, der unter Grant ein Corps commandirte, gegen Jackson vor, das Johnston wieder besetzt hatte, sobald Grant sich nach Vicksburg gewendet. Nach mehrtägigem Bombardement, räumte Johnston die fast zerstörte Stadt, und zog sich, als er die Nachricht der Capitulation von Port Hudson erhalten, durch Alabama nach Nord-Georgien zurück. Nach den gewaltigen Anstrengungen der letzten Monate und bei dem Beginn der heißen Jahreszeit trat am Mississippi nun eine längere Ruhe ein.

Auf dem centralen Kriegstheater hatten sich die Heere im Frühjahr 1863 ziemlich unthätig gegenüber gestanden. Rosenkranz antwortete auf die Forderung Halleck's gegen Chattanooga vorzugehen: er müsse den Fall von Vicksburg ab-

warten. Endlich erhielt er den directen Befehl und rückte nun Ende Juni gegen Bragg vor, umging ihn, drängte ihn so nach Chattanooga, und nach dem Rückzuge der Conföderirten aus Kentucky bis Dalton in Georgien. Aber seine Vereinigung mit Burnside, der von Kentucky vorrückte, mißlang, Bragg war durch Longstreet von der virginischen Armee verstärkt worden und ergriff die Offensive. Am Chikamauga, dem „Fluß des Todes“ wurde Rosenkranz am 19. und 20. September entscheidend geschlagen; ohne die heldenmüthige Aufopferung des Corps unter Thomas wäre die Armee vernichtet worden, so gelang es Rosenkranz nach einem Verlust von 12,000 Mann, Chattanooga zu erreichen. Der Oberbefehl über die Tennessee-Armee wurde Grant übergeben, und diese durch die Corps von Sherman und Hooker verstärkt, letzteres — 23,000 Mann — wurde per Eisenbahn in sieben Tagen von Virginien aus nach Chattanooga befördert. Am Missionary-Ridge, südlich von Chattanooga griff Grant Bragg am 8. November an und schlug ihn vollständig, nur Trümmer des conföderirten Heeres erreichten Atlanta. Longstreet, der in Kentucky eingerückt war, räumte es bei Sherman's Annäherung.

An der Seeküste waren die Beschießungen der Befestigungen von Savannah und Charleston die wichtigsten Ereignisse gewesen. Im März war das Fort Mc. Allister bei Savannah bombardirt, aber das Feuer der schwersten Geschütze beschädigte kaum die Erdwerke. Ein in Savannah gebautes Panzerschiff, das die Flotte der Uniirten zerstören sollte, wurde von dem kleinen, mit nur zwei sehr schweren Geschützen armirten Monitor „Wheehawken“ nach fünf Schüssen, von denen drei die schweren Eisenplatten und die dahinter liegenden Holzwände durchschlugen, so daß das Wasser in Strömen eindrang, zur Capitulation gezwungen, die Erfahrung bestätigend, daß in Seegefechten nicht die Zahl, sondern die Schwere der Geschütze entscheide.

Am 7. April hatte Dupont mit einer Panzerflotte Fort Sumter im Hafen von Charleston bombardirt, das kreuzende Feuer der Forts, denen er unvorsichtig genaht, zwang ihn nach dem Verlust eines Monitor und der Beschädigung vieler Schiffe umzukehren. Bessern Erfolg hatte Anfang Juli eine Expedition unter Admiral Dahlgreen und 10,000 Mann Landungstruppen unter Gillmore; die Batterien auf Morris Island wurden zerstört und die Inseln besetzt, wodurch die Sperrung des Hafens gesichert war. Die Forts Wagner und Gregg wurden, nachdem ein Sturm auf das erstere abgeschlagen war, regelmäßig angegriffen, am 17. August war die dritte Parallele vollendet, und das Feuer der Batterien, mit dem der Flotte combinirt, auf diese und Fort Sumter gerichtet. Die Forts Wagner und Gregg wurden am 6. September heimlich geräumt, ein Sturm auf das Fort Sumter, obgleich dessen Süd- und Ostseite fast in Trümmern lagen, abgeschlagen. Bei dem [illegible]altigen G[illegible]kämpfen bedienten sich die Conföderirten der in Tredegar [illegible] Withw[illegible]chütze und der Columbiaden, die Uniirten hatten Rodm[illegible] mit [illegible]eele und gezogene Parrot-Geschütze. Die Geschosse de[illegible] Ge[illegible]n ein Gewicht von 400 Pfund; Gillmore hat nach [illegible]'s A[illegible] seinen Batterien auf Morris Island [illegible] Bomben [illegible] 10 Kilom. nach Charleston geworf[illegible] der m[illegible]

lagerung durch die Sperrung des Hafens erreicht war, galt es im Norden für eine Ehrensache, Charleston und Fort Sumter, an die sich der Beginn des Secessionskrieges knüpfte, zu erobern.

XI.

Die Unthätigkeit Meade's nach dem Siege bei Gettysburg, die Mißverhältnisse Halleck's zu Rosenkranz wie früher zu Hooker hatten in der Armee, wie im Volke, schon längst den Wunsch rege gemacht, den Oberbefehl der gesammten Armee, die Halleck vom Cabinet aus führte, in eine andere, feste Hand zu legen. Eine Reihe glänzender Siege von Fort Donelson und Vicksburg bis Chattanooga hatten Grant's Namen populär gemacht, an ihn schien der Sieg geknüpft. Seine Einfachheit und Bescheidenheit, seine unerschütterliche Ruhe und Zähigkeit empfahlen Grant's Wahl, und so wurde er Anfangs März 1864 nach Washington berufen. Trobriand sagt von ihm: „Alle seine Bilder, Photographien und Zeichnungen sehen ihm ähnlich; er ist von mittlerer Größe, eher klein als groß. Er ist einfach in seinem Benehmen, seine Haltung reservirt, wie seine Manieren. Seine Schweigsamkeit ist sprüchwörtlich: Niemand hat die Maxime, daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist, sich mehr zu eigen gemacht, als er. Wie bei allen populären Helden hat man auch bei ihm sich bemüht, etwas Außerordentliches in seiner Physiognomie zu finden. Aber was man in Wirklichkeit darin liest, ist nur der Ausdruck ruhiger Festigkeit, das Bewußtsein der Stärke in der Ruhe. Seine Züge sind regelmäßig, seine Stirn breit entwickelt; der Blick der klaren und intelligenten Augen zeigt in der Regel nur kalte Verständigkeit." Grant schrieb, als er seine Ernennung vorhersehen konnte, an Sherman, um ihm und Mc. Pherson, der vor Vicksburg ein Corps mit Auszeichnung geführt hatte, für ihre Mitwirkung zu danken, die es ihm allein möglich gemacht, große Erfolge zu erringen. Die folgenden Briefe zeigen seine wie Sherman's Persönlichkeiten, ihre Verhältnisse zum Cabinet in Washington, und werfen selbst ein Licht auf die späteren Jahre der Regierung Grant's als Präsident, in denen der redliche und energische, aber weder reichbegabte noch hochgebildete Mann, oft dem gefährlichen Einfluß von Intriguanten und Speculanten zugänglich war.

Grant schrieb:

„Nashville, Tennessee, 4./3. 1864.

„Theurer Sherman!

„Die Bill, die den Rang eines General-Lieutenants in der Armee wiederherstellt, ist Gesetz geworden, und mein Name ist im Senat für diese Stelle genannt. Ich bekomme so eben Befehl, mich in Person nach Washington zu begeben, was einer Bestätigung gleich ist oder scheint. Ich reise heute ab, um den Befehl auszuführen, aber ich werde bei meiner Ankunft deutlich erklären, daß ich keinen Posten annehme, der mich zwingt, Washington zu meinem Hauptquartier zu machen. Doch ist es nicht das, was ich schreiben wollte. Wenn ich im Kriege bedeutende Erfolge gehabt, und zuletzt das Vertrauen des Volkes gewonnen habe, so fühlt Niemand mehr wie ich, daß ich die Erfolge der Energie, Geschicklichkeit und dem harmonischen Zusammenwirken Derer zu danken habe, die ich das Glück hatte zu commandiren. Viele Officiere sind da, auf welche sich diese Bemerkung in höherem oder geringerem Grade bezieht, je nach ihrer Befähigung; aber es ist mir ein Bedürfniß, Ihnen und Mac Pherson meinen besonderen Dank zu sagen, als den Männern, denen ich mehr als allen Anderen für meine Erfolge verpflichtet bin. Wie sehr Ihr Rath und Ihre Eingebungen mich unterstützt haben, wissen Sie; wie sehr Ihre Ausführung

Sie zu der Belohnung berechtigt, die ich empfangen, können Sie nicht so gut wissen wie ich. Ich fühle alle Dankbarkeit, die dieser Brief in der schmeichelhaftesten Form, die ich ihm zu geben vermag, aussprechen kann. Ich sage Ihr (you) im Pluralis, denn es gilt auch Mac Pherson, ich sollte ihm schreiben und will es noch thun; aber heute früh abreisend, finde ich keine Zeit.

Ihr Freund Ulysses Grant, Major General."

Sherman erwidert:

„In der Nähe von Memphis, 10. März 1864.

„Theurer General!

„Ich habe Ihren mehr als gütigen und charakteristischen Brief vom 4. erhalten. Ich will gleich dem General Mac Pherson eine Abschrift senden. Sie thun sich selbst Unrecht, und erzeigen uns zu viel Ehre, wenn Sie uns so großen Antheil an den Verdiensten zuweisen, die Ihre hohe Beförderung veranlaßt haben. Ich weiß, Sie genehmigen die Freundschaft, die ich immer für Sie bewahrt habe, und erlauben mir, sie wie bisher bei jeder geeigneten Gelegenheit zu zeigen. Sie sind nun Washington's legitimer Nachfolger, und nehmen eine Stelle von fast gefährlicher Höhe ein, aber wenn Sie fortfahren können, wie bisher, Sie selbst zu sein, — einfach, ehrenhaft, anspruchslos — so werden Sie lebenslänglich sich der Achtung und Liebe Ihrer Freunde erfreuen, und der Dankbarkeit von Millionen menschlicher Wesen, die von Ihrer Hand großentheils die Sicherung einer Regierung des Gesetzes und der Stabilität für sich und ihre Nachkommen erwarten. Ich wiederhole, Sie erzeigen Mac Pherson und mir zu viel Ehre. Bei Belmont verriethen Sie Ihre Natur, keiner von uns war in der Nähe; bei Fort Donelson zeigte sich Ihr ganzer Charakter, ich war nicht da, Mac Pherson in zu untergeordneter Stellung, um Einfluß auf Sie zu üben. Bis zu Ihrem Siege bei Donelson war ich, ich gestehe es, erschreckt durch die furchtbare Zahl anarchischer Elemente, die sich überall zeigten, aber da brach der Strahl des Lichtes durch, dem ich seitdem gefolgt bin.

Ich halte Sie für so brav, patriotisch und gerecht, als das große Vorbild — Washington —, so selbstlos, gutherzig und ehrenhaft, als ein Mann es sein soll; aber Ihr charakteristischer Zug ist der einfache Glaube an den Erfolg, den Sie immer gezeigt haben, den ich mit nichts als dem Glauben des Christen an seinen Erlöser vergleichen kann. Dieser Glaube gab Ihnen die Siege von Shiloh und Vicksburg. Daher, wenn Sie nach bestem Wissen Ihre Vorbereitungen getroffen, gehen Sie, wie bei Chattanooga, ohne Zögern in die Schlacht, ohne Zweifel, ohne Rückhalt, und ich sage Ihnen, das war es, was uns Vertrauen gab. Ich wußte, daß, wo immer ich war, Sie an mich dachten, und daß Sie kommen würden, wenn ich in Gefahr war, falls Sie noch lebten. Meine einzigen Zweifel betrafen Ihre Kenntniß der Strategie, der Wissenschaft und Geschichte — aber ich gestehe, Ihr gesunder Menschenverstand scheint all' das Wissen ersetzt zu haben.

Nun zu dem, was vor uns liegt. Bleiben Sie nicht in Washington; Halleck ist besser als Sie geeignet, an den Kämpfen der Intrigue und Politik Theil zu nehmen. Kommen Sie nach Westen, nehmen Sie selbst das ganze Thal des Mississippi. Lassen Sie es uns ganz sicher und ruhig machen, und ich sage Ihnen, die Hügel am Atlantischen Meere und die Küsten des Stillen Meeres werden Ihrer Bestimmung so sicher folgen, wie die Zweige eines Baumes mit dem Stamme leben und welken. Wir haben viel gethan, aber viel bleibt uns noch zu thun. Die Zeit und der Einfluß der Zeit sind mit uns, fast könnten wir stille sitzen, und die Einflüsse wirken lassen. Selbst in den Staaten der Secession wird Ihr Wort jetzt weiter reichen, als eine Proclamation des Präsidenten oder eine Congreß-Akte. Um Gottes und unseres Vaterlandes willen bleiben Sie nicht in Washington. Ich sagte Halleck, als er von Corinth wegging, das unvermeidliche Resultat vorher, und ich bitte Sie nun, nach Westen zu kommen. Hier ist der Sitz des werdenden Reiches, und von Westen aus, wenn unsere Aufgabe erfüllt ist, wollen wir schnell mit Charleston und Richmond und der verarmten Küste des Atlantischen Meeres fertig werden.

Ihr aufrichtiger Freund W. S. Sherman."

Durch diese Briefe weht ein Hauch antiker Einfachheit und Größe. Die Hindeutung auf den Westen erinnert an Jefferson's Prophezeiung, daß der Stille

Ocean bestimmt sei, ein amerikanischer See zu werden. Die steigende Bevölkerung des Westens, die Dampfschifflinien von seinen herrlichen Häfen aus, die Pacifique-Bahnen sind Schritte, welche die Erreichung dieses Ziels, das in unabsehbarer Ferne zu liegen schien, näher gerückt haben.

XII.

In Uebereinstimmung mit Lincoln, Halleck und Stanton wurde der Plan für den Feldzug 1864 von Grant und Sherman entworfen. Die Potomac-Armee unter Meade, bei der sich Grant aufhalten und die er führen wollte, sollte über den Rapidan und Rappahannok gegen Lee's Armee vordringen, sie vernichten oder zurückdrängen und Richmond nehmen. Sigel sollte im Shenandoah-Thal, Butler auf dem James-River vorgehen, und sich, wo möglich, Richmond's und Petersburg's noch vor dem Eintreffen der Hauptarmee bemächtigen, während Banks von Louisiana aus, unter Mitwirkung eines Theils der Flotte, Mobile angreifen und sich dann gegen Norden wenden sollte. Sherman war die Aufgabe zugewiesen, von Chattanooga aus in Georgien einzudringen und Johnston zurückzuwerfen, Atlanta war das Ziel seiner Operation. Aber seine Pläne gingen schon damals weiter, er wollte in das Herz der Südstaaten dringen, die Eisenbahnen und alle Verbindungen zerstören, um so die Heere der Conföderirten zu isoliren und ihnen die Subsistenzmittel zu entziehen; schon seit Jahren beschäftigte ihn dieser Gedanke und alle geographischen Verhältnisse des Kriegstheaters hatte er genau studirt. Grierson's Zug durch Mississippi und die von ihm nach der Capitulation von Vicksburg geführte, freilich resultatlos gebliebene Expedition nach Alabama hatten ihm gezeigt, daß eine Invasions-Armee in den reichen Ländern überall zu leben finde, und daß von den feindlichen Guerilla's wenig zu fürchten sei. In den Südstaaten waren die Neger seit dem Beginn des Krieges zum Bau von Feldfrüchten, die bisher aus dem Norden bezogen waren, verwendet worden, ebenso war Schlachtvieh in großer Zahl aufgezogen — das allein hatte es dem Süden möglich gemacht, seine großen Heere, namentlich in Virginien, zu ernähren; und eben darauf baute Sherman seine Hoffnung, eine Invasions-Armee durch Requisition erhalten zu können. Schon Mitte April hatte er an Grant geschrieben:

„Sollte Johnston bis hinter den Chatiahoochee zurückgehen, so würde ich seinen linken Flügel bedrohen, aber den rechten angreifen, und je nach Umständen gegen Atlanta und dessen östlichen Communicationen vorgehen. So weit blicke ich jetzt, aber immer werde ich im Auge behalten, Johnston zu beschäftigen, so daß er keinen Falls einen Theil seiner Truppen gegen Euch oder Banks senden kann. Wenn Banks zur selben Zeit Mobile nehmen und den Alabama öffnen kann, wird er den schwierigsten Theil meiner Aufgabe lösen — die Sorge um Lebensmittel. Aber darauf muß ich es ankommen lassen. Georgien hat eine Million Einwohner, können sie leben, so werden wir nicht verhungern. Wenn der Feind meine Verbindungen unterbricht, so bin ich jeder Verpflichtung enthoben, durch meine eigenen Hülfsmittel zu leben, und ich fühle mich vollständig berechtigt, wenn ich nehme, was und wo ich es finde. Ich will, wenn ich kann, meine Truppen mit meinem Gefühl beseelen, und ich meine, daß Rindfleisch und Salz Alles sind, was man zur Nothdurft des Lebens bedarf."

Im Congreß wurde damals der Gesammtetat der Truppen auf 700,000 Mann angegeben, von denen ein Theil die Freiwilligen von 1861, deren Dienst-

zeit vollendet, ersetzte. Die Conföderation hatte 224,000 Mann altgediente Soldaten, und hob im Frühjahr 1864 120,000 neue aus.

Folgendes war die Stärke und Stellung der Heere bis zum Beginn der Operationen. Nördlich des Rapidan bei Culpepper stand die Potomac-Armee unter Meade, 120,000 Mann stark; ihr gegenüber Lee südlich des Flusses; im östlichen Kentucky Longstreet, beide zusammen 90,000 Mann. Sigel stand mit 16,000 Mann bei Winchester im Shenandoah-Thal; Early mit 10,000 Mann ihm gegenüber bei Staunton. Butler stand auf der Halbinsel, zwischen dem James- und York-River mit 25,000 Mann, in Richmond und Petersburg waren mit Ausnahme der Stadtmilizen nur wenige Truppen. Bei Chattanooga vereinigte Sherman die Ohio-, Tennessee- und Cumberland-Armee — 98,797 Mann und 254 Geschütze, ohne die beiden etwas später eintreffenden Cavallerie-Divisionen Stoneman und Garrard. Johnston bildete bei Dalton und Atlanta ein Heer, das beim Beginn des neuen Feldzuges etwa 60—70,000 Mann betrug. In Missouri und West-Kentucky hatte Rosenkranz 15,000 Mann, Canby im östlichen Louisiana 10,000, Steele in Arkansas 20,000, denen nur Guerilla's und einzelne Regimenter unter Forrest in Alabama gegenüber standen. Westlich des Mississippi in Texas und Louisiana commandirte der conföderirte General Kirby-Smith, der sein Corps im Laufe des Sommers auf 30,000 Mann brachte. Im April 1864 hatte Banks vom Mississippi aus eine Expedition gegen den Red-River unternommen. Er wurde von Kirby-Smith bei Pleasant-Hill geschlagen, und nur die Kunst des Ingenieur-Obersten Bailey rettete seine Flotille vor Vernichtung. Das Wasser des Red-River war gesunken, die Schiffe konnten die Stromschnelle bei Alexandria nicht passiren. Mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten baute Bailey einen Damm unterhalb der Stromschnelle, um den Wasserstand zu erhöhen, und ließ nur einen schmalen Canal frei, den die Schiffe glücklich passirten. Zum Schutze von Washington standen in Columbia 25,000 Mann, zur Besetzung von Cairo, Memphis, Vicksburg, Port-Hudson und anderer wichtiger Punkte waren 50,000 Mann verwendet; die Garnisonen der Städte des Golf-Departements unter Beauregard, Charleston, Wilmington, Savannah &c. beliefen sich auf 25,000 Mann. Da der Oberbefehlshaber aller Unions-Armeen Anfang Mai zur Potomac-Armee ging, und während des ganzen Feldzuges an ihrer Spitze blieb, war er unabhängig von Lincoln's Cabinet, von dem Congreß, und allen Einflüssen, die sich in Washington geltend machen konnten. Ebenso ergab sich daraus, wie aus Grant's Persönlichkeit, eine weit größere Freiheit und Selbständigkeit der einzelnen Feldherren auf den verschiedenen Gebieten des weiten Kriegstheaters, die in keiner directen Verbindung mit dem täglich wechselnden großen Hauptquartier in den Wäldern und Sümpfen Virginien's bleiben konnte, während Halleck bisher von Washington aus in dauernder, meist telegraphischer Verbindung mit den operirenden Armeen geblieben war, sie von dort aus zu lenken, mindestens zu beeinflussen suchte, und thatsächlich den Feldherrn beschränkte und lähm[illegible]

Am 3. Mai 1864 begann die Potomac-Ar[illegible] Rapida[illegible]berschreiten, und hatte am 5. früh den Uebergang vol[illegible] Zu gleic[illegible] begannen die Operationen Sherman's in Georgien, Butl[illegible]em Jam[illegible] und

Sigel's im Shenandoah-Thal; letzterer sollte nach Lynchburg marschiren und die Memphis-Virginia-Bahn zerstören.

Auf dem Marsche der Potomac-Armee nach Spotsylvania wurde der rechte Flügel unter Segdwick von Lee bei Wilderneß angegriffen und zurückgeworfen; Grant hatte Lee's linken Flügel umgehen wollen, und hatte, unerwartet angegriffen, sich mit seinem linken Flügel an den Rapidan gelehnt, so hatte er Front gegen Osten, Lee gegen Westen. Am 6. Mai ging Grant zum Angriff über — beide Heere erlitten große Verluste, aber in dem waldigen, wenig übersichtlichen Terrain (der Wilderneß) kam es zu keiner Entscheidung, und Lee ging am 7. und in der folgenden Nacht unbemerkt nach Spotsylvania. Grant folgte ihm und griff ihn am 10. wie am 12. an, ohne daß es ihm gelang, die starke Stellung zu überwältigen, obwol er in dem offenen Terrain seine zahlreiche und bessere Artillerie zu größerer Geltung brachte. Der Gesammtverlust der Uniirten in den bisherigen Kämpfen des Mai betrug 25,000 Mann, der der Conföderirten 18,000 Mann. In einem unbedeutenden Recognoscirungsgefechte am 9. hatten die Uniirten den bewährten General Segdwick, die Conföderirten den trefflichen Reiterführer Stuart verloren. Grant zog im Laufe des Mai aus verschiedenen kleinen Garnisonen etwa 20,000 Mann an sich, so daß sein Verlust fast ausgeglichen war. Solcher Ergänzungen des Heeres im Laufe des Feldzuges war die Conföderation unfähig, und darauf hatte Grant's Plan beruht, den Gegner immer wieder anzugreifen, „continually hammering", wie er an Lincoln schrieb, er konnte die Verluste seines Heeres ersetzen, während auch der geringere Verlust Lee's Heer dauernd schwächte.

Grant beschloß nun, den rechten Flügel des Feindes in weitem Bogen zu umgehen, und längs der Fredericksburger Bahn auf Richmond zu dringen. Fredericksburg war durch ein Cavallerie-Corps besetzt, so konnte er statt der Virginia-Bahn, die nach Aquia Creek, als Verpflegungslinie benutzen. In der Nacht vom 20. zum 21. führte er seine Bewegung aus, und erreichte am 23. den Nord-Anna. Lee, der Grant's Umgehung bemerkt und von Richmond abgeschnitten zu werden fürchtete, war in Eilmärschen südlich gegangen, und stand in einer schon früher vorbereiteten Stellung zwischen dem Nord- und Süd-Anna. Nach einem Gefecht mit Hill's Corps überschritt Grant den Nord-Anna, fand aber die Stellung der Conföderirten so stark, daß er sie nicht anzugreifen wagte; in der Nacht zum 27. ging er über den Nord-Anna zurück, und längs des Pamunkey bis Hanovertown, wo er ihn überschritt, um sich auf Richmond zu wenden. Aber er fand Lee, dem des Gegners Abmarsch nicht entgangen war, und der den Vortheil der inneren Linie hatte, schon am obern Chikahominy stehen. Grant verlegte nun seine Operations- und Verpflegungslinie an den York-River. Dieser blitzschnelle Wechsel der Basis, der Operations- und Verpflegungslinie so großer Heere, die fast ganz aus Magazinen verpflegt werden mußten, wurde durch die Eisenbahn und Telegraphen und hier besonders durch die tiefen, weit in's Land hineinreichenden, schiffbaren Ströme erleichtert. Die Uniirten hatten die unbestrittene Herrschaft auf der See wie auf den Strömen und die Transporte von Aquia Creek erreichten auf dem Seewege Grant's Armee

am York-River so schnell, als sie auf dem Landwege Hanovertown am Pamunkey erreicht hatten.

Nach mehreren vorangegangenen Gefechten griff Grant am 3. Juni Lee's Armee bei Cold Harbor am Chikahominy, 15 Kilometer von Richmond, an, die Stellung der Conföderirten war günstig und nach einem Verluste von 1000 Mann gab er den Angriff auf und beschloß einen nochmaligen Wechsel der Operations- und Verpflegungslinie, die er nach dem James-River verlegte, was Lee ungestört geschehen ließ.

Am 14. stand die ganze Potomac-Armee am südlichen Ufer des James-River. Ein Versuch, das noch schwach besetzte Petersburg zu nehmen, mißglückte, weil Gillmore mit der Infanterie nicht rechtzeitig eintraf; am folgenden Tage wurde es von 30,000 Mann, unter Beauregard, stark besetzt und die Umgebung der Stadt befestigt. Grant vereinigte nun die gesammte Armee vor Petersburg.

Schon am 5. Mai war Butler, der sich bis Monroe auf 97 Transportschiffen eingeschifft, von Monitor's und Kanonenbooten gedeckt, den James-River aufwärts gefahren. Er landete bei City-Point an der Mündung des Appomatox, und besetzte die Halbinsel Bermuda-hundred, etwa 40 Kilometer südlich von Richmond, das er nicht anzugreifen wagte, da Beauregard in der Stadt und Umgebung mit überlegener Stärke stand. Das Cavallerie-Corps unter Kautz machte mehrere glückliche Streifzüge, und zerstörte die von Petersburg nach Norfolk und Welden führenden Eisenbahnen. Dagegen mißglückte der Versuch, Fort Darling am James-River zu passiren, ein Kanonenboot wurde durch einen Torpedo gesprengt, andere wurden beschädigt und die Flotille mußte umkehren. Am 12. hatte Butler den Feind bis in die Verschanzungen von Drurys Blaff, bei Fort Darling getrieben, war aber dann mit großem Verluste nach Bermuda-hundred zurückgeworfen worden.

Sigel war Anfang Mai im Shenandoah-Thal bis Woodstock vorgerückt, wurde aber bei New-market geschlagen und bis Straßburg zurückgeworfen; das Commando seines Corps ging auf Hunter über. So war Mitte Juni die Situation in Virginien, nach so viel blutigen Kämpfen und kühnen Operationen, weniger günstig, als sie im Sommer 1862 gewesen, während Mac-Clellan am Chikahominy und am James-River stand.

Grant griff am 16. und 17. Juni die Linien von Petersburg erfolglos an, suchte dann, um die feindliche Armee bei Richmond und Petersburg zu isoliren, die Bahn von Weldon und Danville in Besitz zu nehmen, wurde aber nach einem Verluste von 3000 Mann zurückgeschlagen. Dem Cavallerie-Corps unter Wilson gelang es, die Bahn an einigen entfernten Punkten zu zerstören, er konnte sie aber nicht dauernd behaupten und gelangte nur unter großen Gefahren, nach dem Verlust fast aller Geschütze nach City Point. Auch Sigel's Nachfolger Hunter war, nachdem er bis Lexington gedrungen, von Early, dem Lee Verstärkungen geschickt, geschlagen und nach West-Virginien gedrängt. Das ganze Shenandoah-Thal ging verloren, und Anfang Juli drang Early sogar in Maryland ein, schlug ein Corps zusammengeraffter Milizen und kehrte mit reicher Beute nach Virginien zurück. Auf Befehl Lincoln's, der Washington bedroht glaubte, schickte Grant im August Sheridan, der sich als kühner und gewandter

Cavallerieführer ausgezeichnet, mit einem Corps an den oberen Potomac. Sheridan zog alle Truppen aus West-Virginien und Maryland an sich, und stand mit 30,000 Mann Ende August bei Winchester, Early war schon vorher nach Martinsburg zurückgegangen. Mitte September ergriff Sheridan die Offensive und schlug Early am 17. und 22. September; die Conföderirten zogen sich bis Staunton zurück, und hatten soviel Kräfte gesammelt, daß Early am 19. October wieder wagen konnte, bei Cedar-Creek anzugreifen. Sheridan, der von Washington kam, traf in dem Augenblicke ein, wo Early den Sieg erfochten zu haben schien. Durch sein persönliches Eingreifen und durch das Vertrauen, das seine Gegenwart den Truppen wiedergab, wurde die drohende Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelt. In drei blutigen Gefechten und durch zahlreiche Desertionen hatten die Conföderirten 15,000 Mann verloren und waren kaum noch gefechtsfähig. Da das Shenandoah-Thal nicht länger gehalten werden konnte, zog Lee den Rest der Corps nach Richmond. Wie schon Hunter gethan, so verwüstete auch Sheridan die fruchtbare, schöne Gegend, deren Bevölkerung durchweg südstaatlich gesinnt war. In vier Kriegsjahren waren die gefährlichsten Flankenunternehmungen des Südheeres, wie die Offensiv-Operationen desselben von hier ausgegangen; von nun an trat Ruhe ein, aber es war die Ruhe des Todes und der Verödung.

XIII.

Bei den Gefechten Mitte Juni vor Petersburg*) hatte das 9. Corps (Burnside) eine vorgeschobene Stellung genommen, und war bis an eine tiefe Schlucht gekommen, in welcher die Eisenbahn nach Norfolk, 150 m. von den feindlichen Werken lief. Hinter dieser avancirten Stellung war eine, dem Auge des Feindes gänzlich entzogene Vertiefung. Auf den Vorschlag eines früheren Civil-Ingenieurs, Oberst-Lieutenant Pleasant, Commandeur der 48er Pennsylvania-Freiwilligen, ließ Burnside von dieser Vertiefung aus einen Minengang bis unter das gegenüberliegende feindliche Werk, ein Redan, treiben. Die Arbeit wurde fast ganz von den Mannschaften ausgeführt, lauter Bergleute aus der Grafschaft Schuylkill in Pennsylvanien. General Meade, wie der Ingenieur en chef der Potomac-Armee, waren zuerst gegen den Plan gewesen, da sie die Ventilation eines so langen Minenganges für unmöglich hielten, alle Beihilfe der Mineure wurde Pleasant versagt. Dennoch wurde trotz aller Schwierigkeiten die Arbeit vollendet, die Hauptgallerie war 510 Fuß lang, jede der Seitengallerien mit vier Oefen 38 Fuß lang, die Höhe 4½ Fuß. Pleasant hatte zur Füllung der Mine 12,000 Pfd. Pulver verlangt, erhielt aber nur 8000 Pfd., die sich auch als genügend erwiesen. Das feindliche Werk, das gesprengt werden sollte, war ein Redan mit etwa 200 Mann Besatzung und 12 Geschützen. Durch Wälle und Gräben mit den Collateralwerken verbunden, bildete es den vorspringendsten Theil der Befestigung; 700 Fuß dahinter lag der Kirchhofshügel mit starken Batterien, der Petersburg und alle Werke dominirte. Burnside's Plan war, unmittelbar nach der Sprengung der Mine den Kirchhofshügel und Petersburg

*) Nach den Reports of the joint committee on the conduct of war.

zu stürmen. Die 4. Division (zwei Neger-Brigaden unter Ferrero) sollte zuerst aus den Werken vorbrechen und den Kirchhofshügel erobern („in double colonns closed in mass"), zwei Divisionen sollten rechts und links von ihnen vorbrechen, rechts und links schwenken und ebenfalls den Kirchhofshügel stürmen, eine Division in Reserve bleiben. Andere Corps sollten den Angriff des 9. durch ihr Feuer unterstützen und ihnen folgen, sobald der Weg frei geworden.

Die drei ersten Divisionen des 9. Corps hatten seit Wochen in den Tranchéen gestanden und große Verluste erlitten; so traute Burnside ihnen weniger als der Neger-Division, die noch niemals im Feuer gewesen, aber zu solchen Angriffen einexercirt war. Meade hielt es für unpassend, einen so gefährlichen Auftrag gerade einer Neger-Division zu geben, und da er sich scheute, an Burnside's, seines früheren Obergenerals, Dispositionen etwas zu ändern, legte er die Frage Grant zur Entscheidung vor. Dieser bestimmte, daß die Neger-Division in Reserve bleiben, die drei andern loosen sollten, welche zuerst aus den Werken vorbrechen würde. Das Schicksal ergreift, wie ein Augenzeuge der folgenden Begebenheiten sagt, gern die Gelegenheit, um zu zeigen, wie thöricht es ist, wichtige Angelegenheiten dem Zufall zu überlassen. Ledlie's Division bildete die erste Sturmcolonne. Meade erließ die Disposition für den Angriff, in der bestimmt wurde, daß Burnside in der Nacht zum 30. seine Angriffscolonnen formiren, die Brustwehr und die Verhaue für die ungehinderte Passage der Truppen vorbereiten sollte. — Als vor Tagesanbruch alle Divisionen die angewiesenen Stellungen eingenommen, entzündete um $3^1/_2$ Uhr Pleasant die Zündwurst — aber keine Explosion erfolgte. Da erboten sich nach halbstündigem Warten Lieutenant Dorty und Sergeant Rees, beide von Pleasant's Regiment, in die Gallerie zu gehen und zu untersuchen, welch' ein Hinderniß eingetreten sei. Sie fanden bei ihrer gefahrvollen Unternehmung, daß die Leitung an einer Stelle, an welcher die Zündwurst angesteckt worden, unterbrochen sei, stellten die Verbindung wieder her, und um $4^3/_4$ Uhr wurde die Mine entzündet. Mit einem Male schien die Erde unter den Füßen der Belagerungstruppen zu beben, eine ungeheure dunkle, von Flammen und Blitzen durchzuckte Masse stieg unter donnergleichem Krachen zum Himmel empor, stieg auf wie eine Garbe, breitete sich dann wie ein mächtiger Pilz aus, dessen Stiel Feuer, dessen Kopf Rauch und Dampf war, dann fiel ein Regen von Steinen, Lehmklößen, Balken, Laffetten und menschlichen Gliedern herab, eine leichte weiße Wolke schwebte aufwärts und eine dicke dunkle Staubwolke senkte sich rings herab. Das Redan war verschwunden, an seiner Stelle ein Trichter von 25—30 Fuß Tiefe, 150 Fuß breit, 60 Fuß lang, die Wände waren ziemlich steil, meist loser Sand und einzelne Stücke fester Thonerde, so daß ein Passiren der Mine sehr schwierig war.

Unmittelbar nach der Explosion begann das Feuer aus allen Batterien der Angriffswerke, aber erst 10 Minuten nachher ging die Division Ledlie's zum Angriff vor. Aus den Seitenwerken des Redan erhielt sie keinen Schuß; da die Besatzung aus Furcht einer neuen Explosion geflohen war, sie hätte fast ohne Verlust an den Kirchhofshügel dringen und i[illegible]men können. Aber statt den Trichter zu umgehen, flüchteten sie hinein, um [illegible]gen das all[illegible] beginnende

Feuer zu finden. Der Divisions-Commandeur war unwohl geworden, saß in einer Deckung (bomb proof) bei den Angriffsbatterien und hatte nach gerichtlicher Aussage des Arztes viele narkotische Getränke zu seiner Stärkung consumirt.

Die 2. und 3. Division, die den Trichter umgehen sollten, suchten ebenfalls zum größten Theile Schutz in ihm; sie waren beide zu spät vorgebrochen, als die Vertheidiger die Werke längst wieder besetzt hatten. Der verspätete Angriff einzelner Bataillone konnte keine Wirkung haben. Nur die 4. (Neger-) Division ging tapfer vor, ordnete sich jenseits des Trichters, zersprengte ein feindliches Bataillon; aber nun concentrirte sich das Feuer aus allen Werken auf sie, und, am Kirchhofshügel angekommen, wurde sie durch einen feindlichen Gegenstoß zurückgeworfen. Nur wenige Weiße hatten sich ihr angeschlossen. Auch ihr Führer saß während des Angriffs bei Ledlie in bombenfester Deckung, und der Surgeon-General drückt sich nicht ganz deutlich aus, ob Ferrero ganz betrunken gewesen oder nur zur Stärkung seiner Nerven viel Branntwein getrunken habe. Meade hatte indessen an Burnside telegraphirt: „Warum stockt der Angriff? Jeder Augenblick ist kostbar.“ Burnside telegraphirt: „Ich thue, was ich kann, um die Truppen vorwärts zu bringen, es ist ein hartes Stück Arbeit,“ und auf Meade's spätere Frage, ob Officiere und Soldaten den Befehl vorzugehen nicht befolgten, erwidert Burnside unter Anderm, die letzte Bemerkung in Meade's Depesche sei: „unofficerlike and ungentlemanly“. Die Seitencorps hatten gemeldet, sie könnten nicht vorgehen; Burnside, der Befehl erhalten zurückzugehen, und Ord kamen in Meade's Hauptquartier, — Burnside wollte im Trichter bleiben, um in der Nacht den Kirchhofshügel zu stürmen, Ord erklärte die ganze Unternehmung für verunglückt, es sei ein reiner Mord, noch mehr Leute — es waren schon etwa 10,000 darin — in den Trichter zu stopfen.

Grant, der eingetroffen, befahl, daß der Trichter geräumt und die alten Stellungen eingenommen werden sollten. Um Mittag, als die Räumung begann, erfolgte ein Angriff der Conföderirten, und nun stürzte Alles in wilder Flucht den schützenden Werken zu. Das 9. Corps hatte an dem Tage 3828 Mann verloren. Das Comité in Washington, wie ein späteres Kriegsgericht, unter Hancock's Vorsitz, vertheilen die Schuld des Mißlingens unter Meade, Burnside und die zwei Divisions-Commandeure, die ihre deprimirten Nerven durch berauschende (intoxicating) Getränke stärkten, statt ihre Divisionen zu führen. Meade war dem Plane, den Burnside empfohlen, abgeneigt und unterstützte ihn in keiner Weise, ohne seine Ausführung zu verbieten. Burnside war ein energischer, beschränkter Mann, dabei eigensinnig und empfindlich, wie sich aus solchem Verhältnisse von Willen und Intelligenz fast immer ergibt; nach seinen vielen Mißerfolgen hatten die Truppen kein Vertrauen zu ihm, wegen seiner schroffen, brüsquen Formen war er wenig beliebt. Hier hatte er weder die Angriffscolonne richtig formirt, noch die Brustwehr und Verhaue zum Passiren der Truppen, wie Meade befohlen hatte, vorbereiten lassen. So ging der Vortheil der Ueberraschung des Feindes verloren, und seine Bestürzung gleich nach der Explosion konnte nicht benutzt werden.

Diese kläglich gescheiterte Unternehmung ist hier eingehender besprochen

worden, weil sie die Stärken wie die Schwächen der Unions-Armee zeigt und einen Blick in die persönlichen Verhältnisse der höheren Führer gewährt. Die Gewandtheit in militärischen Arbeiten, die hier ein Infanterie-Regiment ausführte, die Freude an gewagten, gewaltigen Unternehmungen, der Heldenmuth Einzelner, der Geist der Initiative zeigen sich ebensowol wie der Mangel an Subordination und Disciplin, kurz an militärischer Erziehung. — Ein Benehmen wie das von Ferrero und Ledlie wäre in einer europäischen Armee mit permanenten Officiercorps kaum denkbar — in Amerika wurden sie nicht cassirt, ich habe nirgends erwähnt gefunden, daß sie ihrer Stelle entsetzt worden und sofort ihre Division verlassen haben. Ebenso wenig werden ihre Namen in einer der späteren Actionen des Krieges genannt — sie verschwinden spurlos vom Schauplatze der Ereignisse.

Die Versuche, sich vom James-River aus des Forts Darling, das den Zugang nach Richmond sperrte, zu bemächtigen, waren erfolglos gewesen. Grant, dem jede directe Ueberwältigung von Petersburg und Richmond mißlang, suchte dessen Isolirung fortzusetzen. Er war bereits im Besitz der Norfolk-Bahn; am 18. August gelang es, sich bei Reams-Station einer Strecke der senkrecht nach Süden führenden Weldon-Bahn, 15 Kilometer von Petersburg, zu bemächtigen und sie zu behaupten. Sein nächstes Ziel war die Gewinnung der nach Westen führenden Danville-Bahn und die Einnahme des Forts Darling, das die Mitwirkung der Flotte bei einem Angriff auf Richmond hinderte. Aber bei der geringen Stärke seiner Armee und der großen Länge der Einschließungslinie beschränkte er sich im Herbst und Winter darauf, die gewonnenen Resultate festzuhalten und den linken Flügel an die Danville-Bahn heranzuschieben, um die Isolirung Lee's bei Richmond und Petersburg zu vollenden. Schon begannen die Folgen von Sherman's kühnem Zug durch Georgien nach Süd-Carolina sich fühlbar zu machen.

Im Laufe des Sommers hatte die Union noch einige maritime Erfolge. Der conföderirte Dampfer Alabama, der unter der gewandten Führung des Capitäns Semmes der Handelsmarine großen Schaden gethan, wurde auf der Rhede von Cherbourg durch den an Geschützen etwas schwächeren Kearsarge am 19. Juni in den Grund geschossen. Die Thaten der Alabama wurden damals in Europa weit über Verdienst gepriesen. Sie war ein schnelles, mit Geschützen versehenes Kaperschiff, das viele unbewaffnete Kauffahrer nahm und mit der Ladung verbrannte, aber bei dem ersten Zusammentreffen mit einem feindlichen Kriegsschiffe vernichtet wurde.

Der conföderirte Kriegsdampfer Florida, der zu seiner Ausbesserung im brasilianischen Hafen Bahia lag, wurde am 7. October durch Capitän Collins (vom Kriegsschiff Wachusetts), nachdem die geringe Mannschaft überwältigt worden, fortgeführt. Auf Reclamation Brasiliens erklärte sich die Regierung zur Auslieferung der Florida bereit; ehe sie aber zur Ausführung kam, rannte ein unirtes Kriegsschiff „aus Versehen“ so gegen die vor Anker liegende Florida, daß sie zu Grunde sank.

Anfangs August erzwang Farragut die Einfahrt in die Bai von Mobile. Die Flotte fuhr bei den Forts Gaines und Powell, die General Granger zu

Lande angriff, vorbei und hatte einen gewaltigen Kampf mit dem Widder- und Panzerschiff Tennessee zu bestehen, das erst nach mehrstündigem Kampfe die Segel strich. Das gepanzerte Kanonenboot Tecumseh der unirten Flotte wurde durch einen Torpedo über den Wasserspiegel gehoben, brach dann aus einander und versank; fast die ganze Mannschaft ging verloren. Am 6. und 8. August capitulirten die Forts Gaines und Powell, am 22. Fort Morgan; obwol Mobile erst im folgenden Jahre genommen wurde, war doch die unirte Flotte Herrin der Bai von Mobile und der Mündung des Alabama.

Vollständig mißglückte die mit großem Kraftaufwande von Hampton roads aus gemachte Expedition unter Butler und Porter gegen das Fort Fisher, das den Eingang zum Hafen von Wilmington vertheidigte. Die Flotte bestand aus 65 Kriegsschiffen, darunter 6 Panzerschiffen mit schweren Geschützen und 10 Monitors, und aus Transportschiffen für 8000 Mann Landungstruppen. Der Versuch am 23. December, die Werke des Forts durch ein als Mine geladenes Schiff zu zerstören, hatte sehr geringe Wirkung, obgleich die Explosion in der Nähe des Forts erfolgte. Bei dem Bombardement in den folgenden Tagen zersprangen sechs Parrot-Geschütze und tödteten einige 40 Mann. Dagegen wurden einige Schiffe durch das Feuer aus Fort Fisher schwer beschädigt. Der Landangriff der Truppen fand zu spät statt, und Butler gab ihn bald auf, da die Wirkung des Bombardements durch die Flotte angeblich zu geringen Erfolg gehabt hatte. Auch Porter kehrte bald darauf nach Beaufort zurück. Die Berichte des Untersuchungs-Comité's über dies sehr ungeschickt geleitete und ganz verfehlte Unternehmen sind so lehrreich als interessant.

XIV.

Im Laufe des Sommers hatte Sherman's Zug nach Georgien schon lähmend auf die Operationen des Südens eingewirkt. Unter ihm, dem Commandeur der Militär-Division des Mississippi, waren

die Cumberland-Armee 66,773 Mann und 130 Geschütze unter Thomas;
" Tennessee-Armee 24,465 Mann und 96 Geschütze unter Mac Pherson;
" Ohio-Armee 13,559 Mann und 28 Geschütze unter Schofield;
im Ganzen: 88,188 Infanterie,
6,149 Cavallerie,
4,460 Artillerie mit 254 Geschützen und 2 Ponton's Train,

vereinigt worden. Sherman trennte den Verband dieser so ungleichen Armeen nicht; er ließ jede Armee unter dem Führer, der sie früher zum Siegen geleitet, und in der Zusammensetzung, in welcher sie ruhmvoll gefochten. Im Verlauf des Feldzuges theilte er mehrmals einzelne Divisionen und Corps einer andern Armee zu, aber immer nur zu vorübergehenden Zwecken. Es liegt darin eine Achtung der moralischen Elemente, die im Kriege oft wichtiger sind, als die materiellen und mechanischen. Diese drei Armeen wurden im April bei Chattanooga zusammengezogen, um Anfangs Mai mit allen Heeren die Offensivoperationen zu beginnen.

Sherman gegenüber stand Johnston mit zwei Corps unter Hood und Hardel, etwa 45,000—50,000 Mann und 10,000 Pferde unter Wheeler bei

Dalton und Tunnel Hill, südöstlich von Chattanooga, an der nach Atlanta und von dort nach Macon, Montgomery und Augusta führenden Bahn, seiner unentbehrlichen Verpflegungslinie. Im Laufe des Mai wurde Johnston durch Polk's Corps, 12,000 Mann, und durch 2 Cavallerie-Divisionen — gegen 1000 Pferde — verstärkt. Die Zahl der Geschütze in Johnston's Armee ist nirgends angegeben; sie waren bei den Divisionen und als Reserve bei den Corps vertheilt. Das Cavallerie-Corps operirte meist selbständig. Sherman's Armeen waren in Corps und Divisionen eingetheilt, Divisions-Cavallerie fehlte. Die Cavallerie wurde zum Sicherheitsdienst und zu Operationen gegen feindliche Verbindungen verwendet. Die Artillerie war bei den Infanterie-Divisionen vertheilt, außerdem hatte jede Armee eine Artillerie-Reserve. Eine Gleichmäßigkeit scheint nicht bestanden zu haben; so haben z. B. die Cumberland- und die Ohio-Armee auf 1000 Mann etwas mehr als 2, die Tennessee-Armee 4 Geschütze.

Georgien ist eben so groß wie der preußische Staat vor 1866 — 5000 □Meilen; es hatte eine Million Einwohner und zerfällt in drei landwirthschaftlich sehr verschiedene Theile. Der nördliche, etwa bis Marietta, wenige Meilen vom Chattahoochee reichend, ist gebirgig, die niedrigeren Höhen und Thäler sind reich an Gras und Roggen; es wird viel Eisen gewonnen und in Atlanta und Rome verarbeitet; da das Gebiet der Conföderation sonst arm an Eisen ist, lag auch darin die Wichtigkeit Georgiens. Aber im Norden hatten seit Jahren Heere gestanden, und das ohnehin wenig fruchtbare Land war ausgesogen. Daher waren Sherman wie Johnston hier durchaus an die Bahnlinien gebunden.

Der mittlere Theil, bis südlich von Milledgeville reichend, ist wellenförmiges Hügelland, die Kornkammer der Südstaaten; seit Beginn des Krieges war Weizen und Mais gebaut, Vieh aufgezogen worden. In Roßwell waren Leder- und Tuchfabriken, in Atlanta Walzwerke und Pulvermühlen, Geschützgießereien und Waffenfabriken angelegt worden. Atlanta liegt weit ausgedehnt auf den Höhen, hat 4 Kilometer Durchmesser und zählte damals, weil viele Bewohner von Nord-Georgien dahin geflüchtet, 20,000 Einwohner. Der südliche Theil, von breiten, wasserreichen Gegenden durchschnitten, ist sandig, mit Kieferwäldern bedeckt, die Ufer der Ströme, namentlich nach der Küste, sumpfig.

Von besonderer Wichtigkeit war Atlanta als Eisenbahnknoten. Von hier aus ging die Nordbahn nach Chattanooga, die auf mächtigen Brücken über drei Ströme führte, und die nach Montgomery, Charleston und Savannah führenden Bahnen, die nach dem Verluste von Chattanooga allein das südwestliche Bahnnetz bildeten, mit Virginia verbanden. Von Chattanooga ist Dalton 76 Kilometer, Resaca 112, Allatoona 196, Marietta 240, Atlanta 276 Kilometer entfernt. Die von Atlanta nach Savannah führende Bahn hat eine Länge von 600 Kilometer. Aber keineswegs war Atlanta das vorherbestimmte Ziel der Operation, wenn es auch wahrscheinlich war, daß Johnston sich dahin zurückziehen würde. Ganz im Geist der deutschen Kriegsführung sagt Sherman: „Unser Ziel war weder Atlanta, noch Augusta oder Savannah, sondern Johnston's Heer, wohin immer er sich wenden möge."

Wie bei allen amerikanischen Armeen waren auch bei der in Georgia Eisen-

bahn-Abtheilungen — constructing parties —, welche die Aufgabe hatten, zerstörte Brücken und Eisenbahnen sofort wieder herzustellen. Den Transport der Truppen, der Lebensmittel und des Materials wie alle Bauten leitete der General Mac Callam, den Bau der Eisenbahn Oberst Wright, dessen außerordentliche Leistungen Sherman in seinen Berichten rühmend hervorhebt.

Sherman sagt in seinen „Military lessons on the war“:

„Die Eisenbahnen sind im Kriege so wichtig, wenn nicht mehr, als im Frieden. Die Atlanta-Campagne wäre unmöglich gewesen ohne die Bahn von Louisville nach Nashville, von Nashville nach Chattanooga, von dort nach Atlanta. Freilich konnte die eingeleisige Bahn überall leicht zerstört werden, aber die Züge führten Material und Handwerkszeug zur Reparatur mit sich. Zum Schutz der Brücken waren Blockhäuser mit kleiner Infanterie-Besatzung erbaut, von denen im Laufe des Feldzuges nur eins, bei Allatoona, in Feindes Hand fiel. Von Nashville aus war Alles militärisch organisirt, 4 Züge à 10 Wagen gingen täglich 4mal ab in einer Geschwindigkeit von 20 Kilometer die Stunde; jeder Wagen hatte 10 Tonnen geladen, also 1600 Tonnen, was den täglichen Bedarf der Armee überstieg. Dasselbe hätte nur durch 36,800 Wagen, jeder mit 6 Maulthieren bespannt, geleistet werden können. Aber nicht auf den Wegen in Georgien.“

Am 6. Mai standen die Cumberland-, Tennessee- und Ohio-Armee bei Ringold, Gordonsmill und Red Clay. Da Johnston's Stellung sehr stark war, beschloß Sherman, ihn in der Front zu beschäftigen und in der linken Flanke zu umgehen, und Johnston, fürchtend, daß die Eisenbahn in seinem Rücken durch das Umgehungs-Corps zerstört werden würde, räumte seine Stellung und wählte eine weiter südlich gelegene. Dasselbe Manöver wiederholte sich bei Resaca Mitte Mai und bei Dalton und Allatoona am Ende des Monats, so daß Johnston im Laufe des Monats unter für beide Heere verlustreichen Gefechten 200 Kilometer südlich gedrängt war. Sherman schreibt in seinen Memoiren: Mac Pherson habe seine Aufgabe, Johnston's rechten Flügel zu umgehen, nicht vollständig erfüllt. Er konnte mit 23,000 Mann trefflicher Truppen das nur von einer Brigade vertheidigte Resaca nehmen oder bis an die Bahn in Johnston's Rücken bringen; dann konnte am Beginn des Feldzuges die halbe Armee und die ganze Artillerie des überraschten Feindes in unsere Hände fallen. Johnston hätte nicht gewagt, Mac Pherson anzugreifen, denn er wußte, daß Thomas und Shofield nahe waren. Solche Gelegenheiten kommen im Leben nicht zum zweiten Male wieder, und hier scheint Mac Pherson a little timid gewesen zu sein.“ Johnston konnte mit seinem numerisch schwächeren Heere um so weniger diese Umgehungs-Tactik anwenden, da seine Soldaten großentheils neu ausgehoben waren, während die drei Armeen unter Sherman aus Veteranen der Mississippi-Armee bestanden. Johnston fehlten die Kräfte, um den Gegner durch ein starkes Corps in der Front festzuhalten und durch eine ihm gleich starke Armee in der Flanke zu umgehen. Dagegen hatte er den Vortheil der inneren Linie und konnte auf kürzerem Wege die rückwärtsliegenden, durch den Landsturm in Georgien meist vorbereiteten Stellungen erreichen, sobald er die Flankirung bewirkt hatte.

Am 2. Juli stand Johnston am Kenesaw-Gebirge, drei getrennten Bergrücken, die aus der Ebene aufsteigen, deren mittlerer sich 1200 Fuß erhebt. Die Bahn von Allatoona nach Marietta geht unmittelbar am Fuß des östlichen Abhanges vorbei und wird von hier aus beherrscht. Die ganze Gegend war durchschnitten von hinter einander liegenden Verhauen und Schützengräben, bestrichen durch wohl placirte Batterien.

Nachdem den Truppen der Nordarmee einige Ruhe gegönnt, Lebensmittel und Verstärkungen herangezogen waren, beschloß Sherman, anzugreifen. Er schreibt in seinem officiellen Bericht: „Jeder in meiner Armee erwartete eine Umgehung, da sich die Meinung verbreitet hatte, daß ich verschanzte Stellungen überhaupt nicht angriffe. Aber eine gute Armee muß nicht an Eine Art von Operationen gebunden sein, sondern jede ausführen können, die nützlich erscheint. Daher, um das moralische Element zu heben, entschloß ich mich, den Feind hinter seinen Brustwehren anzugreifen."

Der Angriff wurde zurückgeschlagen, 2500 Mann waren getödtet und verwundet, die Conföderirten, hinter den Deckungen kämpfend, hatten geringe Verluste. Johnston's Narrative gibt 808 Mann an. In seinem Bericht an den Kriegsminister schreibt Sherman: „Mich allein trifft die Schuld für das Mißlingen der Unternehmung." Er beschloß nun, Johnston's linken Flügel zu umgehen, zog Mac Pherson vom linken nach dem rechten Flügel seiner Armee und verlängerte diesen so, daß Johnston aus Besorgniß für seine Rückzugs- und Verpflegungslinie die Stellung, die er 4 Wochen lang gehalten, räumte und sich halbwegs nach Atlanta, à cheval der Eisenbahn, aufstellte. Sherman schien an seinem rechten Flügel Vorbereitungen zum Uebergang über den Chattahoochee treffen zu wollen, schickte aber ein Corps nach Roßwell und ließ da eine Brücke schlagen. Sobald Johnston Nachricht von der Vollendung der Brücke erhielt, gab er seine am rechten Flügel umgangene Stellung auf und ging, nachdem er die Eisenbahn und Brücke zerstört, ohne den dortigen Brückenkopf zu vertheidigen, nach Atlanta zurück. Sherman ließ die 90 Fuß über dem Wasserspiegel liegende, 600 Fuß lange Eisenbahnbrücke über den Chattahoochee durch Wright in wenigen Tagen wieder herstellen, zog Lebensmittel aus Chattanooga an sich und stand am 17. Juli zu neuen Operationen bereit am südlichen Ufer des Flusses.

Daß Johnston den starken Brückenkopf und viele mit großer Mühe erbaute Befestigungen, jetzt wie bei Resaca, dem Feinde überlassen, erregte in Atlanta und Richmond viel Mißvergnügen. Seine Rückzugs-Tactik wurde getadelt, und es wurde nicht bedacht, daß er zwei Monate lang den fast doppelt so starken Gegner von Atlanta fern gehalten, und ihm noch mit einer schlagfertigen Armee gegenüberstand. Aber die Politiker in Richmond forderten, daß die „Fabius-Cunctator-Strategie" ein Ende haben sollte. Sherman sagt in einem späteren, von Atlanta datirten Armee-Befehl: „Unsere Gegner wurden ihres alten und geschickten Feldherrn müde, und wählten einen anderen, schnelleren und kühneren." Johnston wurde abberufen und dem ungestümen, immer offensiven Hood das Commando übergeben. Dieser, der in einem früheren Feldzuge bereits ein Bein verloren, war bei den Soldaten beliebt und Davis hoffte durch den Einfluß von dessen

Persönlichkeit das allerdings erschütterte Selbstvertrauen der Armee wieder zu beleben.

Sherman hatte in den bisherigen Kämpfen 17,000 Mann verloren, aber Blair hatte ihm 12,000 Mann zugeführt, viele Leichtverwundete waren zur Armee zurückgekehrt, so stand er vor Atlanta so stark, wie Anfangs Mai vor Dalton. Die Süd-Armee hatte 12 bis 13,000 Mann verloren und durch Krankheiten gelitten, war also trotz ihrer Verstärkung durch Polk's Corps, die Georgia-Miliz und mehrere Cavallerie-Divisionen, außer der Cavallerie unter Wheeler, kaum 45,000 Mann stark.

Hood stand 8 Kilometer vor Atlanta, am linken Ufer des Peach-Tree-Creek, eines Baches mit sumpfigen Ufern; in Atlanta waren mehrere Divisionen zurückgeblieben; am rechten Ufer stand die Unions-Armee. Seiner Weisung aus Richmond gemäß, ging Hood am 20. Juli, wenige Tage nachdem er das Commando übernommen, zur Offensive über. Starke Colonnen, ohne Tirailleurs, stürzten am Nachmittag plötzlich aus dem dichten Gehölz und warfen eine Division von Hooker's Corps zurück. Die Division Newton hielt Stand, die aufgeworfenen Brustwehren wurden schnell von allen Truppen besetzt, und die Colonnen der Conföderirten nach schweren Verlusten zurückgeworfen.

In der Nacht zum 22. nahm Mac Pherson eine Höhe am rechten Flügel der feindlichen Stellung, welche die zu ihr führenden Straßen beherrschte. Auf ihr wurde sogleich eine Batterie angelegt. Hood verließ nun seine Außenstellung, zog sich scheinbar nach Atlanta zurück, umging aber durch Wälder gedeckt Mac Pherson, und griff die in der Nacht gewonnene Höhe mit überlegenen Kräften an, zu gleicher Zeit war die Unions-Armee in der Front am Peach-Tree-Creek angegriffen, und Wheeler hatte das schwach besetzte Dekatur, wo die Depots waren, eingenommen. Da Mac Pherson schon in der Nacht ein Corps zur Verstärkung seines linken Flügels herangezogen hatte, konnten alle Angriffe Hoods abgeschlagen werden; Mac Pherson war im Beginne des Gefechts von feindlichen Tirailleurs erschossen worden. Sherman meldete seinen Tod der Regierung mit den Worten: „Er war ein edler junger Mann, von glänzender persönlicher Erscheinung, von höchster militärischer Befähigung, von einem weichen, gütigen Herzen, das ihm die Liebe aller Menschen gewann."

An Mac Pherson's Stelle übernahm Howard das Commando der Tennessee-Armee. Der im Dienst ältere Logan und Blair wurden nicht gewählt, weil sie keine Berufs-Soldaten waren, und ihre militärische Thätigkeit als Hilfsmittel ihrer politischen Stellung gebrauchten. Sie waren tapfere und geschickte Männer, aber nicht für das Commando einer Armee geeignet. Sherman bekennt, daß er den Vorwurf verdiene, die höheren Stellen nur mit Officieren besetzen zu wollen, die in West-Point ausgebildet worden; Thomas und Schofield waren derselben Meinung. Hooker war durch Howard's Beförderung verletzt, und bat von dem Commando des 20. Corps enthoben zu werden, eine Bitte, „die General Thomas heartily" unterstützte.

Hood zog sich nach dem Mißlingen seines zweiten Offensivstoßes in die Werke, die rings Atlanta umgaben, zurück. Sherman ließ die Bahn nach Augusta von Dekatur ab gründlich zerstören, aber es gelang Stoneman nicht,

die Macon- und Montgomery-Bahn dauernd unfahrbar zu machen, er stieß überall auf feindliche Infanterie-Abtheilungen und mußte sich zurückziehen — die geringen Beschädigungen wurden schnell wieder hergestellt. Sherman erkannte, daß es ihm so nicht möglich sein würde, Atlanta durch Zerstörung der nach Süden führenden Bahnen zu isoliren, die Tennessee-Armee wurde vom linken, etwas exponirten Flügel nach dem rechten geschoben, und Atlanta statt wie bisher vom Nordosten, jetzt vom Nordwesten aus umfaßt.

Die Armee, immer durch schnell aufgeworfene Werke gedeckt, sollte allmälig um Atlanta herumgeschoben werden, und die Bahn, die nach dem Eisenbahnknoten East-Point führt, gewinnen. Ein neuer Ausfall-Versuch Hood's, bei dem seine Colonnen fünfmal bis an die Pallisadenlinie (rail piles) des Vertheidigers drangen, mißglückte, und Hood beschränkte sich nun auf eine hartnäckige Defensive. — Sherman wagte nicht, das stark befestigte Atlanta zu stürmen, und ließ von Chattanooga 4½zöllige Belagerungsgeschütze kommen, die am 10. August eintrafen. Bei einem neuen Versuch Stoneman's, die Eisenbahnen im Süden von Atlanta zu zerstören, und die grausam behandelten Gefangenen des Unionsheeres in Andersonville zu befreien, wurde er mit mehreren seiner Regimenter gefangen genommen; es schien sich das Wort zu bewähren, das Hooker nach der Schlacht von Chancellorsville an Lincoln schrieb: „Je eher Stoneman abberufen wird, desto besser für die Cavallerie."

Wheeler war nun der Unions-Cavallerie noch mehr überlegen — Sherman mußte Atlanta belagern, ohne es isolirt zu haben; bei seiner ohnehin sehr ausgedehnten Stellung konnte er nicht wagen, da er die Verbindung mit der Nord-Eisenbahn und der Chattahoochee-Brücke nicht aufgeben durfte, seine Armee zu theilen, und einige Corps nach East-Point zu schicken, während er selbst vor Atlanta blieb.

Da erhielt er die Nachricht, daß Wheeler mit der gesammten Cavallerie aufgebrochen sei, um die Bahn nach Chattanooga, womöglich nach Nashville, zu zerstören. In seinem späteren Armee-Befehl schreibt Sherman: „Zuletzt beging der Feind den lang erwarteten Fehler und sandte die Cavallerie in unsern Rücken, viel zu weit, um zurückgerufen werden zu können. Sogleich war unsere Cavallerie an der einzigen Bahn, die ihm noch geblieben (Atlanta-Montgomery), wir folgten schnell mit der Hauptarmee, und Atlanta fiel in unsere Hände."

Am 18. wurde Kilpatrik mit der Cavallerie nach East-Point geschickt, der aber die überall besetzte Bahn nicht zerstören konnte; so entschloß sich Sherman die Belagerung aufzuheben, und alle Kraft gegen die Verbindungen des Feindes, statt gegen dessen Verschanzungen zu wenden. Nur Slocum mit dem 20. Corps blieb vor Atlanta und setzte zum Schein die Belagerung fort.

Am 25. und 26. marschirte Sherman mit den drei Armeen ab und führte Proviant auf 15 Tage mit sich. Howard war zum Commandeur der Tennessee-Armee ernannt, wodurch sich Hooker und Palmer gekränkt fühlten; sie waren auf ihren Wunsch abberufen worden. Hood schickte nun ein Corps zur Sicherung der Bahn nach East-Point; in Richmond glaubte man, Sherman sei aus Mangel an Verpflegung abmarschirt und gezwungen, die Belagerung aufzuheben, die Zeitungen jubelten: „the great outflanker is outflanked."

Nachdem Howard Hardee, der nach East-Point geschickt war, nach Lovejoy zurückgeworfen, wurde die Bahnstrecke von Fairburn nach Red-Oaks gründlich zerstört, die Schienen wurden geglüht und verdreht, die Schwellen verbrannt, ebenso die Roste, auf denen sie ruhten und selbst der Bahnkörper eingeebnet. Shofield drang mit der Ohio-Armee bis zur Macon-Bahn und zerstörte sie in derselben Weise. Da Atlanta nach der Vernichtung der Bahnen nicht dauernd zu halten war, und Hood fürchten mußte, von dem Theil seines Heeres bei Lovejoy getrennt zu werden, entschloß er sich Atlanta zu räumen, und die Corps unter Hardee und Lee an sich zu ziehen. In der Nacht zum 1. September verbrannte er alle Lokomotiven und Vorräthe, sprengte den Central-Bahnhof und verließ Atlanta gegen Morgen. Slocum, der den Donner der Explosion gehört, schickte eine Recognoscirung gegen Atlanta, die es geräumt fand und besetzte. Hood vereinigte sich mit seinen Corps, und wendete sich nach Alabama. Sherman fehlte es an Lebensmitteln, um ihm folgen zu können; er kehrte nach Atlanta, dem Stützpunkt seiner ferneren Operationen, zurück. Wheeler's Versuch, die Operationslinie der Unions-Armee im Norden zu zerstören, war ziemlich erfolglos gewesen, der bei Resaca und Allatoona angerichtete Schaden war bald wieder hergestellt; bis Ost-Tennessee war er gedrungen, und am 10. September wieder zu Hood zurückgekehrt.

Lincoln hatte am 2. durch den Telegraphen die Nachricht von der Räumung Atlanta's erhalten, und am 5. beantwortet, also war damals die Leitung in Georgien wieder hergestellt.

Sherman schloß seinen dankenden und anerkennenden Armeebefehl mit den Worten: „Ich fordere Euch auf, in der Pflege der kriegerischen Tugenden fortzufahren, die Euer Vaterland wie andere Länder veredeln. Muth, Geduld, Gehorsam den Gesetzen und den Behörden unserer Regierung — Treue Euren Eiden, gute Freundschaft unter einander — Jeder suche den anderen in solchen Eigenschaften zu übertreffen, und es bedarf keines Propheten, um vorherzusagen, daß unser Vaterland aus diesem Kriege, geläutert durch seine Schrecken, hervorgehen wird, würdig seines großen Gründers Washington." In den Kämpfen vor Atlanta im Juli hatte das Unionsheer 9,719 Mann, das der Conföderirten 10,841 Mann verloren.

Während des Septembers wurde den Truppen Ruhe gegeben, Atlanta verstärkt, das Heer ergänzt und große Vorräthe per Eisenbahn nach diesem neuen Stützpunkt weiterer Operationen gebracht. Nur allmälig reifte der Plan, den Sherman schon während der Mississippi-Campagne in's Auge gefaßt hatte. Lincoln, Halleck und selbst Grant gaben nur zögernd ihre Einwilligung zu dem gewagt erscheinenden Marsche Sherman's an die See. Der Gedanke, wie die Ausführung sind diesem allein zuzuschreiben. Da Atlanta jetzt nur militärischen Zwecken dienen sollte, und bei Fortsetzungen der Operationen nach dem Süden, nicht im Rücken des Heeres als Sammelplatz der Conföderirten bleiben konnte, so befahl Sherman, daß alle nicht zur Militär-Verwaltung gehörigen Familien es verlassen sollten. Am 5. September hatte der Commandant folgende General-Ordre erlassen:

„Alle in Atlanta lebenden Familien, deren männliche Mitglieder im Dienste der Conföderirten, oder nach Süden gegangen sind, sollen innerhalb fünf Tagen Atlanta verlassen. Sie werden durch die Linien nach dem Süden gelassen werden. Alle Bürger aus dem Norden, die nicht zur Armee gehören, oder Erlaubniß von den Generalen Sherman oder Thomas haben, sollen in derselben Frist die Stadt verlassen; wer nachher in der Stadt gefunden wird, kommt in's Gefängniß.

Cogswell, Commandant."

Dem General Hood wurde ein zehntägiger Waffenstillstand vorgeschlagen, um ungehindert die Bewohner von Atlanta nach dem Süden bringen zu können. Hood antwortete:

„General! Euren gestrigen Brief, überbracht durch die Bürger Ball und Crew, habe ich erhalten. Ihr sagt darin: „Es liegt im Interesse der Union, daß die Bürger von Atlanta es verlassen." Mir steht keine Wahl frei, daher nehme ich den Vorschlag eines zehntägigen Waffenstillstandes an und will die Fortschaffung der Bürger Atlanta's nach dem Süden möglichst befördern. Und nun sei mir erlaubt zu sagen, daß diese Maßregel, die noch keinen Vorgang gefunden, an ausgesuchter und berechneter Grausamkeit Alles übertrifft, was die düstere Geschichte aller Kriege zeigt. Im Namen Gottes und der Humanität protestire ich dagegen, daß Sie die Weiber und die Kinder eines braven Volkes von ihren Häusern und Herden vertreiben.

Very respectfully your obedient servant.

Hood."

Sherman's Antwort, wie sein späterer Brief an den Mayor von Atlanta, sind so bezeichnend für ihn, und die Ansichten der Führer des Heeres über die Veranlassung und das Ziel des Krieges, wie über die nothwendige Art und Weise der Kriegführung, daß sie hier in wörtlicher Uebersetzung mitgetheilt werden:

„General! Ich habe die Ehre gehabt, Ihre Mittheilungen zu erhalten, ich übersende anliegend eine Copie meiner die Räumung betreffenden Ordres. Sie nennen meine Maßregel eine „unerhörte" und suchen in der dunkeln Geschichte der Kriege nach einer Handlung, die dieser an berechneter Grausamkeit gleiche. Aber diese Maßregel ist nicht ohne Vorgang; weise und zweckmäßig hat General Johnston angeordnet, daß alle Familien südlich von Dalton die Orte an der Kriegsstraße räumen sollten, und es ist kein Grund, Atlanta davon auszunehmen. Sie selbst haben die Häuser längs und außerhalb Ihrer Verschanzungen verbrannt, und ich habe noch heute fünfzig zerstörte, von ihren Bewohnern verlassene Häuser gesehen, die Ihren Forts und den Bewegungen der Truppen im Wege lagen. Sie haben Atlanta von einer so eng um den Ort gezogenen Befestigungslinie vertheidigt, daß jeder Kanonenschuß, manche Musketenkugel in die von Weibern und Kindern bewohnte Stadt reichte. General Hardee machte es in Jonesborough ebenso, und Johnston in Jackson. Ich habe Ihnen keine herzlose Grausamkeit vorgeworfen, nur einige Beispiele aus einer großen Zahl angeführt, und ich fordere jeden ehrlichen Mann auf, zu entscheiden, wer von uns mehr Herz für ein gutes Volk hat. Ich sage, es ist eine Wohlthat, Weiber und Kinder von dem Schauplatz des Krieges zu entfernen, und das „brave Volk" des Südens sollte davor zurückschrecken, seine Familien dem Schrecken der sogenannten barbarischen Kriegführung des Nordens auszusetzen.

Im Namen des gesunden Menschenverstandes fordere ich Sie auf, den Namen Gottes nicht in so blasphemischer Weise anzurufen. Ihr habt mitten im Frieden und Wohlstande die Nation zum Bürgerkriege — einem grausamen, düsteren Kriege — gebracht, Ihr zwangt uns zum Kampfe, Ihr nahmt unsere Forts und Arsenale weg, die von friedlichen Artillerie-Sergeanten bewacht waren, Ihr machtet die Garnisonen zu Gefangenen, die Euch gegen die Indianer beschützen sollten; lange ehe die Euch verhaßte Regierung Lincoln's ein Wort gesprochen, zwangt Ihr Kentucky und Missouri, sich Euch anzuschließen, fälschtet Ihr das Votum von Louisiana, ließet unbewaffnete Schiffe plündern, vertriebt Tausende von unionistischen Familien, verbranntet ihre Häuser und erklärtet alle Schulden der Conföderirten an den Norden für nichtig. Erzählt solche Dinge den Seeleuten, aber nicht uns, die wir alle das gesehen haben, und für den Frieden

des Südens bereit sind, so viel zu opfern, als der beste Südländer. Müssen wir Feinde sein, so laßt uns Männer sein und solchen heuchlerischen Anrufungen Gottes und der Humanität fern bleiben. Gott wird seiner Zeit richten und entscheiden, ob es humaner ist, zu fechten mit einer Stadt voller Weiber und Kinder im Rücken, oder sie rechtzeitig an sichere Plätze zu ihren eigenen Freunden zu bringen.

Very respectfully your obedient servant.

Sherman."

Am 10. September schlossen Hood und Sherman einen vom 12.—22. dauernden Waffenstillstand, innerhalb dessen die Familien, die Atlanta verlassen sollten, durch Wagen der Unions-Armee bis zur Eisenbahn-Station Rough-and-Ready gebracht werden sollten, um von da per Bahn weiter südlich befördert zu werden. Nach officiellen Mittheilungen sind während des Waffenstillstandes 446 Familien, nämlich 705 Erwachsene, 860 Kinder, 476 Diener (Sklaven) nach dem Süden geschafft worden, für jede Familie 1651 Pfund an Gütern und Nahrung. Vorher richteten der Mayor von Atlanta und mehrere Stadträthe (councilmen) noch eine Bittschrift an Sherman, worin sie sich über die Härte der Maßregel beschwerten, die Zurücknahme des Befehls erbaten und das traurige Schicksal der Ausgewiesenen schilderten:

„Was hat," schreiben sie, „das hilflose Volk von Atlanta gethan, um so von seinen Häusern in die Fremde getrieben zu werden, um dort von Almosen zu leben. Wir wissen nicht, wie viele Menschen gegenwärtig in Atlanta sind, aber viele haben Lebensmittel auf Monate, manche auf längere Zeit. Daher beschwören wir Euch ernstlich und feierlich, die unselige Ordre zurückzunehmen oder zu modificiren, und dem unglücklichen Volke zu erlauben, in seiner Heimath zu bleiben und sich dort der geringen Mittel zu erfreuen, die ihm geblieben."

Sherman's Antwort an den Mayor von Atlanta — vom 12. September — lautet:

„Gentlemen! Ich habe Euren Brief vom 11. d. Mts. und die Bitte um Zurücknahme meines Befehls erhalten. Ich habe ihn aufmerksam gelesen und glaube an alle von Euch angeführten Leiden, die die Folge seiner Ausführung sein werden. Und doch nehme ich ihn nicht zurück, denn hier handelt es sich nicht um Humanität des einen Falles, sondern darum, künftigen Kämpfen vorzubeugen woran Hunderte, ja Millionen guten Volkes außerhalb Atlanta's das tiefste Interesse haben. Wir müssen Frieden haben, nicht nur in Atlanta, sondern in ganz Amerika. Daher müssen wir den Krieg beenden, der unser Vaterland zerreißt. Um den Krieg zu beenden, müssen wir die Armeen der Rebellen vernichten, die sich gegen Gesetz und Constitution aufgelehnt haben. Um sie zu vernichten, müssen wir an die Orte dringen, wo sie ihre Waffen und Werkzeuge schaffen und ihre Vorräthe anhäufen. Atlanta kann nicht zugleich militärischen Zwecken dienen und eine sichere Stätte für Familien sein. Da wird von jetzt ab kein Handel, keine Industrie, kein Ackerbau sein, bald wird Mangel entstehen und die Familien zwingen, fortzuziehen. Warum nicht lieber jetzt gehen, wo alle Vorbereitungen getroffen sind und die Fortschaffung erleichtert wird, statt zu warten, bis das Feuer beider Armeen die Scenen des vergangenen Monats erneuert. Ich kann Euch meine nächsten Pläne nicht mittheilen, aber Ihr könnt nicht glauben, daß die Armee hier immer still liegen wird, und ich kann Euch sagen, daß meine Pläne Eure Entfernung nothwendig machen, die ich Euch jetzt auf jede Weise erleichtern will.

„Ihr könnt den Krieg nicht mit schrecklicheren Namen bezeichnen, als ich es thun will. Krieg ist Grausamkeit, und die den Krieg über dies Land brachten, verdienen alle Flüche und Verwünschungen, die das Volk ausstoßen kann. Ich hatte bei der Entzündung dieses Krieges nicht die Hand im Spiele, aber ich will jedes Opfer zu seiner Beendigung bringen. Wir können nicht Frieden und Spaltung unseres Vaterlandes zugleich haben. Wenn die Union jetzt eine Secession gestattet, werden immer neue folgen, bis wir zum Schicksal Mexiko's, dem ewigen Kriege, heranreifen. Die Union muß ihre Macht, wo sie es vermag, aufrecht erhalten; wo sie

nachgibt, ist ihre Autorität verloren, und ich weiß, daß dies nicht der Wille der Nation ist. Dieser Wille kleidet sich in mancherlei Formen, aber kommt allemal auf die Union zurück. Erkennt die Union die Autorität der nationalen Regierung an, und dies Heer, das Eure Häuser, Aecker und Straßen zu Kriegszwecken gebraucht, soll Euer Beschützer werden gegen jede Gefahr. Ich weiß, daß wenige Einzelne nicht einem solchen Strome von Irrthum und Leidenschaft, wie er den Süden zur Empörung fortriß, widerstehen können; aber Ihr könnt uns die bezeichnen, die eine Regierung wünschen, und die, welche Krieg und Verwüstung vorziehen. Ihr mögt so leicht einen Gewittersturm beschwören, als die Lasten und den Druck des Krieges. Sie sind unvermeidlich, und der einzige Weg, sie bald zu beenden, ist das Zugeständniß, daß dieser Krieg aus Irrthum begann und aus Stolz fortgesetzt wurde. Wir bedürfen weder Eurer Neger, noch Eurer Pferde, noch Eures Landes, aber wir wollen Gehorsam gegen die Gesetze der Union. Das wollen wir, und wenn das die Zerstörung Eures Eigenthums bedingt, können wir es nicht ändern. Ich wiederhole es, nach dem Grundacte der Union haben die Vereinigten Staaten ein Anrecht auf Georgien, das sie nie fahren lassen werden; ferner hat der Süden den Krieg begonnen, Arsenale, Forts, Cassen, Steuerhäuser der Union vor Beginn des Krieges, vor Lincoln's Installation, weggenommen, ehe er nur im Entferntesten provocirt war. Ich selbst sah in Missouri, Mississippi, Tennessee, Kentucky, Hunderte, ja Tausende von Weibern und Kindern, die vor Euren Armeen und Streitschaaren flohen, hungrig und mit blutenden Füßen. In Memphis, Vicksburg und am Mississippi ernährten wir manche tausend Familien von Soldaten der Conföderirten, die wir nicht Hungers sterben lassen wollten. Nun, da der Krieg zu Euch kommt, fühlt Ihr ganz anders, Ihr verabscheut seine Schrecken, die Ihr nicht fühltet, als Ihr Wagenladungen voll Soldaten, Waffen und Munition nach Kentucky in Tennessee schicktet, um die Heimath eines guten Volkes zu zerstören, das nichts wünschte, als im Frieden unter der ererbten Regierung zu leben.

„Aber das sind eitle Worte, ich bedarf des Friedens, und glaube, daß er nur durch Krieg und die Erhaltung der Union erreicht werden kann, und ich will den Krieg nur im Hinblick auf sein baldiges und völliges Ende führen. Und nun, theure Herren! wenn der Friede kommt, mögt Ihr Alles von mir fordern, dann will ich das letzte Stück trocknen Brodes mit Euch theilen und Euer Haus und Eure Familien gegen jede Gefahr schützen. Aber jetzt müßt Ihr gehen und die Alten und Schwachen mit Euch nehmen, sie ernähren und ihnen an ruhigeren Orten neue Hütten bauen, und sie dort pflegen, bis der Wahnsinn der Leidenschaften gekühlt ist und die Union und der Friede wieder über den alten Häusern von Atlanta ruhen.

In Eile Euer Sherman."

Diese Beispiele aus Sherman's Correspondenz sind hier mitgetheilt, weil sie seine Ansichten über die Veranlassung, über das Ziel des Krieges, und die Art der Kriegführung, wie die Schärfe und Ueberlegenheit seines Geistes deutlich aussprechen; sie zeigen, welcher Art die Männer sind, die Viele in Europa in behaglicher Indolenz als Halb-Barbaren und „money-makers" betrachten.



Frédéric Chopin.

Von

Louis Ehlert.

Es ist über ein Vierteljahrhundert her, daß Chopin gestorben. Er war geboren am 1. März 1809 und starb am 28. October 1849. Der Tod, welcher sonst verherrlicht oder auslöscht, hat ihm nichts gegeben noch genommen. Sein vierzigjähriges Leben war des Ruhmes voll: die Bewunderung für ihn ist eher im Wachsen als im Sinken. Kein Clavier in der alten und neuen Welt, das nicht von seinen Melodien erklingt, keine Classe der Gesellschaft, vom Hof bis zur Hofwohnung herab, die ihn nicht liebt und wenigstens schlecht zu spielen versucht. Mit seinen Mazurken, Walzern, Polonaisen sind kleine Vermögen erworben worden. Der Trauermarsch, welcher für seine Todtenfeier instrumentirt worden ist, hat seinen düsteren Prunk selbst für fremde Begräbnisse hergeben müssen, obwohl man nach ihm so wenig sterben, als nach seinen Walzern tanzen kann. Was war es, was einen Mann, dem man die Classicität im Sinne einer epochemachenden Idealität mit einigem Rechte abgesprochen hat, so weltbewegend, so eindringlich, so unvergeßlich machte?

Ich glaube, es ist ein gemüthlich oder anmaßlich philosophischer Wahn, die Kunst als abstracten Begriff rein denken zu können. Nur Einzelnen ist es gegeben, ihre Essenz zu verstehen. Wir Anderen, eingeschlossen in die Enge unserer Endlichkeit, haben für die Individualität, für den gebieterischen und strengen Umriß ihrer Einzelheit, die nächste Theilnahme. Begreiflich genug, da aller Ausdruck der Kunst zunächst ein persönlicher ist. Die Kraft eines Künstlers beruht auf zwei Eigenschaften, auf seiner Originalität und seinem Stil. So verstanden, daß wir Originalität das nur einem Einzelnen Zugewiesene, Stil den universellen Vortrag desselben nennen. Jene ist in dem Grade groß, als ihr Wesen sich von allem Vorangegangenen entfernt, dieser in dem Grade rein, als er sich dem, was ausgedrückt werden soll, unmittelbar anschmiegt. Man könnte Originalität die von allem Vorbestandenen abweichende Textur des Geistes, Stil das Gedächtniß des Naturels nennen. Bei Chopin war die Macht Beider so rk, daß er nicht nur keinen Tact, wie andere Menschen schrieb, sondern auch

keinen anders hätte schreiben können, als er ihn geschrieben. Nicht der geringste Einfluß einer Schule, nicht die geringste Unsicherheit, welche auf einen Kampf zwischen dem Gedanken und seinen Vortrag hätte schließen lassen, war bei ihm zu erkennen. Er war da, plötzlich wie eine Luftspiegelung, deren Flüchtigkeit und Phantastik uns ergötzt, und über deren Entstehung wir uns den Kopf zerbrechen. Mit Jean Paul theilte er den Mangel übersichtlichen, organischen Werdens, mit Schumann die Ueberschwänglichkeit im Gefühlsausdruck, mit Heine die Neigung zu ironischen Pointen. Dennoch hatte er mit allen Dreien nicht die geringste Aehnlichkeit. Er ist immer nur er selbst, vom ersten bis zum letzten Werk. Eine kleine Steigerung und vielleicht auch einen kleinen Abfall zugegeben, bleibt sein Schaffen in immer gleicher Reife. Wäre seine Originalität weniger souverain gewesen, wer weiß, ob er bei der Einsamkeit seines Genius, der aller tieferen Gemeinschaft den Rücken wendete, sich selbst nicht die Aehnlichkeit gekündigt hätte! Was seinen Werken so strahlenden Glanz verleiht, ist der unvergleichliche Schimmer von Grazie und Vornehmheit, der auf ihnen ruht. Es ist blaues Blut in ihnen, das Wort im Sinne der sichtbaren Bevorzugung einer Gesellschaftsclasse genommen, den dasselbe unterschiedlich immer noch hat. Was wir darunter verstehen, sind Tact, Generosität, Anmuth, die Höflichkeit gegen Jedermann und die Sicherheit, welche aus innerer Freiheit entspringt. Dies Alles besaß er in denkbarster Fülle. Aber ein Anderes fehlte ihm.

Wer einen Wald im Frühlicht durchstreift, wenn der Thau noch in satten Tropfen an den Gräsern blinkt und das verschlafene Morgenlied des Vogels träumerisch von den Zweigen ruft, der fühlt die süße Jungfräulichkeit, die heilige und geheime Majestät des Morgens. Es ist so rein, was man athmet und schaut, keine Sorge irrt den starken Schlag des Herzens. Die Kunst hat solchen Morgenlaut nur selten finden können; er ist zu still, um in Klang aufgelöst zu werden. Der Morgen ist Gottes. Eher trifft sie den Abend mit seinem Mondlicht und seinem Erinnern, denn sie selbst ist eine Verklärerin des Vergangenen, die Dämmerung ihr eigenstes Element. Landschaftsgefühl ist etwas der Musik sehr Zusagendes. Schubert und Haydn haben es in hohem Grade besessen, auch Beethoven, der im Wandern zu componiren liebte. In Schumann'schen Liedern ist es oft so stark, daß man die Natur malen könnte, die er vor sich sieht. Bei Chopin ist keine Spur davon zu entdecken. Sein Naturgefühl war kein musikalisches. In seiner Musik rauschen keine Wälder und flüstern keine Quellen; kein Morgen- und Abendroth, nur Kerzenlicht beleuchtet seine Welt. Er ist immer nur im Zimmer zu denken, nie im Freien. Die himmlische Ungenirtheit, die Hemdsärmelnatur des Menschen, kennt er nicht. Bauern tanzen zu lassen, wie Beethoven, wäre ihm unmöglich gewesen. Seine Scene ist nicht der Wald und die Flur, sondern der Salon der geistreichen Gesellschaft. Was bei ihm rauscht, ist das Gewand schöner Weiber, was bei ihm flüstert, die Rede Verliebter. Wie er kennt keiner den Reiz der geselligen Freude und der schönen Form. Verborgene Liebesqual, ihr Verzichten und doch Beharren, zeichnet er eben so sicher wie ihren Gegensatz, das auflodernde Entbrennen und Gestehen. Wie beben seine Mazurken von süßer Heimlichkeit, wie strotzen seine Polonaisen von Kraftgefühl und Stolz!

Chopin war bekanntlich Pole von Geburt. Seine musikalische Erziehung empfing er von dem damaligen Director des Warschauer Conservatoriums, Elsner. Ein in weiteren Kreisen wenig bekannter Clavierlehrer war der einzige Mentor, den er gehabt. Zur Zeit der polnischen Revolution, also 1830, verließ er sein Vaterland. Paris wurde seine neue Heimath, das Paris Louis Philipp's. Kein Ort und keine Zeit konnte für die Entwickelung seines eigenartigen Genies günstiger gewählt sein. Das Julikönigthum war trotz seiner vielen Mängel eine der gesundesten und glücklichsten Epochen Frankreichs. Eine von geistigen Interessen vielseitig angeregte Gesellschaft, ihre bequemen und freien Formen gaben in Verbindung mit der Grazie französischer Weltlichkeit eine Atmosphäre, welche dem Luxus künstlerischen Empfindens, worin Chopin's Natur wurzelte, zur ungehindertsten Entfaltung verhalf. Es gibt mächtige Constitutionen, welche unsterbliche Werke bei einer Thranlampe schreiben können. Wir könnten uns vorstellen, daß die heroische Sinfonie in einer Dachkammer und unter den bittersten Entbehrungen verfaßt wäre. Die Gedanken darin nähren und wärmen sich selbst. Aber eine so auserlesene Kunst, wie die Chopin's, ist ohne Comfort schwer zu denken. Zu seinem Fis-dur-Notturno gehören nun einmal Champagner und Trüffeln. Es ist eine Art Dessertkunst, ein schöner Luxus, entbehrlich vielleicht, aber von Keinem mißachtet, der die feineren Seiten künstlerischen Genießens kennt. Man muß sich Chopin's Leben deshalb nicht als Sybaritenthum nach modernem Recept denken. Er war niemals reich. Lectionen, Concerte, Honorare mußten seinen kleinen Aufwand bestreiten, und man zahlte in jenen Zeiten nicht wie in unseren Tagen, wo trotz des gesunkenen Geldwerthes die Kunst besser honorirt wird.

Es ist schwer für uns, am schwersten vielleicht für einen Deutschen, den polnischen Nationalcharakter noch streng zu definiren. Ein Volk, dessen Geschick scheinbar erschöpft ist, wird auch in seinen Einzelerscheinungen etwas Ungeschichtliches, Flüchtiges und schwer zu Fassendes haben. Das Hoffnungsarme und Gegenwartslose gibt ihm entweder einen Zug von fanatischem Groll oder von unergründlicher Schwermuth. Einem unterdrückten Volksstamm bleibt nur die Wahl zwischen diesen beiden Erscheinungsformen. In Chopin's Kunst und Persönlichkeit, — ich spreche von letzterer immer nur, so weit sie sich aus seinen Werken und den Ueberlieferungen abstrahiren läßt, denn persönlich gekannt habe ich ihn nicht — vereinigten sich beide, aber reizvoll gemildert durch zwei nationale Eigenschaften, das Chevalereske und das Anmuthige. Diese Trias, Schwermuth, Ritterlichkeit und Grazie, ist die eigentliche Basis seiner musikalischen Erscheinung. Alle Heiterkeit bei ihm ist nur flüchtig abgelegte Trauer, etwa wie ein Leidtragender sich im Gespräch aus Höflichkeit freundlich geberdet. Jene wahre, aus Zufriedenheit entspringende Heiterkeit, welche wir selbst bei den beiden ernstesten unter den Tonkünstlern, bei Bach und Beethoven mitunter antreffen, jene, wie Spitta sie einmal nennt, „grimmige Freudigkeit, die Bach wie ther zuweilen auszeichnet", besaß er nicht. Auch sein Lieben erscheint mehr ie Galanterie des Troubadours, welcher die künstlerische Bedeutung seines 's voll auszunutzen trachtet, denn als die nachhaltige, den ganzen Men- herrschende Gewalt eines nach Verbindung mit der Geliebten drängenden

Willens. In der That, seine Liebesempfindung macht mehr den Eindruck jener „perte de consommation", womit französische Hoteliers eine nicht genossene Mahlzeit witzig in Rechnung zu stellen wissen. Wenn ich sage, sie macht den Eindruck, so will ich damit nicht behaupten, daß Chopin's Leben ohne ernste Leidenschaften gewesen sei, denn ein Anderes ist es, etwas sein und es auch scheinen. Alles, was wir in Chopin's Musik als Liebesleidenschaft deuten können, hat etwas so Frenetisches, daß wir ihr alles eher als Beharrlichkeit zutrauen würden. Franz Liszt in seinem Buch*), der einzig umfangreicheren Arbeit, die wir über Chopin besitzen, spricht von einer schwärmerischen Jugendliebe desselben, wie wir sie bei einer poetischen Natur, welche das Leben mehr als dichterisches Bild denn als politische Realität auffaßt, wohl zu denken vermögen. Im reiferen Alter faßte Chopin eine heftige Leidenschaft zu George Sand, mit der er einen Winter auf der Insel Majorka verlebte. Das Verhältniß zu der merkwürdigen Frau endete wie andere, die sie gehabt, mit einem jähen Bruch. Chopin soll es selbst ausgesprochen haben, daß dieser Bruch auch sein Leben zerstört hätte. Vielleicht hat der Todeskeim, den er lange schon in der Brust trug, sehr dazu beigetragen, die Größe und tragische Bedeutung eines Schmerzes zu verschärfen, die er ohne ihn nicht gehabt hätte. Es ist leicht zu verstehen, daß eine außerordentliche Frau wie George Sand der reizbaren und empfänglichen Seele Chopin's eine starke Leidenschaft einzuflößen vermochte, zumal es seiner Eitelkeit geschmeichelt haben wird, von der damals schon hochberühmten Schriftstellerin aufgesucht und ausgezeichnet zu werden. Die Sand muß in jener Zeit auch schön gewesen sein, wie noch ein Bild aus ihren reiferen Jahren lehrt. Bei Frauen jedoch, deren Leben an Liebeserfahrungen so reich war als das ihre, wäre es eigentlich eine gesunde Reaction gewesen, wenn der Enttäuschung die Abkühlung gefolgt wäre; denn der rasche Wechsel von Liebesaffecten in einer Frauenseele flößt einer normalen Natur nur Grauen ein.

Die charakteristische Leistung der Chopin'schen Kunst ist der idealisirte Tanz. Was in seine Bewegung Geistiges zu legen war, was ihm den Rang einer kleinen, aber aristokratischen Kunstform verleihen konnte, Chopin hat es auf hundertfältige Weise gezeigt. Es ist die Idee des Tanzes, die er gibt; er tanzt nicht mit den Gliedern, wie Lanner und Strauß, er tanzt mit der Seele. Ihr hat er abgelauscht, was sich durch den lebendig holden Rhythmus irgend verrathen oder verheimlichen läßt. Und hier ist es namentlich die Neigung zum Wehmüthigen, oft sogar zum erschütternd Ernsten, die seinen Tanz zur Klage und zum Schmerz ausarten läßt. Er tanzt aus dem Saal hinaus in die finstere Nacht; traurig und heiß umschlingen sich die jugendlichen Leiber. Er tanzt Reue und Wuth, er tanzt über einen Kirchhof hinweg und wieder zurück in die lachend fächernde Lust des Augenblicks. Man denkt an Le Grand's „getrommelte Thränen." Unerschöpflich ist er im Erfinden von Motiven, welche den Ball in eine poetische Welt wandeln, in der die Einzel[illegible] ihr Traumleben weiterspinnen.

Nie vielleicht wurzelte eine musikalische [illegible] der Claviat[illegible]

*) F. Chopin par Fr. Liszt. Paris, Escudier. [illegible]

wie die seine. Die Tasten sind die Runenstäbchen, aus denen er seine Sprache bildet. Ist es da ein Wunder, wenn sie uns geheimnißvoller umspinnt, als andere, wenn sie uns mit fast nekromantischem Zauber berückt? Und in dieser Sprache weiß er nicht nur zu flüstern und zu schmeicheln, sie kann auch dröhnen, wie mit eherner Stimme. In den Stücken größeren Umfangs, den Scherzi's, Balladen, der Fismoll- und Asdur-Polonaise erreicht sie pathetische Kraft. Nie aber wird sie Orchestersprache, wie so oft bei Beethoven, wo das Clavier nur als rasches und zufälliges Vortragsmittel für eine noch nicht niedergeschriebene Partitur erscheint. Der Genius seines Instrumentes beherrscht ihn ganz, und wo er für Orchester schreibt, ist seine Partitur nur instrumentirter Claviersatz. Aus der innigen Verschmelzung mit seinem Idol erklärt sich die Fähigkeit, ihm Farben und Stimmungen abzuringen, die vor ihm keiner gefunden hat. Hierzu kam eine ganz neue Art von technischer Behandlung, die in dem Folgenschwersten, was er geschaffen, seinen „Etudes" und „Préludes" eine neue Welt eroberte. Es handelte sich hier nicht um neue Passagen, in der Art Hummel's und Clementi's, sondern um eine aus der Verbindung von Poesie und Fingergefühl entstandene neue Form von Wirkungen, welche den gesammten frühern Claviersatz überholte. Es war ein Combinationsvermögen, welches immer unter der unbewußten Controlle der Applicatur stand. Chopin's Phantasie muß eine Art von geistigem Fingersatz gehabt haben, welcher den ausschweifendsten Wendungen etwas angeboren Handgerechtes gab. Es ist befremdend, daß ihr Flug selten darunter gelitten; man hat eher das Gefühl, als ob Gedanke und Ausdruck bei ihm in besonderer Wechselwirkung standen.

Das Wesen der Chopin'schen „Etude" wird sich nicht leicht beschreiben lassen. Unter diesem anspruchslosen, wenig anmuthenden Namen verbarg sich neben dem technischen Rüstzeug, das er geben wollte, eine musikalische Genialität, daß Jeder sich wohl einmal die Frage vorgelegt haben wird, auf welchem Gesetz der Nachbarschaft ein Verkehr beruht haben mag, den die größte dichterische Freiheit in der Gestaltung mit dem erweislich instructiven Zweck unterhielt? Diese Frage berührt den, meines Erachtens, interessantesten Punkt in Chopin's Natur. Wo sich sonst im Leben dem Höheren ein Niedrigeres gesellt, erfährt es durch dieses eine einschränkende Rückwirkung. Bei Chopin ist es wie ein leicht gefesseltes Fliegen, wobei das Genie die ihm gesetzte prosaische Schranke nicht nur zu überwinden, sondern als ein bedeutsam schönes Maß willig zu verwerthen weiß. Der alte Zumpt hat lateinische Regeln in Verse gebracht, um sie seinen Schülern mundgerechter zu machen. Chopin bringt eine Terzenübung nicht nur in Verse, er macht ein solches Kunstwerk aus ihr, daß man sich beim Studiren derselben mehr auf dem Parnaß, als in der Lection glaubt. Jeder Passage nimmt er dadurch das Handwerksmäßige, daß er sie zur Figuration eines schönen, sich in der Bewegung gefallenden Gedankens erhebt.

Die „Préludes", welche keinen technischen Gesichtspunkt verfolgen, sind freie Schöpfungen im kleinen Rahmen, die den Musiker jedoch in seiner ganzen Vielseitigkeit zeigen. Kein Werk Chopin's gibt ein so treues und vollständiges Bild seiner inneren Structur. Vieles darin ist embryonisch. Es ist, als blätterte er in seiner Phantasie, ohne eine Seite ganz zu Ende zu lesen. Aber man findet

darin die wetterleuchtende Gewalt der Scherzo's, die halb spöttische, halb kokette Eleganz der Mazurken, den südlichen, mit üppigem Duft geschwängerten Hauch der Notturno's. Manchmal ist es, als wären es kleine Sternbilder, die sich im Niederfallen zu Tönen auflösten.

Unter den Typen, die Chopin geschaffen, steht das „Scherzo" in erster Reihe. Selbst mit dem verglichen, was Beethoven in seinen Sinfonieen so nannte, zeigt es eine breiter ausgebildete Structur. Es ist Claviermusik im Sinne der geistreichsten Virtuosität. Kein Gedankengang kann dem Beethoven'schen unähnlicher sein, als der seine. Es ist fast wie der Unterschied zwischen einem Basrelief und einer rund ausgemeißelten Figur. Das Chopin'sche Scherzo hat zwar auch einen Hauptsatz und ein Trio, aber so phantastisch modellirt, daß von dem Schulcharakter der Form fast nur der Dreivierteltact übrig bleibt. Mitunter wird es durch einige präludirende Tacte eingeleitet, immer durch eine geringer oder breiter ausgeführte Coda geschlossen. Unter seinen vier Scherzi's ist das zweite in B-moll mit Recht am populärsten geworden. Es ist so frisch und verständlich, so dramatisch packend, so glücklich in seinen Gegensätzen, wie nur die Vollkraft eines genialen Mannes es in gesegneter Stunde erfinden konnte. An geistreicher Feinheit sind ihm die anderen, namentlich das erste und vierte, überlegen, aber man muß schon ein gründlicher Kenner Chopin's sein, um alle geheimen Falten derselben zu verstehen.

Chopin soll Shakespeare und Beethoven mit großer Einschränkung geliebt haben. Das Unberechenbare und Titanenhafte in ihnen schreckte ihn zurück. Selbst von Franz Schubert hat er einmal gesagt: „que le sublime était flétri lorsque le commun ou le trivial lui succédait". Auch von Mozart's Don Juan erzählt Liszt, daß er Stellen darin gefunden hätte, die ihm peinlich gewesen wären. „Il était," sagt Liszt, „si intimement et si uniquement pénétré des sentiments dont il croyait avoir connu dans sa jeunesse les types les plus adorables, de ces sentiments que seul il lui plaisait de confier à l'art, il envisageait celui-ci si invariablement d'un unique et même point de vue, que ses prédilections d'artiste ne pouvaient manquer de s'en ressentir. Dans les grands modèles et les chefs-d'œuvre de l'art il recherchait uniquement ce qui correspondait à sa nature. Ce qui s'en rapprochait lui plaisait; ce qui s'en éloignait obtenait à peine justice de lui." Bei der unüberwindlichen Abneigung, die er gegen alles Gewaltthätige in Beethoven hatte, war er selbst doch nicht frei davon. Ja im Gegentheil, gewaltthätiger und heftiger, als er es zuweilen sein konnte, ist es kaum Beethoven gewesen. Es war die theoretische Angst vor dem eigenen Dämon, die ihn gegen den fremden so unnachsichtig machte. Es gibt solche eigenmächtige Naturen, welche es nicht ertragen können, wenn auch Andere ihre Schranken niederreißen. Im Reiche der Clavierliteratur gibt es kaum Jemand, der der [illegible]heit eine größere Gasse gebrochen hätte, als er. Von Shakespeare und Beeth[illegible] hat er die [illegible]tternde Gewalt der Episode gelernt. Wie oft sieht man [illegible]en größe[illegible] Werken, z. B. dem ersten Scherzo, nach der furchtbarsten Kat[illegible] das „[illegible]lafen des Mondlichts auf den Hügeln", w[illegible] in dem lyrisch[illegible]spiel [illegible] mann von Venedig". Es war etw[illegible]ttliches in [illegible]

vierten „Prélude“ nach allen möglichen harmonischen Auslegungen für eine melodische Phrase von zwei Noten. Schrullenhaft, aber niemals trivial, auch geziert mitunter, als redete er sich selbst mit „Sie“ an. Am unersättlichsten schwelgt seine Phantasie in der Erfindung von Mittelstimmen und harmonischen Varianten. In der „Berceuse“ erfindet er ein ganzes Tonstück über der einfachsten accordlichen Begleitung, eine Reihe von Variationen, die sich über einem harmonischen Orgelpunkt abspielen. Man denkt an einen Springquell, dessen Wasserstrahlen sich von demselben Bodenpunkt erheben, immer wandelnd in Licht und Form. Im zweiten „Impromptu“ hat er statt des harmonischen Orgelpunktes gar einen melodischen gewählt. Es ist eine beispiellose Originalität und von dem anheimelndsten Reiz. Nur darf man kein harmonischer Quäker sein und außer sich gerathen, wenn die Uhr zweimal hintereinander fünf schlägt. Quinten schreibt er, wo sie ihm klingen. In der achten Etude (op. 25) bringt er ihrer eine ganze Girandola, aber sie liegen in den Mittelstimmen und wirken vortrefflich.

Hatte Chopin im „Scherzo“ immer noch annähernde Vorbilder, so gehört die „Ballade“ ihm ganz allein. Auch ihrer hat er vier geschrieben. Jede ist von der anderen grundverschieden, nur eins ist ihnen gemeinsam, die Phantastik des Vortrags und die Noblesse der Motive. Chopin erzählt in ihnen, aber nicht wie Jemand, der ein wirklich Erlebtes mittheilt; es ist mehr das, was „nie und nimmer sich begeben“, was sich im innersten Gemüth wie ein Vorgang der Sehnsucht abspielt. Es mag viel nationales Leid darin sein, viel äußerlich erstickter und innerlich nachlodernder Groll über die dem Vaterlande geschlagenen Wunden; aber eine positive Realität, welche, wie in Beethoven'schen Sonaten, uns oft die Worte in den Mund legt, haben sie nicht. Für das Kunstwerk an sich ist dies auch durchaus gleichgültig. Die Anlässe, denen es seinen Ursprung verdankt, die bestimmten Vorstellungen, welche zufällig oder absichtlich bei seiner Abfassung mitgewirkt haben, alle diese außerehelichen Beziehungen haben kaum für den Biographen einigen Werth. Auch unter den Balladen hat sich die Stimme des Volkes richtig entschieden und der dritten in As-dur den Vorzug vor den anderen gegeben. Das Rührendste, was Chopin vielleicht geschrieben, ist die Erzählung in der F-dur-Ballade. Keine alte Legende kann einfacher und in ihrer Schlichtheit eindringlicher sein. Ich habe es erlebt, daß Kinder dabei ihr Spiel unterbrachen und aufhorchten. Es ist fast wie die zum Mährchen gewordene Musik. Dabei herrscht eine Durchsichtigkeit des vierstimmigen Satzes darin, als wiegte laue Frühlingsluft die geschmeidigen Fächer einer Palme. Welch' „sanfter, süßer Hauch“, der sich in Herz und Sinne einschmeichelt!

Die Koketterie der Anmuth, wenn man darunter das halb unbewußte Spielen mit jener Macht versteht, welche bezaubert und anfeuert, indem sie auf jedes Zugeständniß Zurückhaltung folgen läßt, war Chopin's eigentliches Wesen. Es ist nicht zu sagen, durch welche kleine Bewegung voll unwiderstehlichem Reiz er solches Liebesspiel auszudrücken verstand. Wer erinnert sich hier nicht der unvergeßlichen Stelle in der As-dur-Ballade, wo nach dem lang

ausklingenden Sextaccord von As-dur die rechte Hand eine pausirte Achtelbewegung erst allein vorträgt? Kann die Verwirrung eines Liebenden durch halbes Verschweigen und Zögern süßer aufgehalten werden? Oder jener kleinen Triolenverzierung, womit er das Thema des F-dur-Notturno's (op. 15) wie mit weichem Schmetterlingsflügel anstreift? Den künstlerischen Werth des Ornaments kann man nirgends vielleicht gründlicher studiren, als bei ihm. Das Ornament ist in der Kunst ungefähr, was die Blume in der Natur und der Schmuck im Leben der Frauen ist. Aller Schmuck, wenn er richtig gewählt ist, hat das Eigenthümliche, daß er seine Schönheit auf den Träger zurückstrahlt, wie er durch diesen eigentlich erst zu etwas Lebendigem wird. Er kann seiner Natur nach nur das Schöne schmücken; häßliche Frauen werden erfahrungsgemäß durch ihn noch häßlicher, weil der Contrast zu einem für sie ungünstigen Vergleich auffordert. Der Schönheit aber wird durch ihn etwas Liebliches, oder auch Feierliches und Prächtiges verliehen, lieblich, wenn er eine schöne Linie in ihrer Flucht zu begünstigen scheint, prächtig, wenn er in großen und kühn bewegten Formen Ruhepunkte schafft. Ein entscheidendes Moment bei seiner Verwendung ist das künstlerisch fein abgewogene Maß. Blickt man auf die verzierten „Airs" Händel's und anderer Meister jener Zeit, so kann man schwer begreifen, wie ein solcher Ungeschmack jemals Epoche machen konnte. Fast auf jeder Note ein Zierrath: es ist, als sähe man eine Hand mit Ringen an allen Fingern. Wie rührend einfach und enthaltsam erscheinen dagegen die drei Wiener Meister, namentlich Beethoven. Bei seinem Adagio könnte man sich des Bildes erinnern, das Jean Paul einmal von der Sonne gebraucht: „sie badet nackt im Blau". Auch Mozart, wo er der Primadonna nicht gerade Zugeständnisse machte, konnte völlig schmucklos sein. Ich erinnere hier nur an das „Schmähle, tobe, lieber Junge" im Don Juan. Eine Musik, wie die Chopin's, konnte aber bei ihrer vorwiegenden Eleganz den Schmuck nicht entbehren. Vom Juwelier kaufte er ihn freilich nicht, er schuf ihn mit fein fühlender Hand selbst. Sein ist die Erfindung, eine Note wie mit kleinen Diamantfacetten zu umgeben, oder mit dem Silber des Mondlichts die rauschende Fluth seiner Empfindung zu durchweben. In seinen Notturno's flimmert es wie von melancholisch weiten Sternen: aus ihrem träumerischen Himmelsschmuck hat er manche Linie heruntergeholt. Das Chopin'sche Notturno ist das dramatisirte Ornament. Warum sollte die Kunst nicht einmal in solchen Symbolen reden? In dem viel bewunderten Fis-dur-Notturno (op. 15) tritt gleich der Hauptgedanke so ornamentirt auf, daß man die Vorstellung einer sich auf die Arabeske als poetisches Ausdrucksmittel beschränkenden Phantasie nicht abweisen kann. Selbst der leidenschaftliche Mittelsatz streift in seiner Quintolenbewegung an das, was ich das tragisch figurirte Ornament in Chopin nennen möchte. Der ursprüngliche Gedanke wird hier durch dichte Schleier verhüllt, aber auch der Schleier kann Ornament sein.

Es ist vielleicht der hübscheste Theil des Liszt'schen Buches, welcher ein poetisches Bild der alten Nationaltänze entwirft, wie sie noch am Anfange dieses Jahrhunderts in Polen getanzt sein sollen. [illegible]hopin hat die letzten Reste jener Kunst, mit welcher das gebrochene Polen [illegible]ch einmal [illegible] die Erinnerungen seiner alten Herrlichkeit zurückversetzte, w[illegible] [illegible]st noch [illegible] Machen

seine Polonaisen und Mazurken doch ganz den Eindruck, als wären sie in der alten Nationaltracht geschrieben und als hörte man die Damascenerklinge und die silbernen Sporen klirren.

Die Polonaise war damals nicht die nichtssagende Promenade, zu der sie seitdem herabgesunken ist. Sie war ein ruhiger aber charakteristischer Tanz, in welchem die Majestät der Grazie die Hand reichte. In der wenig gespielten, aber schönsten der Chopin'schen Polonaisen, der in Fis-moll, sind beide Tanztypen vereinigt. Die Mazurka tritt als Einlage darin auf. Wenn es der musikalischen Phantasie jemals gegeben war, ein Culturbild zu einem Kunstdenkmal zu erheben, so ist es hier geschehen. Ich mache bei dieser Gelegenheit auf einen sinnentstellenden Druckfehler der deutschen Ausgabe aufmerksam. Seite 10 müssen auch die beiden ersten Tacte in Dur stehen. In der allernächsten Zeit werden die Chopin'schen Werke frei. Es kann nicht ausbleiben, daß wir bei einem Componisten von seiner Popularität mit Ausgaben desselben überschwemmt werden. Eine schwere Aufgabe wird es sein, den vielfach fehlerhaften Text von allen Ungereimtheiten zu befreien. Man muß zu diesem Geschäft nicht nur in der Flora Chopin's, sondern auch in seinem Dornengestrüpp gut bewandert sein. Ueber manche Note werden selbst Kenner mit einander hadern. Bei der gewissenhaften Sauberkeit, die Chopin'sche Manuscripte auszeichnete, muß die Nachlässigkeit der Correctoren oder ihre unzureichende Kenntniß des Chopin'schen Satzes groß gewesen sein. In der Handschrift zur H-moll-Sonate fand ich alle unterdrückten Stellen so sorgfältig durchkreuzt, daß sie wie guillochirt aussahen. Keine Möglichkeit, auch nur eine Note, die er verworfen, zu entziffern. Es muß ihm peinlich gewesen sein, sich in abgelegten Kleidern sehen zu lassen. Zu dieser Marotte der Sauberkeit gehört auch der bizarre Einfall, sich in seinem Concertanzuge begraben zu lassen. Er wollte diese Welt auch äußerlich in guter Form verlassen und vor den höchsten Richter nicht im Négligé treten.

Rang verpflichtet, und so hat auch Chopin den letzten Ansprüchen an einen Pianisten genügen und das unerläßliche Clavierconcert schreiben müssen. Er hat deren bekanntlich zwei verfaßt, und sich seiner Aufgabe so gut entledigt, als er konnte. Seiner Natur war es nicht gemäß, sich in breiten Formen zu bewegen. Für den Siebenmeilenstiefelschritt, den eine Partitur mitunter braucht, war seine Brust zu schwach. Auch das „Trio" und die „Cellosonate" waren Probleme, für deren Lösung die Natur ihn nicht bestimmt hatte. Er mußte allein in die Tastatur greifen, nicht Rücksichten auf neben ihm sitzende Spieler zu nehmen haben. Er war am größten, wo er ohne jeden formellen Zwang frei aus sich heraus schaffen konnte. Dann entstanden jene in ihrer Eigenart ihm allein angehörenden Werke, die „Impromptu's", „Rondo's", „Phantasien", die „Tarantelle" und die unvergleichliche „Barcarolle". Auch die beiden Sonaten, namentlich die zweite in H-moll, deren erste drei Sätze zu seinen bedeutendsten Arbeiten gehören, darf man mit gutem Recht hierher rechnen. Der „Trauermarsch" der B-moll-Sonate verdankt seinen großen Ruhm der wunderbaren harmonischen Verquickung zweier Dreiklänge, die in diesem Zusammenhange etwas Hochtragisches haben. Der Mittelsatz fällt leider ganz aus dem Rahmen.

Trüge er wenigstens Halbtrauer; man kann nach so viel schwarz verhängtem Flor doch nicht gleich wieder weiße Wäsche zeigen.

Ich habe von der Popularität Chopin's gesprochen, muß dies jedoch erläutern. Man kann den Menschen nur auf zweierlei Weise gefallen, indem man sie entweder unterhält, oder sie außer Fassung bringt. Das Letztere thun die eigentlichen Genies. Sie erschüttern, verwirren und setzen an die Stelle des Alten ein Neues. Es klingt wunderbar, aber es ist so: dieser heftige Wechsel wird nach kurzem Sträuben zur angenehmen Empfindung. Man fühlt sich geschmeichelt, indem man für Bereicherung und Entwickelung des eigenen Wesens nimmt, was nur Reichthum und Entwickelung eines fremden war. Im Menschen steckt das dunkle Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit durch einen tüchtigen Sturm durchrütteln zu lassen. Alle Kunst, die so orkanhaft wirkt, breitet sich rasch aus. Was nur schön ist, was den Pendelschlag unserer Empfindung nicht aus dem Tact bringt, bricht durch den Dunstkreis des alltäglichen Seins nur mit stiller, mähliger Macht. Man hat treffend von der erhabenen Gleichgültigkeit des Schönen gesprochen, denn das Schöne an sich ist kalt und statuär. Erst wenn es sich im Künstler aus seiner Starrheit zu erlösen beginnt, wenn es zum schön Bewegten und Berührenden wird, nimmt es jene Flimmerbewegung an, welche auch im geistigen Leben die Vermittlerin der Empfängniß ist. In Chopin's Seele waltete ein unbewußtes System von Anziehungskräften. Er besaß das richtige Quantum an Sinnlichkeit, ohne welches ein Künstler niemals prägnant ist, und neben all' den Eigenschaften, worin andere Musiker groß sind, eine unwiderstehliche Grazie des Herzens. Aus solcher Vielseitigkeit, wenn sie von dem Naturtrieb begleitet ist, sich immer frisch zu erhalten und in ihrem Wechsel eine künstlerische Ordnung einzuhalten, entspringt das, was man im guten Sinne das Unterhaltende nennen kann. Dies ist das Geheimniß seiner Allmacht. Aus ihm erklärt sich, warum Menschen, welche der Instrumentalmusik sonst abhold sind, die verständlicheren seiner Werke lieben.

Von contrapunctischer Kraft ist bei Chopin natürlich keine Rede. Das frei Gestaltende in ihm schloß diese Form des Denkens aus. Wie begabt er aber auch auf einem ihm so fern liegenden Gebiete gelehrter Bildung gewesen, das sieht man zuweilen an kanonischen Wendungen, wie, um hier nur ein Beispiel anzuführen, am Schlusse der Cis-moll-Mazurka (op. 63). Kein in gelehrter Kunst Ergrauter hätte diesen Kanon in der Octave vollkommener schreiben können. Im Harmonischen ist Chopin oft über die glückliche Mitte des schön Faßlichen hinausgegangen. Die Stimmführung, welche ihn leicht zu Anschoppungen verleitete, wird durch eine gefährliche Vorstellung vom Gleichzeitigen zuweilen in ihrer Klarheit beeinträchtigt. Welcher Dilettant kann beispielsweise die imitatorischen Mittelstimmen am Schluß der „Barcarolle“ (Tact 8, 9, 10 — ich zähle rückwärts) noch rein denken? Derartige Trübungen, welche einen kleinen Hang zum Gewaltthätigen verrathen, sind nicht selten bei ihm. Der sogenannte „Durchgang“ wird zum Durchgänger. Manches beruht nach meiner vollen Ueberzeugung auf falschen Lesarten, aber es bleibt des Wunderlichen immer noch genug, um ein gerechtfertigtes Kopfschütteln zu erregen. Der Vortrag kann an solchen Härten viel mildern und durch geistvolle Benutzung des

„Rubato“ über manche fragwürdige Stelle glimpflich hinweghelfen. Nur sei als innerstes Spielgesetz des Rubato erkannt, daß sich Zeitverlust und Zeitgewinn decken müssen. Ueberall bei Chopin, wo sich das Accelerando nicht zeitlich wieder im Ritardando einbringt, entsteht beim Hörer das Gefühl von etwas Falschem. Jene kleine Ebbe und Fluth des tactfreien Spiels, welche die mathematische Starrheit der Quantität lockern aber nicht zerstören soll, ist von jeher der Triumph und die Gefahr der Virtuosen gewesen. Wer sich von diesem musikalischen Gesetz der Wellenbewegung eine Vorstellung machen will, der höre Joachim, wenn er Bach spielt.

Man stellt sich einen Mann, der uns von früher Jugend an lebhaft beschäftigt hat, gern leiblich vor. In Florenz sah ich bei Mme. Rubio, einer Schülerin Chopin's, ein Bild aus seinen reiferen Jahren, das frappant ähnlich gewesen sein soll. Es weicht sehr von den bekannten Portraits ab, ist mir aber von allen das wahrscheinlichste. Nach ihm war Chopin nicht schön. Er hatte eine sehr starke Nase und kleine Augen. Daß diese sehr ausdrucksvoll gewesen sein müssen, sieht man selbst aus dieser flüchtigen Skizze, die ganz den Eindruck eines wahren Momentbildes macht. Stirn und Hände sind von der größten Distinction, die Haltung vornehm nachlässig, der feine Mund — übrigens auf allen Bildern der gleiche — sanft geschlossen, als verschwiege er eine süße Melodie. Schilderungen, die Zeitgenossen wie Liszt und Hiller von seinem Wesen und Spiel geben, stimmen mit diesem Bilde vollkommen überein. Man spricht von einem Briefwechsel Chopin's, der nächstens erscheinen soll. Bei der großen Zurückhaltung, die derselbe in brieflichen Aeußerungen bewiesen haben soll, — er zog es vor, durch halb Paris zu laufen, um ein Billet nicht schreiben zu dürfen — ist es nicht denkbar, daß derselbe Wesentliches enthalten wird, es wäre denn, daß Briefe an die Sand oder seine Familie, mit der er in fortdauernder Freundschaft stand, vorlägen. Man kann sich Chopin's Persönlichkeit auch ohne solche Documente vergegenwärtigen. Eine persönlichere Kunst als die seine hat es kaum jemals gegeben. An jedem seiner Werke läßt sich, um ein Wort Paul Heyse's zu gebrauchen, noch der frische Erdgeruch wahrnehmen, mit dem es keimte und wuchs. Man sieht eben so gut den Sonnenstrahl, der in seine Arbeitsstube fällt und sein warmes Licht um seine Feder legt, wie man den feuchten Nebel fühlt, der wie ein dem Grab entstiegener Thau seine Brust bedrückt. Man sieht ihn in dem vollen Rausche glückseligster Jugend, wie in dem frühen Herbst, der ihn uns so bald rauben sollte. Das Leben hat ihn früh müde gemacht. Zart und gebrechlich, wie er war, liefen seine schwachen Füße sich am Granit der Erde wund. Die furchtbare Realität des Daseins erschreckte ihn, weil sein inneres Leben ohne den derben und gesunden Trieb war, ihm abzutrotzen, was es nimmer gutwillig gibt. Bis zu der epischen Kraft, welche in aller Erscheinung nur festhält, was sie unter gegebenen Bedingungen sein und bedeuten kann, vermochte er nicht vorzudringen . . . .

Wie lange wird die Chopin'sche Kunst noch bestehen? Es scheint mit dem Altern der Musik noch eine besondere Bewandtniß zu haben: sie gleicht den südlichen Frauen, deren Schönheit sich rasch verzehrt. Daß sie schneller veraltet als ein Bild oder eine Statue, wer möchte das leugnen? Was der menschliche Geist

rein aus sich heraus schafft, was sich an kein Vorbild der immer gleichen Natur anlehnt, muß das nicht wandelbar sein? Ein Stein verwittert, eine Farbe verblaßt, aber wieviel rascher verklingt ein Ton? Wo ist die Mozart'sche Claviersonate hin? Legen sich nicht selbst um die Weber'sche Sonate, uns noch so nahe, schon die ersten Schatten des Abends? Nur wo eine musikalische Kunst das Höchste geleistet, wie bei den alten Italienern, bei Bach, in den Sinfonieen und Quartetten Beethoven's, läßt der Schritt der Jahrhunderte kaum eine Spur zurück. Ist Chopin'sche Kunst in solche Reihe zu stellen? Gewiß nicht! Aber, sie ist ein so durchdringender Ausdruck einer durch und durch originalen Natur sie hat das Empfindungs- und Darstellungsgebiet des verbreitetsten aller Instrumente so nachhaltig erweitert, daß wir kein Urtheil über das Tempo ihrer Vergänglichkeit haben. Ich halte insbesondere die „Etuden“ für ein kaum jemals zu verdrängendes Element der Clavierliteratur, und zwar, wie ich schon ausgeführt, wegen des in ihnen herrschenden Synchronismus von Zweckmäßigkeit und schön waltender Phantasie. Nach hundert Jahren werden diese Studien wenn nicht mit demselben Recht wie das „wohltemperirte Clavier“, denn dieses ist ein Werk grundverschiedenen Geistes, aber mit derselben Nothwendigkeit auf allen Flügeln liegen. Welche Stelle die Kunstgeschichte in späten Tagen den freien Tonschöpfungen Chopin's einräumen wird, wer kann es sagen? Aber ich denke, es wird eine Stelle sein, um welche die Spinne nicht ihr graues Netz webt, sondern wo Epheu und Rosen ihren lebendigen Kranz um ein Gedächtniß flechten werden, welches die Sprache der Grazie und der Wehmuth zu einem unvergeßlichen gemacht hat.

Paul Anselm von Feuerbach.

Von

Professor Dr. A. Geyer in München.

Fast um dieselbe Zeit, im November 1875, wo der deutsche Reichstag seine bewegte Debatte über die Revision des deutschen Strafgesetzbuches begann, haben mehrere deutsche Universitäten die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages des großen Criminalisten gefeiert, welcher unter den Neuern vielleicht am Meisten zur Entwicklung des Deutschen Strafrechtes überhaupt beigetragen. Es wird daher als begründet erscheinen, wenn wir auch an dieser Stelle das Andenken Paul Anselm von Feuerbach's zu erneuern versuchen und der Betrachtung seines Lebens, seines Charakters und seiner Verdienste um Theorie und Praxis des Strafrechts die nachfolgenden Blätter widmen.

I.

Paul Johann Anselm Feuerbach ward am 14. November 1775 zu Hainchen bei Jena geboren. Sehr häufig wird in älteren und neueren Werken Frankfurt am Main als sein Geburtsort genannt, weil sich Feuerbach's Vater, der Dr. jur. Anselm Feuerbach, schon im nächsten oder zweitnächsten Jahre darauf mit seiner Familie in Frankfurt als Advocat niederließ. Von unseres Paul Johann Anselm ersten Jugendjahren sind uns nur wenige Nachrichten aufbewahrt. Blos das ist bekannt, daß sich schon frühzeitig in dem Knaben glänzende geistige Begabung und ein reger Wissenstrieb entwickelte, zugleich eine Lebhaftigkeit und Erregbarkeit des Temperaments kundthat, welche manchen Conflict mit dem strengen Vater hervorrief. Das harte Regiment des Hauses trieb endlich den siebzehnjährigen Jüngling dazu, wider den Willen des Vaters im November 1792 die Heimath zu verlassen und in Jena, wo er nur von einer Tante kärglich unterstützt wurde, sich den philosophischen Studien zu widmen.

Vor Allen war es hier der treffliche Reinhold, welchem er sich näher anschloß und welchen er (in einem Brief an seinen endlich mit ihm ausgesöhnten Vater) als „seinen Führer zum Guten und väterlichen Freund" bezeichnet. „Ihm dankt es unsere Akademie," fährt er fort, „daß sie das Lob sich erworben

hat, die beste, die gesittetste zu sein. Ihm danke ich es (und mit mir unzählige Jünglinge), daß ich besser geworden bin, ihm danke ich die Ausbildung meines Geistes und die Schärfung meiner Denkkraft, ihm danke ich es endlich, daß ich warmer Freund reeller Wissenschaften, Freund des eigentlichen angestrengten Denkens geworden bin."

Die wenigen auf uns gekommenen Bruchstücke aus dem Tagebuche, welches Feuerbach damals führte, zeigen uns einerseits einen in der Weise jener Zeit empfindsam schwärmenden, namentlich von Liebe zu jugendlichen Freunden überströmenden Geist, andererseits ein leidenschaftlich aufbrausendes Gemüth, wie Feuerbach denn selbst bemerkt, daß er, wenn er Verachtung in dem Benehmen Anderer wahrzunehmen glaube, so sehr in Hitze gerathe, daß er sich kaum enthalten könne, mit tödtlichen Waffen auf seinen Gegner loszugehen. Charakteristisch ist auch das Bekenntniß des noch nicht Neunzehnjährigen (16. April 1795): „Ehrgeiz und Ruhmbegierde machen einen hervorstechenden Zug in meinem Charakter aus. Von Welt und Nachwelt gepriesen zu werden, dünkt mir das größte Erdenglück. Oft wünsche ich, mein Leben im Vollbringen großer Thaten selbst unter qualvollen Martern hinzugeben, um nur in den Jahrbüchern der Menschheit als großer Mann zu glänzen. Ich höre nicht gern das Lob großer Männer; ich meine, ich müßte vor Scham vergehen, wenn ich bedenke, daß ich schon 18 Jahre alt und noch der Welt unbekannt bin, da doch Andere schon in den frühesten Jünglingsjahren die öffentliche Laufbahn betreten haben."

Uebrigens hatte Feuerbach schon im vorangehenden Jahr einige Aufsätze in Meißner's „Apollo" veröffentlicht. Seine erste selbständige Schrift: „Ueber die einzig möglichen Beweisgründe gegen das Dasein und die Gültigkeit der natürlichen Rechte," in welcher er die Gültigkeit der „Menschenrechte" nach den Principien der kritischen Philosophie zu beweisen versuchte, erschien in demselben Jahre 1795, in welchem er (am 12. September) als Doctor der Philosophie promovirte. Im Jahre darauf unternahm er es, in einer „Kritik des natürlichen Rechts als Propädeutik zu einer Wissenschaft der natürlichen Rechte" für die Rechtslehre ein selbständiges, von der Moral unabhängiges Princip aufzustellen.

Sein Vater war mit dieser philosophischen Richtung des Sohnes höchlich unzufrieden und bestand darauf, daß dieser sich der Jurisprudenz zuwende, welche ihm eher zu Amt und Einkommen verhelfen könnte. Hierzu kam noch ein Liebesverhältniß zu Wilhelmine Tröster aus Dornburg, welches den jungen Doctor der Philosophie dazu drängte, so bald als möglich einen eigenen Hausstand zu begründen. Und so ruft er denn in einem Briefe vom Neujahr 1796 an seinen Vater aus: „Ich will gern auf der einmal betretenen Bahn wieder umkehren und meine Lieblingsneigung der väterlichen Liebe zum Opfer bringen. Es wird mir ein Leichtes sein, bald in der Jurisprudenz das zu werden, was ich jetzt in der Philosophie geworden bin." Ueber jene entscheidende Wendung und Wandlung hat er fünfundzwanzig Jahre später in einem Brief an seinen Sohn Anselm, der damals einen schweren Kampf zwischen der Neigung zur Theologie und der Liebe zur Archäologie kämpfte, in wahrhaft denkwürdigen Worten Aufschluß gegeben. „Wie der Gedanke an Pflicht und Nothwendigkeit selbst gegen innere Neigung

zu begeistern vermag, wie man, selbst in einem unserer Lust gar nicht zusagenden Fache, ausgezeichnet werden kann, wenn man nur ernstlich will und es sich etwas Mühe kosten läßt, wenn man nicht blos den Gelüsten nachgeht, sondern vor Allem durch die ernste Pflicht sich führen läßt, die bald freundlich uns lächelt und für unsern Schweiß uns lohnt, dafür kann ich Dir mein eignes Beispiel nennen. Die Jurisprudenz war mir von meiner frühesten Jugend an in der Seele zuwider, und auch noch jetzt bin ich von ihr als Wissenschaft nicht angezogen. Auf Geschichte und besonders Philosophie war ausschließend meine Liebe gerichtet; meine ganze erste Universitätszeit.... war allein diesen Lieblingen, die meine ganze Seele erfüllten, gewidmet, ich dachte nichts als sie, glaubte nicht leben zu können ohne sie.... Da wandte ich mich mit raschem, aber festem Entschluß von meiner geliebten Philosophie zur abstoßenden Jurisprudenz; sie wurde mir bald minder unangenehm, da ich einmal wußte, daß ich sie liebgewinnen **müsse**; und so gelang es meiner Unverdrossenheit, meinem durch die bloße Pflicht begeisterten Muth.... daß ich schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl besteigen, meine Zwangs-, Noth- und Brodwissenschaft durch Schriften bereichern und so einen Standpunkt fassen konnte, von welchem aus ich rasch zu Ruhm und äußerem Glück mich emporgeschwungen.... habe."

In der That hatte **Feuerbach**, der sich erst mit dem Jahre 1796 der Rechtswissenschaft zugewandt, noch ehe das Jahrhundert zur Neige ging, sich als ein Criminalist, dem kaum ein Anderer den Rang streitig machen konnte, einen durch ganz Deutschland widerhallenden Ruf gegründet. Mit jenem Feuereifer, welcher ihm noch in späteren Jahren den scherzweisen Beinamen Vesuvius erwarb, und zugleich mit jener Gründlichkeit, welche den echten Anhänger der kritischen Philosophie kennzeichnet, widmet er sich dem neuen Beruf, veröffentlicht, außer verschiedenen kleineren Abhandlungen, im Jahr 1798 seine „Philosophisch-juridische Untersuchung über das Verbrechen des Hochverraths" und seinen „Antihobbes oder über die Grenzen der höchsten Gewalt und das Zwangsrecht der Bürger gegen den Oberherrn," erwirbt am 15. Januar 1799 auf Grund einer Dissertation „De caussis mitigandi ex capite impeditæ libertatis" die Doctorwürde, eröffnet im Sommersemester eben dieses Jahres als Privatdocent in Jena seine Vorlesungen über peinliches und römisches Recht, sowie über Rechtsgeschichte und legt durch die 1799 und 1800 in zwei Bänden erschienene „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des peinlichen Rechts," sowie durch sein 1801 in der ersten Auflage herausgegebenes: „Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts" den Grund zu einer vollständigen Umwälzung auf dem Gebiete der strafrechtlichen Theorie und Praxis.

Das außergewöhnliche Aufsehen, welches die beiden ebengenannten Werke machten, die tiefgehende Wirkung, welche sie übten, erklärt sich nicht blos durch die klare, anziehende Form der Darstellung, sondern auch durch den Inhalt, welcher hier allerdings mit einer Lebhaftigkeit, Frische und Gewandtheit vorgetragen wurde, die zu der Schwerfälligkeit, Trockenheit und man kann sagen ...geschmacktheit, mit welcher die damaligen Criminalisten in der Regel ihre ...n explicirten, einen auffallenden Contrast bildet. Die Strafrechtstheorie ...elche **Feuerbach** aufstellte, war unzweifelhaft, abgesehen von der Be-



gründung der Zurechnung auf die Unfreiheit statt auf die Freiheit, weniger originell und neu dem Inhalt nach, als vielmehr ausgezeichnet durch die auch hier hervortretende ganz eigenthümliche Darstellungsweise und Methode des geistvollen Verfassers. Gerade der Umstand aber, daß sie dem letzten Ergebniß nach nicht wesentlich abwich von den bisherigen Anschauungen und Uebungen der Theoretiker und Praktiker, hingegen einen inneren Zusammenhang in das brachte, was man bisher gelehrt und gethan, daß sie methodisch zusammenfaßte und mit philosophischer Schärfe und Consequenz begründete, was man ohne klares Bewußtsein, und daher vielfach sich selbst widersprechend als „gemeines Herkommen" betrachtet und ausgeführt hatte, mußte dem kühnen, wohlgefügten Bau des neuen Systems Bewunderer und Anhänger gewinnen. Dabei stützte sich Feuerbach auf die Kant'sche Philosophie und ihre Auffassung vom Staat als einem Verein zur Sicherung der Rechte, und eben diese Philosophie drängte zur damaligen Zeit immer mehr die Räsonnements der Popularphilosophen in den Hintergrund, um auf dem Gebiete des Naturrechts für einige Jahrzehnte eine fast unbestrittene Oberherrschaft zu erlangen.

Es ist hier nicht am Ort den Werth der Feuerbach'schen Strafrechtstheorie ausführlich zu prüfen. Sie ist eine eigenthümlich modificirte Abschreckungstheorie, welche aus dem Zwecke des Staats, die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten, zunächst Recht und Pflicht folgert, den Bürgern des Staats als möglichen Rechtsverletzern durch Strafdrohungen entgegenzutreten. Diese müssen ein Gegengewicht schaffen gegen die Macht der sinnlichen Triebfedern, die allein die Menschen zu Verbrechen anreizen können. Der sinnliche Mensch wählt nothwendigerweise von zwei Uebeln das kleinere. Erscheint es ihm als ein Uebel, das Verbrechen, zu welchem er sich getrieben fühlt, zu unterlassen, so wird er dennoch nach jenem Gesetz seiner Natur psychologisch gezwungen sein, die verbrecherische Neigung zu unterdrücken, wenn ihm, falls er dies nicht thäte, ein größeres Uebel als Strafe in sicherer Aussicht steht. Das Strafgesetz übt in solchem Fall also einen psychologischen Zwang.

Wäre diese Behauptung Feuerbach's begründet, so müßten, falls die Strafgesetze nur richtig abgefaßt wären, alle Verbrechen unterbleiben. Nun zeigt uns aber schon die Erfahrung, daß niemals, auch unter der Herrschaft der härtesten Strafgesetze, ein solcher utopischer Zustand eintritt. Jener angebliche psychologische Zwang, den Strafdrohungen ausüben sollen, beruht eben auf einer falschen psychologischen Voraussetzung. Gewiß ist es, daß auf einen Theil der zu Verbrechen Geneigten allerdings die Furcht vor der Strafe abschreckend wirkt und daß sie nur durch das Gesetz in den Schranken gesetzlichen Handelns gehalten werden. Ebenso gewiß aber, daß in zahlreichen anderen Fällen entweder die eingewurzelte Leidenschaft oder die blinde Gemüthsaufwallung, welche zum Verbrechen hinreißt, es überhaupt nicht zum Gedanken an das Strafgesetz kommen läßt, oder eine schlaue Berechnung, welche die Chancen des Unentdecktbleibens oder Unbestraftbleibens mit in Betracht zieht, ihre Wirksamkeit äußert oder eine „übersinnliche Triebfeder", um in Feuerbach's Sprachweise zu reden, (denn es gibt auch Verbrecher aus Ehrliebe, Mitleid, Liebe, Patriotismus u. s. w.) jedes auf „sinnliche Triebfedern" berechnete Gesetz unwirksam macht, ja daß sogar

Fälle vorkommen, in welchen ein Verbrechen begangen wird, damit die aus irgend einem Grund von dem Verbrecher gewünschte Strafe ihn treffe. Jedes Verbrechen, das trotz der Strafdrohung begangen wird, zeigt die Unzulänglichkeit des durch denselben beabsichtigten „psychologischen Zwangs“, nöthigt also zu einer Schärfung des Gesetzes, so daß nach kurzer Zeit das Strafgesetzbuch auf diesem Weg bei der Androhung von Todesstrafen gegen sämmtliche Verbrechen anlangen und zuletzt dem an sich selbst verzweifelnden drakonischen Gesetzgeber der in Blut getränkte Griffel entsinken müßte.

So gilt es denn auch gegen die Consequenzen der von Feuerbach aufgestellten Theorie selbst, was er bei Gelegenheit ganz richtig bemerkt hat: „daß grausame Strafen, indem sie die Gemüther abstumpfen, vielmehr eine Ursache von Verbrechen als ein Mittel sind wider dieselben, und daß ein Gesetzgeber seine unbedachtsame Strenge in immer wachsender Progression zum Extrem aller möglichen Grausamkeiten hinaufsteigern muß, damit der vorige Stachel, gegen welchen sich immer die Gemüther abstumpfen, eine neue schneidende Spitze bekomme.“

Der Hauptgrund für das außerordentliche Aufsehen, welches Feuerbach's Schriften erregten, liegt also nicht in dieser Strafrechtstheorie, auch nicht in den vielen Vorzügen seines Lehrbuchs, in welchem die allgemeinen und besonderen Lehren des Strafrechts vielfach unter neue, zutreffendere Gesichtspunkte gerückt und in ein Ganzes zusammengefaßt sind, dessen systematischer Gliederung die damalige Strafrechtsliteratur nichts an die Seite zu setzen hatte. Der wahrhaft epochemachende Grundgedanke der beiden Hauptwerke, mit welchen er damals hervortrat, der Revision und des Lehrbuchs, ist vielmehr der: daß der Strafrichter der Diener des Gesetzes sei, daß er nicht erst nach angeblich philosophischen Grundsätzen prüfen dürfe, ob das Gesetz wol gerecht und darum anwendbar sei. „Das Strafgesetz ist gültig durch sich selbst für alle in demselben enthaltenen Fälle. Es braucht, um für die besonderen Fälle gültig zu sein, nicht erst unter höhere Principien subsumirt zu werden, sondern man darf nur unter das Strafgesetz subsumiren. Es legt den Staatsbeamten die vollkommene Verbindlichkeit auf, die Verbrechen nach ihm zu strafen, und läßt sich insofern in zwei Propositionen auflösen: 1) Kein Verbrechen soll ohne die gesetzliche Strafe sein oder das Strafübel ist die Bedingung des Verbrechens (nullum crimen sine lege poenali). 2) Die gesetzliche Strafe soll nicht ohne das Verbrechen sein oder: die Bedingung (der nothwendige Grund) der Strafe ist allein das Verbrechen (nulla poena legalis sine crimine).“

Diese Sätze, die Grundpfeiler unseres heutigen Strafrechts, hat Feuerbach mit unwiderlegbaren Gründen nachgewiesen und dadurch die Herrschaft richterlicher Willkür gebrochen, gegen die man bis dahin nur in fast schüchterner Weise mit halber Kraft, halb widerwillig angekämpft hatte. Der Grund für diese Halbheit, für diesen Widerwillen gegen die unbedingte Autorität der Gesetze, welchen auch die loyalsten Schriftsteller und Richter hegten, lag in dem heillosen Zustand der Gesetzgebung selbst, auf welchen wir hier einen Blick werfen müssen.

Das damalige gemeine deutsche Strafrecht hatte sich hauptsächlich auf Grund-

lage der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's des Fünften (von 1532), der sogenannten Carolina, entwickelt. Diese, mit dem Maßstab ihrer Zeit gemessen, erscheint allerdings als ein im Ganzen treffliches Gesetz, hinter welchem die meisten Strafgesetze, bis herab zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, an Werth nicht unbedeutend zurückstehen. Vor Allem aber war die Carolina nichts weniger, als ein vollständiges Strafgesetzbuch nach der Auffassung unserer Zeit; sie bedurfte nicht blos der Ergänzung durch römisches und kanonisches Recht, sondern verwies auch in vielen „bedenklichen und zweifelhaften" Fällen, ohne für diese selbst eine Bestimmung zu geben, den Richter auf den „Rath der Rechtsverständigen". Damit also war die Fortbildung des Strafrechts in die Hand der Praxis gelegt, welche diese Aufgabe nur unter der Leitung der Wissenschaft zu bewältigen im Stande gewesen wäre. Von einer deutschen Strafrechtswissenschaft aber waren damals, und noch ein Jahrhundert später, kaum spärliche Anfänge vorhanden. Eine kritiklose Anhäufung von Citaten ohne gewissenhafte Berücksichtigung und Erforschung der Quellen, ein ebenso gedankenloses Bevorzugen des römischen Rechts vor dem „barbarischen" einheimischen Recht, welches man erst durch Uebersetzungen in's Lateinische einigermaßen hoffähig machte — dies nannte man damals Wissenschaft des Strafrechts, für welche man ja auch vor dem siebzehnten Jahrhundert nur an sehr wenigen deutschen Universitäten eine (mit der Professur des Lehrrechts verbundene) Lehrkanzel findet. Von einer solchen Doctrin also war jedenfalls nicht eine continuirliche Fortbildung des Strafrechts zu erwarten. Aber es fehlte im Allgemeinen selbst an der nothwendigen Vorbedingung für eine in der Hauptsache sich gleichbleibende, von gemeinsamen Anschauungen und Ueberlieferungen getragene Anwendung des Strafrechts — nämlich an einer gesetzlich geregelten Ueber- und Unterordnung der Strafgerichte und einem hierauf beruhenden Instanzenzug. Nur in einzelnen größeren Territorien bildete sich eine solche Gliederung der Strafgerichtsbarkeit aus. Sonst blieb es dem Untersuchungsrichter freigestellt, bei welchem Schöppenstuhl oder bei welcher Juristenfacultät er den „Rath" (bez. das Urtheil) der Rechtsverständigen einholen wollte. Dem Angeschuldigten stand nur das Recht zu, sich drei Facultäten zu verbitten. Der Richter wählte jenes Spruchcollegium, bei welchem, nach den vorliegenden Erfahrungen, die meiste Nachsicht gegen etwa begangene Fehler, die größte Hinneigung zu der von ihm vertretenen Ansicht und vor Allem — der wohlfeilste Rath in Aussicht stand, während vielleicht guter Rath theuer war. Wie ließ sich dann eine strenge stetige Handhabung der Rügegewalt von Seiten der Spruchbehörde erwarten, welche, da die Spruchpraxis ja sehr einträglich war, gern, statt die Binde der Gerechtigkeit umzulegen, ein Auge zudrückte, um nicht in den Ruf des Rigorismus zu kommen.

Zu alle dem nehme man hinzu, daß das deutsche Reich neben wenigen größeren hunderte von winzig kleinen Gebieten zählte, welche mit Eifersucht über ihrem Blutbann wachten, gleichwol aber nur ausnahmsweise im Stande waren, das Halsgericht mit gehörig vorgebildeten Richtern zu besetzen, daß aus jener territorialen Zersplitterung unzählige Competenzstreitigkeiten hervorwuchsen, und in den Miniaturländchen natürlicherweise, wenn es irgendwie ging, jener Strafe der Vorzug gegeben wurde, welche die geringsten Kosten machte oder

welche vielleicht gar für Gerichtsherren und Richter einträglich war, wie Geldstrafe oder Confiscation — und man wird einsehen, daß es noch als eine glückliche Fügung gepriesen werden konnte, wenn im 17. Jahrhundert die Practica nova des sächsischen Juristen Benedict Carpzow nahezu das Ansehen eines Gesetzes errang und fast ein Jahrhundert lang behauptete. Hierdurch kam wenigstens eine gewisse Einheit und Gleichmäßigkeit in die gemeine Praxis.

Als nun aber mit dem Anbruch des 18. Jahrhunderts allmälig mildere Anschauungen über Verbrechen und Strafen zum Durchbruch kamen, als der Glaube an Zauberei und Hexerei und an die Vortrefflichkeit der Folter und damit auch das Ansehen Carpzow's erschüttert wurde, als die Angriffe der französischen Encyclopädisten, der italienischen Criminalpolitiker und der deutschen Popularphilosophen auf die Barbarei der Strafgesetze die Gemüther aller Gebildeten mächtig aufregten und Thränen der Empfindsamkeit manchmal selbst das Auge der Gerechtigkeit umflorten: brach auf dem Gebiete der Strafrechtspflege eine wahrhaft beispiellose Anarchie herein. Während viele Gerichte willkürlich die härtesten Strafen aussprachen, wo die Gesetze schwiegen, hielten sich andere nicht für gebunden durch Gesetze, deren Grausamkeit sie empörte, und folgten, indem sie den Weisungen der „Philosophie“ zu gehorchen meinten oder vorgaben, den Eingebungen ihrer Launen, ihrer Gefühle oder, wenn es hoch kam, ihres gesunden Menschenverstandes. Damals war es, daß Malblank in seiner „Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V.“ von dem kurz vorher verstorbenen Professor Meister rühmte: „(Er) zeigt in seinen peinlichen Erkenntnissen überall das menschenfreundlichste Herz und besaß in hohem Grad die Stärke, seine überaus gelinden Gesinnungen mit den Gesetzen so schicklich zu vereinigen, daß man niemals eine gewaltsame Abweichung davon bemerkt und er doch überall seinen Endzweck erreicht.“ Nicht mit Unrecht bemerkt hierzu Feuerbach: „Einen solchen Lobspruch gibt ein Rechtsgelehrter einem Rechtsgelehrten? Er heißt mit anderen Worten: Meister verstand die Kunst, das Recht zu verdrehen, und dies ist löblich!“ —

Bei diesem Zustand der Dinge war es nicht zu verwundern, daß die sogenannte „gemeine Praxis“ weniger Gemeinsames als innerlich Verschiedenes an sich hatte, und daß das buntscheckige Bild der politischen Zersplitterung Deutschlands mit erschreckender Deutlichkeit in der Strafrechtspflege sich widerspiegelte. Auf dasselbe Verbrechen, welches hier mit Geldbuße, Staupenschlag oder Landesverweisung gesühnt wurde, wandte man anderswo schwere Kettenstrafe, wo nicht gar die Todesstrafe an; hier verstand man unter „poena morti proxima“ eine zwanzig- oder fünfundzwanzigjährige, anderswo eine zehn- oder gar eine nur vierjährige Freiheitsstrafe. Die Richter setzten an die Stelle schwerer Leibes- oder Lebensstrafen, indem sie sich selbst zu Gesetzgebern aufwarfen, neuerfundene Strafmittel, wie z. B. Einsperren in ein Spital bei magerer Kost, Anhalten zum Wegemachen, Verurtheilung zu Kriegsdiensten gegen die Türken, Ablieferung an venetianische Werber für den Galerendienst u. dgl.

Dieser Praxis gegenüber, welcher die elementarsten Begriffe des Staats- und Strafrechts abhanden gekommen waren, erhob zwar die Theorie, namentlich seit Böhmer, wiederholt ihre Stimme; aber sie that dies ohne Consequenz und

Energie, indem auch ihr der Gedanke an die ungewöhnliche Härte der Gesetze das halb ausgesprochene Wort in der Kehle erstickte. Selbst Grolman, der bedeutendste Criminalist unter Feuerbach's gleichaltrigen Zeitgenossen, ließ jene logische Schärfe und unerbittliche Folgerichtigkeit vermissen, mit welcher der junge Jenenser Docent dem eingewurzelten Unwesen den Fehdehandschuh hinwarf, indem er in der Unterordnung des Richters unter die Gesetze und in der vollständigen Reform der Gesetze selbst den einzig richtigen Ausweg aus dem Chaos erkannte und hierfür mit der vollen Kraft seines Genies eintrat.

II.

Die Anfeindungen des kühnen Reformators von Seiten der Gegner blieben nicht aus, aber auch die Anerkennung und der äußere Lohn seiner Bestrebungen wurde ihm bald zu Theil. Schon im Jahre 1801 wurde er zum außerordentlichen Professor und zum Beisitzer des Jenenser Schöppenstuhls und bald darauf zum ordentlichen Professor des Lehenrechts ernannt. Die letztere Stelle trat er jedoch nicht an. Fast gleichzeitig wurde ihm von Erlangen, Landshut und Kiel aus eine ordentliche Professur des Criminalrechts angetragen. Er entschloß sich, nach Kiel zu gehen. Und so verließ er Jena im Jahre 1802 zum höchsten Bedauern seiner Schüler, welche auf ihn, den „praeceptor optimus“, eine große goldene Ehrenmedaille prägen ließen.

In Kiel fand sich Feuerbach Anfangs sehr behaglich, wenngleich schon damals die Kränklichkeit begann, welche nachher immer mehr um sich greifend seiner Wirksamkeit so oft schmerzliche Hemmung und ein allzufrühes Ende bereitete. In Folge der finanziellen Bedrängnisse Dänemarks und der mißlichen Universitätsverhältnisse gestaltete sich indeß Feuerbach's Stellung bald weniger angenehm, und er folgte darum 1804 einem glänzenden Rufe nach Landshut, nachdem er kurz zuvor Berufungen nach Greifswald und Halle ausgeschlagen hatte.

Er hatte mittlerweile (1803) einen Band „Civilistischer Versuche“ veröffentlicht und die besondere Aufmerksamkeit der bayerischen Regierung durch die umfangreiche „Kritik des Kleinschrod'schen Entwurfs zu einem peinlichen Gesetzbuche für die kurpfalzbayerischen Staaten“ (3 Theile, 1804) auf sich gezogen.

Die Ankunft des berühmten Criminalisten in Landshut wurde durch ein großes Fest, Aufführung einer Cantate im reich geschmückten akademischen Saal und Illumination des Universitätsgebäudes gefeiert. Gleichzeitig erhielt er den Auftrag, an der Reform der bayerischen Strafgesetzgebung zu arbeiten. Indessen gerieth er bald in ernstliche Zerwürfnisse mit mehreren seiner Collegen, namentlich dem ränkesüchtigen Gönner. Es kam dahin, daß Feuerbach, als Opponent zu einer unter Gönner's Präsidium stattfindenden feierlichen Disputation geladen, von dem Disputanten auf Anstiftung Gönner's durch anmaßenden Hohn derart aufgereizt wurde, daß er in die Mitte des Saales hervortretend und auf den unwürdigen Jüngling deutend ausrief: „Hier steht ein Frecher, ein unedles Werkzeug in einer noch schlechtern Hand!“ und so den Saal verließ. Er begab sich nach Frankfurt und erklärte: er werde nicht eher nach Landshut zurückkehren, bis ihm Genugthuung geworden wäre, betrat auch wirklich nicht mehr den Lehr-

stuhl und wurde am 16. December 1805 als außerordentlicher geheimer Referendar beim geheimen Ministerial-Justiz- und Polizeidepartement nach München berufen, wo er im nächsten Jahr zum ordentlichen geheimen Referendar des neu constituirten Ministerial-Justizdepartements ernannt ward.

In Bayern, dessen früherer Länderbestand um jene Zeit, in Folge der, allerdings nicht uneigennützigen, Gönnerschaft Napoleon's, plötzlich in ungeahnter Weise anwuchs und an dessen Spitze ein thatenlustiger, neuerungssüchtiger und talentvoller Minister stand, waren alle öffentlichen Verhältnisse in beständiger Wandlung begriffen. Der reichen Begabung Feuerbach's eröffnete sich hier ein weites, aber schwierig zu bebauendes Feld. Wie bereits erwähnt, war er seit 1804 mit dem Entwurf eines Strafgesetzbuchs beschäftigt, allein auch zahlreiche und wichtige Arbeiten anderer Art nahmen ihn in Anspruch. Noch war die Folter in Bayern nicht gefallen, und Feuerbach konnte (1805) berichten, daß vor Kurzem in einer einzigen Stadt innerhalb eines Zeitraumes von vierzehn Tagen mindestens fünf Personen die Qualen der Folter erlitten hatten, und daß man nicht selten vernehme: dieser oder jener sei nach dreifach ausgestandener Tortur auf vierzig oder sechzig Jahre oder auf Lebenszeit in das Zuchthaus gebracht worden. Feuerbach's rastlosen Bemühungen gelang es, daß dieses Vermächtniß barbarischer Zustände im Jahre 1806 beseitigt wurde. Gegen welche Vorurtheile er anzukämpfen hatte, zeigt uns die Thatsache, daß der, doch mild und wohlwollend gesinnte, König (Maximilian Joseph I.), als er das Aufhebungsdecret unterschrieb, erklärte: „Möge es Feuerbach verantworten, wenn nun die Verbrecher der Strafe entgehen," und daß die Aufhebung auch niemals im Regierungsblatt kundgemacht wurde.

Ueber den Umfang seiner Amtsgeschäfte berichtet Feuerbach im Jahre 1808 an seinen Vater: „Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Fundamente, Rechte und Privilegien des Erbadels, eine neue Volksrepräsentation, eine neue Constitution, das sind die politischen Gegenstände, woran ich mitarbeite und wobei ich beinahe mich Hauptperson nennen kann. Es ist eine geheime Reichsorganisations-Commission niedergesetzt, wovon ich ein Mitglied bin.... Aber dieses ist noch das Kleinste: meine Hausarbeit ist ein ganzes bürgerliches Gesetzbuch.... (auf Grundlage des Code Napoléon)." Später wurde dieser letztere Plan wieder aufgegeben und Feuerbach erhielt den Auftrag, in Gemeinschaft mit — Aretin und Gönner (par nobile fratrum!) eine Revision des Codex Maximilianeus vorzunehmen, damit auf diesem Wege ein gemeinsames Civilrecht für Bayern geschaffen werde.

Feuerbach war ferner mit dem wichtigen und heiklen Amte betraut, die schriftlichen Anträge auf Bestätigung oder Nichtbestätigung der Todesurtheile zu stellen. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er dabei vorging, und mit welchem Scharfsinn er sein Votum zu begründen wußte, deß sind die in den Jahren 1808 und 1811 in zwei Theilen erschienenen „Merkwürdigen Criminalgerichtsfälle" Zeugniß.

Es kann uns nicht überraschen, wenn wir erfahren, daß eine solche angestrengte, vielseitige und verantwortungsvolle Thätigkeit Feuerbach's ohnehin nicht sehr feste Gesundheit untergrub, so daß er einmal klagt, daß er von Mor-

gens 6 bis Abends 10 Uhr an seinen Schreibtisch gebannt sei, und er oft, wenn ihm so weh' sei, daß er umfallen möchte, sich aufraffen müsse, um zur Conferenz zu eilen; ein anderes Mal von Pyrmont aus schreibt: „Meine letzten Tage in München, die mich nöthigten, das große Opfer einer zweiten Gesundheitsreise zu bringen, waren schrecklich; ich war nicht weit davon, rasend oder mindestens wahnsinnig zu werden."

Freilich nicht blos jene Arbeitslast, sondern wenigstens ebenso sehr die Intriguen, mit welchen die nimmermüden Gegner Feuerbach's, unter ihnen der später (1811) ebenfalls nach München berufene Gönner, denselben verfolgten, trugen Schuld an dem üblen Befinden des noch jugendlichen Mannes. Den durch die erleuchtete Regierung nach München berufenen und vielfach bevorzugten „Ausländern" stand die altbayerische Partei mit ingrimmigem Haß gegenüber. Die „Norddeutschen", zu denen man aber auch protestantische Schwaben und Württemberger, ja sogar Regensburger rechnete, Männer wie Fr. Heinr. Jacobi, Jacobs, Thiersch, Schlichtegroll, Sömmering, Niethammer, Breyer und unser Feuerbach, galten für die Verderber des „nationalen" Bayernthums. Von der bayerischen „Nation" nahm man überhaupt den Mund sehr voll. Pallhausen bewies in einer gelehrten Schrift, daß die Bayern nicht Deutsche, sondern Kelten, also Stammverwandte der Gallier seien und lieferte so gewissermaßen die historisch-anthropologische Begründung der Rheinbundpolitik.

In der bayerischen Zeitschrift „Der Morgenbote" vom Jahre 1809, hieß es (S. 270): „Der Grundzug des süddeutschen Charakters ist Kraft, der des norddeutschen Schwäche. Daher bei jenen Ausschweifungen in der Liebe und andere sinnliche Vergnügungen, kriegerischer Geist, Herzensgüte, Offenheit. Bei diesen unnatürliche Laster, Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht. Schon im Wuchs und in der Sprache hat die Natur diese Charakterverschiedenheit klar ausgedrückt." Ferner auf S. 277: „Komischer ist in der Welt nichts anzusehn, als ein verliebter oder deutschtanzender Lutheraner. Diese, auf dem sonst so kalten Gesichte ausgedrückte, unglückliche Ahnung des Widerspruchs mit sich selbst, dieser in tausend linkischen Bewegungen sich äußernde Streit zwischen der größten Sinnlichkeit und der listigsten Heuchelei, zwischen angeborner Steifheit und ausbrechenwollendem Muthwillen, zwischen pedantischem Stolze und dem Gefühle der eignen Erbärmlichkeit . . . . Nein, ein solcher Anblick ist der größte Triumph für einen guten Katholiken."

Man sieht, daß die damaligen Altbayern den heutigen ultramontanen Zeitungen es gleichthun an Urbanität, seinem Geschmack und Adel des Stils. Indessen blieb es nicht bei solchen allgemeinen Auslassungen, die „den deutschen Geist nach Breitengraden abmaßen und das Gemüth nach Wärmemessern auswogen," wie sich Fr. Thiersch in einer trefflichen Erwiderung ausdrückte. Man begnügte sich nicht, mit einer Naivetät, die an den angeblichen Ausspruch Omar's über die Alexandrinische Bibliothek erinnert, zu behaupten: „alles Große, Schöne und Herrliche, was die fremden Länder hervorbringen und als Eigenthum ansprächen, sei schon lange im Inlande dagewesen, oder sei schon darum für wenig zu achten, weil es sonst unmöglich dem Genius der Heimath habe

entgehen können." Nein, in einer anonymen Schrift, als deren Urheber sich aber der später in den Geruch des Liberalismus gekommene damalige Oberbibliothekar Freiherr Christoph von Aretin selbst bekannte und die unter dem Titel: „Die Pläne Napoleon's und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich," im Jahre 1809 erschien, wurde geradezu die Anklage erhoben, die fremden protestantischen Gelehrten und ihre Gesinnungsgenossen seien mit England, Preußen und Oesterreich, ja mit dem Papste insgeheim gegen Napoleon verbündet. „Wären sie nicht selbst zum Meuchelmord zu feige," heißt es an einer Stelle, „so wäre längst schon das größte Verbrechen, dessen Menschen jetzt fähig sein könnten, verübt worden" (unter welchem größten Verbrechen natürlich die Ermordung Napoleons zu verstehen war). Dem gewaltigen Corsen war zugleich in dem Pamphlet auf die widerlichste Weise gehuldigt. Von ihm heißt es, was uns heutzutage fast wie Ironie klingt, daß in seinem Systeme „ächte Deutschheit, d. h. Kosmopolitismus" liege, denn dasselbe habe das aus Deutschlands Philosophie erzeugte Princip zur Basis: „Wenn Vernunft kein leerer Name sein soll, so muß das Besondre dem Allgemeinen weichen!" —

Anschuldigungen, wie sie hier erhoben wurden, waren nicht leicht zu nehmen in einer Zeit, in welcher die bayerische Regierung nicht im Stande gewesen war, die schmachvolle Ermordung Palm's zu hindern. Diesmal zwar gelangen den Verleumdern ihre Pläne nicht, obwol Aretin selbst mit seiner in's Französische übersetzten Schrift nach Wien reiste und die Wirkung derselben durch mündliche Insinuationen bei dem siegreichen Franzosenkaiser zu erhöhen suchte. Namentlich war es der Milde des Königs und der deutschen Gesinnung des Kronprinzen zu verdanken, daß der Denunciant sein Ziel nicht erreichte. Gleichwol wagte der „allmächtige" Minister Montgelas es nicht, die von den Angegriffenen verlangte strenge Untersuchung der Sache einzuleiten und die Verleumder zur Rechenschaft zu ziehen. Dies ermuthigte die letzteren, ihre Machinationen unter immer neuen Formen fortzusetzen, Pasquill auf Pasquill zu verbreiten und den „Ausländern" den Aufenthalt in München auf alle mögliche Weise zu verleiden. So gediehen denn die Dinge endlich dahin, daß am 28. Februar 1811 ein Fanatiker einen Mordanfall auf Thiersch machte, über welchen Feuerbach an seinen Vater schrieb: „Der Mörder kann fast mit den Fingern gedeutet werden. Aber er ist juridisch nicht entdeckt und wird auch nicht entdeckt werden." Mag auch damals ebenso wenig, wie neuerlich bei dem Attentat gegen Bismarck, eine eigentliche Anstiftung stattgefunden haben: eine moralische Mitschuld tragen, hier wie dort, sicherlich diejenigen, welche Alles gethan haben, um die Gemüther zu fanatischem Haß aufzustacheln.

Auch noch in anderer, fast tragisch-komischer Weise hatte man die Fremden zu ärgern versucht. So kamen eines Morgens zahlreiche Wagen auf Jacobi's, vor seinem Hause liegenden Hofraum zusammen, deren Führer bestellt zu sein behaupteten. Am Palmsonntag 1810 wurde ein ähnlicher Spuk in Feuerbach's Haus getrieben. Bauernweiber, Bediente, Handwerker, Lorgnettenfabrikanten, Hundescheerer, Palmenbringerinnen u. s. w., von Unbekannten bestellt, meldeten sich mit tausenderlei „Siebensachen", wie Thiersch schreibt, „und zuletzt kamen noch die Todtenweiber, um den Herrn Geheimen Staatsrath, der an

einer Alteration gestorben sei, in den Sarg zu legen." Der König war darüber auf's höchste entrüstet und versicherte Feuerbach in einem denkwürdigen Gespräch, das sich dieser nachher aufzeichnete, seiner vollen Huld. „Männer wie Sie," sagte er unter Anderem, „lasse ich nicht eher von meiner Seite, bis alle Mittel fruchtlos sind, sie zu halten. Machte ich Sie (was sich Feuerbach erbeten hatte) zum Präsidenten in Bamberg, so würden doch diese Buben sagen, sie hätten mich gezwungen, Sie auf eine ehrenvolle Weise aus meinem Geheimen Rath zu verweisen. Genugthuung sollen Sie haben .... Ihre Gesundheit ist nicht die stärkste; Sie haben sie in meinem Dienst zugesetzt, und gewiß, denn ich habe es gehört, möchten Sie gern jetzt auf einige Wochen eine Lustreise machen, um die Bübereien aus dem Leib heraus zu schütteln. Hier, mein Freund, (und er drückte ihm dabei eine Anweisung auf 2000 fl. in die Hand), das lassen Sie Sich ausbezahlen, und wenn dieses Geld verreist ist, dann kommen Sie wieder zu mir, und dann reden wir weiter über die Präsidentenstelle, wenn Sie sie dann noch haben wollen." Man sieht auch hieraus wieder, wie richtig die Bemerkung Thiersch's in einem Briefe an Jacobs ist: „Hätte doch unser Max zu dem Herzen und zu dem Instinct eines wahren und großen Königs auch die Pflege und Bildung dazu erhalten."

Vorläufig also hatten sich die Wogen beinahe geglättet, und Feuerbach harrte noch länger auf seinem Posten aus, wenngleich nicht frei von Anfechtungen und Kämpfen. Solche hatte er namentlich in der „geheimen Rathscommission" bei den Berathungen über seinen Strafgesetzentwurf durchzumachen, und mehr als einer seiner Reformgedanken fiel den engherzigen Anschauungen seiner Gegner, unter denen sich Gönner hervorthat, zum Opfer. So gelang es ihm z. B., weder die Abschaffung der Prügelstrafe, noch die Einführung einer öffentlichen mündlichen Schlußverhandlung im Strafverfahren wegen Verbrechen durchzusetzen.

Nichtsdestoweniger ist das Strafgesetzbuch von 1813 — der Hauptsache nach Feuerbach's Werk — in der Geschichte der Strafgesetzgebung kaum minder epochemachend zu nennen, als es seine „Revision" und sein „Lehrbuch" für die strafrechtliche Doctrin waren. Gewiß hat es seine bedeutenden Mängel, hervorgegangen theils aus der Unbekanntschaft Feuerbach's mit den Zuständen und Bedürfnissen des Landes, für welches das Gesetz gelten sollte, theils aus dem Bestreben, die Theorie des psychischen Zwangs in dem Gesetzbuch zum Ausdruck zu bringen. Daher die Härte der Strafdrohungen und die übergroße Einengung des richterlichen Ermessens, die gesetzliche Präsumtion des Dolus, sobald nur überhaupt das Vorhandensein einer gesetzwidrigen That erwiesen war, die stillschweigende Subsumtion des Zweikampfs unter die Strafdrohungen gegen Mord und Todtschlag, die einseitige und schiefe Behandlung der Verbrechen gegen die Ehre und Sittlichkeit und dergl. mehr. Feuerbach selbst war in späterer Zeit von jener theoretischen Consequenzmacherei zurückgekommen und hinterließ einen Strafgesetzentwurf, in welchem ein großer Theil der angedeuteten Fehler beseitigt und z. B. auch der Milderungsgrund der verminderten Zurechnung anerkannt ist.

Trotz jener Gebrechen hat Oersted dennoch mit Recht das Gesetzbuch von 1813 die reifste Frucht der Einsicht und Kunst jener Zeit im Criminal-

gesetzgebungsfach genannt. Dies gilt namentlich von dem materialrechtlichen, weniger von dem formellrechtlichen (processualischen) Theil. Bezugs des letzteren war ja Feuerbach mit seinen wichtigsten Reformideen, wie erwähnt, gescheitert, und so stellt sich uns in dem processualischen Theil des Gesetzes nur die formell vollendetste, mit beachtenswerthen Bürgschaften für den Schutz des Angeschuldigten ausgestattete Gestaltung des sog. gemeinen deutschen Inquisitionsprocesses dar. Der materiellrechtliche Theil hingegen übertrifft nicht blos ebenfalls an Klarheit und Durchsichtigkeit der Form, sowie an Vollständigkeit und Präcision der Anordnungen alle früheren Strafgesetzbücher, sondern zeichnet sich auch durch innere Folgerichtigkeit, durch ein genau abgewogenes System von Strafabstufungen und durch eine oft bewundernswerthe Schärfe der Begriffsbestimmungen aus. Daher der tiefgreifende Einfluß, den das Gesetzbuch auf die Fortentwickelung der Gesetzgebung, namentlich in Deutschland, aber zum Theil auch über dessen Grenzen hinaus, gewann. Es wurde in Oldenburg fast unverändert eingeführt, bildete die Hauptgrundlage für die Strafgesetzbücher von Sachsen, Württemberg und Hannover und äußerte eine weitgehende Einwirkung selbst noch auf die neuesten Gesetze sowie auf die Doctrin des Strafrechts bis auf unsere Zeiten herab.

Indessen gerade an die Publication dieses Werks, welches mit dem Ruhm Feuerbach's zugleich den Ruhm Bayerns über halb Europa verbreitete, knüpften sich neue Kränkungen und Demüthigungen für ihn. Seinem Feinde Gönner wurde die Abfassung der, mit gesetzlicher Kraft ausgestatteten, officiellen Anmerkungen zu dem Strafgesetzbuch (eine in der Geschichte der Strafgesetzgebung ganz allein stehende und fast abenteuerlich zu nennende Thatsache) übertragen. So standen nun Gesetzestext und Anmerkungen, welche vielfach dem Gesetz widersprachen (da Gönner theils das Gesetz nicht verstand, theils es nicht verstehen wollte) zugleich in gesetzlicher Kraft (wobei freilich die Praxis mit Recht dem Gesetzbuch den Vorrang einräumte), während die Veröffentlichung jedes anderweitigen Commentars verboten, Feuerbach selbst also gewissermaßen mundtodt gemacht wurde.

Eben um dieselbe Zeit bot dieser seinen Gegnern einen neuen Angriffspunkt, als er, von der Begeisterung jener großen Tage erfaßt, in der ersten Woche nach der Leipziger Völkerschlacht eine Flugschrift „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europa's" und im Jahre 1814 zwei andere: „Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit" und: „Ueber deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände" herausgab. In Bayern herrschte bekanntlich auch nach dem Rieder Vertrag nichts weniger als eine deutsch-patriotische Stimmung. Feuerbach selbst merkte darüber an: „Die Schlacht bei Leipzig fast gar nicht gefeiert .... Die Nationalbewaffnung, so wie die der Freiwilligen unter der Hand so gut als möglich zurückgehalten; die Polizeibeamten bespötteln diejenigen, die sich melden .... Im Hause des Ministers Montgelas insbesondere Hohnlachen über die „neu wieder aufkommende fatale Deutschheit" .... Um das Bayerthum dreht sich Alles; nichts von deutscher Ehre! Bayern ist die Welt." Der Kronprinz, Minister Rechberg, Wrede u. A. dankten ihm allerdings für jene erste Flugschrift. Ein Ministerialrescript aber beschuldigte ihn ziemlich

unzweideutig der in der Person des feindlichen Souveräns beleidigten Majestät, und erinnerte ihn nachdrücklichst, jede politische Schrift künftighin vor dem Druck dem auswärtigen Ministerium vorschriftsmäßig zur Censur vorzulegen! Die letzte der obengenannten Flugschriften brachte den Sturm zum Ausbruch. *Feuerbach* ward aus dem geheimen Rath verdrängt, und am 21. Juni 1814 mit Beibehaltung seines vollen Gehalts (auf Befehl des Königs, während Montgelas ihn auf Referendarbesoldung reduciren wollte), zum *zweiten* Präsidenten des Appellationsgerichts zu Bamberg ernannt.

Feuerbach trat die neue Stelle frohen Herzens an, beglückt darüber, daß er nun in einer für ihn ehrenvollen Weise der Münchner Atmosphäre entrückt wurde. Bald aber ward ihm diese Freude durch die hochfahrende Behandlung von Seiten des ersten Präsidenten von Seckendorff vergällt, und er trat im Jahr 1815 in Unterhandlungen über eine Berufung in preußische Dienste, die er um so eifriger fortsetzte, als er in der unter der Aufsicht eines hohen Ministerialbeamten redigirten Zeitschrift „*Alemannia*" auf die unverschämteste Weise landesverrätherischer Theilnahme an den angeblichen Absichten Preußen's auf Bayern beschuldigt wurde. Welcher Geist überhaupt damals in Bayern herrschte, ersieht man daraus, daß, wie *Feuerbach* an Elise von der Recke schreibt, die Feier des 18. Octobers fast überall zuerst verboten, dann aber nur als Feier „der Schlachten von Leipzig, *Hanau* und Waterloo" erlaubt wurde, und daß in einem Pasquill ein Programm zur Octoberfeier aufgestellt wurde, in welchem es unter Anderem hieß: „Zum Schlusse des Festes wird eine Viehausstellung statthaben, wobei dem besten Stier der Orden des *eisernen Kreuzes* umgehängt wird."

Die Unterhandlungen *Feuerbach's* über eine preußische Anstellung zerschlugen sich, und er begab sich 1816 nach München, um seiner unerquicklichen Lage irgendwie ein Ende zu machen. Dort führten seine Gegner einen neuen Schachzug wider ihn aus, indem sie bewirkten, daß er zum Generalcommissär von Salzburg, dem Inn- und Hausruckviertel ernannt wurde, indem man so unter dem Schein, ihn zu belohnen und zu ehren, die heimliche Absicht verbarg, ihn mit den erwähnten Theilen Bayerns, deren Abtretung an Oesterreich in allernächster Aussicht stand, an Oesterreich zu überliefern. *Feuerbach*, vertrauend darauf, daß bei dem König dennoch, wie gewöhnlich, die bessere Meinung den Sieg erringen werde, lehnte die Annahme dieser Stelle, obwol es schon „dreimal durch feierlich ausgefertigte Decrete ausgesprochen war", daß es bei der Versetzung nach Salzburg sein Bewenden habe, entschieden ab und setzte es endlich durch, daß er im März 1817 zum *ersten* Präsidenten des Appellationsgerichts für den Rezatkreis in Ansbach ernannt wurde.

III.

Ehe wir ihm dorthin folgen, muß hier erwähnt werden, daß er im Juli 1815 bei einem Badeaufenthalte in Carlsbad, der ihn überhaupt mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung brachte, einen Freundschaftsbund mit der edlen Elise von der Recke und deren Freund Tiedge schloß, welchem er die schönsten Stunden seiner späteren Jahre zu verdanken hatte. In einem „Verzeichniß der

damals gestifteten Bekanntschaften und Freundschaften" sagt Feuerbach über Tiedge: „Mit ihm fühlte ich mich zuerst wieder als Mensch zum Menschen. Offen, herzlich, liebenswürdig. Seine Seele verklärt seinen mißgestalteten Körper." Und über Elise von der Recke: „Schon bejahrt und kränkelnd (sie zählte damals 61 Jahre), doch noch schön, einnehmend beim ersten Blick, hoher Anstand ohne Stolz, gütig ohne Miene der Herablassung, edel an Geist und Herz . . . . ., ein Ideal weiblicher Güte, Hoheit und Demuth." Die Berichte, welche Feuerbach an Elise und Tiedge (an beide Unzertrennliche gemeinsam) richtete, geben Kunde von seiner hohen Verehrung für das edle Paar und sind auch reich an interessanten, scharfen und meist richtigen Bemerkungen über die öffentlichen Ereignisse in jener traurigen Zeit der heiligen Allianz. So sagt er z. B., um nur Eins anzuführen, über E. M. Arndt: „Ihr Urtheil über Arndt's Schriften ist auch das meinige; seine Wahrheiten sind gar zu sehr auf das äußerste gestellt und sind dadurch mit der Unwahrheit manchmal in nahe Verwandtschaft gekommen." Ueber den Pöschelianismus und den Wundermann Hohenlohe, über das bayerische Concordat und dessen Eindruck auf die bayerischen Protestanten, sowie über die späteren Wirren innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns, über die bayerische Verfassung, die Judenemancipation u. A. m. finden sich charakteristische Mittheilungen und Aussprüche in diesen Briefen. Von der Vielseitigkeit Feuerbach's gibt es sodann Zeugniß, wenn er am 27. März 1819 meldet: „Ich habe die Gita-Govinda, eine überaus liebliche episch-lyrisch-dramatische Idylle des indischen Dichters Jajadeva, metrisch übersetzt. Das Werkchen braucht nur ganz durchgefeilt, mit Einleitung, Anmerkungen und einem erklärenden Wörterverzeichniß versehen zu werden, um in dem Druck mit Ehren erscheinen zu können." Am 11. Juli indeß schreibt er: „Meine Gita-Govinda ist ganz zum Druck fertig, aber ich fürchte mich noch zur Zeit, sie herauszugeben, weil (soweit sind wir in Bayern mit der geistigen Cultur) ich den Vorwurf befürchten muß, daß ich meiner Würde als Präsident durch die Herausgabe dieses Gedichts vergebe." Das Werk ist auch niemals im Druck erschienen.

Mit der höchsten Schwärmerei äußert sich Feuerbach (September 1819) nach seiner Rückkehr von seinem ersten Besuche in Löbichau, dem bekannten Schlosse der Herzogin Dorothea von Kurland (Elisens anmuthiger und geistvoller Schwester) über diese, welche er „Titania" nennt, und deren Tochter Pauline, Fürstin von Hohenzollern, welche letztere ihm sogar während der Rückreise des Nachts in einer psychologisch merkwürdigen Vision einer Fata morgana ähnlich erschien. In Löbichau verkehrte damals bekanntlich eine große Anzahl bedeutender Männer, wie namentlich Jean Paul, Körner, der Vater des Dichters, Schink u. A. Leider war es Feuerbach, zum Theil in Folge seiner Kränklichkeit, nur selten vergönnt, sich dort einzufinden. Im Jahre 1820 befand er sich allerdings wieder in Löbichau, und richtete am 14. Juli von dort aus an den Director Cajetan Weiller in München, einen bejahrten katholischen Geistlichen und begeisterten Anhänger der Kant'schen Philosophie, einen Brief, welcher für die romantische Stimmung jener Zeiten höchst bezeichnend ist.

Feuerbach hatte nämlich in dem Freundeskreis von Löbichau eine Rede Weiller's „Ueber die religiöse Aufgabe unserer Zeit" vorgelesen und berichtet

hierüber: „Wie soll ich nun beschreiben, was durchaus nicht zu beschreiben ist? — Diese jubelnde Freude, die bei unzähligen Stellen mich unterbrach, dieses Aufjauchzen des Beifalls, dieses Händedrücken, diese Umarmungen, diese Thränen — nicht Thränen der sogenannten Empfindsamkeit, sondern Thränen des Entzückens über dieses glänzende Erscheinen der heiligsten Wahrheit in einer so trüben Zeit, Thränen der lächelnden Hoffnung auf den Sieg des Lichtes der reinen Christuslehre über die Finsterniß der Hölle, Thränen freudiger Hochachtung für den herrlichen Mann, der mit so kräftigem Geist, mit so hohem Muth, in so kräftigen Donnerworten für die Wahrheit Zeugniß gegeben hat?"

Was hier von der „Finsterniß der Hölle" gesagt ist, erinnert an eine ähnliche Stelle in einem Brief Feuerbach's an Tiedge (21. Januar 1818), welche den Eindruck schildert, den das bayerische Concordat auf ihn machte: „Am hellen Mittage der Geisterwelt hat die Hölle ihren Rachen geöffnet und auf einmal sieben volle Jahrhunderte verschlungen, so daß das heutige Jahr nicht mehr 1818, sondern 1073 ist, wo Papst Gregor VII. wieder als Statthalter Christi uns regiert. Leibhaft ist er aus seiner Verwesung wieder auferstanden, das blutige Kirchenschwert in der einen, den Bannstrahl in der andern Hand, sein Fuß auf eines Königs Nacken, umqualmt von schwarzem Höllenbrudel."

Ein Jahr später gibt Feuerbach zu verstehen, daß er einen Hauptantheil daran gehabt habe, wenn das „Concordat mit dem Papst zerrissen, das Religionsedict, das protestantische Ober-Consistorium geschaffen, die protestantische Universität Erlangen gerettet wurde." Es bezieht sich dies auf einen von ihm hervorgerufenen Adressensturm der Protestanten, dessen Wirksamkeit übrigens Feuerbach überschätzte. Andrerseits trat er, in Gemeinschaft mit seinen Freunden Seyffert und Bezold, durch Wort und Schrift dem „Nest voll kleiner Päpstlein" entgegen, welche in die lutherische Kirche Bayerns eine Presbyterialverfassung mit calvinistischer Kirchenzucht einführen wollten. Seine religiösen Anschauungen spricht er am schönsten in einem Brief an seinen Sohn Anselm vom 17. April 1819 aus, in welchem es heißt: „Die Seele des Menschen bedarf einer Stütze, woran sie sich hält, eines festen Punktes, von dem sie aus- und auf den sie hingeht. Eine solche Stütze hast Du gefunden in der christlichen Religion, gewiß der herrlichsten und göttlichsten von allen, durch welche die Gottheit sich dem armen Menschengeschlechte offenbart hat; aber vergiß nie, daß die Religion, die Christus gelehrt hat, nicht die Religion der Christen ist — die Kirchengeschichte wird Dir dieses erst klar beweisen.... Forsche in der Schrift mit freiem eigenem Geist. Wenn Du hierdurch Deine Ueberzeugungen geläutert und befestigt hast, dann wirst Du vielleicht auch noch für eine andre Ueberzeugung Raum finden, die von der christlichen Religion durchaus Nichts hinwegnimmt, vielmehr diese selbst noch verherrlicht. Es ist dies die Ueberzeugung, daß Gott, den alle Zungen aller Wüsten, aller Zeiten, aller Völker preisen, sich nicht blos bei den Juden, nicht blos durch Christus, sondern auch andern Völkern, jedem auf seine Weise, sowie es dessen bedurfte und fähig war, offenbart hat und auch künftig von Zeit zu Zeit sich offenbaren wird .... Studire nur fleißig mit gründlichem Ernst Deine Bibel, laß sie Dir Alles in Allem sein; Du irrst nicht, wenn Du glaubst, sie sei ein göttliches Buch. Nur hüte Dich, daß nicht

Deine Ueberzeugung sich in ein flammendes Schwert des Geistes verwandle, und laß dem Sokrates, Zoroaster, Confutsé, Menu, Manco-Kopak und andern Männern Gottes, deren sich die Vorsehung bediente, um das Menschengeschlecht zu veredeln und ihm das Göttliche zu bringen — laß ihnen ja noch ein Plätzchen im Himmel übrig!"

Im Jahre 1820 schreibt Feuerbach an Elise von der Recke, daß er hoffe, das Werk, mit dessen Ausarbeitung er sich diesen Sommer beschäftige, werde das beste von allen sein, die er bisher geschrieben habe und allenfalls noch zu Stande bringen werde. In der That; wenn auch die „Revision" und das „Lehrbuch" Feuerbach's ihren besonderen Werth als Darstellungen eines neuen kühnen originellen Gedankensystems besitzen, so erregt doch wieder in anderer Weise das Werk, von welchem in jenem Briefe die Rede ist, unsere Bewunderung. Heftig wogte damals der Kampf zwischen den Anhängern der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, wie sie mit der napoleonischen Gesetzgebung über den Rhein herübergedrungen war, und den Gegnern derselben hin und her. Da erhob nun Feuerbach sein Wort in seinen „Betrachtungen über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege" (Gießen 1821), welchen er als zweiten Band im Jahre 1825 die „Darstellung der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens Frankreichs" folgen ließ (die Frucht eines längeren Aufenthalts in Paris im Sommer 1821). Die genaueste Kenntniß des französischen Gerichtswesens ist es bei Weitem nicht allein, was aus dem Buch belehrend zu uns spricht, sondern es tritt uns dasselbe vielmehr mit jenem Gepräge der Vollendung und inneren Harmonie entgegen, wie sie den Werken des zur vollen Entfaltung gelangten Genius allein eigen ist. Die Darstellungsweise ist von einer wunderbaren, lichtvollen Durchsichtigkeit und plastischen Anschaulichkeit, und erhebt sich dort, wo der Gegenstand dazu Anlaß gibt, zu einem edlen Schwunge der Sprache, als deren Meister sich Feuerbach hier von Neuem bewährt. Zum Beleg für das Gesagte möge die theilweise Wiedergabe einer Stelle dienen, in welcher die Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit des Verfahrens dargelegt wird:

„(Die) Gerechtigkeit — das Herrlichste, was der Staat dem Menschen verbürgt, rein wie die Wahrheit und edel wie die Tugend — sie, die partheilos Jedem auf gleicher Wage Gebührendes zuweist und nur Gewalt übt im Namen des Gesetzes für das ewige Recht: was hätte sie mit der Verborgenheit gemein, da sie so gar nichts gemein hat mit dem Schlechten? Was an ihr erscheint, sobald sie sich zeigt, ist Lauterkeit, Reinheit, Ehrfurcht gebietende Hoheit, und je heller das Licht, das sie umgibt, desto deutlicher werden erkannt alle die Vollkommenheiten, durch welche sie als Gerechtigkeit verherrlicht wird, und welche, je deutlicher und allgemeiner sie erkannt werden, durch die Kraft des Vertrauens and der Ehrfurcht ihre eigne Macht, womit sie alles Menschliche zu beherrschen bestimmt ist, erheben, innerlich befestigen und äußerlich erweitern.

Was also könnte sie für Gründe haben, das Verborgene zu suchen, wenn nicht den, daß sie es ihr angemessen fände, — nicht mehr als die Gerechtigkeit zu erscheinen? Aber indem sie nicht mehr als diese erscheint, begibt sie sich der ihr eigenthümlichen Würde und stiftet, sobald sie dem lichtscheuen Unrecht seinen Schleier abgeborgt hat, mit diesem eine ihr durchaus unziemliche äußere Gemeinschaft. Wenn sie diesem ähnlich sieht, wie ist sie von diesem zu unterscheiden? Wenn sie das Gewand der Arglist trägt, wer ist nicht berechtigt, zu fürchten, es möge unter dieser Verschleierung auch wirklich die Arglist sich verbergen? Die Stimme, die hinter der Maske hervor noch so kräftig betheuert, mit noch so starken Gründen versichert: ich bin die Gerechtigkeit, nichts als die lautere Gerechtigkeit! — diese Stimme ist doch auch vielleicht

nur nachgeahmt. Wer noch so hingebend jenen Worten traut, wird doch immer auf die Frage keine recht befriedigende Antwort finden: diese Gerechtigkeit, warum verbirgt sie etwas von sich, da sie doch die überaus herrliche Gerechtigkeit selbst, nur sie allein, und keine andere ist? .....

Stiege daher die Gerechtigkeit selbst leibhaft vom Himmel auf die Erde herab, um in eigner Person das Richteramt zu verwalten: so müßte sie, um sich als Gerechtigkeit zu bekunden, öffentlich in vollem Tageslicht auf dem Richterstuhle sitzen, und dürfte — fände sie auch nicht für gut, die Binde vor ihren eigenen Augen zu lüpfen — wenigstens nicht gestatten, daß den Augen der Rechtsuchenden, oder wer sonst vor ihr zu erscheinen Lust hätte, auf irgend eine Art gewehrt würde, sie in ihrem ganzen Thun und Handeln aufmerksam zu beobachten. Nähme ihr auch die Verborgenheit nichts von ihrem innern Wesen, so entzöge sie ihr wenigstens viel oder Alles in der Meinung, bedürfte sie gleich nicht der Oeffentlichkeit, um gerecht zu sein, bedürfte sie derselben gleichwol, um nicht, selbst wo sie nur gerecht ist, ungerecht zu scheinen.

Da die Gerechtigkeit nicht in Person bei uns zu Gericht sitzt, sondern

„Die Richtenden, welchen Kronion
Seine Gesetze vertraut,"

mehr nicht als sterbliche Menschen sind, so ziemt diesen noch bei weitem weniger, was der Gerechtigkeit selbst unziemlich sein würde ....."

Eine fernere Frucht jener Zeit der Vollreife von Feuerbach's Genius ist die 1828 und 1829 in 2 Bänden erschienene „Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen", ein Buch, von welchem Glaser (der jetzige österreichische Justizminister) mit Recht gesagt hat, daß es als eine Zierde der deutschen Nationalliteratur keinem Gebildeten unseres Volkes unbekannt sein sollte. Worauf Feuerbach dabei besonders sein Augenmerk richtete, war, wie er in der Vorrede sagt: „die Beschaffenheit der nicht immer an und für sich verderblichen (verwerflichen?), zuweilen sogar löblichen oder edlen Triebfedern, welche unter gegebenen Umständen, durch das Zusammenwirken entfernter und naher Veranlassungen, den Willen zu verbrecherischen Entschlüssen in Bewegung setzen, das eigenthümliche Gemisch von Gefühlen, Neigungen, Vorstellungen und Gewohnheiten, welche die Bestandtheile eines durch Verbrechen ausgezeichneten Charakters bilden, die Besonderheit des Gemüthszustandes und des Betragens eines Verbrechers, vor, während und nach der Begehung seiner Missethat; endlich die in den geheimen Falten der Seele verborgenen Keime der Verbrechen, die oft äußerst zarten und feinen Fäden, aus welchen nicht selten Leidenschaft, Verblendung oder Irrthum das Netz der Lust zusammenweben, das, wenn ihm der Mensch nicht bei Zeiten vorsichtig ausweicht oder seine höheren Kräfte dagegen aufbietet, seinen Willen nur zu bald umstrickt und ihn alsdann mit unwiderstehlicher Gewalt, aber in Folge seiner eigenen Schuld, in den schwarzen Abgrund reißt."

Diese Schilderungen des Seelenlebens von Verbrechern nun sind ihm in einer Weise gelungen, der wir nichts in der wissenschaftlichen Literatur an die Seite zu setzen wüßten. Bewundernswerth ist es, wie hier nicht Dichtung und Wahrheit, wobei die Erfindungskraft des Darstellenden frei walten könnte, sondern blos die „actenmäßige" Wahrheit über die vorgeführten verbrecherischen Thaten nicht selten zu einem geradezu dramatisch sich aufbauenden, den Anforderungen an ein Kunstwerk entsprechenden Ganzen sich zusammenfügt. Wie Feuerbach zu charakterisiren weiß, zeige eine Stelle über die Giftmischerin Anna Margaretha Zwanziger, welche er die „deutsche Brinvillier" nannte:

„Was sie mit dem Gifte befreundete, war überhaupt nur das frohe Gefühl unwiderstehlicher Macht, die ihren tückischen Stolz kitzelnde Freude, eine Kraft zu besitzen, womit sie jede Beschränkung nach Gefallen umwerfen, jeden Zweck erreichen, jede Neigung befriedigen und, indem sie damit über das Wohl und Dasein anderer Menschen gebot, gleichsam in die Pläne des Schicksals zerstörend eingreifen und dieses nach ihrem Gefallen lenken konnte. Gift war ihr der magische Scepter, womit sie unsichtbar diejenigen beherrschte, welchen sie sichtbar dienen mußte; Gift vertrat ihr die Stelle eines Zauberstabs, womit sie das goldne Thor ihrer letzten Hoffnungen sich öffnete. Ihr, welche die Schmach ihrer Dienstbarkeit an den verhaßten Menschen zu rächen hatte, gewährte es das Bewußtsein furchtbarer Erhabenheit, gleichsam als eine feindliche Gottheit, wie ein Engel des Todes und der Qualen, unter dem widerlichen Geschlechte umherzuwandeln und mit geheimer Kraft hier Tod, dort Schmerz und Krankheit auszutheilen. Dieses Gift, wozu diente es nicht? Gift strafte jede wirkliche oder vermeintliche Kränkung; Gift züchtigte für jede kleine Neckerei; Gift wehrte unangenehmen Gästen das Wiederkommen; mit Gift störte man die beneideten Freuden geselliger Vereine; Gift gewährte mitunter in den lächerlichen Geberden der Vergifteten eine lustige Unterhaltung; Gift gab Gelegenheit, sich den davon Erkrankten nachher in Wort und That durch geheuchelte Theilnahme zu empfehlen; Gift war das Mittel, Unschuldige in Verdacht zu bringen und verhaßtem Mitgesinde bei seiner Herrschaft Verdruß zu bereiten; Gift machte Kinder schreien und die Väter glauben, jene schrieen aus Sehnsucht nach der geliebten Wärterin. Schmeichelte ihr die Hoffnung mit der Aussicht auf die Heirath eines noch verheiratheten Mannes, so durfte sie nur wollen, und die Weiber stiegen in das Grab, um ihre Männer ihr als Wittwer zu hinterlassen; mißgönnte ihr Geschlechtsneid der Braut ihren Bräutigam, so wurden umsonst Ringe gewechselt und Aufgebote veranstaltet, ihr liebes Gift kam bei Zeiten dem Hochzeitsfeste zuvor. Giftmischen und Giftgeben wurde sonach für sie ein gewöhnliches Geschäft, ausgeübt zum Scherz wie zum Ernste, zuletzt mit Leidenschaft betrieben, nicht blos um seiner Folgen willen, sondern um seiner selbst willen, aus Liebe zum Gifte, aus bloßer Freude an dem reinen Thun an und für sich. Wie man Alles liebgewinnt, womit man lange umgeht, und am liebsten hat, was Einem am treuesten dient: so hatte zuletzt zwischen ihr und dem Gifte gleichsam die Liebe ein unzertrennliches Band geknüpft ..... und nach mehrmonatlicher Gefangenschaft erschien ihr der langentbehrte Anblick des Arseniks wie das frohe, tröstende Wiedersehen eines lang entfernten Geliebten. Als ihr zu Kulmbach der bei ihr gefundene Arsenik zur Anerkennung vorgelegt wurde, war es, nach der Bemerkung des Untersuchungsrichters, als wenn sie vor Freude zitterte; mit Augen, welche von Entzücken überstrahlten, starrte sie auf das weiße Pulver hin und schien es wie ein Wesen zu betrachten, das sie mit ihren Armen umfangen und an ihre Brust drücken möchte."

Während diese Werke zur Vollendung gediehen waren, hatte ihren Verfasser mancher schwere Schicksalsschlag heimgesucht. Schon im Jahre 1819 war sein ältester, hochbegabter Sohn Anselm durch religiös-mystische Schwärmerei einer Gemüthskrankheit verfallen, von welcher er durch einen längeren Aufenthalt in Löbichau geheilt wurde. Wenige Jahre darnach traf den hoffnungsvollen zweiten Sohn, Karl, ein noch herberes Geschick. Dieser war im Mai 1824 in Erlangen, wo er als Professor der Mathematik am Gymnasium wirkte, wegen angeblicher „demagogischer Umtriebe" verhaftet und nach München in den neuen Thurm abgeliefert worden. Neunzehn andere junge Männer theilten sein Schicksal. In dem Kerker, in welchem er ein „System der analytischen Geometrie" beinahe vollendete, umdüsterte sich das Gemüth des jungen Feuerbach immer mehr, so daß er im December und Januar zwei Selbstmordversuche machte, worauf er, da die Untersuchung gegen ihn ohnehin ergebnißlos gewesen war, freigelassen wurde und durch die liebevolle Pflege in Thiersch's Haus zwar zunächst wieder gesundete, später jedoch von Neuem hoffnungslos erkrankte. (Er starb ein Jahr nach seinem Vater, im Jahre 1834.)

Unser Feuerbach selber ward wiederholt von Krankheiten heimgesucht. Ueberanstrengung und der Kampf mit den Widerwärtigkeiten und Wechselfällen eines mannigfach bewegten Lebens hatten seine von vornherein nicht sehr feste Gesundheit untergraben. Ein verzehrendes Feuer loderte in dem Vulcanus oder Vesuvius, wie ihn seine Freunde, anspielend auf seinen Namen, scherzweise nannten. Am 3. April 1829 sank er im Gerichtshof bei voller Versammlung vom Präsidentenstuhl herab. „Vier volle Stunden," so berichtet er darüber, „lag ich in einem Zustande, der mit der Ohnmacht Alles gemein hatte, nur nicht das erloschene Bewußtsein." Er erholte sich allerdings zunächst wieder und konnte im Mai eine längere Reise nach Holland unternehmen, auf welcher er in Bonn unter Andern Lassen kennen lernte, mit dem er viel über Ostindisches verhandelte. Gleichwol war seine Wiederherstellung keine vollständige. Als 1832 der sächsische Cultusminister, Dr. Müller, an eine gelegentlich im Gespräch gethane Aeußerung Feuerbach's anknüpfend, diesem eine Professur in Leipzig anbot, wies er zur Begründung seiner ablehnenden Antwort nicht blos auf seine Verpflichtungen gegen Bayern, sondern auch auf seine „seit einigen Jahren sehr gebrechliche Gesundheit" hin. In der That hatte ihn am 25. Juli 1832 ein ähnlicher Schlaganfall wie jener frühere getroffen.

Bei der Würdigung der eben in diesem Jahre erschienenen Schrift „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen," sowie des im Februar 1832 an die Königin Karoline von Bayern übersandten „Memoire über Kaspar Hauser" (abgedruckt in „Feuerbach's Leben und Wirken" II, S. 319 ff.) darf man vor Allem diesen, auf die nahe bevorstehende Auflösung hinweisenden Zustand Feuerbach's nicht außer Acht lassen. Er selber schrieb schon am 29. März 1832 an seinen Sohn Anselm: „Wer Dir gesagt oder geschrieben hat, daß ich mich fortdauernd wohl befinde, muß sich sehr wenig um mich bekümmern; denn sonst müßte er wissen, daß ich seit zwei Monaten mein Zimmer, oft auch das Bett nicht verlassen habe, daß ich seitdem vielmal jeden Tag in Ohnmacht falle, daß ich in einem Zustand mich befinde, wo ich jeden Augenblick einen Nervenschlag befürchten muß — was ich mir nicht etwa blos selbst einbilde, sondern auch die Aerzte mir eingestanden haben ..... Wissenschaftliches kann ich nicht mehr treiben, vermag keinen abstracten Satz mehr zu denken. Mein Kaspar Hauser .... zeigt davon nicht undeutliche Spuren. Ich mußte mich dabei fast aller Reflexionen enthalten und mich blos auf Darstellung des Gegebenen beschränken. Doch war mein Zustand, als ich diese Paar Bogen schrieb, erst noch im Werden. Zu diesem Büchlein brauchte ich nicht weniger als drei Monate, die Vorarbeiten nicht mitgerechnet."

Dazu kommt, daß Feuerbach's leicht erregbares Gemüth nicht unempfänglich sein konnte für die damals sozusagen epidemisch in ganz Deutschland, bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung hinab, auftretende krankhaft überspannte Theilnahme*) an dem Schicksal des Findlings, über welchem allerdings

*) Wie weit diese Theilnahme ging, zeigt auch der Umstand, daß der vorzeitige Tod Feuerbach's natürlich unbegründete Gerücht hervorrief, er sei wegen seiner Theilnahme an Kaspar Schicksal vergiftet worden.

ein Dunkel schwebt, das kaum jemals vollständig gelüftet werden wird. Jene, das Maß überschreitende Theilnahme und Aufregung war nur möglich in einer Zeit, in welcher die Stimme der romantischen Poesie noch nicht verklungen war, sondern lauten Nachhall in dem Volk fand, welches, nach dem kurzen Aufschwung des öffentlichen Lebens in den Tagen nach der französischen Julirevolution, von Neuem zurückgedrängt von der selbstthätigen Betheiligung an den großen Interessen des Gemeinwesens, in der Beschäftigung mit einer seltsamen abenteuerlichen Begebenheit ein begierig ergriffenes Mittel fand, sich hinwegzutäuschen über die Jämmerlichkeit und Trostlosigkeit der Staatsangelegenheiten. Wie sehr Feuerbach an jenem vorübergehenden Aufschwung sich erfreut hatte, zeigen die am 30. Mai 1831 an Elise von der Recke gerichteten Worte: „Groß ist die Zeit gewiß, wie man auch sonst über sie denken mag. Daß Freiheit, Licht und Recht in siegreichem Kampfe stehen, macht sie auch zu einer herrlichen Zeit. Seit wenigen Monaten haben wir wieder Jahrtausende durchlebt, und in Polen sind die Tage von Thermopylä, Salamis, Marathon u. s. w. aus der Zeiten Grab wieder auferstanden.“ Dagegen bemerkt er zehn Monate später in jenem obenerwähnten Brief an seinen Sohn Anselm: „Aufrichtig gestanden: ich habe für die Zeiten, wie sie jetzt sind, schon seit lange zu hoffen aufgehört .... Incedimus super ignes etc. Die Zeit liegt in schweren Geburtswehen — jeden Augenblick kann die entscheidende Stunde schlagen, und was sie zur Welt bringen wird, sind wilde, grimmig zerstörende Ungeheuer, unter denen Krieg — Völkerkrieg, Vertilgungskrieg — noch das Mildeste sein wird.“

Hin und her geworfen von solchen Stimmungen, in welchen sich deutlich der zerrüttete Zustand seiner Gesundheit wiederspiegelt, geht Feuerbach, den in der letzten Zeit mehr und mehr die Lösung psychologischer Fragen beschäftigt hatte, an die Beantwortung der Frage nach Kaspar Hauser's Vorleben, und wir werden uns nach all' dem Gesagten nicht wundern, wenn sein jetzt für nüchternes, folgerichtiges Denken weniger geeigneter Gemüthszustand ihm manche kühne Combination annehmbar erscheinen läßt, welche eine ganz unbefangene Prüfung nicht schlüssig findet. Was soll man aber dazu sagen, wenn nun dem Mann, dem zeitlebens Niemand seiner, wahrlich nicht blöden, Gegner Unlauterkeit der Gesinnung und gewissenloses Streben nach äußerem Vortheil vorzuwerfen gewagt hatte, der sich so oft im Kampf mit mächtigen Feinden furchtlos und sich selbst treu gezeigt, wenn man ihm, der überdies in unabhängiger, gesicherter Stellung lebte, um jener Ausführungen über Kaspar Hauser willen Liebedienerei zur Last legen will und andeutet, daß er gleichsam auf Bestellung bewiesen habe, was hohe Persönlichkeiten bewiesen haben wollten? Und wie wenig hätte er dann diesem „hohen Willen“ entsprochen, dem doch nur mit einem juristischen Beweis gedient sein konnte, wenn er selbst mit dürren Worten in dem Memoire erklärt, daß, was er vortrage, vor keinem Richterstuhl ein entscheidendes Gewicht haben würde, sondern höchstens „moralische Gewißheit“ begründe. So sprechen die feilen Fabrikanten bestellter Gutachten gewiß nicht, da den Bestellern mit einer psychologisch interessanten, aber blos „akademischen“ Beweisführung nicht im Mindesten gedient wäre. Wer Feuerbach's Lebensführung genauer betrachtet, für den steht fest, daß er auch hier, wie sonst, nur seiner Ueberzeugung Worte

lieh, als er das Problem zu lösen suchte, wie in die möglichen Zusammenhänge einer dunklen, verbrecherischen That, so weit irgend möglich, Klarheit zu bringen sei.

In der Rede, mit welcher Feuerbach sein Amt in Ansbach antrat, sagt er über die, für den Beruf des Richters erforderliche Gesinnung: „Die Seele unseres Wirkens ist nicht jene, das Zufällige beachtende, nach Zeit und Umständen sich bequemende, geschmeidige Klugheit, von welcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird; — sondern allein jener einfache Sinn, der nirgends als hinauf zum Gesetz und von da zur That herunterblickt; jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt; jene Stärke des Willens, welche mit festem, keinem Einfluß weichendem, durch keine Gewalt zu beugendem Arm die Wage der Gerechtigkeit stets im sichern Gleichgewichte hält, endlich jener Muth des Mannes:

„Quem non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida."

Daß er selbst diese richterliche Denkweise im höchsten Maß besaß, zeigten nicht blos die berühmten Werke, welche er in der Zeit seiner vollen Mannesreife schuf, sondern er hat es auch bewährt im langen, schwierigen Kampf mit seinen Widersachern und dem heiß und unruhig pochenden Herzen, das in seiner Brust wohnte. —

Aber seine Kräfte waren in diesem Kampf vor der Zeit gebrochen. Im Februar 1833 schrieb er an seine Schwester Rebekka, daß er seit zwei Jahren keine gesunde Stunde gehabt habe, und im März: „Das Einzige, was ich jetzt denke, woran ich mich erfreue, womit ich mich aufrichte und worauf ich hoffe, das bist Du, und daß ich Dich und mein Frankfurt wiedersehe und dort vielleicht auch einen Theil meiner verlorenen Gesundheit wiederfinde.... Du wirst Dich wundern, liebe Rebekka, wo nicht erschrecken, wenn Du mich wiedersiehst ... das alte Feuer hat ganz ausgebrannt und nur schlechte Kohle ist zurückgeblieben... Obgleich mit Bleistift, kann ich doch nur mit großer Mühe meine Hand zum Schreiben gebrauchen. Alles, was ich sonst von Briefen zu schreiben habe, pflege ich einem Schreiber zu dictiren, was auch nichts weniger als angenehm ist. Eigentliche Geistesarbeiten, wozu man die Feder braucht, kann ich gar nicht mehr verrichten, bin also, wie Du mich kennst, schon ein halbtodter Mann. — Lebe wohl, liebe Schwester! Bald sehen wir uns wieder."

Dem „halbtodten Mann" war es noch gegönnt, seine Schwester und seine Vaterstadt wiederzusehen. Dort hatte er sich scheinbar wieder erholt. Seine Stimmung war (wie ein ungedruckter Brief Eduard Feuerbach's berichtet) sehr mild und heiter, er schien ausgesöhnt mit Allem und äußerte oft eine kindliche Freude über die Schönheit der Natur. Da traf ihn plötzlich am Pfingstmontag auf einer Spazierfahrt nach Königstein ein abermaliger Schlaganfall und in der Nacht des darauffolgenden Tages, des 29. Mai 1833, war er eine Leiche. —

Feuerbach's Name und sein Ruhm ist untrennbar verknüpft mit der Geschichte der Strafrechtswissenschaft und der Gesetzgebung. Aber nicht blos der engere Kreis der Rechtskundigen und der Staatsmänner, sondern das ganze

deutsche Volk schuldet seinem Andenken Hochachtung und Verehrung. Er gehört zu jenen „durch sich selbst gemachten" Männern, um den in England und Nordamerika gebrauchten charakteristischen Ausdruck anzuwenden, welche uns ein Vorbild unermüdeten Vorwärtsstrebens sind. Aus kümmerlichen und engen Verhältnissen heraus, in welchen er frühzeitig auf eigenen Füßen stehen lernt, steigt er durch glühenden Eifer und aufreibende Arbeit empor zum Gipfel von Ehre und Ruhm; nicht in dem Genuß des Errungenen findet er sein Glück, sondern in dem rastlos vorwärtsdrängenden Emporstreben zu den Idealen, die ihm vorschweben. Zugleich ist die Betrachtung seines Lebensganges reich an politischen Lehren. Die jugendliche Begeisterung der Aufklärungszeit, der Jammer und die Versumpfung der Tage deutscher Knechtschaft, die nur zu rasch verfliegende Morgenröthe der Freiheitskriege, welcher von Neuem eine Zeit folgt, von der Feuerbach sagen konnte: „Es geht offenbar ein Plan durch die Welt: durch Verwirrung der Köpfe Finsterniß in die Seelen zu bringen und in der Finsterniß den Völkern das Netz über die verwirrten, schwindelnden, im Dunkel taumelnden Köpfe zu werfen" — das Alles zieht an uns vorüber. Wir staunen über den erbärmlichen, kleinlichen, verbissenen Widerstand, welchen Feuerbach's Wirken findet und fragen uns, was sein Genius wol erst geschaffen hätte, wenn er in dem Mittelpunkt eines großen, nationalen Reichs, begeistert durch das Bewußtsein, einem einigen, mächtigen Volk anzugehören, ungehemmt seine gewaltigen Schwingen hätte entfalten können? Daß Feuerbach groß wurde auch inmitten so kleiner Verhältnisse, läßt sein Bild für den denkenden Beschauer nur in um so hellerem Glanz erstrahlen.*)

---

*) Nachrichten über Feuerbach's Leben geben: L. Feuerbach, Anselm R. v. Feuerbach's Leben und Wirken, 2 Bände. 1852; J. Glaser, Gesammelte kleinere Schriften, I. Band. 1868 S. 21 ff.; Mittermaier in Bluntschli's Staatswörterbuch, Art. Feuerbach; F. Jacobs Personalien (Vermischte Schriften 7. Band. 1840); Heinrich W. J. Thiersch, Friedr. Thiersch's Leben I. Band. 1866. Manches findet sich in Henriette Feuerbach, Anselm Feuerbach's Leben, Briefe und Gedichte. 1853 (I. Band von A. Feuerbach's Nachgelassenen Schriften), und in G. v. Lerchenfeld's Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I. 1854; nur wenig Hierhergehöriges in Brunier, Elisa von der Recke. 1873. Die verehrungswürdige Wittwe von Feuerbach's ältestem Sohn, dem der Wissenschaft zu früh entrissenen Verfasser des „vaticanischen Apollo", Frau Professor Henriette Feuerbach, hat mir verschiedenes noch Ungedruckte aus Feuerbach's Nachlaß mitgetheilt, und ich gedenke, das hiervon etwa zur Veröffentlichung Geeignete demnächst dem deutschen Publicum vorzulegen.

Berliner Chronik.

Die Theater.

12. Februar 1877.

Seit dem Beginn dieses Jahres hat Berlin, die „Hauptstadt der teutonischen Wilden", eine Schaubühne mehr; im Concertsaal des königlichen Schauspielhauses spielt eine französische Schauspielergesellschaft. Bis zu dem Jahre 1848, das nicht nur für die deutschen Staaten, sondern auch für das deutsche Theater ein verhängnißvolles war, besaß Berlin ein treffliches, ständiges, französisches Theater, an zwei Abenden in der Woche fanden im Schauspielhause regelmäßig französische Vorstellungen statt. Die Künstler lebten unter uns und verwuchsen mit ihrem Publicum. Die Ungunst der Zeiten zerstreute sie dann, das deutsche Schauspiel nahm ausschließlich von der Bühne Besitz. In längeren Zwischenräumen kamen bald einzelne Künstler, bald Gesellschaften über die französische Grenze zu uns; 1850 und 1851 während des Sommers hat Rachel Felix mit denen, die sich ihr angeschlossen, im Opernhause ihre Hauptrollen uns vorgeführt. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, das Wallner-Theater haben zu verschiedenen Zeiten französische Künstler auf ihren Bühnen gesehen. Aber ein dauerndes, für beide Theile gleich vortheilhaftes Verhältniß wollte sich zwischen der französischen Schauspielkunst und unserer Stadt nicht mehr anknüpfen. Im Ausgang der sechziger Jahre schien eine Aussicht dazu vorhanden; unter der Direction Luguet's, mit der Unterstützung des Königs, spielte wiederholt in den drei ersten Monaten des Jahres eine französische Gesellschaft im Concertsaal des Schauspielhauses, der Krieg stellte dann Alles wieder in Frage. Der Versuch einer Wiederanknüpfung, den Luguet im Jahre 1874 machte, scheiterte: die französischen Zeitungen überhäuften die Künstler — höchst mittelmäßige Musikanten obendrein — mit den ärgsten Schmähungen, das Publicum verhielt sich ihnen gegenüber kühl. Diesmal steht der Director Emil Neumann an der Spitze des Unternehmens und die Künstler können weder über Mangel an Zuspruch von Seiten des Publicums noch über Lauigkeit des Beifalls klagen. Unmittelbar neben den deutschen Hofschauspielern haben sie ihre Stätte: schwerlich würde man den Deutschen, wenn sie nach Paris kämen, einen Saal im Théâtre français einräumen.

Eine französische Schauspielergesellschaft, die in jedem Jahre etwa auf zwei Monate in Berlin erschiene, wäre, wenn nicht gerade ein Bedürfniß, doch eine große Annehmlichkeit für uns. Den Vortheil, den Lehrer und Lehrerinnen der französischen Sprache daraus ziehen würden, lasse ich selbstverständlich beiseite: das Theater als solches verfolgt keine pädagogischen Zwecke. Zunächst aber gewänne das deutsche Publicum einen Einblick in die französische Spielweise, fruchtbare Anregungen für die deutschen Künstler könnten nicht ausbleiben, zuletzt oder vielmehr zuerst: in besserer Weise, als es jetzt durch die Uebersetzungen der französischen Schauspiele geschieht, würden wir mit der französischen dramatischen Literatur, in ihrem Fortgang, ihrer

Entwickelung vertraut. Diese Kenntniß, eine genaue, fortgesetzte, ununterbrochene Kenntniß, eine Reihe von Jahren hindurch, halte ich für die deutsche dramatische Kunst für nothwendig, wenn wir überhaupt noch auf die Entwickelung unseres Theaters hoffen dürfen. Während der vierziger Jahre waren wir den Franzosen auf diesem Gebiete ebenbürtig, wenn nicht überlegen, seit zwanzig Jahren dagegen müssen wir die Segel vor ihnen streichen. Gibt es in irgend einer Kunst Lehrmeister, so sind sie es in der dramatischen. Aber ein solches Studium ist nicht bei einem flüchtigen Aufenthalt in Paris anzustellen und durchzuführen. Auch die Lectüre genügt nicht. Ein Theaterstück muß gespielt, muß gesehen werden: erst dann offenbart sich sein Kern, seine Kunst. Um zu diesem Ziele zu gelangen, müßte freilich der Stamm der Gesellschaft, die uns besuchen wollte, ein ständiger bleiben; nicht bei jedem Jahreswechsel dürften neue Gesichter statt der alten sich uns zeigen, zwischen ihnen und uns müßte ein Band der Gewohnheit sich schlingen, vor Allem bedürften sie eines reicheren und mannigfaltigeren Repertoirs. So spielt jetzt die Gesellschaft im Concertsaal: Le piano de Berthe — Nos intimes — Le roman d'un jeune homme pauvre — Paul Forestier — Le passant — Jeanne qui rit et Jeanne qui pleure: längst bekannte, ein wenig fadenscheinig gewordene Komödien, während wir Dumas' Étrangère, Sardou's „Dora", Erckmann-Chatrian's L'ami Fritz zu sehen wünschten. Dazu kömmt, daß uns eine gewisse Seite der französischen dramatischen Dichtung ganz unzugänglich bleibt; durch die Zeitungen hören wir von der Theilnahme, von den Debatten, welche gerade bei den gebildeten Franzosen Dramen wie La fille de Roland, Rome vaincue erregen, ohne uns durch eigene Anschauung von dem künstlerischen Werth, von der theatralischen Wirksamkeit derselben überzeugen zu können. Auch in diese Lücke müßte ein französisches Zukunftstheater in Berlin, wie ich es träume, eintreten. Der Vortheil wäre ja nicht ausschließlich auf unserer Seite — die Künstler brächten Ehre und klingenden Lohn heim, und nach Lorbeer und Gold geht bekanntlich jede Kunst.

Um auf die Gegenwart zurückzukommen: die französische Gesellschaft bewegt sich auf mittlerer Linie, hervorragende Künstler kommen noch nicht, dürfen wol noch nicht nach dem Lande der Barbaren kommen. Der Provinzialton, die Provinzhaltung herrscht vor. Im komischen Fache leisten Mde. Duchesne und Mr. Léon Noel Ansprechendes, Mde. Scriwana ist eine nicht ungefällige Darstellerin naiver Liebhaberinnen. Den Uebrigen thut man kein Unrecht, wenn man ihrer nicht gedenkt. Keineswegs sind sie im Allgemeinen von geringerer Begabung als die Gesellschaften, die vor ihnen auf diesen Brettern standen, aber diese Begabung genügt doch nicht, um das gebildete Publicum unserer Stadt in seiner Mehrzahl dauernd zu fesseln. Trotzdem gelingen selbst bei diesen mäßigen Kräften die Ensemblescenen über Erwarten gut, sauber in der Ausführung des Einzelnen, übersichtlich im Zusammenfassen des Ganzen.

Wie gerne möchte ich hier von der französischen Kunst abbrechen und ihr gegenüber ein Bild der deutschen dramatischen Dichtung entwerfen! Wie gerne würde ich es sogar auf den Vorwurf der patriotischen Voreingenommenheit hin mit den glänzendsten Farben ausmalen, wenn überhaupt nur der Stoff dazu vorhanden wäre. Wand an Wand indessen mit den Franzosen spielen die deutschen Schauspieler französische Stücke. Vortrefflich, mit Witz und Behagen, voll Munterkeit und Leidenschaft — und doch, ist es nicht beschämend, daß ältere französische Komödien die Kosten der diesmaligen Theatersaison bezahlt haben? Scribe und Frau von Girardin haben die Ehren und unsere Poeten das Nachsehen gehabt. Der „Damenkrieg", die „Erzählungen der Königin von Navarra" und jetzt „Lady Tartuffe" in der musterhaften Darstellung der Damen Fr. Erhartt (Virginie von Blossac), Frl. Abich (Jeanne) und des Herrn Liedtcke (des Tourbières) füllen das Haus Abend um Abend mit neugierigen, theilnahmsvollen Zuschauern, während die deutschen Neuigkeiten nach den drei Anstandsvorstellungen für immer in die Versenkung fallen. Manche bringen es nicht einmal so weit, sondern bleiben schon auf dem Schlachtfeld des zweiten Abends als Leichen liegen. Ernst Eckstein's vieractiges Lustspiel

„Ein Pessimist", das am Donnerstag, den 25. Januar, zum ersten Male auf der Hofbühne erschien, hat die Zahl der Theaterleichen um eine vermehrt. Es lohnte sich kaum über diese Arbeit ein einziges Wort zu verlieren, wenn Eckstein's Beispiel nicht so außerordentlich lehrreich dafür wäre, wie man bei uns Stücke schreibt — gerade umgekehrt, wie man sie schreiben sollte. Er ist nur ein Typus für eine große Zahl der jüngeren Schriftsteller. Mit unläugbarem Talent, satirisch begabt, voll Feingefühl für den Rhythmus, ein leichter Finder des Reims, wenig verlegen in der Auswahl seiner Stoffe, im Besitz einer raschen Feder, ein geschickter Fapresto, hat Ernst Eckstein mit humoristischen Epen, mit kleinen Erzählungen, lustigen Skizzen, mit Reisebildern und Gedichten sich einen Platz in der Literatur erworben. Beinahe allen diesen Schöpfungen fehlt die Vertiefung, die letzte Feile, das eigentlich Künstlerische: aber sie wirken im Kleinen, wie die Bilder Luca Giordano's im Großen; es ist Zug und Farbe darin. Einige dieser Skizzen, Schülerschwänke, Studentenabenteuer, erfuhren ein übermäßiges Lob. Die jungen Leute, welche die Schule eben aus ihrer Zucht entlassen hat, freuten sich ihrer Ebenbilder in den Eckstein'schen Schilderungen. Gute Freunde bliesen, in voller Ueberzeugung, das große Horn. Das müßte auf die Bühne gebracht werden, hieß es hier und dort. Warum nicht? Es kostet ja nur einen Schritt. Ernst Eckstein geht unter die Dramatiker, leider ohne vorher Einkehr bei sich zu halten. Ein erfindungsreicher Mann, hat er zwei oder drei Scenen im Kopfe — braucht es mehr zu einem Lustspiel? Die Hauptsache ist der Titel. Wenn man jetzt vor einem gemischten Publicum anhebt: „Die Philosophie des Unbewußten" oder „Der Schopenhauer'sche Pessimismus", horchen Alle auf. Bei dem Klang dieser Worte fühlt die Halbbildung das Herz des Jahrhunderts in sich schlagen. Darum nennen wir unser neues Stück „Ein Pessimist" — das spannt, das reizt. Daß ein Titel eine Verpflichtung auferlegt, daß „ein Pessimist" die Schilderung und Kritik des Pessimismus uns bringen müßte, wie der Menschenfeind uns ein Spiegelbild der einsamen Verbitterung, der Spieler der Spielwuth vorhält — das fällt dem Poeten nicht ein. Wenn ein Baron Fritz von Tondern, eingeregnet im Dorfe Splügen, ein halbes Dutzend pessimistischer Kraftsätze als Unterhaltungsmünzen an eine Gouvernante Emma Weber ausgegeben hat, die einzigen philosophischen Geldstücke seiner Weisheitsbörse, genügt das nicht? Und wenn nun gar dieser fürchterliche Pessimist aus Liebe zu der Gouvernante Hauslehrer bei einer pietistischen Dame wird, um seiner Angebeteten nahe zu sein; der reiche Baron sich in den altmodischen Frack mit weißgewordenen Nähten steckt und statt des weltschmerzlich geknüpften Halstuchs eine hohe, steife, weiße Bratencravatte umnimmt; der Philosoph sich erniedrigt pietistische Religionsstunden zu ertheilen — wollt ihr nicht lachen? Wol lachte das Publicum über die komische fragwürdige Gestalt, in der sein Liebling, Herr Liedtcke, als Religionslehrer erschien, aber so viel Einsicht und guten Geschmack besaß es doch, die Sache an sich unziemlich, um nicht zu sagen unwürdig zu finden. Um der dürftigen Fabel, den flachen Charakteren der beiden Hauptfiguren ein wenig aufzuhelfen und den Zuschauer über die Armuth des Ganzen zu täuschen, sind drei komische Nebenfiguren eingefügt, jede mit einer Scene: ein Engländer, welcher der Gouvernante im Gasthause zu Splügen einen Heirathsantrag macht; ein schüchterner Liebhaber, der wie Demosthenes Kieselsteine in den Mund nimmt, um die Stärke seiner Stimme zu üben; ein heuchlerischer Licentiat, der sich einen Rausch trinkt und sich dabei selbst verräth. Kühne Flüge brauchte des Dichters Phantasie zu der Entdeckung dieser Gestalten nicht zu unternehmen: er fand sie als alte Inventarstücke der Komödie in der Rumpelkammer vor. Wie dem „Besuch im Carcer" merkt man dem neuen Lustspiel Eckstein's die Flüchtigkeit, die Unbekümmertheit, die Verachtung der Kunstformen an. Skizzen, Entwürfe werden flott als vollendete Arbeiten auf den Markt geworfen: ehe noch das Getreide gereift, ist es schon verkauft. Der „lederne Herr Papa" aus dem bekannten Studentenliede, eine neue Methode Religionsunterricht zu ertheilen: das sind die Späße, in denen sich der Humor Eckstein's ergeht. Auch nicht der leiseste Versuch, den Pessimismus komisch in

Scene zu setzen oder satirisch zu zergliedern; aber wozu Mühe und Fleiß, wenn man seine kindlichen Machwerke als genialisch rühmen hört und von der ersten deutschen Bühne aufführen sieht?

Da lob' ich mir die alte, schlichte Posse. Sie hat keine anderen Absichten, als mich zum Lachen zu bringen. Weit von sich weist sie die beißende Satire des Aristophanes, sie denkt nicht daran, die Sitten zu bessern oder dem Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten. Je unsinniger, desto besser, sagt sie. Eine Dummheit, die unterhält, ist auf der Bühne immer der Weisheit, die langweilt, vorzuziehen. Das Wallner-Theater hat in dem „Löwen des Tages" von H. Wilken eine solche lustige Thorheit gefunden. Drei Acte hindurch setzt ein närrischer Gelehrter Florian Gallenberger seinem Recensenten Prüfer nach, um ihn wegen einer Kritik mit dem Stock zu bestrafen. Natürlich ist er auf der Fährte des Falschen: der berühmte Kritiker und Dichter Prüfer pflegt auf Reisen den Namen Krüger zu führen, während ein eitler Hühneraugen-Operateur Prüfer sich auf seinen Reisen den Titel Doctor beilegt. In rascher Bewegung folgt ein Abenteuer dem andern, toll und bunt, in einer glücklichen Steigerung des Komischen und Burlesken bis in die Mitte des dritten Acts, wo der Dauerlauf Gallenberger's und Prüfer's endet. Die Unwahrscheinlichkeiten der Fabel sind groß, aber ihre Harmlosigkeit ist noch größer. In dieser Possenwelt wird das Unglaubliche zum Alltäglichen, nicht die Hoffnung, aber den Verstand muß man fahren lassen, wenn man durch diese Pforte geht. Das vierblättrige Kleeblatt: die Herren Helmerding (Hühneraugen-Operateur Prüfer), Engels (Gallenberger), Formes (Gallenberger's Factotum Giesecke) und Frl. Ernestine Wegner (Leda) lassen dem Zuschauer auch keinen Augenblick die Muße, sich auf den natürlichen Zusammenhang der Dinge zurü[illegible] — Sie wirken nicht allein durch Maske und Geberde, durch Gang und Haltung, durch Rede und Coupletvortrag: den mächtigsten Eindruck üben sie aus, wenn sie nichts sagend, nichts thuend, in monumentaler Stellung einander gegenüberstehen, in vier verschiedenen Formen hat der Dämon der Posse und der Thorheit in ihnen menschliche Gestalt gewonnen.

Das interessanteste theatralische Ereigniß der letzten vier Wochen war die Aufführung eines neuen vieractigen Schauspiels von Friedrich Spielhagen „Der lustige Rath", Mittwoch, den 10. Januar auf der Bühne des Residenz-Theaters. Es ist nach „Hans und Grete" und „Liebe um Liebe" das dritte dramatische Werk des Dichters. Leicht und mühelos scheint der Uebergang von der Erzählung zum Schauspiel einem Meister der Darstellung, der bewegten, geistvollen Wechselrede zu sein und wie viele Klippen sind doch zu umschiffen, wie viele Sandbänke zu vermeiden! In den Spielhagen'schen Schauspielen bleibt zu unterst ein novellistischer Rest, der durch die dramatische Form nicht vollständig aufgelöst wird. Das psychologische Problem des „Lustigen Raths" kommt auf der Bühne nur zu einem ungefähren Ausdruck und zu keiner befriedigenden Lösung. Brunhilde, die schöne und bedeutende Tochter des Gutsbesitzers von Weißenberg, faßt im ersten Eindruck eine heftige Leidenschaft zu dem Ingenieur-Hauptmann außer Diensten Ernst Bronn, der auf dem Gute ihres Vaters, im Auftrage des reichen Fabrikherrn Christian Knorre, erscheint, das Gut zu kaufen. Zwar erwidert Ernst die Neigung des Mädchens in seinem Herzen, aber er wagt nicht sie dem adeligen Fräulein, der begüterten Erbin zu gestehen. Kleine Mißverständnisse und Irrungen trennen die Liebenden noch mehr: der Fabrikherr möchte sein Töchterchen Clärchen gern mit dem klugen Manne verheirathen, der in seinen Diensten steht; die Baronin von Grobitz, eine alte Freundin Weißenberg's, denkt ihrerseits an eine Verbindung Brunhildens mit ihrem Neffen, dem Cavallerieofficier Felix von Borg. Nun sind Clärchen und Felix in und mit einander längst verliebt und einig, allein es gilt hier den Widerspruch der Tante, dort den des Vaters, des Adels und des Bürgerthums, gegen diese Ehe zu besiegen. In dem Hin- und Herüber dieser Beziehungen tritt ein Augenblick ein, wo sich Brunhild von Ernst, Clärchen von Felix verschmäht glaubt. Der „Lustige

Rath" — lustig, wie die Shakespeare'schen Narren es sind, mit einem Anflug von Melancholie — ein Herr von Trechow, ein Gutsnachbar Weißenberg's, muß die Rolle des Vermittlers übernehmen und die Verwirrung, an der seine Rathschläge nicht ganz ohne Schuld sind, lösen helfen. Mit blutendem Herzen thut er es, entsagend: denn er selbst liebt Brunhild. Und hier nun tritt für den Zuschauer das Unbegreifliche ein. Ein kluges, geistreiches Mädchen sollte den unbedeutenden Ernst, der gar nichts liebenswürdiges besitzt, dessen Tugenden und Vorzüge für uns immer unsichtbar hinter den Coulissen bleiben, dem witzigen, tieffühlenden weltmännischen Trechow vorziehen? Auf der Bühne erschlägt der Gentleman Trechow zehntausend Pedanten wie Ernst Bronn, wie Romeo's Verbannung in Julia's Herzen zehntausend Tybalt's. Mag er doch vierzig Jahre sein, Brunhilde ist mit fünfundzwanzig Jahren auch kein Kind mehr. In der Novelle würde der Dichter die verschiedensten Mittel gehabt haben, uns seinen Helden in der glücklichsten Perspective zu zeigen und die Neigung Brunhilden's für ihn zu erklären: der grausame Realismus der Bühne dagegen zeigt in jedem Acte Trechow und Brunhilde in erster Reihe, Ernst im Hintergrund, Trechow als den handelnden oder doch redenden Mann, Ernst als den zweiten Liebhaber. So scheiden wir mit einem Kopfschütteln von Brunhilden: sie hat uns nicht überzeugt, sie hat falsch gewählt, sagen wir. Dazu kommt, daß die vielen feinen und zarten Fäden des Gewebes von den Augen eines Theaterpublicums nicht deutlich genug unterschieden werden können, es ist mehr ein schillernder, in den mannigfachsten Farben spielender Glanz als ein scharfes bestimmtes Licht über das Ganze gebreitet. Das Drama aber verlangt zuerst und zuletzt einen einheitlichen Beleuchtungston. Den Mängeln stehen eben so viele Vorzüge gegenüber. Der sichere Bau der Handlung; eine rasche, aufsteigende Scenenfolge; die Einheit des Orts und der Zeit — Merkmale, die eben zeigen, daß ein Künstler Alles, was er ergreift, künstlerisch zu gestalten sucht. Mit ihnen verbunden die treffliche Charakterschilderung der drei Alten, des Gutsherrn, der Baronin und des Fabrikbesitzers, die in einer individueller und feiner zeichnenden Darstellung, als ihnen im Residenz-Theater zu Theil wurde, zu einer unvergleichlich humoristischen Wirkung kommen würden — das reizende Liebespaar Clärchen (Frl. Mathilde Ramm) und Felix (Hr. Beckmann), dessen Zärtlichkeits-, Schmoll- und Zankduette zu den lebendigsten Scenen gehören, die Spielhagen noch geschrieben. Je klarer und durchsichtiger diese Handlungen und Figuren sind, um so trüber erscheinen die beiden Hauptgestalten: würde Trechow älter und blasirter gespielt, als es von Hrn. Keppler, dem bedeutendsten Schauspieler des Residenz-Theaters geschah, könnte Fr. Claar-Delia ihre Brunhilde von den schweren Druckern und dem tragischen Kothurn befreien, auf dem sie einherschreitet — vielleicht, daß sich das Verhältniß beider zu einander dem Publicum verständlicher darstellte. Das Stück hat eine sehr beifällige Aufnahme gefunden: eine anziehende, sorgfältige Arbeit, trotz ihrer Schwächen die werthvollste Gabe der Theatersaison.

Das Gastspiel des bekannten, mehr in allen Aeußerlichkeiten seiner Kunst fertigen und sicheren, als innerlich bedeutenden Schauspielers, Hrn. Karl Sontag am Residenz-Theater hat uns eine neue Bearbeitung von Balzac's merkwürdigster Komödie „Le faiseur" gebracht. Unter den fünf in zwei Bändchen erschienenen, merkwürdigen und interessanten Theaterstücken, die Balzac geschrieben: Vautrin; Les ressources de Quinola; Pamela Giraud; La marâtre; Le Faiseur — rechtfertigt die letztere Komödie allein den Ruf des berühmten Satirikers und Sittenschilderers. Die Geldfrage, das „Machen" in Börsengeschäften hat bisher auf der Bühne noch keinen vollendeteren Ausdruck gefunden, als in diesem Werke: ich ziehe es wenigstens in jeder Hinsicht Ponsard's Drama: Honneur et Argent vor. Albert Lindner, der die Komödie für die deutsche Bühne in vier Acten neu eingerichtet hat — vom Standpunkt des rein Theatralischen und der Masse des Publicums vortrefflich — verändert, indem er ihr den auffallenden Titel „Ein Fürst des Schwindels" gibt, die Beleuchtung, in der Balzac seinen Helden Mercadet erscheinen läßt. Mercadet

ʒ keineswegs ein Gründer in unserm Sinne des Worts, der Dichter versetzt ihn in
as Jahr 1839, seine Speculationen, sein Börsenspiel, seine Schulden, die Actionäre,
ie ihn auszubeuten gedachten und die er ausgebeutet hat — Alles ist, von der Höhe
es Milliardenzeitalters gesehen, kleinlich, liliputanisch. Mercadet wie sein Schwieger-
ohn in spe, der talentvolle junge Stutzer Michonnien de la Brive — Lindner hat
hn in einen Grafen Montallard umgetauft — die sich gegenseitig zu betrügen suchen,
hrumpfen zu zwei mittelmäßigen Gaunern zusammen, Arcades ambo. Meiner Mei-
ung nach muß diese Komödie als eine Schilderung früherer Zustände in ihrem
ostüm gelassen werden; Molière's Geiziger kann ebensowenig in unserm Gesellschafts-
nzug gespielt werden. Ein Geiziger in unseren Tagen, mit der Bildung und in
er Stellung Harpagon's, vergräbt seine Goldstücke nicht im Garten; ein „Macher"
r Pariser Börse im Jahre 1839 ist kein „Gründer" aus dem Jahre 1872. Was
a Komödie dadurch, daß man sie historisch betrachtet, an unmittelbarer Wirkung,
n zeitgemäßen Anspielungen verliert, gewinnt sie an Wahrheit und Tiefe: sie ist
ie bittere Satire ihrer Epoche. Wie charakteristisch ist es, daß Balzac's Michonnien
e als Socialist aufspielt, als ein begeisterter Anhänger der neuen Lehre! Der
ern des Ganzen: die Verurtheilung des Börsenspiels, die ergreifende Schilderung,
e Alle hier in gleicher Schuld stehen, der Macher, der die Leichtgläubigen betrügt,
d die leichtgläubig Habgierigen, die ihm ihr Geld nur anvertrauen, um schnell
d mühelos reich zu werden; wie in diesem Kampfe um's Dasein der eine Schwind-
r von dem andern Schwindler überlistet wird — dieser Inhalt veraltet niemals
d wird für alle Zeiten gültig sein. Seinen jämmerlich armseligen Bankrutt sucht
ercadet mit denselben Mitteln aufzuhalten, mit denen jetzt vier- oder fünffache
illionäre ihren Sturz abzuwenden sich mühen. Nur fehlt, in der Enge seiner Ver-
ltnisse, Mercadet jenes phantastisch Ungeheuerliche, das um moderne Geldgeschäfte
d Industrieunternehmen schwebt. Während Lindner durch den Titel seiner Bear-
itung die Komödie erhöht, hat er sie in manchen Einzelheiten herabgestimmt. Zu-
ist in dem Liebesverhältniß zwischen Mercadet's Tochter Julie und dem Buchhalter
olphe Minard. Jeder weiß, wie skeptisch sich Balzac der Leidenschaft der Liebe
genüber verhält. Immer muß er einen bittern Tropfen in den Wein mischen.
ine Julie ist häßlich, sein Minard rechnet auf ihre Mitgift — „o!" ruft er
mal bei ihrem Anblick aus, „ich hatte sie immer nur in dem Glanz von 300,000
anken betrachtet!" Indem Lindner, aus der Stimmung des deutschen Publicums
aus, Minard zu einem uneigennützigen, schwärmerischen Jüngling, Julie zu einem
nen, ebenso romantisch gesinnten Mädchen macht, tilgt er die Flecken, die ihnen
ursprünglicher Schöpfer verliehen hat: nun sind freilich die Warzen und die
mmersprossen fort, aber mit ihnen auch der individuelle Ausdruck. Balzac's Mer-
et wird Ackerbauer, ländlicher Grundbesitzer in der Touraine, ein Bauer, wie
ul Louis Courier sich nannte. „Ich bin nicht ärgerlich darüber," sagt er, „die
blichen Industrien zu studiren." Auch dieser Zug gefällt mir besser, weil er be-
hnender ist, als das Gelöbniß des Lindner'schen Mercadet, daß er zur ehrlichen
eit zurückkehren werde. Die andern Aenderungen des deutschen Bearbeiters ver-
en Billigung: der Brief aus Amerika als Retter aus der höchsten Noth ist dem
luffe Balzac's vorzuziehen. Die Darstellung des Stücks im Residenz-Theater ist
sam im Ensemble, Hr. Sontag als Mercadet, Hr. Keppler als Montallard
ienen besonders hervorgehoben zu werden. Ist die Bühne eine moralische Bil-
sanstalt? Ich zweifle: die Komödie hat die allgemeine Zustimmung erhalten,
die Mercadet's werden Mercadet's bleiben, wie die Harpagon's, obgleich sie sich
zweihundert Jahren im Spiegel sehen, Harpagon's geblieben sind.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Hermann Grimm's Vorlesungen über Goethe.

Goethe. Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin von Hermann Grimm. Zwei Bände. Berlin, W. Hertz. 1877.

Was das Bildniß in Formen, ist die Biographie in Worten. Jenes zeichnet den inneren durch den äußeren, diese erklärt die Geschichte des äußeren durch die Geschichte des inneren Menschen. Jenes, indem es die durch die gesammte Lebenszeit vertheilten Züge der geistigen Individualität in der Physiognomie eines einzigen Momentes zu verkörpern weiß, diese, indem sie in der zeitlichen Aufeinanderfolge der verschiedenen geistigen Gesichtszüge eine causale Auseinanderfolge, ein dieselbe beherrschendes Entwickelungsgesetz nachweist, rundet sich zum organischen, auf sich selbst ruhenden Kunstwerke ab.

Ein Bildniß Goethe's in diesem Sinne ist die Büste von Trippel; eine Biographie Goethe's in diesem Sinne wird auch nach Grimm's obigem Buche noch immer zu wünschen sein. Die deutsche Literatur besitzt eine Goethebibliothek, aber trotz Schaefer, Viehoff, Gödeke u. A. keine Goethebiographie. Die von Jahr zu Jahr anschwellenden Ergänzungen, Briefwechsel, Commentare liefern Bilder, aber kein Bild; die gelehrten und genauen, aber schwerfälligen und trockenen Lebensbeschreibungen der Obigen Photographien, aber kein Bildniß. Auch wenn nicht ausdrücklich für die Schule bestimmt, können sie schwerlich verleugnen, daß sie von Schulmännern geschrieben sind. Der bienenartige Fleiß, die stupende Detailkenntniß können darüber nicht täuschen, daß es musivische Arbeiten sind. Es ist eine bibliographische Thatsache, daß das „Leben Goethe's" von Lewes unter der deutschen Lesewelt am meisten Verbreitung fand. Das Original desselben erschien in London zuerst 1855; die deutsche Uebersetzung von Frese hat noch nicht zwanzig Jahre darauf die elfte Auflage erlebt. Von den obengenannten, zum Theil vor demselben erschienenen Werken hat keines die dritte überschritten.

Der fremdländische Reiz ist kaum die alleinige Ursache hiervon. Zwar hat der Fremde vor dem Einheimischen einen Vortheil voraus, der bei geschichtlicher Betrachtung von Personen und Ereignissen gewichtig ist. Goethe's erhabene Persönlichkeit steht uns im Allgemeinen zeitlich, dem deutschen Beobachter aber auch räumlich zu nahe, um ihrem ganzen Umfang nach überschaut werden zu können. Der ausländische Beurtheiler hat vor dem gleichzeitigen deutschen den Vorzug des räumlich entfernten Standpunktes. Amerikanischen Historikern ist der Versuch nicht mißglückt, den Gang europäischer Culturentwickelung in ein Gesammtbild zusammenzufassen.

Der räumliche Vortheil wird aufgewogen durch die nationale Befangenheit. So wenig Shakespeare, der germanische Poet, je von dem romanischen Franzosen, eben-

sowenig, ungeachtet der Stammesverwandtschaft, wird der deutsche Dichter je von dem Engländer völlig gewürdigt werden. Goethe, der Kosmopolit, welcher die deutsche Nationalliteratur zur Weltliteratur ausdehnt, wird von der ganzen civilisirten Welt begriffen. Goethe, der reichsstädtische Patriciersohn, der kleinstaatliche Minister, bleibt für den weltläufigen Britten wie für den weltherrschaftssüchtigen Franzosen unverständlich. Lewes findet die einfachen Umgebungen, mit welchen Goethe, wie die anderen Geisteshroen, zu Weimar und Jena sich begnügte, kleinlich und abscheulich. Napoleon forderte seinen „homme" auf, nach Paris zu übersiedeln, Weimar sei zu eng für ihn! Daß Goethe, wie himmelhoch er sich sonst über die Schwächen und Schranken des angestammten Gesichtskreises der Nation erhob, in Lebensführung und Lebensgewohnheit ein Deutscher geblieben, wird stets nur der Deutsche wieder dankbar zu schätzen wissen.

Goethe's neuester deutscher Biograph gehört, wie dessen englischer, zu der Classe von Autoren, die an der Grenze zwischen Gelehrten von Fach und geschmackvollen Schriftstellern stehen. Selbst künstlerisch angehaucht, hat er die Darstellung von Künstlerleben mit Neigung ergriffen und dieselbe zum Kunstwerk nicht ohne Glück zu zestalten gesucht. Englischen und amerikanischen Vorbildern hat er die fragmentarische, aber in sich geschlossene Form des Essay mit Vorliebe entlehnt und, Einer der Ersten, dieses Wort in unsere Sprache eingebürgert. Aus der Vereinigung jener Gemüths- mit dieser Geschmacksrichtung ist obiges Buch entsprungen. Dichterische Sympathie mit dem Dichter hat dabei die Feder geführt, aber statt eines einheitlichen biographischen Kunstwerkes hat dasselbe die Form einer Reihe mit Geist und Liebe verfaßter biographischer Essays angenommen.

Als solche bildet Grimm's Buch eine höchst anziehende Lectüre. Die essayistische Form der Darstellung wird begünstigt durch die ursprüngliche Form der Entstehung aus academischen Vorlesungen, die der Verfasser im Winter- und Sommersemester 1874 an der Berliner Universität „publice" gehalten hat. Der einzelne Essay fällt mit einer oder mehreren Vorlesungen zusammen und bringt im Rahmen derselben das Bild einer Lebensepoche, eines Lebens- oder Liebesverhältnisses, einer Kunst- oder scientifischen Richtung, eines dichterischen oder wissenschaftlichen Werkes zur Anschauung. Sämmtliche Bilder sind frisch, mit keckem, fast übermüthigem Pinsel, scheinbar ohne mühsame Studien, wie auf nassen Kalk hingeworfen; manche derselben wie „Friederike von Sessenheim", „Charlotte von Stein", „die deutsche und römische Iphigenie", wahre Kabinetsstücke. Ohne mit Anmerkungen zu prunken, verräth der Verfasser seine Vertrautheit mit den Problemen und Marotten specifischer Goethegelehrsamkeit, aber mit Recht lehnt er es ab, ihren labyrinthischen Irrpfaden auf die Jagd nach Anspielungen auf Personen und Erlebnisse in Goethe's Werken zu folgen. Goethe's Wort, daß Alles erlebt sei, was er darstelle, aber nicht immer so, wie er es darstelle, hätte den Commentatoren zur Warnung dienen sollen. Grimm gesteht offenherzig, daß wir trotz zahlloser Deutungsversuche über die Originale der meisten Goethe'schen Frauengestalten im Unklaren sind; daß wir nicht wissen, welche lebendige Urbilder (oder ob überhaupt welche?) den Gestalten Mignon's, Philinen's, Charlotten's, Ottilien's, Klärchen's u. A. zu Grunde lagen.

Die wirkliche Friederike Brion und die wirkliche Lotte Buff weichen so weit von ihren Namensschwestern in Dichtung und Wahrheit und im Werther ab, als die wirklichen Vorgänge zwischen Goethe und beiden, in Sessenheim und Wetzlar, von dem „Sessenheimer Idyll" und der Erzählung in „Werther's Leiden". Die Vergleichung des Thatsächlichen in beiden Fällen mit dessen dichterischem Nachbild gewährt den schlagendsten Einblick in Goethe's poetische Eigenart, Erlebtes dichterisch zu verarbeiten; dieselbe gehört zu denjenigen Partieen des Grimm'schen Buchs, in welchen man fühlt, daß der Dichter vom Dichter begriffen worden ist.

[illegible] auch Grimm bleibt nicht frei von Deutungsversuchen. Nicht nur bezieht [illegible] Andere vor ihm, Friederiken auf Gretchen, Herder auf Mephistopheles, son[illegible] auch in den Wahlverwandtschaften in dem Verhältniß Ottiliens zum

Hause Eduards und Charlotten ein Spiegelbild der Beziehungen Goethe's zum Hause Charlottens von Stein zu entdecken. Gretchen erscheint ihm als eine „poetische Buße" für das Verlassen Friederikens. Herder, der Apostel der Humanität, wirkt in seiner Beleuchtung auf den jüngeren und unerfahrenen Goethe bei der ersten Begegnung in Straßburg wie eine dämonische Gestalt. Goethe soll ihm gegenüber „das Gefühl rettungslosen Verlorenseins an geistige Uebermacht" nicht losgeworden sein. Dieses bewirkte, daß „Faust sich sofort Mephisto unterordnet und den Vertrag mit seinem Blute unterschreibt". Erst nachdem Herder die „Elemente" vorbereitet, aus denen Mephisto erwachsen konnte, sei Goethe mit demjenigen zusammengetroffen, der die „Gestalt" dazu lieferte, mit Merck. Es war, sagt Grimm treffend, Goethe's Weg, „zuerst eine Figur nur in der Empfindung zu tragen und dann zu warten, bis eine irdische Begegnung ihm das Modell lieferte". Als solches galt für Ottilien bisher Minna Herzlieb, die Pflegetochter des Frommann'schen Hauses in Jena. Nach der Darstellung Grimm's wäre der Dichter selbst zu der „unschuldig — Schuldigen" Modell gesessen. In den Wahlverwandtschaften sollte Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein endlich die künstlerische Verklärung empfangen. Goethe selbst, wegen des angeblich „unmoralischen" Inhaltes der Erzählung belangt, spricht es einfach aus: der Roman bilde eine Illustration des Wortes Christi: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr." Für Goethe gab es eine Zeit, wo er Frau von Stein „begehrte", auch wenn die Beschuldigung, er habe mit ihr unter den Augen des Gatten in wirklichem Ehebruch gelebt, wie Grimm gegen neuerliche Ankläger behauptet, ungerechte Verläumdung bleibt. „Als junger Mann ist er zu der verheiratheten Frau in ein Verhältniß getreten, das man eine geistige Ehe nennen kann, und aus der, wäre der Mann nicht dagewesen, sicherlich eine volle Ehe hervorgegangen wäre. Schon diese geistige Ehe aber verstößt gegen die Moral der menschlichen Gesellschaft, welche in den zehn Geboten und in höchster Consequenz in jenen Worten Christi (Matth. 5, 28) enthalten ist."

Goethe nun läßt „Eduard und Charlotten durch Ottilien dasselbe widerfahren, was Stein und seiner Frau durch ihn selbst einst widerfahren war. . . Ottiliens Schuld ist das Hineinwachsen in jene Stellung zu Eduard, in welche Goethe zu Frau von Stein getreten war. Bei aller Unschuld Ottiliens — wie Goethe unschuldig einst zu Frau von Stein sich herangezogen gefühlt hatte — wurde sie dennoch schuldig von dem Augenblick an, wo sie dem Gedanken Raum gab, Eduard könne durch eine Scheidung von Charlotten frei und sie Eduards Frau werden." Die Schuld Ottiliens ist keine „reelle", wie ihre „geistige" Ehe mit Eduard, verglichen mit dessen „realer" mit Charlotten, keine „reelle": sie ist eine bloße Gedankenschuld. Ebenso wie Goethe's „geistige Ehe" mit Frau von Stein zwar eine „Bigamie", aber keine reelle, sondern eine „feinere" ist. Beide haben Unrecht, zwar nicht vor dem bürgerlichen, aber vor einem höheren Gesetz. Weder Ottilie hätte in Eduards, noch Goethe in Charlottens von Stein Hause bleiben dürfen. Wenn sie blieben, so zogen sie das unausbleibliche Verhängniß auf sich, das Ottilien trifft und dem Goethe durch die Flucht nach Italien entging. „Ottiliens Liebe zu Eduard stellt sich zuletzt die Natur selbst gleichsam entgegen, welche für die Heilighaltung ihrer Ordnungen eintritt." . . Die Mächte der Vorsehung empören sich nicht blos gegen die wirkliche, sondern auch gegen die „feinere Bigamie".

Es liegt nahe, durch diese Auffassung von Goethe's Ottilie, als an deren Gegenstück, an Lessing's Emilie erinnert zu werden. Wie Ottilie dem Gedanken einer Verbindung mit Eduard, wenn er von Charlotten frei geworden, so gibt Emilie dem Gedanken einer Verbindung mit dem Prinzen, nun da sie von Appiani frei geworden, Raum. Jene verdrängt in Gedanken die Ehefrau aus Eduards, diese den kaum gemordeten Bräutigam aus dem eigenen Herzen. Beide begehen in Gedanken eine Schuld, die bei Ottilien durch den Umstand, daß Charlotte selbst zurücktreten will, um ihre Ehe zu ermöglichen, bei Emilien durch den Umstand, daß ihre Ehe mit Appiani noch unvollzogen durch dessen Tod gelöst worden ist, gemildert wird. Beide



könnten deren Folgen durch die Flucht entgehen, wenn nicht Ottilie durch innere Bande in Eduards, Emilie durch äußeren Zwang in des Prinzen Hause zurückgehalten würde. Beide büßen ihre Schuld, Ottilie durch vom Schicksal, Emilie durch selbst-verhängte Strafe.

Mit Recht nennt Grimm die Wahlverwandtschaften „eine in Form einer Erzählung sich aufbauende Tragödie". Das tragische Wort:

> Ihr führt ins Leben uns hinein
> Ihr laßt den Armen schuldig werden,
> Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
> Denn jede Schuld rächt sich auf Erden!

ist von Goethe selbst niemals rührender und furchtbarer versinnlicht worden. Grimm weist auf den Unterschied nicht nur der Weltanschauung, sondern der Compositionsweise dieses Romans des Sechzigjährigen von jenen der Jugend- und Manneszeit. „Bei Werther war keine Rede davon, daß dieser in seiner Liebe zu Lotten nicht nur Alberts Rechte, sondern zugleich die Grundgesetze des menschlichen Daseins verletzte." In dem, was diesem (und Goethe in seinem Verhältniß zu Frau von Stein) „der erlaubteste, unschuldigste Ersatz für alles Versagte" erschien, sah Goethe jetzt „das Unerlaubte, Schuldige, Bestrafungswürdige". An der Stelle der lockeren Brief- und lose aneinander reihenden Erzählerform des Werther und Meister erscheint die Composition der Wahlverwandtschaften „nach einem festen Princip" aufgeführt.

Die Ecken des Quadrats, welches die symmetrisch, zwei männliche zur linken, zwei weibliche zur rechten, aufgestellten Hauptfiguren bilden, sind vom Gatten zur Geliebten, von der Gattin zum Freunde durch Diagonalen verbunden, deren Durchkreuzungspunkt das Kind, die verhängnißvolle Frucht materieller Ehe und geistigen Ehebruchs einnimmt. „So pflegte Goethe," sagt Grimm, „früher nicht zu arbeiten." Nichts mehr von dem frühern fragmentarischen „Darauflosschreiben." Jede Handlung vorausbedacht, die Effecte in bewußt geschaffener Stärke sich steigernd. Goethe scheint „sich Schiller's Methode angeeignet zu haben".

Letzteren Ausspruch, treffend wie er ist, registriren wir um so lieber, als der Verfasser (wie auch schon von Anderen bemerkt worden) gerade Schiller in dessen Verhältniß zu Goethe nicht überall völlig gerecht geworden ist. So erblickt er z. B. abweichend von allen seinen Vorgängern, in Goethe's „Zusammengehen" mit Schiller „keinen Abschnitt für sich". Goethe selbst hat darüber wol anders gedacht und der Verfasser selbst gesteht, daß es nichts Erschütternderes gebe, als dessen Anblick, wie er nach Schiller's Tode verlassen und beraubt dastand und sich sagen mußte, daß diese Einsamkeit nun für immer währen müsse!

In der Anordnung des Stoffs hat der Verfasser an dem Plan festgehalten, den geschichtlichen Aufbau des Lebens Goethe's an dessen Werke anzuknüpfen und zwar in der äußeren Folge, in der dies geschah. Er unterscheidet zwei, eigentlich drei Perioden in Goethe's Lebensgang. In die Frankfurter Zeit (1749—1776), für welche Goethe's eigener allerdings mannigfach umgefärbter Bericht und Bernays erschöpfendes Werk „Der junge Goethe" vorliegt, fallen die Anfänge (mit Ausnahme der Wahlverwandtschaften) fast aller Werke ersten Ranges. Zur öffentlichen Erscheinung gebracht werden während derselben Werther, Clavigo und Götz. Die Weimarer Zeit (1776—1832) zerfällt in zwei Perioden, deren Scheide die italienische Reise macht. In den ersten zehn Jahren (1776—1786) wird Iphigenie in ihrer p[illegible]saischen Gestalt fertig gebracht, Tasso, Egmont, Wilhelm Meister und Faust, [illegible]tlich aus Frankfurt herübergetragen, werden fortgeführt. In den beiden [illegible] der italienischen Reise empfangen Iphigenie, Tasso und Egmont ihre vollen[illegible]alt, während Faust und Meister gefördert werden. Mit der Rückkehr nach [illegible]eginnt eine lange Jahresreihe, in welcher „eine ruhige Weiterentwickelung [illegible] geistigen Höhe und Klarheit" sich vollzieht, „unabhängig von äußeren [illegible]". In diese Zeit fallen der „abgeschlossene Meister", Hermann und

Dorothea, die natürliche Tochter, das Buch über Winckelmann, die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, der Westöstliche Divan und Faust. Die genannten Werke werden, wie das obige Beispiel der Wahlverwandtschaften zeigt, eingehend betrachtet. Faust, den er deshalb an den Schluß stellt, faßt Grimm als den „Faden" auf, der sich durch Goethe's Leben hindurchzieht. „An ihm beginnt Goethe als Student und hört nicht auf, an ihm fortzubilden. Das Ende desselben wird handschriftlich hinterlassen und erst nach seinem Tode gedruckt."

Um für ein biographisches Kunstwerk genommen zu werden, müßte die Darstellung des Verfassers in allen ihren Theilen gleich durchgebildet sein. Der Frankfurter Zeit, die er mit Vorliebe behandelt, sind zehn Vorlesungen gewidmet, der mehr als doppelt so langen Weimarer Zeit ebensoviel. Die italienische Reise füllt mit den Schicksalen Iphigenie's und Tasso's vier Vorträge aus. Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein nimmt eine ganze Vorlesung ein; dessen Verhältniß zu Christianen, das Grimm mit billigeren Augen als andere Beurtheiler ansieht, ohne es veredeln zu können, wird der römischen Elegieen halber in die italienische Reise verwebt. Bei der Herstellung der Freundschaft mit Schiller wird dem stillen aber mächtigen Einfluß von Schiller's Frau eine für alle Theile ehrenvolle Rolle zugetheilt. Dagegen treten nicht nur neben den dichterischen die wissenschaftlichen Hervorbringungen zurück, sondern auch unter den ersteren manche nicht eben unbedeutende in den Hintergrund. Goethe's Verhältniß zu den Naturwissenschaften wird in der Hälfte einer Vorlesung abgethan. Grimm nimmt hier für Goethe nur das Recht in Anspruch, so zu verfahren, wie er verfahren ist; „Niemand wird Goethe's Verfahren als schlechthin nachahmungswürdig empfehlen wollen." Heute steht Goethe als Vorläufer Darwin's im Vordergrund der naturwissenschaftlichen Auffassung. Nur auf der Farbenlehre, die nun einmal „ohne Prisma", so wenig wie die Astronomie ohne Fernrohr getrieben werden kann, lastet die „trübe Ungunst" noch immer. Auch das Urtheil über Goethe als politischen Charakter hat seit den Angriffen Börne's und Menzel's einen Umschwung erlebt. Zwar übergeht der Verfasser die „pädagogische Provinz" in den „Wanderjahren" mit Stillschweigen, wie diese letzteren selbst. Aber Goethe's angeblich undeutsche Gesinnung und seine Verehrung für Napoleon, die nicht dem Kaiser, sondern dem Genius galt, werden, jene beseitigt, diese wenigstens entschuldigt. Den „unaufhaltsamen" Sieg der liberalen Ideen hat Goethe wie Humboldt vorausgesehen.

Die Zeit der Goetheverkeßerung ist dahin, wie jene der Goethevergötterung. Grimm vergleicht Goethe treffend keinem himmlischen, sondern einem „tellurischen Ereigniß", das unsere klimatische Wärme im Durchschnitt um so und so viele Grade erhöht hat. Der irdische Charakter ist es, der die Objecte wie die Gefühle unserer heutigen Verehrung vor jenen früherer Epochen auszeichnet. Was uns groß scheinen soll, muß das Tageslicht vertragen. Was Grimm's Goethebuch vor seinen Vorgängern voraus hat, ist, daß aus ihm Goethe's „tellurische" Natur als Dichter, Denker und Mensch uns entgegentritt und doch, oder gerade dadurch, unsere Herzen gewinnt. Goethe war, wie das in seiner Art einzige Verhältniß zu seinem Diener und Schreiber Philipp Seidel zeigt, Einer der seltenen Großen, die auch vor dem Kammerdiener groß sind. Grimm gehört nicht zu den Goethomanen, die ihren Gott dadurch größer scheinen lassen wollen, daß sie vor ihm auf die Kniee fallen. Goethe ehrt man am höchsten, wenn man ihn *stehend* verehrt.

Robert Zimmermann.

Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke.

Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe in 12 Bänden. Erster Band: Bade-Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1877.

Unter den Büchern, welche mich — so zu sagen — durch mein ganzes bewußtes Leben begleitet haben, befindet sich eines, das mir besonders werth ist, weil sich die mannigfachsten Erinnerungen an dasselbe knüpfen. Kein Mensch würde dem Büchlein etwas Außergewöhnliches ansehen, obwol ich ihm in Anbetracht seines Alters und seiner Schicksale, die sich zum Theil mit meinen eigenen Schicksalen verwebt, einen Ehrenplatz in meiner gegenwärtigen Bibliothek angewiesen habe. Es ist von der allereinfachsten Beschaffenheit, von einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit des Aeußern, so schmal und dünn, als ein Buch nur sein kann, mit Blättern, vergilbt und wasserfleckig, und in einer Hülle steckend, deren unglaubliches Braun und Grün den ländlichen Buchbinder verräth, welcher — Gott hab' ihn selig! — mit diesem Einband auch wieder lebendig vor mir steht, trotzdem er nicht einmal bei seinem Metier ausgehalten, sondern es schließlich auf sinnreiche Weise mit einer Chausseegeld-Erheber-Stelle combinirt hatte, wodurch die Leistungen seiner Officin nicht eben an Eleganz gewannen. Meine Reliquie jedoch stammt aus einer noch früheren Zeit. Sie zählt gegenwärtig 35 Jahre; und ich erinnere mich keiner Zeit, soweit mein Gedächtniß sich über Bücher erstreckt, in welcher dieses Buch nicht gewesen. Zuerst war es im Bücherschrank meines verstorbenen Vaters, der, ein großer Literaturfreund, viel von diesem Buche hielt, welches damals übrigens ganz neu war (und verboten obendrein, denn wir lebten in Kurhessen). Ein wunderbares Mystер umschwebte dieses Juwel der väterlichen Bibliothek; Sagen verbanden sich mit ihm, welche ich damals, in meinem elften Lebensjahre, nur dunkel begriff. Gedichte standen in dem Buche, höchst merkwürdige Gedichte, und Derjenige, der sie gemacht, war auch ein Kurhesse und sein Vater lebte in Rinteln. Ich kann nicht sagen, wie all' diese Dinge meine Imagination beschäftigten, und welch' einen unwiderstehlichen Reiz das kleine Buch auf mich ausübte — so sehr, in der That, daß ich es heimlich mitnahm, als ich in meinem fünfzehnten Jahre selbst nach Rinteln auf die Schule kam. Mein guter Vater hat niemals erfahren, wer ihm das Buch entwandt, und jetzt ist es zu spät, es einzugestehen. Aber da liegt es neben mir, indem ich diese Zeilen schreibe, genau so, wie ich es einst aus dem Elternhause mitnahm und wie es auf allen meinen Wanderungen und Fahrten mir gefolgt ist bis hierher, wo ich mir — und ihm! — ein eigenes Heim gegründet — und Wehmuth beschleicht mich, als ob ich in ein altes Freundesangesicht sähe, indem ich es öffne und auf dem Titelblatte lese: „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. (Zweite Auflage.) Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1842."

Lang, lang ist es her! — Aber Dingelstedt, welcher so frühe schon, unmittelbar bei seinem ersten und anonymen Auftreten, eine Bewegung hervorrief, die sehr weit gehen und sehr tief dringen mußte, um einen elfjährigen Knaben in einem abgeschiedenen Landstädtchen zu erreichen: Dingelstedt, sagen wir, kann gegenwärtig, noch mitten im rüstigsten und regsten Schaffen und Wirken, zugleich auf eine Laufbahn zurückblicken, welche reicher an Glanz und Erfolgen ist, als einem Schriftsteller unter gewöhnlichen Verhältnissen beschieden zu sein pflegt. Dingelstedt ist nicht nur ein eminent begabter Künstler, sondern auch auf allen Gebieten, die er betreten, und in Allem, was er unternommen, ein eminenter Virtuos, und, obwol mit seinen Anfängen in den Traditionen der vierziger Jahre wurzelnd, doch ein ganz moderner Mensch, mit einer Wandlungsfähigkeit, welche wir kein Recht mehr haben, hart zu beurtheilen, ... den Wandlungen, welche wir selber durchgemacht und Alles um uns her haben ...achen sehen. Wir haben gesehen, wohin die unerbittliche Halsstarrigkeit führt, ... Einige belieben mit dem Namen „Charakter" zu bezeichnen, obwol sie im ...mehr von Eitelkeit und Egoismus hat, als das Gegentheil. Das Opposition... ...us keinem anderen Motiv als dem der mißverstandenen Consequenz, wenn

gar kein vernünftiger Grund zur Opposition mehr vorhanden, ist ein Fehler oder Irrthum des Charakters, so gut wie jeder andere; und nicht entschieden genug können wir uns gegen das Vorurtheil der Partei erheben, nachdem die Partei selbst lange aufgehört hat, unter den Lebenden zu sein. Heine, welcher den „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen" bei dessen Ankunft in Paris (1842) collegialisch begrüßt, mochte ihm zwei Jahre später vorwerfen, daß er das Horn gehängt an den Nagel — „mag tuten, wer will, für den deutschen Jan Hagel"; aber Freiligrath hat noch lange genug gelebt, um dem alten Freund und Waffenbruder Dingelstedt noch einmal die Hand zu drücken und der Tochter desselben eines der schönsten von seinen späteren Gedichten zu singen. Es ist ein wundersames Spiel zwischen Interessen und Charakter; und mit seiner Menschenkenntniß sagt ein bedeutender, freisinniger englischer Schriftsteller — Sir Henry Lytton Bulwer (Lord Dalling), — daß nicht sowol die Interessen den Charakter, als vielmehr der Charakter die Interessen bestimme. Niemals hat Dingelstedt die Grundsätze seiner früheren Jahre verleugnet. Eine Fortsetzung der Nachtwächterlieder: „Nacht und Morgen" erschien (1851), als er bereits eine hohe officielle Stellung einnahm in München, und von Wien aus hat er das neuerstehende deutsche Reich in Gesängen begrüßt, die voll sind von den edelsten liberalen und patriotischen Gesinnungen. Freilich ist sein Patriotismus niemals der der Bierbank, und sein Liberalismus niemals der der Barrikade gewesen.

Die vorliegende Gesammtausgabe, namentlich in ihrem rein poetischen Theile, wird ein vollständiges Bild und Zeugniß dieser Continuität in Dingelstedt's Entwicklung geben. Aber mehr noch und darüber hinaus wird sie dem deutschen Volke zeigen, welch' ein Dichter Franz Dingelstedt ist! Denn wenn wir Eines bisher zu beklagen hatten, so war es, daß hinter der allerdings höchst bedeutenden und einflußreichen Thätigkeit des Bühnenleiters und des Weltmannes der Schriftsteller in Dingelstedt gar zu sehr zurückzutreten schien. Nicht als ob er in irgend einem Augenblicke aufgehört habe, sich als Schriftsteller zu fühlen und mit einem berechtigten Stolz sich als Schriftsteller zu bekennen: aber was an dichterischer Kraft in ihm ist, das kam, wenn nicht ausschließlich, doch überwiegend dem Theater zu Gute, welchem er in seinem „Haus der Barneveldt" ein höchst wirksames Trauerspiel, in seinen Bearbeitungen von Shakespeare's Königsdramen, „Wintermärchen" und „Sturm", von Molière's „Geizigen" und Beaumarchais' „Figaro's Hochzeit" bleibende Bereicherungen und in seinen Festspielen und Prologen ungemein charakteristische und werthvolle Gelegenheitsdichtungen gegeben hat. Man begreift, daß hinter so weitreichenden und ernsten Aufgaben die Sorge für die früheren literarischen Erzeugnisse einigermaßen zurücktreten konnte. Die Gesammtausgabe seiner Werke sagt uns, daß Dingelstedt wieder zu der Literatur zurückkehren will; und an uns ist es, ihn freudig zu begrüßen. Denn nicht sehr reich an dichterischem Talent ist die gegenwärtige Zeit, deren Interessen und hervorragende Kräfte vielmehr der Politik und exacten Wissenschaft zugewandt sind; und so spärlich ist der literarische Nachwuchs, daß es ein empfindlicher Verlust wäre, Dingelstedt noch länger in der Frontreihe der zeitgenössischen Literatur zu vermissen, in welche er unbedingt gehört. Es kam nur auf den Entschluß an, diesen ihm gebührenden Platz einzunehmen. Die jüngere Generation war noch nicht geboren, als die reizenden Novellen, welche Dingelstedt zu einem der gefeiertsten Erzähler machten, in seitdem verschollenen Almanachen und Taschenbüchern, oder inzwischen längst vergriffenen Einzelausgaben erschienen. Seine Gedichte sind gleichsam nur in vereinzelten und abgebrochenen Klängen zu ihr gedrungen. Aber sie wird erstaunen, in dieser Gesammtausgabe einen Schatz von Poesie und eine Fülle der gewähltesten Unterhaltung zu finden; sie wird fragen, wie es möglich war, daß ihr diese wundervollen Gedichte, diese höchst liebenswürdigen und anmuthigen Erzählungen so lange verborgen oder richtiger vorenthalten bleiben konnten; und wir zweifeln keinen Moment, daß Dingelstedt im Fluge wieder der Liebling unserer Lesewelt werden wird, wie er es derjenigen vor zwanzig, dreißig Jahren geworden.

Bisher war Franz Dingelstedt nur in der deutschen Literaturgeschichte, nicht in

der deutschen Literatur. Man kannte Dingelstedt; man kannte nicht Dingelstedt's Werke. Mit dieser Gesammtausgabe tritt er in die Stelle ein, die so lange leer gewesen. Er hat sie nicht erst zu erobern; sie ist schon sein par droit de conquête. Mit seinen zwölf Bänden, jeder von ihnen voll Grazie, voll Schalkhaftigkeit, voll Humor, hier und da voll bitterer Ironie und überall voll Geistes und tiefer poetischer Kraft, giebt er dem deutschen Publicum Etwas zu eigen, was dieses nicht mehr verlieren wird. All' jene Liebe wird es diesen Schöpfungen entgegenbringen, welche der eigene Vater diesen seinen Kindern scheinbar so lange versagt. Scheinbar nur; denn wie sie nun neu hinaustreten in eine neue Zeit und unter neue Menschen, ist ihnen doch ein anheimelnder Zug ihrer Vergangenheit geblieben, welcher deutlich sagt, daß sie die alten sind; daß sie der Dichter wol eine Weile aus den Augen, aber niemals aus dem Herzen verlieren gekonnt.

Gleich der erste Band, mit welchem die Sammlung eröffnet, die „Bade-Novellen", bieten einen sprechenden Beweis dafür. Die Plätze, an denen sie spielen, mögen sich ein Weniges geändert haben seitdem; die Kugel, welche der schönen Comtesse Pauline und dem „Esel-Fritze" verhängnißvoll geworden, rollt nicht mehr in Ems; die Leute pflegen nicht mehr auf Dampfschiffen nach Wien zu fahren, wie Herr Baron von Seligstein und Fräulein Tochter aus Berlin, und werden sicherlich nicht mehr mit Fanfaren vom Kirchthurme begrüßt, wenn sie nach Carlsbad kommen, wie Graf Dronte und Gräfin „Gustel". Aber das, was alt in den Novellen ist, macht sie uns um so lieber. Es ist ein gewisses Behagen, ein gewisser „abandon" darin, welcher sehr wohlthätig auf den Leser wirkt in unserer aufgeregten Zeit und das, was beständig, keinem Wechsel, keiner Wandlung unterworfen ist, um so mächtiger hervortreten läßt: die hehre Pracht und Schönheit der Gebirgswelt, den Duft des Waldes, die Frische des Meeres und — das ewig unergründliche, das ewig in seiner Liebe und seinem Haß sich gleich bleibende Menschenherz.

Jetzt kann ich mein kleines, liebes, braungrünes Buch aus dem Elternhaus und der Kinderzeit wieder an seinen alten Platz stellen; es wird bald eine glänzende Nachbarschaft von zwölf stattlichen Bänden haben, so daß auch ich, auf jene Sympathien und Erinnerungen zurückblickend, sagen darf: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle."

Julius Rodenberg.

Robert Ashton von Rudolph Lindau.

Robert Ashton. Roman von Rudolph Lindau. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig. Eduard Hallberger. 1877.

Unter den zahlreichen Dingen, in welchen seit ein paar Jahrzehnten Franzosen und Deutsche merklich auseinander gehen, ist der Geschmack beider Völker in Bezug auf die populärsten Formen der nationalen Dichtung nicht in letzter Linie zu nennen. Ich spreche natürlich vom Drama und vom Roman. Die Franzosen pflegen sich [illegible]ellagen, wenn es einem Ausländer, zumal einem Deutschen, beikommt, ihr that[illegible]es Leben nach den Schilderungen ihrer Dramatiker und Romanciers zu beur[illegible] Sie haben nicht ganz Unrecht damit. Um nur Eines zu bemerken: In den [illegible]hen Dramen und Romanen der letzten Jahrzehnte ist von der ernsten Lebens[illegible]ren Freuden und Leiden, ihren Interessen und Kämpfen nur ausnahmsweise [illegible] Man plaudert da, amüsirt und ennuyirt sich, man intriguirt und speculirt, [illegible]Dingen liebt man und haßt man, die Selbstliebe führt auf dem Boden [illegible] Gesellschaft ihre Kriege, feiert ihre Triumphe, erleidet ihre Niederlagen.

Aber alle handelnden Personen beschäftigen sich ausschließlich mit persönlichen Stimmungen und Verstimmungen, Launen, Leidenschaften, Bedürfnissen. Das menschliche Herz, der menschliche Charakter an sich beschäftigt die Darstellung. Die exclusive Gesellschaft, das Stückchen von Tout Paris, welches man uns jedesmal zeigt, ist über die gemeine Schwere des Daseins erhaben, wenn nicht die Wirklichkeit einmal in Form eines verlorenen Va banque oder einer fehlgeschlagenen Heiraths- oder Erbschaftsspeculation sich fühlbar macht. Das wirkliche Frankreich, welches seine Mußestunden vor diesen Bildern des nobeln, wenn auch nicht immer süßen Far niente, vor diesen virtuosen Darstellungen der souveränen Leidenschaft und Laune verträumt, ist nichts desto weniger an Fleiß, Sparsamkeit, industrieller Geschicklichkeit, an häuslichen Tugenden uns mindestens gleich, und in Bezug auf positive, bis zur äußersten Nüchternheit realistische Gesinnung uns oft genug überlegen. Und auf der andern Seite: Wer das modernste Deutschland sich aus der vorherrschenden Richtung unserer dramatischen und erzählenden Literatur construiren wollte, käme er nicht in die Versuchung, uns für ein Volk von Politikern, Helden, Geschäftsleuten, wahren „matter of fact men" zu halten, für welches die kleinen Eitelkeiten der „Gesellschaft" wenig mehr bedeuten, wenn es über die Hingabe an die realen Lebensinteressen die Leiden und Freuden der Persönlichkeit nicht ganz und gar übersieht? Unsere zeitgenössischen Dichter wetteifern in Darstellung des bunten, weiten, thatsächlichen Lebens. Geschichte, Politik, Krieg und Frieden, Industrie, Gründungen, Abenteuer zu Wasser und zu Lande, sociale und religiöse Fragen, Lebensarbeit und Lebenskampf in allen Formen füllen ihre Werke. Das seiner Zeit allein herrschende „Gemüth" muß sich mit einem Aschenbrödelplätzchen begnügen, und selbst der grübelnde Gedanke muß seine praktische Tendenz und Berechtigung nachweisen, um zu Worte zu kommen. — Bekanntlich ist bei diesem Umschwunge der Roman bis jetzt weit besser gefahren als das Drama. Die letzten Jahrzehnte haben unsere Dichtung mit einer Reihe glänzender Lebens- und Geschichtsbilder in erzählender Form bereichert. Aber das deutsche Drama weiß seit Freytag's „Journalisten" von einem wirklichen, durchschlagenden, dauerhaften Erfolge kaum zu erzählen. Daß unter diesen Umständen die Neigung erwacht, es wieder mit dem reinen, psychologischen Problem zu versuchen, daß man von der Poesie des subjectiven Gefühls, der Leidenschaft aus dem Banne der realistischen und gesinnungstüchtigen Langeweile Erlösung hofft, und daß diese allerneueste Richtung sehnsüchtig auf die Erfolge der Pariser Kunstgenossen hinblickt (und zwar nicht nur auf ihre Erfolge in Frankreich): das darf nicht Wunder nehmen.

Mag das neufranzösische Gesellschaftsdrama gegen unsere Sitten verstoßen, mag es eine abstracte, „idealisirte" auch in Frankreich nicht eigentlich „wirkliche" Gesellschaft darstellen. Es ist dennoch **lebendig**, es schöpft aus den nie versiegenden Urquellen des dramatischen Interesses. Es bringt das Herz und die Leidenschaften zur Geltung und packt deshalb. Man wird seinen Einfluß auf die vaterländische Kunst weder verhindern, noch, wenn er in seinen Grenzen sich hält, tadeln können. Mit unsern zeitgenössischen Romanen, wie gesagt, steht die Sache nicht so gefährlich. In ihrer weiten, bequemen, freien Form weiß das rein menschliche Moment, von dem jede Dichtung nun doch einmal lebt, neben dem Geschichtlichen, dem Realistischen, selbst dem Tendenziösen, Gelehrten und Lehrhaften schon noch sein Plätzchen zu finden. Hat uns doch Ebers neuerdings (in der Uarda) selbst aus dem Allerheiligsten der altägyptischen Mysterien einen köstlichen Quell ächter Poesie aufsprudeln lassen! Gleichwol wird eine saubere, geistreiche, fein gefühlte, rein psychologische Studie im zeitgenössischen französischen Genre auch auf dem Gebiete des Romans willkommen sein, schon aus rein künstlerischem Interesse an der guten wirksamen Form. **Und eine solche Studie hat Rudolph Lindau in seinem „Robert Ashton"** geliefert. Der Roman ist ein elegantes Pastellbild, etwa in Octave Feuillet's Manier, fein, graziös, von correcter Zeichnung, wenn es auch in Bezug auf Lebhaftigkeit der Farben und namentlich in Bezug auf Kraft und Wirksamkeit der Schatten die besten französischen Leistungen der Gattung nicht er-

reicht. Die Personen bewegen sich leicht und sicher auf dem glatten Boden der internationalen „guten Gesellschaft“; wir athmen durchweg die Luft des respectabeln Salons und des eleganten Clubs. Jedermann hat volle Muße, seine Stimmungen und Empfindungen rein ausklingen zu lassen; die gute Form zieht Alles in ihren Zauberkreis; man zahlt mehr mit dem, was man ist, als mit dem, was man thut; aber die gesunden, erhaltenden Kräfte, die Grundsätze und Ueberlieferungen ächter socialer Aristokratie beherrschen durchweg die Stimmung, und nur gelegentlich schweift der Blick auf die schlüpfrigen und abschüssigen Pfade hinüber, die von diesen sicheren Höhen in die Sümpfe der „Halbwelt“ hinab führen. So weiß denn auch das „Schicksal“, was in so auserlesener Gesellschaft zulässig ist, und greift seine Opfer nur rücksichtsvoll, mit Glacéhandschuhen an. Zweimal hätte der Held, wenn er ein gewöhnlicher Sterblicher wäre, eigentlich sein Lebensglück, wenn nicht noch mehr, verwirkt; zweimal reicht ihm eine gütige Fee, die einen perfecten Gentleman nicht untergehen lassen darf, die rettende Hand. Der „wilde Ashton“, ein jüngerer Sohn aus sehr guter englischer Familie, hat sich aus langer Weile in Paris zu Grunde gerichtet, ist verschuldet, insolvent: da gewinnt er 300,000 Francs im Spiel, gibt sein Wort, keine Karte mehr anzurühren — und hält es. Später vermählt er sich, eine heiße, wie er meint hoffnungslose Liebe im Herzen, mit einer reichen, verwöhnten, nervösen, eifersüchtigen, durchaus „unbequemen“ Frau. Und er wird darüber nicht verrückt, geht auch nicht in's Wasser, sondern, nach der ersten ernstlichen Ehestandsscene, blos — durch, erhält dann aber Gelegenheit, sich am Kranken- und Todbette der Gattin wieder highly respectable zu erweisen, und die Zustimmung jedes Wohlgesinnten zur endlichen Vereinigung mit seiner spröden Jugendgeliebten zu erwerben. Man wird dem Verfasser gewiß nicht vorwerfen dürfen, daß er diese gutartigen Katastrophen irgend einem Franzosen abgesehen hat. Auch mit der hie und da (namentlich in der Exposition) hervortretenden Neigung, die Handlung durch ausführliche, mehr oder weniger weit ausholende Vorgeschichten bekannter und unbekannter Personen zu unterbrechen, wird es eine ähnliche Bewandtniß haben. Dagegen bewährt zunächst der Dialog überall in vollem Maße die bekannten Vorzüge der guten französischen Schule. Rudolph Lindau kennt offenbar wirklich die Gesellschaft, welche er schildert, und er beherrscht ihre Umgangsformen; man darf dem anmuthigen, geist- und tactvollen Geplauder seiner Salonmenschen lauschen ohne Furcht, unversehens einer jener unglaublichen Plattheiten zu begegnen, welche in Romanen selbst renommirtester (eheu!) deutscher Dichter oder Literatoren nur zu oft unangenehm überraschen, sobald sie sich auf das Gebiet der exclusiven, auch für sie leider meist ganz exclusiven Kreise wagen. Exempla sunt odiosa! Selbst die bewußte und scharfe Satire wird bei R. Lindau nie zur Carricatur; er bleibt fein, menschlich, wahr, auch wo er etwa einen alten, vornehmen, schwatzhaften Allerwelts-Onkel, eine boshafte „Anstandsdame“, einen philiströsen, eleganten Gecken, eine „liebenswürdige, aufopfernde“, feinfühlige, nervöse Vollblut-Xanthippe schildert. Wahrhaft gewinnend aber und erfreulich sind die Hauptcharaktere gezeichnet, welche die Handlung tragen: der „wilde“, aber kerntüchtige Ashton; dessen älterer Bruder, der goldechte englische Gentleman besten Schlages; die kleine, grundgute und kluge Lady Charlotte Ashton, und die spröde, stolze, herb jungfräuliche Isabella. Diese echt englischen Typen, und neben ihnen die beiden kosmopolitischen Russen, der weltgewandte, stolze und gute, praktische Massaloff und dessen gefährliche Schwester, mit dem weichen, überwallenden Herzen, den unruhig beweglichen br[illegible]n Augen, der superlativischen Rede- und Denkweise und der dünnen, schneiden[illegible]antstimme, sind meisterhaft gezeichnet und bekunden ein echtes Talent für Charakteristik. Daß dem Roman die dunklen Schlagschatten, die spannenden und aufregenden Entwickelungen und Katastrophen fehlen, daß Lindau es wagt, ohne Intriguanten, ohne Bösewicht auszukommen und sich für die Folie seiner durchweg „gentlemantliken“ und „respectabeln“ Hauptpersonen mit ein paar ziemlich harmlosen, ungefährlichen Gecken begnügt, wurde schon angedeutet. Das Sensationsbedürfniß wird ihm dafür allerdings

nicht danken, so wenig wie für die vornehme Vermeidung aller sinnlichen Reizmittel. In diesem Punkte ist der Roman so antifranzösisch als möglich. Dafür geht aber ein feiner, gesunder, nobler Zug durch die ganze Dichtung, die Charakteristik ist überall bestimmt, fein und wahr und die Sprache erfreut durch freie, leichte Bewegung, Correctheit und wirklich guten Ton. Die Kreise, an welche der Verfasser wol ausschließlich gedacht hat, werden diese Vorzüge (die bei uns leider keineswegs selbstverständlich sind) zu würdigen wissen. F. Kreyssig.

Italien von Gsell-Fels.

Meyer's Reisebücher: Oberitalien von Dr. Th. Gsell-Fels, 2. Aufl. 2 Bde. Rom und Mittelitalien von demselben, 2. Aufl. 2. Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1875.

Kriegszüge und Reisen nach Italien sind von Alters her eine Lieblingsbeschäftigung der Deutschen gewesen. Möchten, da die Kriegszüge hoffentlich für immer zu Ende sind, die Reisen um so häufiger werden. Freilich, in mehr als einem Betrachte könnte man eine Reise einem Feldzuge vergleichen und wie von der Kriegskunst ebensowol von der Kunst zu reisen sprechen, die längst nicht so leicht erlernt und so häufig besessen wird, als Mancher glauben möchte. An kenntnißreichen, verständigen Rathgebern für eine italienische Reise hat es den Deutschen nie gefehlt; schwerlich wird jedoch ein anderes Reisehandbuch so viele Vorzüge vereinigen, wie das zu Anfang dieser Zeilen genannte. Der Verfasser hat mit eigenen Augen gesehen, er hat selbst die Wege zurückgelegt und die Erfahrungen gesammelt, die nunmehr seinen Nachfolgern zu gute kommen. Geschichtliche und kunstgeschichtliche Nachweisungen, zu denen der italienische Boden so überreiche Veranlassung bietet, sind mit umfassender Kenntniß zusammengestellt, so daß das Werk weit über den Gesichtskreis gewöhnlicher Reisebücher sich erhebt. Wer nicht einen ganz eigenthümlichen Zweck verfolgt, wird selten eine wünschenswerthe Auskunft vergebens darin suchen.

Ihrerseits hat auch die Verlagshandlung für eine schöne und bequeme Ausstattung Sorge getragen. Abbildungen der bedeutendsten Ansichten und Monumente sind eine, wenn nicht nothwendige, doch immer angenehme Zugabe. Gleichwol würde Mancher sie gewiß gern entbehren, wäre dafür den Karten und Stadtplänen eine noch größere Sorgfalt zugewendet. Diese lassen häufig in der Art der Ausführung, zuweilen sogar in der Richtigkeit der Angaben Manches zu wünschen, was auf der Reise ungern entbehrt wird. Photographien findet man überall, brauchbare Pläne häufig nur mit Mühe; und doch ist es ein großer Reiz, oftmals dringendes Bedürfniß, daß man, des lästigen und theuren Lohndieners überhoben, mit der Karte den Weg selbst suchen kann, wie denn auch für die Erinnerung schwerlich ein wirksameres Hilfsmittel sich finden möchte.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen: Ober-, Mittel- und Unter-Italien, jede von zwei Bänden. Die beiden ersten Abtheilungen liegen mir vor, und für einen nicht unbeträchtlichen Theil von Ober-Italien habe ich mich durch eigene Erfahrung von den genauen und sorgfältigen Angaben des Verfassers überzeugen können. Es geschah im Herbst 1874, nach der ersten, eben erscheinenden Auflage des Buches; seitdem ist schon im Jahre 1875 eine zweite Auflage nöthig geworden. Sie zeigt genau dieselben Seitenzahlen wie die erste, aber man darf deshalb nicht glauben, daß es sich, wie in so manchen Fällen, nur um eine neue Ausgabe, etwa mit verändertem Umschlag und Titel, handle. Das Werk ist, wie es scheint, stereotypirt worden, so daß die nöthigen Veränderungen an der geeigneten Stelle sich einfügen lassen. Die beiden Bände zählen zusammen nicht weniger als 1455 Spalten;

so konnte von so vielen bedeutenden Städten doch jede die genügende Berücksichtigung finden, Mailand auf 80, Genua auf 43, Venedig auf 235 Spalten. Mit Vorliebe und berechtigter Ausführlichkeit ist Florenz (S. 1072—1324) behandelt, insbesondere die für die Kunstgeschichte so überaus ergiebige neuere Forschung mit fleißiger Sorgfalt benutzt. Manchen werthvollen Beitrag könnte der Verfasser noch in den kürzlich erschienenen Werken Reumont's über „Lorenzo de Medici“ und die „Geschichte Toscana's“ finden, sowie in der Geschichte der Florentiner Sammlungen von Gotti. Daß in einer so unermeßlichen Anzahl von Namen, Jahreszahlen und thatsächlichen Angaben nicht einige irrige sich finden sollten, wird Niemand erwarten; mehrere sind schon in der zweiten Auflage berichtigt. So wird S. 1110 der zweite Sohn Cosimo's I., der dritte Großherzog, richtig Ferdinand, nicht mehr Francesco II. genannt, dagegen S. 274 als Gemahl der Venetianerin Bianca Capello unrichtig Francesco der Zweite, statt des Ersten. Seite 1109 erscheint Papst Clemens VII. als der dritte Sohn Lorenzo's de' Medici, während er doch sein Neffe, der Sohn des von den Pazzi ermordeten Bruders Giuliano, war. Nicht bei Montemalo, wie es S. 1283 heißt, sondern bei Montemurlo wurde Philipp Strozzi 1537 geschlagen und gefangen. Der Sohn dieses Philipp, Pietro Strozzi, erlitt am 2. August 1554 im Sieneser Krieg die Niederlage bei Marciano; dies könnte S. 1283 beigefügt werden, damit der Leser erkennt, weshalb Cosimo I. die Säule vor Santa Trinità gerade dem gemeinschaftlichen Andenken an diese beiden Siege gewidmet hat. Was die Galerien angeht, will ich nur (zu S. 1211) bemerken, daß auf dem Bilde Nr. 21 im Palast Pitti nicht der hl. Martinus, sondern seine Namensschwester das Dankgebet verrichtet, und (zu S. 1237) daß auf dem schönen Bilde in der Akademie von Spinello Aretino Nr. 45 auf der linken Seite nicht 15, sondern 4 Heilige dargestellt sind. Den Schätzen der Laurentianischen Bibliothek könnte vielleicht eingehendere Berücksichtigung zu Theil werden. Der als eine der Hauptmerkwürdigkeiten angeführte Absagebrief Dante's ist zudem eine Fälschung; leider hat sich von der Hand des Dichters, soviel mir bekannt, noch gar kein Schriftstück auffinden lassen.

Nicht angenehm wird mancher Reisende überrascht werden, wenn er (S. 1200 u. a.) die Bemerkung über den unentgeltlichen Eintritt in die Galerien nicht mehr zutreffend findet, und es läßt sich kaum annehmen, daß die Vortheile der neuen Eintrittspreise für die italienischen Finanzen bedeutend genug seien, um die Unzukömmlichkeiten für Fremde und Einheimische wieder auszugleichen. Aber wieviel ist auch in den letzten Jahrzehnten zum Vortheil und zur Annehmlichkeit des Reisenden in Italien geschehen! Jeder neue Besuch in Florenz kann davon überzeugen, und doppelt erfreulich ist dabei die Wahrnehmung, daß das alte Erbtheil der Florentiner, der feine Sinn für das Schöne, Maßvolle und Schickliche, bei allen diesen neuen Bauten, Sammlungen und Einrichtungen wieder zur Geltung gekommen ist. Sonderbar berührt nur auch in Florenz bisweilen die Neigung, Straßen und Plätze nach den jüngsten Ereignissen, nach kaum Verstorbenen oder noch lebenden Personen zu benennen. Nichts wäre natürlicher, als daß die Straßen neuer Stadtquartiere, daß die prächtigen Quais am Arno die Namen der Männer verewigten, deren Verdienste um Italien in der That solche Bauwerke erst möglich gemacht haben; aber alte, durch vielhundertjährige Geschichte geweihte Oertlichkeiten nehmen sich unter der neuen Bezeichnung oft sonderbar aus. Es klingt doch wie ein Anachronismus, wenn man sagt, Lorenzo's de' Medici Geburtshaus sei an der Via Cavour gelegen. Auch die Magliabecchiani'sche Bibliothek, deren Bücher und Handschriften so viele tausend Male unter diesem Namen angeführt wurden, hat durch die nüchterne Bezeichnung Biblioteka Nazionale schwerlich gewonnen; man hätte immer dem ersten Begründer die Ehre des Namens lassen können, wenn man ihn auch nicht mit dem Verfasser unseres Reisehandbuches (S. 1196) als einen der größten Gelehrten, sondern höchstens einen der größten Bücherkenner seiner Zeit will gelten lassen.

Ich habe mich zu lange bei Florenz verweilt, als daß ich noch von andern

Städten ausführlicher reden dürfte. Nur über zwei Punkte seien noch einige Bemerkungen gestattet.

Der Verfasser gibt, wo er Marengo erwähnt (S. 829), eine Beschreibung der Schlacht vom 14. Juni 1800, aber nichts mehr. Einer oder der Andere würde vielleicht gern Etwas über die Oertlichkeit erfahren. Geht man von Alessandria aus, so gelangt man in ungefähr fünfzehn Minuten an die Bormida, die am Morgen von den Oesterreichern überschritten wurde, dann in etwa anderthalb Stunden zu dem kleinen Dorfe, das den Namen Marengo trägt. Das gewöhnliche Wanderungsziel ist aber ein näherliegendes, einzelnes Gehöft: ein Wirthshaus nebst einer anstoßenden, halb ausgebauten Villa, auf deren einer Mauerwand nach der Landessitte ein Palast, wie er allenfalls hätte errichtet werden können, gemalt ist. In dem großen, schlecht unterhaltenen Park sieht man ein Denkmal Desaix', der jedoch nicht hier, sondern mehr als eine Stunde entfernt, in der Nähe von St. Giuliano gefallen ist. Die große, einförmige Ebene bietet nicht eben zahlreiche Anhaltspunkte für die Ereignisse; zu bemerken ist aber in der Richtung von St. Giuliano eine große muldenförmige Senkung, die es erklärlich macht, wie eine bedeutende Truppenzahl unter Desaix ungesehen herankommen und dann gerade durch die Ueberraschung eines plötzlichen Angriffes die Schlacht zu Gunsten der Franzosen entscheiden konnte. In der Villa ist ein Saal gefüllt mit Waffen, Kugeln und anderen Ueberresten des Kampfes; daneben zeigt man Tisch, Stuhl, Schreibzeug und dergleichen, die der erste Consul nach der Schlacht in diesem selbigen Raume benutzt haben soll. In wie weit sie die Ehre verdienen, lasse ich dahingestellt; jedenfalls ist diese Tradition wahrscheinlicher als eine andere, die sich, freilich in beträchtlicher Entfernung und an einem viel reizenderen Orte, gleichfalls an die Schlacht von Marengo knüpft.

Alle Reisehandbücher, soweit ich mich erinnere, ohne Ausnahme, auch Gsell-Fels (S. 202, 204), erwähnen bei der Beschreibung der Isola bella im Lago maggiore ein Zimmer und ein Bett, in dem Napoleon vor der Schlacht bei Marengo übernachtet habe; an einem Lorbeerbaume des Gartens soll er dann durch eine Inschrift mit prophetischem Geiste den bevorstehenden Sieg vorherverkündet haben. „Bataille en deux jours" läßt ihn ein französischer Schriftsteller schreiben, ein anderer gibt ihm wenigstens zehn Tage Zeit, um vom Fuß der Alpen bis nach Marengo vorzurücken. Alle diese Angaben beweisen nur, wie sehr die Tradition geneigt ist, bedeutende Personen auch in einem besonders bedeutenden Moment ihres Daseins sich anzueignen, ein Zug, der häufig und gerade in der Geschichte oder Legende Napoleon's nicht selten wiederkehrt. In Bonn, wo ich dieses schreibe, erzählt man, der Kaiser sei bei seiner Anwesenheit im Jahre 1811 den nahen Kreuzberg und in der Kirche die heilige Treppe, die gewöhnlich nur knieend bestiegen wird, auf seinem Schimmel hinaufgeritten. Zur Strafe für diesen Uebermuth folgt dann gleich im nächsten Jahre der russische Feldzug und die Vernichtung seiner Macht. In Wahrheit war Napoleon nicht 1811, sondern bei seiner ersten Anwesenheit im Jahre 1804 auf dem Berge, und der angebliche Ritt würde nicht seinem Sturze, sondern seinen höchsten Triumphen vorhergegangen sein. Ganz ähnlich hätte auch die Inschrift „Bataille" auf Isola bella nicht einen kriegerischen Erfolg des Eroberers, sondern höchstens ein diplomatisches Gefecht bedeuten können, aus welchem vielleicht die friedlichste That seines Lebens hervorgehen sollte. Denn kurz vor der Schlacht bei Marengo im Jahre 1800 ist Napoleon gar nicht auf den Borromäischen Inseln gewesen. Sein Kriegszug führte ihn damals nicht über den Simplon, sondern bekanntlich über den großen St. Bernhard, weiter über Aosta, Chivasso, Vercelli, Novara am 3. Juni nach Mailand, wo er nach Ausweis seiner Briefe bis zum 9. verweilte, um dann nach Süden gegen Marengo aufzubrechen. Auch war er gewiß nicht der Mann, der in den dringenden Geschäften einer solchen Zeit auf einer Insel Inschriften für Lorbeerbäume angefertigt hätte. Aber drei Jahre früher, im Sommer 1797, hatte er allerdings bessere Gelegenheit. Er erwartete damals nur noch einige Depeschen, um sich von Mailand nach Passariano zur Friedensverhandlung mit dem österreichischen

Gesandten zu begeben. Die Tage erzwungener Muße benutzte er zu einem Ausfluge an den Lago maggiore, über welchen ein ihm damals nahestehender Mann, der Graf Miot von Melito, in seinen „Memoiren" Nachricht gibt. Ich darf wol einige Zeilen daraus hersetzen: „Wir verließen Mailand," schreibt Miot, „am 18. August. Ich war im Wagen Bonaparte's mit seiner Frau und Berthier. Während der Reise war er heiter, angeregt, erzählte Anecdoten aus seiner Jugendzeit und sagte uns, er wäre eben 28 Jahre alt geworden. Er zeigte die lebhafteste Sorge für seine Frau und nahm sich häufig eheliche Freiheiten gegen sie heraus, die Berthier und mich in Verlegenheit setzten; aber sein Benehmen war so ganz durchdrungen von Neigung und Zärtlichkeit gegen diese ebenso liebenswürdige als gute Frau, daß man es leicht entschuldigen konnte — —. Nach einer Reise, die die heiße Jahreszeit nicht selten beschwerlich machte, obgleich wir den größten Theil bei Nacht zurücklegten, gelangten wir an die Ufer des Lago maggiore und nahmen Wohnung in dem prächtigen Palast mitten auf Isola bella, der schönsten der Inseln, die aus dem See emporsteigen. Die beiden Tage, die wir dort verlebten, waren äußerst angenehm; Spaziergänge, Bäder, die Freuden der Tafel füllten alle Augenblicke aus, und nicht ohne Bedauern verließen wir diesen zauberischen Ort, um nach Mailand in den Wirbel der Geschäfte zurückzukehren."

Auch die zweite Bemerkung, die ich noch beifügen möchte, bezieht sich auf eine irrige Ueberlieferung. In dem Abschnitt über Bologna (S. 955 u. 1000) beschreibt der Verfasser das herrliche Altarwerk in der Capelle des heil. Dominicus, das zum größeren Theile von Niccolo Pisano und Niccolo dell' Arca herrührt. Dabei wird auch der beiden fackeltragenden Engel zu beiden Seiten des Altars Erwähnung gethan, und wie in nahezu allen Reisehandbüchern und Kunstgeschichten der Engel auf der linken, der Evangelien-Seite des Altares, als eine der frühesten und lieblichsten Schöpfungen Michel Angelo's gepriesen. Niemand, der vor dem Kunstwerke steht, wird das Lob übertrieben finden, nur auf Michel Angelo darf es sich nicht beziehen. Denn es ist gar nicht der bewunderte Engel auf der linken Seite des Altares, der von Michel Angelo herrührt, sondern der auf der rechten, der meist übersehen wird, und in der That Angesichts der unsäglich reizenden Gestalt, die ihm gegenübersteht, sich nicht wol behaupten kann. Ohne die Versicherung des Custoden würde nicht leicht Jemand Michel Angelo ein Werk zuschreiben, das von den charakteristischen Eigenschaften seiner Sculpturen nicht eine einzige, sondern durchaus die Merkmale einer älteren Kunstschule an sich trägt; aber die Tradition liebt es einmal, für das bedeutendste Werk auch den bedeutendsten Ursprung zu suchen. Hermann Grimm hat in einem Aufsatze der Preußischen Jahrbücher (1871, Bd. 28, S. 86) den Irrthum, den er in einer früheren Abhandlung (Künstler und Kunstwerke S. 122) theilte, vielleicht zuerst in Deutschland berichtigt.*) Bei dem Fest, das im vergangenen September in Florenz zu Ehren Michel Angelo's gefeiert wurde, hat man, wie ich höre, in der Sammlung seiner Werke beide Engel aufgestellt. Es wird aber schwerlich lange dauern, bis der Meister vollkommene Genugthuung für das unverdiente Lob erhält, das ihn vielleicht ärger als der bitterste Tadel möchte verdrossen haben.

Von den 1714 Spalten der zweiten Abtheilung sind beinahe 1400 der Stadt Rom und ihren Umgebungen gewidmet. Sofern ich mir ein Urtheil erlauben darf,

---

*) Die von Grimm in der früheren Abhandlung (S. 124) mitgetheilten Worte eines alten Memorienbuches in St. Domenico bezeichnen denjenigen Engel als das Werk Michel Angelo's, der sich nach der Seite des Fensters oder nach dem Fenster zu (verso la finestra) befinde. Jetzt hat die Capelle an jeder Seite ein Fenster, aber es scheint nicht immer so gewesen zu sein, denn [illegible]t hätte das Fenster nicht als Wahrzeichen dienen können. Wäre die Baugeschichte und d[illegible] ursprüngliche Gestalt der Capelle genau bekannt, so könnten die angeführten Worte noch [illegible]: für die Frage entscheidend werden.

scheint der Inhalt alles Lobes werth, auch mit Karten, Abbildungen und Registern auf das Beste ausgestattet. Aus den Werken von Reumont, Mommsen, Friedländer und Gregorovius sind sehr zweckmäßige Uebersichten der römischen Geschichte beigegeben, für die Kunstgeschichte die Arbeiten von Grimm, der Cicerone von Burckhardt und vieles Andere benutzt, was der immer auf's Neue anregende Gegenstand in letzter Zeit hervorgerufen hat. Zuviel Vertrauen ist einige Male der bekannten Beschreibung Rom's von Plattner, Bunsen u. A. zugemessen. Denn dieses umfassende Werk, so verdienstlich und grundlegend es in mancher Beziehung vor vierzig Jahren zur Zeit seines Erscheinens gewirkt hat, ist doch sehr ungleich gearbeitet und von vielfachen Ungenauigkeiten nicht frei. Aus diesem Werke stammt z. B. (II, 653) die unrichtige Angabe, der Cardinal Alessandro dei Medici, der nachmalige Papst Leo XI., habe die Villa Medici gekauft und verschönert. Es war aber der schon erwähnte Cardinal Ferdinand, der spätere dritte Großherzog von Toscana, der die Villa, noch ehe Alessandro nach Rom kam, erwarb und zum Sitze der Kunstsammlungen machte, die erst in den Jahren 1677 und 1775 nach Florenz gelangten. Derselben Quelle (I, 105) ist auch (II, 25) die Fabel entlehnt, daß Rom im Jahre 1377 nur 17,000 Einwohner gezählt habe. Man mag die Beschreibungen gleichzeitiger Festlichkeiten, wonach z. B. bei dem Aufzuge am Fastnachtssonntage 1372 allein die Zünfte 32,000 wohlgekleidete Personen gestellt hätten, für übertrieben halten; immer wird man aber für die Einwohnerschaft der Stadt 40- bis 50,000 annehmen dürfen. Wenn der Verfasser in diesem Falle das Maß verkürzt, so wird dagegen der vaticanische Palast gewiß übermäßig vergrößert, wenn ihm (II, 520) mit Berufung auf Bunsen — der aber an der Beschreibung des Vaticans keinen Antheil hat — 11,000 Säle und Gemächer zugeschrieben werden. Elftausend Säle und Gemächer! wären sie noch von der Art, wie man sie in neueren kasernenartigen Gasthöfen findet! Aber man denke an die Säle und Gänge des Vaticans, von denen einzelne in der That mancher Straße an Länge mehr als gleich kommen. Elftausend solcher Räume neben einander gestellt, möchten beinahe die von Plattner und auch von Gsell-Fels noch angeführte Behauptung rechtfertigen, der Umfang des Vaticans sei so groß wie der von Turin. Aber der Palast müßte dann seine wirkliche Größe vielleicht um das Zehnfache übertreffen.

Doch genug von unrichtigen Größebestimmungen. Wir fürchten dagegen keineswegs das richtige Maß zu überschreiten, wenn wir jedem Reisenden, ja einem Jeden, der sich mit Italien bekannt machen will, das Werk des Herrn Gsell-Fels als verständigen, feinsinnigen Führer, als die reichhaltigste Zusammenstellung, ja als anziehende und unterrichtende Lectüre angelegentlich empfehlen.

Hermann Hüffer.

---

v. **Johann Faust.** Ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen. (Gedruckt 1775, ohne Angabe des Verfassers.) Muthmaßlich nach G. E. Lessing's verlorenem Manuscript. Herausgegeben von Carl Engel. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung. 1877.

Der Herausgeber der „Deutschen Puppen-Komödien" glaubt den Lessing'schen Faust wiedergefunden zu haben. Er äußert die Vermuthung in sehr bescheidener Form, aber auch in dieser bescheidenen Form ist sie unstatthaft. Das zu München 1775 erschienene anonyme Stück zeigt weder Lessing's Sprache, noch Lessing's Geist, noch Lessing's Technik. Nichtsdestoweniger ist die Publication dankenswerth, da man wol von einer „Faust"-Bewegung in der deutschen Literatur sprechen kann, von der es bisher nicht bekannt war, daß sie so früh schon Süddeutschland ergriffen hatte. Interessant ist, daß Faust und Helena am Schluß gerettet werden. „Die Waage der Gerechtigkeit hat sie zu leicht befunden," erklärt der Engel Ithuriel, „aber die unendliche Barmherzigkeit hat ihre Laster weit überwogen."

v. **Aus vergangenen Tagen.** Oldenburg's literarische und gesellschaftliche Zustände während des Zeitraums von 1773 bis 1811. Von G. Jansen. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung. 1877.

Specialarbeiten, welche den Antheil einzelner Landschaften oder Städte an der deutschen Literatur behandeln, sind immer willkommen. Die vorliegende gibt keine nähere Analyse und Kritik der in Oldenburg entstandenen literarischen Arbeiten. Aber sie führt uns in gebildeter Sprache und angemessener Darstellung die Träger des geistigen Lebens vor, zeigt sie uns in ihren persönlichen Beziehungen, Freundschaften und Feindschaften, als Redacteure und Mitarbeiter localer Zeitschriften. Wir beobachten, wie Humanität und Aufklärung sich nach Oldenburg verbreiten und wie die französische Revolution auch dahin ihre Wellen wirft. Der Verfasser hat aus gedruckten und ungedruckten Materialien geschöpft: nach den letzteren zu schließen, müssen die Archive und Bibliotheken von Oldenburg noch manches Interessante bergen. Im Mittelpunkt steht G. A. von Halem, dessen Selbstbiographie den besten Anhalt bot. Um ihn gruppiren sich Sturz, Stolberg, Boie (der Herausgeber des ..e ·en Versuchs einer literarischen Revue im ..en Sinne", des Deutschen Museums, S. ..nigge, Herbart u. A.

..s **Heidenröslein** oder Goethe's Sesen..r Lieder in ihrer Veranlassung und ..mung. Von Adalbert Baier, stud. Heidelberg, Georg Weiß. 1877.

... es eines besonderen Beweises dafür ..z es nicht wünschenswerth sei, un..nten als Schriftsteller auftreten zu ..nte das vorliegende Buch denselben ..wenigen, nicht gerade bedeutenden, ..htenswerthen Resultate, die sich in ..schrift bequem auf einem halben ..ilen ließen, werden hier auf 15½ 248 Seiten, in breiter sogenannter ..r" Sprache dem großen Publicum Das Diner dauert zu lange, und ..ind nicht schmackhaft genug; der unbefangene Gast dankt nach den ersten Gängen, erhebt sich, läßt das übrige stehen und sagt: „Der Koch scheint noch ein Küchenjunge zu sein." So sehr wir der jetzt so frisch erblühenden Forschung über Goethe das beste Gedeihen und die Gunst eines möglichst großen Publicums wünschen, so müssen wir doch unumwunden aussprechen: Veröffentlichungen, wie die vorliegende, sind das beste Mittel, um diese Gunst zu verscherzen.

φ. **Jeremias Gotthelf** der Volksschriftsteller. Von Dr. Clemens Brockhaus, Professor. Berlin, Julius Springer. 1877.

Unter sämmtlichen Volksschriftstellern gibt es wol keinen, der seine Mission ernster in moralischer Absicht erfaßt hätte, als der Lützelflüher Pastor Albert Bitzius, dessen, unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf erschienene Schriften, so viel sie auch dem strengen Aesthetiker auszusetzen Gelegenheit geben, dem Volk immer eine gesunde, wenn schon derbe Kost bieten werden. Einfach, faßlich in der Anlage, realistisch in ihren Schilderungen von Vorgängen der Natur und des alltäglichen Lebens, reich an Natürlichkeit der Empfindung sind sie, vom volkspädagogischen Standpunkte aus betrachtet, von größtem Werth; und nur der kann ihr ernstlicher Gegner sein, der vergißt, daß sie für Kreise geschrieben wurden, die stärkerer Anregung bedürfen, als diejenigen, denen alle Segnungen der Bildung zu Theil wurden. Ungefähr in diesem Sinne sucht auch Brockhaus den trefflichen Dorfgeschichtenschreiber zu charakterisiren und ihn gegen absprechende Urtheile zu vertheidigen. Der Verfasser sieht dabei von eingehenden Analysen der Gotthelf'schen Werke ab, will vielmehr die Bekanntschaft mit diesen selbst angebahnt wissen und anbahnen helfen, was ihm sicher bei größerer Wärme der Darstellung und kritischerem Zuschnitt seiner Vertheidigung, noch mehr gelungen sein würde.

ρ. **Geflügelte Worte.** Der Citatenschatz des Deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 1877.

Aus kleinen Anfängen — ursprünglich aus einem Vortrage — hervorgegangen, ist dieses Buch vor den Augen des Publicums und nicht ohne die Hülfe desselben gewachsen, bis es in seiner gegenwärtigen Gestalt das Gemeingut aller Gebildeten geworden. Wenn von irgend einem Buche, kann man von diesem sagen, daß es in keiner einigermaßen vollständigen Hausbibliothek fehlt oder fehlen sollte. Unermüdlich bemüht ist der Verfasser um Fortführung und Vollendung seiner Arbeit, welche mehr und mehr zur Arbeit seines Lebens geworden; und auch die vorliegende neue Auflage gibt rühmliches Zeugniß von diesem Bestreben. Immer genauer und reicher gestalten sich die Nachweise; immer mehr, innerhalb der ihm gesteckten Grenzen, nähert sich der Inhalt der Vollständigkeit. Von 284 Seiten in der sechsten ist das Buch auf 378 Seiten in der zehnten Auflage gestiegen. Auch in seiner äußerlichen Herstellung ist eine Veränderung eingetreten, die man in diesem Falle unbedingt gutheißen kann: es ist in lateinischer Schrift gesetzt, welche sich für ein Buch von der Universalität des vorliegenden wol empfiehlt. —

Einer statistischen Notiz des Verlegers entnehmen wir, daß vom Mai 1864, wo die „Geflügelten Worte“ zuerst erschienen, bis December 1876, wo die 9. Auflage vergriffen war, zusammen 29,580 Exemplare des Buches abgesetzt worden sind, und daß die Höhe der Auflagen von 1100 Exemplaren in der ersten sich allmälig zu 6480 in der zehnten gesteigert hat. Ein für deutsche Verhältnisse nicht gewöhnlicher, aber durchaus verdienter Erfolg.

ω. **Fürst Bismarck und die Ultramontanen.** Erläuterung der römischen Frage in ihrer gegenwärtigen Bedeutung für Deutschland und Großbritannien. Von Charles A. Salmond. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, C. Duncker's Verlag (C. Heymons). 1876.

Wer Wesen und Bedeutung des „Culturkampfes“ recht erfassen will, der findet in dieser „gekrönten Preisschrift“ — ein Privatmann in Edinburgh hatte einen Preis von 250 Mark ausgesetzt zur Rechtfertigung der Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck — alles Material übersichtlich und gemeinverständlich geordnet. Vielleicht legte der für englische Leser schreibende Verfasser ein zu großes Gewicht auf die speciell protestantischen Gründe, welche hier und da im „Culturkampf“ mitspielen, ohne doch für uns in Deutschland von ausschlaggebender Bedeutung für den Conflict mit dem Vatican zu sein. Allein auch mit dieser specifisch englischen Färbung verdient das Werkchen als Orientirungsmittel, schon seiner historischen Ausführungen wegen, Anerkennung und Empfehlung.

x. **Schriften von Julius Verne.** Deutsche Octav-Ausgabe. I. Von der Erde zum Mond. II. Reise um den Mond. III. Reise nach dem Mittelpunkt der Erde. IV. V. Zwanzigtausend Meilen unterm Meer. VI. Reise um die Erde in 80 Tagen. VII. VIII. Abenteuer des [illegible]itän Hatteras. IX. Fünf Wochen im [illegible]llon. X. Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika. XI. XII. XIII. Die Kinder des Capitän Grant. XIV. XV. XVI. Die geheimnißvolle Insel. XVII. XVIII. Das Land der Pelze. XIX. Eine schwimmende Stadt. — Die Blokadebrecher. XX. Eine Idee des Doctor Ox. — Meister Zacharias. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Eine Mont-Blanc-Besteigung. XXI. Der Chancellor. — XXII. XXIII. Der Courier des Czaar. Von Moskau nach Irkutsk. — Einzeln zu haben pr. Band 2 M. 70 Pf. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben. 1875—76.

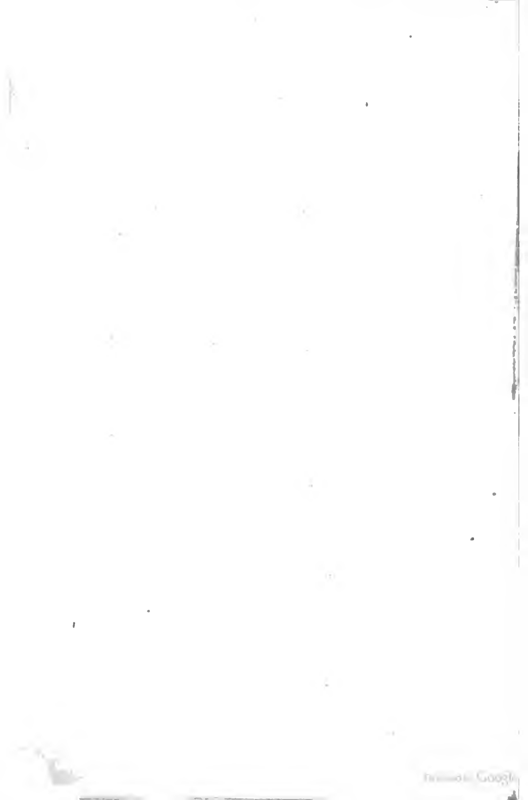
Die bekannten, vielgelesenen naturwissenschaftlichen Münchhausiaden J. Verne's liegen hier in ganz lesbarer deutscher Uebertragung und in billiger Ausgabe vor. Sie enthalten das seltsamste Gemisch ächt celtischer Phantastereien, tollen Humors und ganz solider, elegant vorgetragener naturwissenschaftlicher Belehrung, welche letztere alle in neuester Zeit der öffentlichen Theilnahme besonders nahe gebrachten wissenschaftlichen Unternehmungen umfaßt: die Probleme der Luftschifffahrt und der Beschaffenheit des Meeresgrundes, die Polarexpeditionen, die Ergebnisse der geologischen Forschungen, die Hypothesen über die physikalische Untersuchung des Mondes ꝛc. Für Leser, die von allen diesen Dingen etwas wissen und über sie gelegentlich mitreden möchten, während es ihnen doch an Ernst, Ausdauer und Vorkenntnissen für ein wirkliches Studium, und wäre es auch nur populär-wissenschaftlicher Schriften fehlt, ist solche Unterhaltungslectüre dem Lesefutter gewöhnlicher, die Sinne kitzelnder und den Geist einschläfernder Romane immer noch vorzuziehen, so daß J. Verne's außerordentliche geschäftliche Erfolge doch auch ihre tröstliche Seite haben.

Unter den Kunstblättern, welche wir in der letzten Zeit empfingen, nimmt unstreitig den ersten Rang ein das Portrait **William Shakespeare's**, gezeichnet von Adolf Menzel (1850), geschnitten von F. L. Unzelmann (1852), Eigenthum und Verlag von Franz Lipperheide in Berlin (Druck von Alexander Edelmann in Leipzig). Das ist „der göttliche William“, wie er vor seiner Bewunderer Seele steht — fest umrissen, natürlich, voll Kraft und Leben, die Stirne hoch und breit, das Auge klar und hell hinausschauend in die Welt, ein Zug, halb Lächeln, halb Wehmuth um die Lippen, die nur leicht geschlossen sind, als ob sie sich öffnen wollten, „das luftige Nichts“ zu benamen, und über dem Ganzen ein Sonnenschein und eine Hoheit, wie sie von allen Dichtern am meisten William Shakespeare zu empfangen, und von allen Künstlern am meisten Adolf Menzel zu vergeben ziemt. Der Holzschnitt von Unzelmann ist in bewunderswerther Weise gelungen, und das Blatt in einer Weise ausgestattet, welche des Dichters, den es darstellt, und des Meisters, der es geschaffen, im hohen Grade würdig ist und ebenso dem kunstsinnigen Eigenthümer und Verleger, Herrn Franz Lipperheide, als der deutschen Kunst zur Ehre gereicht. — Weiterhin erwähnen wir eine Radirung **„der große Kurfürst“** nach dem im Besitz Sr. Hoheit des Herzogs von Anhalt befindlichen Original-Portrait des Adriaen Hannemann (Zeitgenossen Van Dyck's) von Wilhelm Kranskopf (Berlin, Bohne). Das Bild stellt den ersten Begründer von Preußens Macht in der Vollkraft seiner Jahre dar; und die Nachbildung ist mit Glück bemüht, die eigenthümliche Wirkung des Originalgemäldes wiederzugeben. — Ein drittes, uns vorliegendes Blatt ist eine Photographie nach dem berühmten **Christusbilde** von Gabriel Max (Lehmann's Kunsthandlung, Prag), welches, nachdem es früher bereits in London und Wien großes Aufsehen erregt hatte, jüngst auch in Berlin sehr bewundert ward; obgleich hier, wenn wir die Wahrheit sagen wollen, die Virtuosität, mit der es gemalt ist, mehr Staunen bei dem Publicum hervorgerufen, als Zustimmung in der Künstlerwelt gefunden hat.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel in Berlin.**






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2342



